

„Schauplatz Kultur – Zentraleuropa“ greift aus transdisziplinärer und internationaler Perspektive Schlüsselthemen der Kulturwissenschaften auf. In den vier Themenschwerpunkten „Kultur – Gedächtnis – Identität, Pluralität – Transnationalität – Postkolonialismus, Moderne – Postmoderne – Globalisierung, Performanz – Repräsentation – Theater“ wird der Blick auf Zentraleuropa und seine kulturelle Vielfalt gerichtet. Von Zentraleuropa ausgehend werden jene gesellschaftlichen Herausforderungen thematisiert, die gegenwärtig im europäischen wie auch im globalen Zusammenhang von höchster Relevanz sind.

Mit Beiträgen von Urs Altermatt, Aleida Assmann, András F. Balogh, Anil Bhatti, Dieter A. Binder, Barbara Boisits, Emil Brix, Ernst Bruckmüller, Federico Celestini, Andrei Corbea-Hoisie, Johannes Feichtinger, Franz L. Fillafer, Andre Gingrich, Dietmar Goltschnigg, Elisabeth Großegger, Endre Hárs, Waltraud Heindl, Nicole L. Immler, Rudolf Jaworski, Hildegard Kernmayer, Helmut Konrad, Éva Kovács, Jacques Le Rider, Karin Liebhart, Oto Luthar, Elena Manóv, Gertraud Marinelli-König, Helga Mitterbauer, Lottelis Moser, Wolfgang Müller-Funk, Volker A. Munz, Andreas Pribersky, Lucjan Puchalski, Michael Rössner, Otto G. Schindler, Werner Sollors, Andrea Sommer-Mathis, Monika Sommer-Sieghart, Peter Stachel, Jaroslav Strátecký, Werner Suppanz, Werner Telesko, Philipp Ther, Ulrich Tragatschnig, Eva Tropper, Heidemarie Uhl, Bernd Weiler, Gotthart Wunberg und Helene Zand.

Schauplatz Kultur – Zentraleuropa

Schauplatz Kultur – Zentraleuropa

Transdisziplinäre Annäherungen

G E D Ä C H T N I S — E R I N N E R U N G — I D E N T I T Ä T

Feichtinger/Großegger/
Marinelli-König/
Stachel/Uhl (Hrsg.)

Johannes Feichtinger
Elisabeth Großegger
Gertraud Marinelli-König
Peter Stachel
Heidemarie Uhl
(Hrsg.)

Unser vollständiges Programm
und viele weitere Informationen
finden Sie auf:

www.studienverlag.at

ISBN-10: 3-7065-4216-1
ISBN-13: 978-3-7065-4216-6
9 783706 542166

StudienVerlag

StudienVerlag

Johannes Feichtinger/Elisabeth Großegger/
Gertraud Marinelli-König/Peter Stachel/Heidemarie Uhl (Hrsg.)

Schauplatz Kultur – Zentraleuropa
Transdisziplinäre Annäherungen

Moritz Csáky zum 70. Geburtstag gewidmet

Gedächtnis – Erinnerung – Identität
Band 7

Johannes Feichtinger/Elisabeth Großegger/
Gertraud Marinelli-König/Peter Stachel/Heidemarie Uhl (Hrsg.)

Schauplatz Kultur – Zentraleuropa

Transdisziplinäre Annäherungen

StudienVerlag

Innsbruck
Wien
München
Bozen

© 2006

by StudienVerlag Ges.m.b.H.

Amraser Straße 118, A-6020 Innsbruck

e-mail: order@studienverlag.at

www.studienverlag.at

Die Drucklegung dieser Arbeit wurde durch die finanzielle Unterstützung der Magistratsabteilung 7 – Kultur und Wissenschaft – der Stadt Wien, des Bundesministeriums für Bildung, Wissenschaft und Kultur und dem Land Steiermark ermöglicht.

Buchgestaltung nach Entwürfen

von Kurt Höretzeder

Satz: Sabine Krammer

Umschlag: Studienverlag/Karin Berner

Gedruckt auf umweltfreundlichem,
chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

ISBN 3-7065-1????

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Inhalt

Vorwort	11
<i>Aleida Assmann (Konstanz):</i> „Ein geteiltes europäisches Wissen von uns selbst“? Europa als Erinnerungsgemeinschaft	15
<i>Heidemarie Uhl (Wien):</i> Kultur, Politik, Palimpsest. Thesen zu Gedächtnis und Gesellschaft	25
<i>Urs Altermatt (Fribourg):</i> Religion und Nation als Gedächtnis	37
<i>Wolfgang Müller-Funk (Wien):</i> Autobahnen und gotische Runen. Anmerkungen zur Konstruktion des kulturellen Gedächtnisses im modernen Nationalismus	45
<i>Philipp Ther (Frankfurt a. d. Oder):</i> Vom Gegenstand zum Forschungsansatz. Zentraleuropa als kultureller Raum	55
<i>Rudolf Jaworski (Kiel):</i> Ostmitteleuropa als Gegenstand der historischen Erinnerungs- und Gedächtnisforschung	65
<i>Karin Liebhart (Wien)/Andreas Pribersky (Wien):</i> Verhüllen / Enthüllen. Gedächtnispolitik als Politik des Vergessens?	73

<i>Emil Brix (Wien):</i> Geschichtsinterpretationen und Gedächtnispolitik. Das Bild der Habsburgermonarchie in den mitteleuropäischen Staaten seit 1989	83
<i>Peter Stachel (Wien):</i> Franz Joseph Superstar	93
<i>Waltraud Heindl (Wien):</i> „De viris illustribus“. Über Helden, Geschichte und Nation in der österreichischen Monarchie	105
<i>Werner Suppanz (Graz):</i> Das Barock-Zeitalter in der Identitätspolitik des autoritären „Ständestaates“	113
<i>Werner Telesko (Wien):</i> Österreichische Landschaftskunst und Identitätsstiftung im 19. Jahrhundert	123
<i>Barbara Boisits (Wien):</i> Die <i>Denkmäler der Tonkunst in Österreich</i> als vaterländischer Gedächtnisort	131
<i>Hildegard Kernmayer (Graz):</i> Vom Denkmalsetzen in der Literatur. Zu Marie-Thérèse Kerschbaumers Prosatext <i>Der weibliche Name des Widerstands</i>	141
<i>Nicole L. Immler (Wien):</i> Die <i>Familienerinnerungen</i> von Hermine Wittgenstein: Eine Chronik und ihre Narrative als kulturwissenschaftliches Untersuchungsfeld	149
<i>Monika Sommer-Sieghart (Wien):</i> Historische Ausstellungen als „contested space“	159
<i>Ulrich Tragatschnig (Graz):</i> Die Fotografie als Sammlung	167

<i>Eva Tropper (Graz):</i>	
Beschädigte Erinnerung? Fotografische Memoria als Krisendiskurs der Moderne. Eine Re-Lektüre von Roland Barthes' Essay <i>Die Helle Kammer</i>	177
<i>Oto Luthar (Ljubljana):</i>	
Die Schlacht um die Vergangenheit. Historischer Revisionismus in Slowenien nach 1991	185
<i>Ernst Bruckmüller (Wien):</i>	
In einem nahen fernen Land. Als Österreicher in Slowenien	195
<i>Éva Kovács (Wien-Budapest):</i>	
Das Baby im Pionierlager – Ein Versuch zur Zähmung der Erinnerung	205
<i>Werner Sollors (Harvard):</i>	
Kleine Reise in die Baedeker-Vergangenheit	215
<i>Elena Mannová (Bratislava):</i>	
Leutschau – Lőcse – Levoča als multiple Orte des Gedächtnisses	225
<i>Dieter A. Binder (Graz):</i>	
Heimat[en]. Zur Konstruktion des Steirischen	237
<i>Dietmar Goltschnigg (Graz):</i>	
Peter Rosegger und der Kampf ums Heine-Denkmal in Deutschland	243
<i>Franz L. Fillafer (Wien):</i>	
Das Josephinische Trauma und die Sprache der österreichischen Aufklärung	249
<i>Lucjan Puchalski (Breslau):</i>	
Die zentraleuropäische Kulturerfahrung in den polnischen Projekten Constant von Wurzbachs	259

<i>Michael Rössner (München):</i>	
Das leere (zentraleuropäische) Zentrum und die lebendige Peripherie – Gedanken zu Musils „Kakanien“-Kapitel im <i>Mann ohne Eigenschaften</i> in einem lateinamerikanischen Kontext	269
<i>Andre Gingrich (Wien):</i>	
Kulturgeschichte, Wissenschaft und Orientalismus. Zur Diskussion des „frontier orientalism“ in der Spätzeit der k.u.k. Monarchie	279
<i>Anil Bhatti (New Delhi):</i>	
Plurikulturalität und Grenzziehungen. Über eine Erzählung von Sa’adat Hassan Manto	289
<i>Johannes Feichtinger (Wien):</i>	
Das Neue bei Mach, Freud und Kelsen. Zur Aufkündigung der Legitimationsfunktion in den Wissenschaften in Wien und Zentraleuropa um 1900	297
<i>Volker A. Munz (Graz):</i>	
„Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘“. Eine Randbemerkung zur Philosophie der Moderne	307
<i>Bernd Weiler (Friedrichshafen):</i>	
„Would you be ready to join a new movement in anthropology, the ‚Unbelievers‘?“ Zu den Briefen von Siegfried F. Nadel an Meyer Fortes	317
<i>Helga Mitterbauer (Graz-Zagreb):</i>	
Zentraleuropäische Polyphonie – oder: Überlegungen zu einer transkulturellen Literaturwissenschaft	325
<i>Andrei Corbea-Hoisie (Jassy):</i>	
Über „Nachbarn“ und „Fremde“. Der „Prozeß der Zivilisation“ und sein Scheitern in einem Roman von Aharon Appelfeld	335
<i>Endre Hárs (Szeged):</i>	
Vom Menschengeschlecht zur „Menschlichen Nation“. Ferenc Verseghys vorromantischer Nationsbegriff	345

<i>András F. Balogh (Budapest):</i> Von der verlorenen Hoffnung bis zur Ironie – Das südöstliche Zentraleuropa des Hans Bergel und Franz Hodjak	353
<i>Jacques Le Rider (Paris):</i> Malwida von Meysenbug und Österreich	361
<i>Gertraud Marinelli-König (Wien):</i> Lermontovs <i>Traum</i> und Puškins <i>Blutiger Schal</i> : Wie russische Gedichte nach Wien gelangten. Zum „Dialog der Kulturen“ im Vormärz	371
<i>Elisabeth Großegger (Wien):</i> Schauplatz Text. Textrelationen im zeitgenössischen Theater	379
<i>Lottelis Moser (Wien)/Helene Zand (Graz):</i> Das Konzept des Performativen in der Kulturtheorie Hermann Bahrs	389
<i>Andrea Sommer-Mathis (Rom-Wien):</i> Höfisches Fest als ephemere Gedächtniskunst	397
<i>Federico Celestini (Berlin):</i> Die Performanz des Grotesken. Zu Franz Schrekers Oper <i>Die Gezeichneten</i>	407
<i>Otto G. Schindler (Wien):</i> „Schon bekannt die Lazzo“. Die Textsorte „Szenar“ als dialektisches Medium kollektiver Erinnerung und der Prozess der „Zerspielung“. Fallbeispiel <i>Passalisco</i> (Kolin 1760)	415
<i>Jaroslav Stránecký (Brünn/Brno):</i> Libussa und Brandenburger	427

Anstelle eines Nachwortes

Helmut Konrad (Graz):

Die Anfänge des Spezialforschungsbereichs „Moderne. Wien und
Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz 437

Gotthart Wunberg (Tübingen):

Gibt es eine Wiener Variante der Kulturwissenschaften? 443

Die AutorInnen und HerausgeberInnen 447

Personenregister 461

Vorwort

Der vorliegende Band versammelt Texte, die aus der Perspektive unterschiedlicher Fachdisziplinen um vier miteinander verbundene Themenschwerpunkte kreisen: *Kultur - Gedächtnis - Identität, Pluralität - Transnationalität - Postkolonialismus, Moderne - Postmoderne - Globalisierung* sowie *Performanz - Repräsentation - Theater*. Mit diesen Schwerpunktsetzungen werden Fragestellungen aufgegriffen, die in den letzten Jahren unter transdisziplinären Gesichtspunkten vielfach thematisiert wurden und in gewisser Hinsicht so etwas wie grundlegende Themen eines internationalen, sich als „kulturwissenschaftlich“ definierenden Forschungsfeldes bilden. Verbunden werden diese Problemfelder durch übergreifende Fragestellungen, wie jener nach der Komplexität und Mehrdeutigkeit kultureller Codes, nach der Konstruktion von Identitäten bzw. kollektiven Gedächtnissen in komplexen „Kultursystemen“ und nach den Medien, mittels derer gesellschaftliche Sinnstiftungen kommuniziert werden, sowie nach dem Umgang mit ethnisch-kultureller Pluralität in einer spezifisch zentraleuropäischen Ausprägung und im internationalen Vergleich in Vergangenheit und Gegenwart.

Kultur - Gedächtnis - Identität bezeichnen Leitbegriffe einer transdisziplinären kulturwissenschaftlichen Neuorientierung in den Geistes- und Sozialwissenschaften. Dahinter steht die Idee eines umfassenden, kommunikationstheoretischen Kulturbegriffs, unter dem all jene Vokabeln, Zeichen, Symbole und Codes zusammengefasst werden, mittels derer Individuen und Gruppen in einem sozialen Kontext verbal und nonverbal miteinander kommunizieren. Unter Kultur wird also ein „Orientierungssystem“ verstanden, in dem durch Prozesse der Erinnerung, der Aneignung und Zuweisung von Inhalten (Bedeutungen) kontinuierlich „Identitätsbildungen“ stattfinden. Das Interesse richtet sich dabei vor allem auf Prozesse gesellschaftlicher Sinnstiftung: Welche diskursiven Konstruktionen, welche kulturellen Repräsen-

tationen bestimmen das kollektive Gedächtnis, das Wissen über die Vergangenheit? Wie werden gesellschaftliche Bedeutungszuschreibungen im Prozess der Konstruktion kollektiver Identitäten wirksam, in welcher Form werden Identität und Differenz gesellschaftlich „ausverhandelt“? Welche Vorstellungen vom „Anderen“ sind in die Zuschreibungen des Eigenen jeweils eingeschrieben?

Pluralität - Transnationalität - Postkolonialismus. Während Gedächtnis und Identität aber oftmals – etwa im Konzept nationaler „Gedächtnisorte“ – als statisch-homogene Deutungsmuster aufgefasst werden, wirft gerade der Blick auf die zentraleuropäische Region die Frage auf, ob nicht sinnvoller von einer prinzipiellen Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung auszugehen wäre. Dabei wird „Zentraleuropa“, in Anlehnung an die einschlägigen Arbeiten von Moritz Csáky, ausdrücklich nicht als territorial eindeutig abgrenzbare geographische oder politische Einheit verstanden, sondern als ein soziokultureller Raum, der durch übergreifende kulturelle Kommunikation definiert wird. Der „Kulturraum Zentraleuropa“ ist in Vergangenheit und Gegenwart von einer Vielzahl verschiedener Codes, Symbole und Zeichen geprägt, die das Vokabular eines verbindenden, transnationalen „Kommunikationszusammenhangs“ (Architektur, Speisen, soziale Praktiken, Motive der Kunst, Artefakte etc.) darstellen. Durch die Nationalbewegungen des 19. und 20. Jahrhunderts wurden diese Vokabeln eines übergreifenden Kommunikationszusammenhangs oftmals eindeutig-national codiert, regionstypische Mehrfachbezüge wurden gezielt marginalisiert oder eliminiert. Die nationale Vereinnahmung von transnationalen Symbolen wurde dabei unter anderem auch durch die Wissenschaften und verschiedenste Formen medialer Vermittlung, wie zum Beispiel die theatralische Aufführungspraxis des 19. Jahrhunderts, legitimiert. Bis heute wird die nationale Perspektive zum Teil als gleichsam „natürlich“ empfunden – dies trotz zunehmender kultureller „Entgrenzung“ durch die Globalisierung. Die Idee einer transnational orientierten Geschichtsschreibung – die wesentliche Impulse von den Postcolonial Studies erfährt – eröffnet eine neue Forschungsperspektive, die selbstreflexiv auf die Transformationen der Gegenwart Bezug nimmt: Sie greift Aspekte der soziokulturellen Verflechtung auf und hinterfragt die perspektivische Zentrierung auf die Nation und letztlich auch auf den Westen (Europa). Forschungsleitend sind dabei Begriffe wie „geteilte Geschichte“, „histoire croisée“ oder „Vernetzungsgeschichte“.

Moderne - Postmoderne - Globalisierung. Versteht man unter der „Moderne“ nicht bloß eine Benennung bestimmter künstlerischer Strömungen, sondern

die grundlegenden kulturellen und sozialen Veränderungsprozesse der letzten zwei Jahrhunderte, so lässt sie sich als Prozess eines zunehmend beschleunigten soziokulturellen Wandels und wachsender Ausdifferenzierung kennzeichnen, wobei diese Differenzierungsprozesse jedoch vielfach von vereinheitlichenden Erklärungskonzepten mit universalem Geltungsanspruch begleitet wurden. Unter „Postmoderne“ wäre somit nicht einfach eine zeitlich nachfolgende Epoche, sondern eine weitere Dynamisierung bereits für die Moderne kennzeichnender Entwicklungen bei gleichzeitigem Fragwürdigwerden dieser „großen Erzählungen“ (J. F. Lyotard) zu verstehen. „Wien und Zentraleuropa“ waren aufgrund der in dieser Region autochthon vorhandenen ethnisch-kulturellen Heterogenität besonders früh („um 1900“) und nachhaltig mit den Zweifeln an der Legitimität homogenisierender Konzepte konfrontiert, wie sie auch für die heutige, „sich globalisierende“ Kultur und Gesellschaft kennzeichnend sind.

Performanz - Repräsentation - Theater. Die Literatur und besonders das Theater stellen im Rahmen der vorgestellten übergeordneten Fragestellungen besonders interessante Forschungsobjekte dar. So lässt sich etwa das Theater als Ort des Gedächtnisses und Medium der Erinnerung auffassen, das unter Verwendung von fast 2500-jährigen kulturell vielfältigsten Erfahrungsbildern im nationalen wie transnationalen Bedeutungszusammenhang Kultur erzeugend und Identität stiftend wirkt. Theater ist aber auch als Ort der Aufführung, als Kommunikationsraum durch die Interaktion aller Teilnehmer, in der Begegnung von Akteuren und Zuschauern immer gegenwärtig. Performanz meint mithin die im Augenblick der Aufführung entstehende Bedeutung, die Ereignishaftigkeit der im Theaterraum bewirkten Schwellenerfahrung. Durch die Kulturwissenschaft eröffnen sich somit einerseits neue Perspektiven für theaterwissenschaftliche Fragestellungen, andererseits kann das begriffliche Instrumentarium von Performanz und Repräsentation auch über den Bereich theaterhistorischer Fragestellungen hinausgehend für die kulturwissenschaftliche Forschung fruchtbar gemacht werden.

Viele der hier vorgelegten Texte thematisieren mehrere der angeführten Problemfelder und lassen sich nicht eindeutig der einen oder anderen Thematik zuordnen. Dies entspricht in hervorragender Weise einer grundlegenden Ausrichtung der neueren kulturwissenschaftlichen Forschung, die sich gerade darum bemüht, durch inter- und transdisziplinäre Herangehensweisen neue Perspektiven zu eröffnen und gegebene „Ressortzuordnungen“ zu überwinden. Nicht zuletzt spiegelt sich darin auch jener Einfluss, den das wissenschaftliche Werk und die Person Moritz Csákys als Lehrer und/oder

Kollege auf die Verfasser der Beiträge dieses Bandes ausgeübt hat und weiter ausübt. Ihm ist dieser Sammelband daher auch zu seinem 70. Geburtstag gewidmet.

*Johannes Feichtinger, Elisabeth Großegger, Gertraud Marinelli-König,
Peter Stachel, Heidemarie Uhl*

„Ein geteiltes europäisches Wissen von uns selbst“? Europa als Erinnerungsgemeinschaft¹

Aleida Assmann (Konstanz)

Der Zweite Weltkrieg hat einen negativen Fokus und ein positives Erbe: einerseits die Vernichtungen und Verwüstungen, die im Holocaust kumulieren, und andererseits die Europäische Union. Beides hängt eng miteinander zusammen, und damit wiederum hängt zusammen, warum Erinnerungen im neuen Europa eine so große Rolle spielen (müssen). Freilich sind wir auch 60 Jahre später noch weit entfernt von einer einheitlichen Erinnerung; vielmehr sind die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust nach wie vor Gegenstand antagonistischer Perspektiven und konflikträchtiger Erinnerungen. Nationale Erinnerungen lassen sich nicht so einfach in ein transnationales Gedächtnis integrieren. Das hat der Schweizer Autor Adolf Muschg sehr prägnant hervorgehoben, als er schrieb: „Was Europa zusammenhält und was es trennt, ist im Kern eines: das gemeinsame Gedächtnis.“² Um dieses *große* Problem – die Ambivalenz der Erinnerungen in Europa als sowohl bindende wie auch trennende Kraft – soll es in meinem *kleinen* Beitrag gehen, den ich dem emphatischen Europäer und stimulierenden Erinnerungsforscher Moritz Csáky in Dankbarkeit und Bewunderung überreiche.

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs brach keineswegs ein Zeitalter der Erinnerung an. Erinnerungen waren vielmehr politischer Sprengstoff und politisch unbrauchbar in einer Ära, die durch den scharfen weltanschaulichen Gegensatz und militärischen ‚Stellungsfrieden‘ zwischen Ost und West, zwischen Kommunismus und Kapitalismus bestimmt war. In dieser Phase der neuen Feindbilder war es inopportun, sich daran zu erinnern, dass die Sowjetunion ein Teil der Alliierten gewesen war, die gemeinsam den Krieg gegen Hitler und seine Verbündeten siegreich beendet hatten. Nach 1945 wurde die Frontstellung gegen Hitler durch eine neue ersetzt, was dazu führte, dass Erinnerungen eingefroren und Geschichtsbilder auf den politischen Status quo des Kalten Krieges ausgerichtet wurden.

Das änderte sich schlagartig mit dem Jahr 1989, dem Jahr des Mauerfalls und der „samtenen Revolutionen“ in Osteuropa. Das Aufbrechen des bipolaren politischen Rahmens führte, wie immer wieder betont worden ist, zu einer eruptiven Wiederkehr von Erinnerungen und einem ‚Wiedererwachen von Geschichte‘. Mit dem Ende der Ost-West-Konfrontation und der damit einhergehenden bipolaren Vereisung erwachten nicht nur neue Konzeptionen von Geschichte und Gedächtnis, sondern auch von „Europa“, weshalb das Jahr 1989 nachträglich auch das ‚europäische Jahr‘ genannt worden ist. Diese Rückkehr der Erinnerungen hatte im Westen und im Osten Europas jedoch eine jeweils ganz andere, ja zum Teil entgegen gesetzte Wirkung.

Im Westen führte sie – nicht zuletzt auch unter der Bedingung des engeren Zusammenrückens der Nationen in Rahmen der europäischen Integration – zu einem Bröckeln der nationalen Mythen. Im Zuge dieser neuen Erinnerungseruptionen wurden offizielle Geschichtsdeutungen und nationale Mythen erschüttert, wobei sich neue Konfliktlinien auftaten. In einem Aufsatz mit dem Titel *Myth and Memory in Postwar Europe* (1992) hat der New Yorker Politologe Tony Judt gezeigt, dass in der Phase des Kalten Krieges die nationalen Gedächtnisse Europas in einer Weise eingefroren waren, die die politische Systemkonkurrenz bestätigte. Judt rekonstruiert die jeweiligen offiziellen Geschichtsversionen, nach der „alle Verantwortung für den Krieg, seine Leiden und Verbrechen den Deutschen zufiel“, im Hinblick auf deren Wirkung, nämlich dass die Erinnerung an jene Verbrechen, die während des Krieges und danach im jeweiligen regionalen bzw. nationalen Rahmen verübt wurden, „passenderweise vergessen wurde“. ³ Es ging ihm bei dieser Feststellung keineswegs darum, deutsche Schuld irgendwie zu verringern, sondern allein darum zu betonen, welche das eigene Gedächtnis entlastende Wirkung diese Formel auf viele europäische Staaten gehabt hat. Der ungarische Schriftsteller Péter Esterházy hat einen ähnlichen Gedanken geäußert, als er im Oktober 2004 in seiner Friedenspreisrede in der Frankfurter Paulskirche sagte: „Die eigenen Verbrechen durch einen Hinweis auf die deutschen Verbrechen abzudecken ist eine europäische Gewohnheit. Der Hass auf die Deutschen war das Fundament der Nachkriegszeit.“ ⁴

Auf dieser Basis gab es offenkundig zwei transnational anerkannte bzw. „ehrenwerte“ Haltungen, die die nationalen Kollektive für sich in Anspruch nahmen: Opfer und/oder Widerstand. Für die erste Option, die Opferrolle, kann hier als ein Paradigma die österreichische Opferthese stehen, für die zweite Option, Widerstand, kann das Beispiel Frankreich und die Bedeutung der ‚Résistance‘ herangezogen werden. Selbstverständlich hat es in den

europäischen Staaten beides gegeben, Opfer Hitlerdeutschlands und Manifestationen des Widerstands. Deshalb geht es hier auch keineswegs um die unstrittige Rechtmäßigkeit solcher Erinnerungen, sondern allein um die Art und Weise, wie solche Erinnerungen nach dem Zweiten Weltkrieg politisch instrumentalisiert und als Schutzschirm gegen andere, unbequeme und das positive Selbstbild gefährdende Erinnerungen offiziell verfestigt wurden. In der Psychoanalyse spricht man in diesem Zusammenhang von ‚Deckerinnerungen‘: man erinnert sich an etwas, um anderes umso besser vergessen zu können. Auf die Situation des nationalen Gedächtnisses bezogen heißt das: Man erinnert sich an das eigene Leid, um sich nicht an die eigene Schuld erinnern lassen zu müssen. Sich in der Opferrolle zu erinnern kann weiters bedeuten, dass der Blick auf andere Opfer, insbesondere auf die jüdischen Opfer, verstellt wird. Nationale Mythen entstehen dadurch, dass „passende“ partielle Erinnerungen als einheitliche und ausschließliche Erinnerung für das gesamte Kollektiv in Anspruch genommen werden, womit die „unpassenden“ Erinnerungen aus dem nationalen Diskurs und Selbstbild ausgeschlossen bleiben.

Die Entlastungsstrategie der nationalen Mythen wurde in den 1990er Jahren nach und nach zum Gegenstand von Kontroversen. Überall in Europa haben sich die Koordinaten der nationalen Geschichtsbilder verschoben und komplexeren Darstellungen Platz gemacht. In Frankreich hat die Anerkennung der Vichy-Kollaboration den nationalen ‚Mythos der Résistance‘ erschüttert; im Post-Waldheim-Österreich wurde die offizielle Version vom „ersten Opfer“ Hitlerdeutschlands problematisiert, in Italien sind die kommunistischen und faschistischen Erinnerungen nach wie vor gespalten und selbst die Schweiz, als neutraler Staat und Zufluchtsort für viele Flüchtlinge, ist mit der Rolle der Banken und der Abschottung ihrer Grenze als aktuellen „negativen“ Erinnerungsorten konfrontiert.⁵

Unterschiede zwischen West- und Osteuropa

Wenn sich im westlichen Teil Europas mittlerweile ein Bröckeln der nationalen Mythen bemerkbar macht, so deshalb, weil der Blick über die nationalen Grenzen immer mehr zum europäischen Habitus geworden ist. Mit dem doppelten Blick nach innen und nach außen lässt sich die Selbstbezüglichkeit nationaler Mythen immer schwerer aufrechterhalten. Das ist, soweit ich sehe, ein wichtiger Grund für die Tatsache, dass die nationalen Gedächtnisse

in Westeuropa immer „inklusive“ und komplexer werden. Nicht zuletzt die Welle der Entschuldigungsrituale, in denen Staatsoberhäupter überall auf der Welt Verantwortung für die in ihrem (Vorgänger-)Staat begangenen historischen Verbrechen übernehmen, zeigt eine solche ethische Wende in den nationalen Gedächtniskonstruktionen an.

Während im westlichen Europa ein Brüchigwerden der nationalen Mythen zu beobachten ist, ist dies in den östlichen Ländern allerdings keineswegs so selbstverständlich der Fall. „Das Vergessen – ich möchte fast sagen: der historische Irrtum – spielt bei der Erschaffung einer Nation eine wesentliche Rolle, und daher ist der Fortschritt der historischen Wissenschaften oft eine Gefahr für die Nation.“⁶ Die westeuropäischen Nationen müssen es sich offenkundig immer mehr gefallen lassen, ihre nationalen Vergangenheitsbilder am Standard eines sich nach und nach etablierenden gemeinsamen europäischen Geschichtsbewusstseins im Hinblick auf die Ereignisse des Zweiten Weltkriegs und des Holocaust zu messen und zu überprüfen; für die osteuropäischen Nationen ist dies bislang nicht unbedingt der Fall. Hier ist im Gegenteil festzustellen, dass sich nationale Mythen mit erheblicher politischer Stoßkraft neu etablieren und auch in der Gesellschaft großen Widerhall finden.

Als Beispiel kann hier Polen angeführt werden, wo sich der nationale Mythos weiterhin um die Opferrolle dreht. Anders als in Österreich steht hinter der Opfer-Haltung Polens eine lange Erfahrung und Tradition. Das Stichwort ‚Christ of the nations‘ betont den geradezu sakrosankten Status polnischer Martyrologie. Im Lichte dieses tief eingeschliffenen Musters kultureller Erfahrungsverarbeitung ist es nahezu unmöglich, den Status anderer – der jüdischen – Opfer anzuerkennen und sich mit eigener Schuld – etwa der Geschichte des katholischen Antisemitismus – auseinanderzusetzen. Auch hier bewirkt die Verallgemeinerung eines Erfahrungsmusters die Ausblendung und Abweisung anderer, damit nicht vereinbarer Erinnerungen. Nationaler Opferstatus führt zur Selbstimmunisierung gegen Schuld und Verantwortung.⁷

Auch die Ungarn sahen sich in der *longue durée* der europäischen Geschichte als Opfer von Unterdrückung und Fremdherrschaft durch die Osmanen, Habsburger, Nationalsozialisten und Kommunisten. Nach der Wende konnte die neue nationale Selbstbestimmung deshalb auch an diese Erfahrungsmuster wieder anknüpfen. Ähnliches gilt für die Tschechen, deren nationaler Geschichtsmythos um die Erfahrung einer traumatisierenden Niederlage (die Schlacht am Weißen Berge) kreist. Mit der Aufhebung des

verbindlichen sozialistischen Geschichtsbildes kamen diese Geschichtsdeutungen nicht nur wieder zum Vorschein, sie bestimmen auch bis heute wesentlich die Art und Weise, wie die Geschichtserfahrung des Zweiten Weltkrieges verarbeitet wird.

Ein weiteres Beispiel für die Wiederherstellung nationaler Geschichtsmythen, die am inzwischen erreichten transnationalen Stand des historischen Bewusstseins ‚souverän‘ vorbeigehen, ist Russland. Hier erfolgt die Selbstimmunisierung nicht allein durch die Wahrnehmung als Opfer, sondern vor allem auch durch die Hegemonie eines Siegergedächtnisses, in dessen Mittelpunkt der „große vaterländische Krieg“ steht, in dem Hitler besiegt und damit einem untergehenden Europa seine Zukunft zurückgegeben wurde. Die eminente historische Bedeutung der Befreiung von 1945 ist der Kern eines von heroischer Größe bestimmten positiven Selbstbildes, das es nicht zulässt, andere und gegenteilige Züge in dieses Bild einzuzeichnen.

Auf der Ebene des nationalen Gedächtnisses liegen die Probleme anders als auf der Ebene der individuellen Erinnerung. Während subjektive Erinnerungserzählungen durch Unzuverlässigkeit und eine große Bereitschaft zur Umfälschung der Erinnerung charakterisiert sind, besteht das Problem auf der Ebene des nationalen Gedächtnisses in der radikalen Selektivität affirmativer Erinnerungen. So wird im Fall des russischen nationalen Gedächtnisses die historisch richtige Erinnerung an den verlustreichen Sieg über den Nationalsozialismus zu einem breiten Abwehrschild gegen die Erinnerungen an die Opfer des Schreckensregimes der kommunistischen Diktatur. Der Sieg von 1945 wird in der Konstruktion des russischen Gedächtnisses als Privileg in Anspruch genommen, diese spezifische Erinnerungskultur nicht auf den europäischen Prüfstein legen zu müssen. Die Sieger, schrieb Walter Benjamin, schreiben die Geschichte. Ebenso gilt: sie verhindern das Schreiben einer „anderen“ Geschichte, indem sie bis heute die Archive unter Verschluss halten, die den Historikern das notwendige Material dafür liefern könnten. Erinnerung erweist sich damit letztlich rückgekoppelt an die Machtfrage.

Regeln für einen konsensualen Umgang mit Erinnerungen

Erinnerungen sind nicht nur Mittel der Verständigung, sondern können diesem auch im Wege stehen: Sie tragen nicht nur zu einem kritischeren Selbstbild bei, sondern produzieren auch Streit, indem sie alte Wunden wieder

aufreißen und Unversöhnlichkeiten befestigen. Erinnerungen sind deshalb für das europäische Projekt keineswegs nur dienlich, zumal sie in populistischen Medienkampagnen mit Vorliebe präsentiert werden, um alte Feindbilder und Vorurteile zu reaktivieren. Erstaunlicherweise sind bestimmte Affekte auch 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs noch aufrufbar und emotional aufladbar. So lautete beispielsweise am 30. Oktober 2004 die Schlagzeile auf der ersten Seite des *Daily Express*: „Queen refuses to say sorry for war!“ Dieser Artikel erschien unmittelbar vor dem vierten Besuch von Queen Elizabeth in Deutschland in Reaktion auf die Schlagzeile der *Bild Zeitung*, die zwei Tage zuvor gefragt hatte: „Wird sich die Königin endlich entschuldigen?“ Das ist ein triviales Beispiel aus dem Medien-Alltag, welches allerdings zeigt, dass der Kampf der Erinnerungen in Europa unerschwellig weitergeht und alte Fronten tradiert.

Heute ist viel von Vergangenheitspolitik bzw. von Geschichtspolitik die Rede. Was seltener angesprochen wird, sind Regeln, die für einen verträglichen Umgang mit kollektiven Erinnerungen aufzustellen wären. Dazu soll abschließend noch ein Vorschlag gemacht werden: Die Dynamik kollektiver Erinnerung entfaltet sich in einem Zwischenbereich zwischen dem Kollektiv-Politischen und dem Individuell-Psychischen, deshalb sollen im Folgenden Grundsätze formuliert werden, die zwischen dem Strategischen und dem Therapeutischen vermitteln.

1. Unterscheidung von Erinnerung und Argument

Es besteht ein Unterschied zwischen Erinnerung und jenen geschichtspolitischen Argumenten, die sich mit dieser Erinnerung verbinden. Diese Konstellation lässt sich am Beispiel der Gedenkfeierlichkeiten der Dresdner Bevölkerung anlässlich des 60. Jahrestages der Bombenangriffe veranschaulichen: Während einige mit einem Transparent durch die Straßen zogen, auf dem das Wort ‚Bombenholocaust‘ zu lesen war, trafen der Bürgermeister und andere Bürger mit Engländern, Franzosen und Amerikanern zu einer offiziellen Gedenkfeier zusammen, andere stellten wiederum eine Reihe von großen Postern auf, die die Namen der Städte Dresden, Nagasaki, New York und Bagdad trugen. Dieselbe Erfahrung der Bombardierung wurde somit mit drei ganz unterschiedlichen Botschaften verknüpft: einer aggressiv-revanchistischen, einer diplomatisch-versöhnlichen und einer universalistisch-pazifistischen. Erinnerungen verbinden sich somit immer wieder mit unterschiedlichen Argumentationen, aber diese gehen nie naturwüchsig aus ihnen

hervor. Um nicht das maligne Potential von Erinnerungen in Form von Rache, Hass, Ressentiment zu aktivieren, muss zunächst deutlich zwischen dem Erlebten und dem, was dem Erlebten an Ansprüchen oder Konsequenzen zugeschrieben wird, unterschieden werden.

2. Schuld-Aufrechnungsverbot

Eine verbreitete und gänzlich unhaltbare Logik im Kampf um das Gedächtnis ist die Strategie der Aufrechnung. Dabei wird der historische Ereigniszusammenhang als ein Nullsummenspiel interpretiert, bei dem der Nachweis der Schuld des anderen die eigene Schuld automatisch mindert oder tilgt. In diesem argumentativen Wettstreit werden Erinnerungen zu Keulen, die man sich gegenseitig an den Kopf schlägt. Die einzig interessierende Erinnerung ist in diesem Fall die Schuld des anderen, mit der die eigene Schuld ausgelöscht werden soll. Während die Koppelung von Erinnerung und Argument zu einer Instrumentalisierung und Politisierung der Erinnerung führt, führt die Aufrechnung zu einer Relativierung der eigenen Schuld.

3. Opfer-Konkurrenzverbot

Während bei der Aufrechnung von Schuld der eigene Anteil vermindert werden oder ganz verschwinden soll, geht es bei der Konkurrenz von Opfern um den Kampf im Hinblick auf die Anerkennung des eigenen Leids. Das geschieht in Form einer Hierarchie bzw. Konkurrenz der Opfergruppen. „To the 60 million and more“ widmet Toni Morrison ihren Roman *Beloved* und deutet damit die Dimensionen des Traumas der Sklaverei in implizitem Vergleich mit den jüdischen Opfern des Holocaust an. Die Formel, dass das Bessere des Guten Feind ist, lässt sich hier umdrehen: das Schlimmere ist des Schlimmen Feind. Weil Schlimmeres (der Holocaust) erlebt worden ist, ist das Schlimme (Bombenkrieg, Vertreibung) keiner Würdigung zugänglich; denn diese könnte sogleich den Verdacht nähren, dass unter dem Schlimmen das Schlimmere verdeckt, in Frage gestellt und abermals verdrängt werden soll. Der Hierarchisierung der Opfer, die sicher eine wichtige Übergangsstufe in der Aufarbeitung von historischen Traumata gewesen ist, ist der Satz gegenüberzustellen, dass jede/r ein Menschenrecht auf Erinnerung und – in einem bestimmten Rahmen – auch auf die Anerkennung erlittenen Leids hat. Es kann nicht weiterführen, wenn die Einfühlungsverweigerung, die gegenüber den jüdischen Opfern auf so skandalöse Weise auch nach dem Krieg

noch aufrecht erhalten wurde, nun gegenüber anderen traumatisierten Opfern aufgerichtet wird.

4. Von der trennenden (divided) zur geteilten (shared) Erinnerung

Péter Esterházy zog in seiner Friedenspreisrede folgendes negative Fazit über Europa als Erinnerungsgemeinschaft:

[...] was vereinigt sein sollte, ist auseinander gerissen in Selbsthass und Selbstmitleid. [...] Neben der Unwahrheit des ausschließlichen Täters existiert die Unwahrheit des ausschließlichen Opfers und hinter beiden verbirgt sich das unausgesprochene ‚Wir‘ des nationalen Gedächtnisses. [...] Ein geteiltes europäisches Wissen über uns selbst als Täter und Opfer ist noch nicht in Aussicht.

Für Esterházy führt der Weg in eine gemeinsame europäische Erinnerungsgemeinschaft über die Erinnerung eigener Schuld und die Anerkennung der Leiden anderer. Es war die Einfühlungsverweigerung, die den Krieg und den Holocaust möglich gemacht hat, und es ist die Erinnerung, die diese Lähmung ein Stück weit auflösen kann. Eine trennende Erinnerung überlässt die Leidenserinnerung den betroffenen Opfergruppen, während gleichzeitig die Nachfahren der Täter das Vergessen der Schuld und damit die ursprüngliche mörderische Konstellation verlängern. Erst in der Übernahme der ‚anderen‘ Opfererinnerungen wird diese fatale Grenze überschritten und in eine geteilte und verbindende Erinnerung überführt.

5. Kontextualisierung

Eine weitere Entschärfung der malignen Energien von Erinnerung besteht in der Fähigkeit, das Erlebte und Erinnernte in größere Zusammenhänge einzuordnen. Das kann nur nachträglich geschehen und ist eine kognitive Leistung der historischen Bildung. Erinnern findet in der Regel nicht in diesen Kontexten statt: Wer 1945 Haus und Hof verlor und sich mit einem Treck auf eine gefährliche und ungewisse Wanderung nach Westen machte, erlebte dies nicht als eine gerechte Strafe für Hitlers verbrecherischen Angriffskrieg. Es wäre sinnlos, existenzielle Erfahrungen nicht zuzulassen, weil diese die größere Perspektive nicht mit in Rechnung stellen. Die nachträgliche Einsicht in einen historischen Zusammenhang darf die Wahrheit der individuellen Erfahrungen nicht mundtot machen. Das schließt jedoch keineswegs aus, dass die Erinnerung, nachdem sie artikuliert und anerkannt wurde,

später in einem weiteren Horizont eingeordnet werden kann. Erinnerungen können nachträglich durch Einordnung in größere Zusammenhänge umgedeutet und auf diese Weise mit anderen Erinnerungen kompatibel gemacht werden; das hat nichts mit Umfälschung zu tun, sondern mit Horizonterweiterung.

6. Rahmung

Die Europäische Union stiftet den Werte-Rahmen, in dem Vielheit der Erinnerungen ‚aufgehoben‘ ist. Innerhalb dieses Werte-Horizonts der Demokratie, der Zivilgesellschaft und der Menschenrechte behalten die Erinnerungen ihre unverwechselbare Vielfalt und Differenz, sie verlieren jedoch das Trennende, das vor allem in ihrer Tendenz zur Einseitigkeit und Übersteigerung liegt. Durch Eingliederung in einen gemeinsamen Identitäts- und Werte-Rahmen können sie nebeneinander bestehen, ohne die alten Konflikte durch immer neuen Zündstoff wieder zu beleben. Auf diese Weise berühren sich Vergangenheitsbewahrung und Vergangenheitsbewältigung.

„Europa“, so schreibt Adolf Muschg in dem zitierten Aufsatz, „ist eine Schicksalsgemeinschaft“. Diese Schicksalsgemeinschaft könnte eine Erinnerungsgemeinschaft werden, in der nach den unvorstellbaren Gräueltaten des 20. Jahrhunderts alle Leidensgeschichten erinnert werden, integriert in den Rahmen eines gemeinsamen historischen Bewusstseins. Das wäre ein Schritt hin zu Péter Esterházy's Vision eines „geteilten europäischen Wissen über uns selbst als Täter und Opfer“. Dieses Wissen ist noch lange keine Realität, aber sicherlich das große Potenzial, das in dem Projekt der europäischen Einigung enthalten ist.

Anmerkungen

- 1 Ich danke meinen Wiener StudentInnen für wichtige Anregungen: Mag. Regina Fritz und Jan Surnam.
- 2 Adolf MUSCHG, xxx
- 3 Tony JUDT, The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe, in: Daedalus 121 (Fall 1992), S. 83–91, hier S. 87 u. 89.
- 4 Peter ESTERHAZY, Alle Hände sind unsere Hände, in: Süddeutsche Zeitung, 11.10.2004, S. 16.
- 5 Vgl. dazu die Beiträge zu den einzelnen Staaten in Monika FLACKE (Hg.),

Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Mainz 2004 (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin 2004/05).

- 6 Ernest RENAN, Was ist eine Nation?, Vortrag, gehalten an der Sorbonne am 11. März 1882; in: DERS., Was ist eine Nation? und andere politische Schriften, Wien–Bozen 1995, S. 45.
- 7 Vgl. Rudolf JAWORSKI, Geschichtsdenken im Umbruch, in: Andrei CORBEA-HOISIE, Rudolf JAWORSKI, Monika SOMMER (Hg.), Umbruch im östlichen Europa. Die nationale Wende und das kollektive Gedächtnis, Innsbruck u.a. 2004¹ (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 5), S. 27–44.

Kultur, Politik, Palimpsest. Thesen zu Gedächtnis und Gesellschaft

Heidemarie Uhl (Wien)

„Fragen an die deutsche Geschichte“ – so lautete der Titel einer Ausstellung, die 1971 als repräsentatives Projekt einer kritischen historischen Selbstbefragung im Berliner Reichstag eröffnet wurde.¹ Das programmatisch als Fragment – ohne die 1945 gesprengte Kuppel – rekonstruierte Gebäude fungierte allerdings selbst als ein Mahnmal für die Zerstörung der parlamentarischen Demokratie durch den Nationalsozialismus. Und bereits seine Lage – unmittelbar an der Mauer befindlich, mit Sicht auf das in der „Hauptstadt der DDR“ gelegene Brandenburger Tor – verwies auf ein Weiterwirken dieser Vergangenheit in der bundesrepublikanischen Gegenwart, das sich jeder „Normalisierung“ entzog.

Mittlerweile ist die Ausstellung unter dem Titel „Wege, Irrwege, Umwege – Die Entwicklung der parlamentarischen Demokratie in Deutschland“ im Berliner Dom, ehemals im Ostteil der Stadt gelegen, zu sehen. Die Mauer ist verschwunden, das Reichstagsgebäude mit seiner wiedererrichteten Kuppel ist Sitz des Deutschen Bundestages und ein neues Wahrzeichen der deutschen Hauptstadt. Das Brandenburger Tor hingegen wurde zu einem normalen, nachgerade banalen Bestandteil der urbanen Alltagstopographie und erweckt wohl kaum noch das *déjà vu* eines Symbols für das Bedrohungsszenario des Kalten Krieges. Es ist vielmehr das in Sichtweite zum Bundestagsgebäude errichtete, im Mai 2005 nach jahrelangen Debatten seiner Bestimmung übergebene Denkmal für die ermordeten Juden Europas, welches das politische Zentrum des wieder vereinigten Deutschland mit dem *memento* an jene Ereignisse konfrontiert, die gewissermaßen als Antithese nicht allein zu den Grundwerten der Bundesrepublik Deutschland, sondern zu einer an Humanität und Menschenrechten orientierten universalen Weltgesellschaft firmieren.²

Die Transformation der Gedächtnislandschaft Berlins soll hier als Ausgangspunkt für einige Überlegungen zum Zusammenhang von Gedächtnis und

Gesellschaft genommen werden. Dieser Zusammenhang ergibt sich aus zwei – miteinander verschränkten – Aspekten: Zum einen stehen die Genese und erstaunliche Karriere von Gedächtnis als „Leitbegriff“ der kulturwissenschaftlichen Wende in den Geisteswissenschaften (Aleida Assmann)³ in engem Zusammenhang mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen im ausgehenden 20. Jahrhundert; zum anderen sind in die theoretischen Grundlagen des Gedächtnis-Paradigmas unterschiedliche Vorstellungen von Gesellschaft eingeschrieben, die – und das ist die These, die in diesem Beitrag zur Diskussion gestellt werden soll – vor allem bestimmte Praxisformen im Handlungsfeld Gedächtnis erfassen – nämlich jene, die sich mit den Begriffen ‚Kultur‘ und ‚Politik‘ beschreiben lassen. Gedächtnis geht aber nicht in den intentionalen Handlungen zu seiner Generierung bzw. Veränderung auf, sondern ist auch von Prozessen und Logiken einer gewissermaßen sozialen *mémoire involontaire* beeinflusst, für die der Begriff ‚Palimpsest‘⁴ vorgeschlagen werden soll.

Gedächtnis – gesellschaftliche Rahmenbedingungen für die Karriere eines Begriffs

Es ist kein Zufall, dass das wissenschaftliche und gesellschaftliche Interesse an den Formen gesellschaftlicher Erinnerung Mitte der 1980er Jahre deutlich sichtbare Konturen gewinnt – zu einem Zeitpunkt, als zunehmend vom Ende der Moderne oder zumindest von einer Erschöpfung ihrer „utopischen Energien“ (Jürgen Habermas)⁵ die Rede ist. Die Debatten um die Ablösung der Moderne durch ihre *posthistoire* mögen aus heutiger Perspektive an Relevanz eingebüßt haben, sie sind allerdings ein Indikator für die Erosion der epistemologischen Grundlagen moderner Gesellschaften, nämlich der Denkfigur eines teleologischen Modernisierungsprozesses. Zukunftsgewissheit und Fortschrittsglaube, die Vorstellungen von „Aufstieg“ und „Entwicklung“ begannen zu verblassen, nicht zuletzt wurde die „große Erzählung“ (Jean-François Lyotard)⁶ durch das Scheitern des realsozialistischen Experiments, in das noch vage Überreste eines utopischen Potenzials der Moderne eingeschrieben waren, entlegitimiert.

Mit dem Verlust von teleologischen Zukunftsvorstellungen verlagerte sich der Orientierungshorizont für das gesellschaftliche Normen- und Wertesystem zunehmend auf die Vergangenheit. Es ist gerade der Verweis auf diese moralisch-ethische Dimension, mit der die gesellschaftliche Relevanz von Gedächtnis argumentativ begründet wird: „In ihrer kulturellen Überlieferung wird eine

Gesellschaft sichtbar: für sich und für andere. Welche Vergangenheit sie darin sichtbar werden und in der Wertperspektive ihrer identifikatorischen Aneignung hervortreten läßt, sagt etwas aus über das, was sie ist und worauf sie hinauswill.⁷ Mit diesem Statement beschließt Jan Assmann seinen 1988 veröffentlichten Entwurf einer Theorie des kulturellen Gedächtnisses, der als Gründungstext des kulturwissenschaftlichen Gedächtnis-Paradigmas anzusehen ist. In der Sinngebung von Gedächtnis als normative Instanz eines Kollektivs wird aber auch deutlich, worin der entscheidende *Surplus* dieses Ansatzes gegenüber Maurice Halbwachs' Theorie des kollektiven Gedächtnisses liegt, auf die sich Assmann ausdrücklich bezieht: Es geht eben nicht allein um das Aufgreifen von Halbwachs' konstruktivistischem Credo, das sich als Vorwegnahme kulturwissenschaftlicher Positionen interpretieren läßt. Von der Vergangenheit bleibt nur, „was die Gesellschaft in jeder Epoche mit ihren gegenwärtigen Bezugsrahmen rekonstruieren kann“, diesen Schlusssatz der 1925 publizierte Schrift *Les cadres sociaux de la mémoire*⁸ bezeichnet auch Assmann als eine Grundlage seiner Gedächtnis-Theorie, die naturgemäß davon ausgeht, dass Vergangenheit „nur als soziale Konstruktion“ existiert: „Sie wird [...] nicht ‚wiedergefunden‘, sie wird rekonstruiert.“⁹

Assmanns Konzept des kulturellen Gedächtnisses geht allerdings darüber hinaus: Durch die Verschränkung der Begriffe ‚Gedächtnis‘ und ‚Identität‘ bzw. durch die Definition von Gedächtnis als symbolische Ausdrucksform des Selbstverständnisses einer Gruppe bzw. Gesellschaft wird das gesellschaftspolitische Potenzial kollektiver Erinnerung freigelegt. Daraus erklärt sich auch der Streitwert der Repräsentationen des kulturellen Gedächtnisses, die keineswegs neutral, sondern identitätspolitisch aufgeladen und entsprechend umkämpft sind: „Die Gegenstände des kulturellen Gedächtnisses zeichnen sich aus durch eine Art identifikatorischer Besetztheit im positiven (‚das sind wir‘) oder im negativen Sinne (‚das ist unser Gegenteil‘).“¹⁰ Erst die Verbindung zum Konzept der Identität hat die Grundlage für die nachhaltige Karriere des Gedächtnisbegriffs gelegt, darauf hat auch Aleida Assmann kürzlich bei einem Vortrag im Rahmen der „Wiener Vorlesungen“ verwiesen.¹¹

Gerade dieser Zusammenhang läßt sich als Spur zu weiteren gesellschaftlichen bzw. epistemologischen Rahmenbedingungen aufgreifen, die für die Genealogie der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie und für die Resonanz, die sie erfahren hat, von Bedeutung sind: Seit Mitte der 1980er Jahre gewinnen jene Prozesse an Kontur, die Tony Judt als Neuverhandlungen des Geschichtsbildes im Hinblick auf den Ort des Nationalsozialismus in der jeweiligen nationalen Geschichtserzählung beschrieben hat.¹² 1985 wurden durch

die Rede des deutschen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker zum 8. Mai neue Maßstäbe hinsichtlich der Frage gesetzt, wie der Tag der deutschen Kapitulation – ungeachtet individueller Leidenserfahrungen – 40 Jahre nach Kriegsende zu erinnern sei: nämlich als „Tag der Befreiung [...] von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“. ¹³ Die Brisanz dieser Aussage lässt sich u.a. darin erkennen, dass die Frage, ob 1945 als Befreiung oder Besetzung zu beurteilen ist, bis heute in Österreich politisch kontroversiell diskutiert wird. 1986 löste der Historikerstreit bzw. der Konflikt um die Kriegsvergangenheit Kurt Waldheims in der BRD und in Österreich jene gesellschaftlichen Grundsatzdebatten über den Umgang mit der jeweiligen „unbewältigten“ Vergangenheit aus, die generell als eine Signatur europäischer politischer Kultur des ausgehenden 20. Jahrhunderts zu sehen sind. ¹⁴

Das wissenschaftliche Interesse für Gedächtnis und Erinnerung entsteht somit in Koinzidenz mit dem Prozess des Zerbrechens der europäischen Nachkriegsmythen, in denen das jeweils eigene Volk als Opfer der brutalen Unterdrückung durch die NS-Okkupation dargestellt und die Schuldfrage auf Deutschland projiziert und damit externalisiert worden war. ¹⁵ Eine neue Generation, die nicht mehr selbst in die NS-Erfahrung involviert war, stellte neue Fragen an die Geschichte – vor allem die Frage nach individuellen und kollektiven Verstrickungen in die Verbrechen des NS-Herrschaftsapparats, als deren Zentrum zunehmend der „Zivilisationsbruch Auschwitz“ (Dan Diner) begriffen wurde. ¹⁶

Der Perspektivenwechsel auf den Holocaust als „Leitmotiv“ der Geschichte des 20. Jahrhunderts ¹⁷ bricht nicht allein hinsichtlich des historischen Bezugsereignisses mit den Traditionen nationaler Identitätsstiftung, die in der Regel auf die Evozierung von Gefühlen des Stolzes auf die „eigene“ Geschichte abzielen. Die neue Kultur des Erinnerns versteht sich vielmehr als Ort moralisch-ethischer Reflexion, als kritisches Korrektiv bisheriger nationaler Erinnerungstraditionen, ihrer Verdrängungsstrategien und blinden Flecken. Volkhard Knigge, Leiter der Gedenkstätte Weimar/Buchenwald, hat dafür den Begriff des „negativen Gedenkens“ geprägt – die Erinnerung an das, was „wir“ anderen angetan haben, und nicht – wie in der nationalen Gedächtnispolitik üblich – an das, was andere „uns“ angetan haben, ¹⁸ ein Schuldgedächtnis, das sich an der „Guilt of Nations“ ¹⁹ orientiert.

Gedächtnis als Kultur – Gedächtnis als Politik

Ungeachtet der zentralen Rolle von ‚Gesellschaft‘, ‚Kollektiv‘, ‚Gruppe‘ etc. in der kulturwissenschaftlichen Gedächtnistheorie bleibt deren Gesellschaftsbegriff selbst vage und unbestimmt. Im Wesentlichen lässt sich zwischen einem Verständnis von Gedächtnis als Kultur und von Gedächtnis als Politik unterscheiden. Beide Konzepte überschneiden sich zwar vielfach, dennoch liegen ihnen unterschiedliche Vorstellungen über das gesellschaftliche Handlungsfeld Gedächtnis bzw. die damit verbundenen Handlungsformen zugrunde.

Der *kulturorientierte Gedächtnisbegriff* wurde durch die Arbeiten von Aleida und Jan Assmann entwickelt, seine zentrale Fragestellung richtet sich auf die Art und Weise, wie Gesellschaften oft über Jahrhunderte hinweg die „Fixpunkte“ eines „kollektiv geteilten Wissens“ über die Vergangenheit²⁰ tradieren. Die Antwort liegt in der kulturellen Formung, der Ritualisierung und Institutionalisierung gesellschaftlicher Erinnerung: Die Bewahrung dieses „kollektiv geteilten Wissens“, seine „Vererbbarkeit im kulturell institutionalisierten Erbgang einer Gesellschaft“ bedarf der kontinuierlichen „Pflege“. Die von den Religionen definierten „Zeitinseln“, die sich auf Ereignisse beziehen, die oft Jahrtausende zurückliegen, bilden dafür das paradigmatische Beispiel.²¹

Die Vorstellung einer *longue durée*, eines stabilen (wenngleich nicht unveränderbaren) Kanons historischer Bezugspunkte der gesellschaftlichen Erinnerung liegt auch Pierre Noras Konzept der „Gedächtnisorte“ zugrunde.²² Nora verschränkt allerdings bereits in seiner Definition die Begriffe ‚Gedächtnis‘ und ‚Nation‘ – ein Terminus, den Jan Assmann wohl bewusst vermeidet, indem er von „Gruppen“ und „Gesellschaft“ spricht. „Gedächtnisorte“ sind demnach „Orte“ – in allen Bedeutungen des Wortes – [...], in denen sich das Gedächtnis der Nation Frankreich in besonderem Maße kondensiert, verkörpert oder kristallisiert hat“. ²³ Noras Intention richtet sich auf die Erfassung des Symbolhaushaltes der französischen Nation, eines „Inventars des ‚Hauses Frankreich‘“; sie versteht sich explizit als eine „Rückkehr zur nationalen Historiographie“, allerdings nicht mehr in den traditionellen Formen des Schreibens der Nation, sondern „vermittels der Analyse alles dessen, was die Eigentümlichkeiten eines Landes ausmacht“. ²⁴

Die Funktionalisierung von Gedächtnis für die nationale Identitätsstiftung hat vielfach Kritik hervorgerufen. Insbesondere Moritz Csáky hat – mit Verweis auf den Erfahrungshintergrund der ethnisch, sprachlich, kulturell und

religiös paradigmatisch heterogenen zentraleuropäischen Region – die prinzipielle Vieldeutigkeit und Komplexität von Gedächtnisorten betont und auf die Gefahr der retrospektiven Verengung auf nationale Identifikatoren verwiesen – zudem liege die Aufgabe des Historikers, der Historikerin nicht in der Mitwirkung an der Konstruktion eines nationalen Gedächtnisses, sondern vielmehr in der Dekonstruktion des damit verbundenen Mythenrepertoires.²⁵

Dessen ungeachtet hat das Unternehmen der *lieux de mémoire* eine Erfolgsgeschichte zu verzeichnen, die an die Nationalhistoriographien des ausgehenden 19. Jahrhunderts denken lässt. Davon angeregte Nachfolgeprojekte distanzieren sich zwar zumeist vom Modell der Nationalgeschichtsschreibung – „[d]ies ist kein sinnstiftendes oder staatstragendes Projekt“, ist in der Einleitung zu den *Deutschen Erinnerungsorten* zu lesen²⁶, und auch die Herausgeber des österreichischen Äquivalents *Memoria Austriae*²⁷ verwehren sich gegen nationale Vereinnahmungen. Aber bereits das performative Format dieser Kompendien und die Intention, darin die „Generationen überdauernden Kristallisationspunkte kollektiver Erinnerung und Identität“²⁸ zu versammeln, versehen diese Bestandsaufnahmen der Gedächtnisorte einer Nation unhintergebar mit dem *framing* nationaler Identitätsstiftung und mit den damit verbundenen Mechanismen der Inklusion und Exklusion aus der Wir-Gemeinschaft, auf die kritische Theorien nationaler Identität aufmerksam machen.²⁹

Die Konzeptualisierung von *Gedächtnis als Politik* rückt hingegen die Frage nach den Verhandlungen um das Geschichtsbild eines Kollektivs ins Zentrum. Historische Bezugspunkte – wie alle anderen diskursiven und materiellen Repräsentationen kollektiver Identität – erscheinen dabei nicht als stabile Fixpunkte, ihre Position ist immer prekär und vorläufig, Ergebnis eines ständigen Prozesses des „Staging the Past“,³⁰ der „Inszenierungen“ von Vergangenheit auf der Bühne der öffentlichen Kommunikation,³¹ in denen bisherige Traditionen reproduziert und befestigt, aber auch verändert werden können. Mit der Vorstellung einer permanenten Konkurrenz um die Aufrechterhaltung bzw. Veränderung des Kanons an identitätsstiftenden Geschichtsbildern, der sich phasenweise zu einem veritablen Kampf um das Gedächtnis verdichten kann, steht das Verständnis von Gedächtnis als Politik den Cultural Studies nahe, deren Interesse sich vorrangig auf die Konstruktion kollektiver Identitäten im Rahmen von gesellschaftlichen Machtverhältnissen richtet.

Im Hinblick auf eine ‚Übersetzung‘ des theoretischen und vor allem des gesellschaftskritischen Potenzials der Cultural Studies für die Kategorie des Gedächtnisses – die, wie erwähnt, zum Leitbegriff der deutschsprachigen

Kulturwissenschaften wurde – hat Oliver Marchart den schlüssigen Ansatz einer hegemonietheoretischen Gedächtnistheorie formuliert: Das „kollektiv geteilte Wissen“ über die Vergangenheit kann keine neutrale Erzählung sein, sondern ist immer „situierendes Wissen“.³² Diskurse über die Vergangenheit sind daher immer partikular, sie entsprechen der Sichtweise von gesellschaftlichen Gruppen (und nicht eines naturgemäß imaginierten Kollektivs), die mit jeweils unterschiedlicher Definitionsmacht ausgestattet sind und die ihre Sichtweise – in Konkurrenz zu jener von anderen Gruppen – durchsetzen wollen. Worum somit in den Verhandlungen um das Gedächtnis gerungen wird, ist der Ort des Universalen, der imaginierten ‚Wir‘-Gemeinschaft.³³ Demnach können die Gegenstände des kulturellen Gedächtnisses vor allem über gesellschaftliche Machtstrukturen Auskunft geben: als Indikatoren dafür, welchen Gruppen es gelungen ist, ihr partikulares Geschichtsbild als universales, verbindliches Gedächtnis eines Kollektivs zu verankern.

Im Verständnis von Gedächtnis als Politik richtet sich die Aufmerksamkeit dementsprechend weniger auf die Frage nach dem Bewahren und Tradieren von Wissensbeständen, sondern vielmehr darauf, wie bestimmte Deutungsmuster über die Vergangenheit in einem von unterschiedlichen Machtressourcen bestimmten Feld durchgesetzt werden. Begriffe wie Kampf um das Gedächtnis, Konkurrenz um die Deutungsmacht, Strategien und Kalküle im Feld der Geschichts- und Gedächtnispolitik umschreiben die Vorstellungen von sozialem Handeln, die sich mit diesem Konzept verbinden.

Gedächtnis als Palimpsest

In den Handlungsformen einer Kultur des Bewahrens einerseits, einer Politik des Durchsetzens andererseits geht Gedächtnis allerdings nicht gänzlich auf. Vielmehr lassen sich Prozesse beobachten, die dem Verständnis von Gedächtnis als allein intentional bzw. rational fundiertem Projekt entgegenwirken – epistemologische Veränderungen oder vielmehr Verlagerungen des Interesses an der Vergangenheit, die sich nicht auf spezifische Handlungen bzw. Strategien von AkteurInnen zurückführen lassen.

Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung erfolgen auch durch das Verlassen von Gedächtnisorten und der mit ihnen verbundenen sozialen Energie, durch das Erkalten ihres Streitwertes und die Erschöpfung ihres Konfliktpotenzials, die Erosion oder auch das Schwinden jener Bedeutungen und Sinnstiftungen, die sich mit ihnen verbinden.

Den Metaphern des Verblässens können die Vorgänge des Überschreibens und Überlagerns durch neue Perspektiven auf die Vergangenheit gegenüber gestellt werden. Die grundlegend neuen „Fragen an die Geschichte“ verdanken sich zumeist nicht vorrangig einem strategischen Kalkül, die Reaktionen auf geplante Interventionen in das Geschichtsbild können offenkundig nur bedingt abgeschätzt werden. So hatten die GestalterInnen der Ausstellung „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht“ nicht mit dem Ausmaß an öffentlicher Resonanz gerechnet – die Ausstellung sollte zunächst nur in den Räumlichkeiten des Hamburger Instituts für Sozialforschung gezeigt werden. Das eigentliche Großprojekt des Instituts, die Ausstellung „200 Tage und 1 Jahrhundert“ zur Gewaltgeschichte des 20. Jahrhunderts konnte demgegenüber kaum öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen.³⁴

Verblässen und Überschreiben ist allerdings nicht mit der zeitlichen Entfernung eines Ereignisses zum Gegenwartspunkt seiner Rekonstruktion gleichzusetzen – vielmehr geht es darum, ob bzw. welche Obsessionen, Leidenschaften und emotionalen Energien durch historische Bezugspunkte evoziert werden können. Das „kollektiv geteilte Wissen“ über die Vergangenheit ist ja nicht als abrufbarer Bestand an Kenntnissen über ein historisches Ereignis zu sehen, sondern bedarf immer auch einer emotional-affektiven Dimension, um das mit Gedächtnis verbundene Gefühlsrepertoire – Stolz, Sentiment, Betroffenheit, Trauer, Irritation, Verstörung etc. – aufrufen zu können.

Die Denkfigur von Gedächtnis als sozialem Palimpsest soll am Beispiel der Neuverhandlungen der österreichischen Vergangenheit Ende der 80er Jahre verdeutlicht werden. Die bereits erwähnte Debatte um die Kriegsvergangenheit Kurt Waldheims firmiert gemeinhin als österreichische Variante des Zerbrechens der europäischen Nachkriegsmythen und als Konfrontation der ÖsterreicherInnen mit ihrer „verdrängten“ NS-Vergangenheit. Sie ist allerdings zugleich ein paradigmatisches Beispiel dafür, dass Transformationen des Gedächtnisses keineswegs nur auf strategischen Interventionen – etwa von Initiativen historisch-politischer Aufklärung – beruhen: Die negative Resonanz vieler ÖsterreicherInnen vor allem der jüngeren Generation auf Waldheims Rechtfertigung, er habe im Krieg nichts anderes getan als seine „Pflicht [...] erfüllt“, war erstaunlich – zehn Jahre zuvor hatte sich der FPÖ-Vorsitzende und ehemalige SS-Angehörige Friedrich Peter im Hinblick auf den Vorwurf der Involvierung in Kriegsverbrechen exakt mit demselben Argument durchaus erfolgreich verteidigen können.³⁵ Die Waldheim-Debatte 1986 markiert aber vor allem auch eine epistemologische Bruchlinie in der österreichischen Zeitgeschichtsforschung selbst: Ernst Hanisch verortet in dieser

Erfahrung den Ausgangspunkt für die Obsession einer ganzen ZeithistorikerInnengeneration für den Nationalsozialismus und seinen langen Schatten in der Zweiten Republik, die alle anderen Aspekte der österreichischen Geschichte, vor allem jener nach 1945, in den Hintergrund treten lasse. Diese Beobachtung ist allerdings dahingehend zu ergänzen, dass es die HistorikerInnen der 68er Generation waren, die 1986 damit konfrontiert wurden, dass ihre Fragen an die Geschichte – oder ihre Obsessionen – schlagartig an Relevanz eingebüßt hatten: Deren Interesse und Leidenschaft für die Debatte um die Schuld der politischen Lager am Untergang der Ersten Republik und um die Beurteilung des autoritären Ständestaates bzw. Austrofaschismus wurde von einer jungen WissenschaftlerInnengeneration nicht mehr geteilt. Mittlerweile zählt diese Kontroverse ebenso zum Archiv gesellschaftspolitischer Grundsatzdebatten der österreichischen Gedächtnisgeschichte wie der Konflikt um die österreichische Nation und ihre historische Begründung, von dem die 50er und 60er Jahre geprägt worden waren.³⁶

Offenkundig werden die Logiken im Feld des Gedächtnisses nicht allein durch intentionale Handlungsformen der kulturellen Pflege bzw. des politischen Kalküls bestimmt, sondern auch durch die Dimension des Emotional-Affektiven. Die Berücksichtigung dieses Aspekts kann einen Beitrag zur Analyse der Dynamik gesellschaftlicher Erinnerung im Spannungsfeld von Bewahrung und Veränderung leisten. Jedenfalls eröffnet sie einen weiteren Erklärungshintergrund für die Frage, warum bestimmte historische Bezugspunkte im Funktionsgedächtnis³⁷ einer Gesellschaft präsent sind – während andere im Speicher der Geschichte verbleiben oder wieder darin verschwinden.

Anmerkungen

- 1 Die Ausstellung „Fragen an die deutsche Geschichte“ wurde 1971 anlässlich der 100-jährigen Wiederkehr der Gründung des Deutschen Reiches durch das Bundesinnenministerium initiiert und im Reichstagsgebäude eröffnet, sie wurde in der Folge ständig aktualisiert. Seit 1996 befindet sich die Ausstellung im Deutschen Dom, 1999 wurde sie im Hinblick auf das Jubiläum „50 Jahre Deutscher Bundestag“ unter dem Titel „Wege, Irrwege, Umwege – Die Entwicklung der parlamentarischen Demokratie in Deutschland“ neu konzipiert. Vgl. http://www.bundestag.de/bic/presse/2001/pz_0112051.html [Zugriffsdatum 31.1.2006].
- 2 Vgl. Daniel LEVY, Natan SZNAIDER, *Erinnerung im globalen Zeitalter. Der Holocaust*, Frankfurt a.M. 2001 (Edition Zweite Moderne).

- 3 Aleida ASSMANN, Gedächtnis als Leitbegriff der Kulturwissenschaften, in: Lutz MUSNER, Gotthart WUNBERG (Hg.), Kulturwissenschaften. Forschung – Praxis – Positionen, Wien 2002, S. 27–45.
- 4 Zu Palimpsest als Gedächtnis-Metapher vgl. Aleida ASSMANN, Zur Metaphorik der Erinnerung, in: DIES., Dietrich Harth (Hg.), Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung, Frankfurt a.M. 1991, S. 19f.
- 5 Jürgen HABERMAS, Die Krise des Wohlfahrtsstaates und die Erschöpfung utopischer Energien, in: DERS., Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a.M. 1985 (Kleine Politische Schriften 5), S. 141–163.
- 6 Jean-François LYOTARD, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1986.
- 7 Jan ASSMANN, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, in: DERS., Tonio HÖLSCHER (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a.M. 1988, S. 16.
- 8 Maurice HALBWACHS, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Frankfurt a.M. 1985, S. 390.
- 9 Jan ASSMANN, Gedächtnis, in: Stefan JORDAN (Hg.), Lexikon Geschichtswissenschaft. Hundert Grundbegriffe, Stuttgart 2002, S. 97–101.
- 10 ASSMANN, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, S. 13.
- 11 In der Diskussion zum Vortrag von Aleida ASSMANN, Generationsspezifische Vorurteile in der neuen Erinnerungsliteratur, Wiener Vorlesungen, Universität Wien, 27. April 2005.
- 12 Tony JUDT, Die Vergangenheit ist ein anderes Land. Politische Mythen im Nachkriegseuropa, in: Transit 6 (1993), S. 87–120 [The Past is Another Country: Myth and Memory in Postwar Europe, in: Daedalus 4 (1992), S. 83–118].
- 13 <http://www.bundestag.de/parlament/geschichte/parlhist/dokumente/dok08.html> [Zugriffsdatum 31.1.2006].
- 14 Vgl. JUDT, S. 101f.
- 15 Vgl. DERS., S. 91f.
- 16 Dan DINER (Hg.), Zivilisationsbruch. Denken nach Auschwitz, Frankfurt a.M. 1988.
- 17 Vgl. Omer BARTOV, The Holocaust as „Leitmotiv“ of the Twentieth Century, in: Zeitgeschichte 31 (2004) 5, S. xxx; Tony JUDT, Aufzeichnungen aus einem Totenhaus. Erinnern im Europa von heute, in: Europäische Rundschau 33 (2005) 4, S. 105–118 [engl. From the House of the Dead: On Modern European Memory, in: The New York Review of Books 52, 15, 6.10.2005].
- 18 Volkhard KNIGGE, Von der Unselbstverständlichkeit des Guten. Gedächtnis – Bildung – Verantwortung. Festvortrag zum fünfzigsten Geburtstag des Max-Planck-Gymnasiums in Bielefeld, 6.7.2002, http://www.mpg-bielefeld.de/schulinfos/knigge_rede.pdf [Zugriffsdatum 31.1.2006].
- 19 Elazar BARKAN, The Guilt of Nations. Restitution and Negotiating Historical Injustices, New York 2000.
- 20 So die Definition von Gedächtnis in ASSMANN, Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität, S. xxx.
- 21 Ebenda, S. 12–14.
- 22 Pierre NORA (Hg.), Les Lieux de Mémoire, Paris 1984–1992 (²1997).
- 23 DERS., Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Berlin 1990, S. xxx

- 24 Ebenda, S. 9.
- 25 Vgl. Moritz CSÁKY, Gedächtnis, Erinnerung und die Konstruktion von Identität. Das Beispiel Zentraleuropa, in: Catherine BOSSHART-PFLUGER, Joseph JUNG, Franziska METZGER (Hg.), Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktionen von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt, Frauenfeld-Stuttgart-Wien 2002, S. 25–50.
- 26 Etienne FRANÇOIS, Hagen SCHULZE, Einleitung, in: DIES. (Hg.), Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001, S. xxx.
- 27 Emil BRIX, Ernst BRUCKMÜLLER, Hannes STEKL (Hg.), Memoria Austriae, 3 Bde., Wien 2004–2005.
- 28 FRANÇOIS, SCHULZE, Einleitung, S. 18.
- 29 Ruth WODAK u.a., Zur diskursiven Konstruktion nationaler Identität, Frankfurt a.M. 1998; Stuart HALL, Die Frage der kulturellen Identität, in: DERS., Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg 1994, S. 180–222.
- 30 Vgl. Maria BUCUR, Nancy M. WINGFIELD (Hg.), Staging the Past. The Politics of Commemoration in Habsburg Central Europe, 1848 to the Present, West Lafayette/Indiana 2001 (Central European Studies).
- 31 Susanne BREUSS, Karin LIEBHART, Andreas PRIBERSKY, Inszenierungen. Stichwörter zu Österreich, Wien 1995.
- 32 Donna HARAWAY, Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive, in: DIES., Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, hg. v. Carmen Hammer, Immanuel Stieß, Frankfurt a.M.–New York 1995 [engl. Simians, Cyborgs, and Women: The Reinvention of Nature 1991], S. 73–97.
- 33 Oliver MARCHART, Das historisch-politische Gedächtnis. Für eine politische Theorie kollektiver Erinnerung, in: Christian GERBEL u.a. (Hg.), Transformationen gesellschaftlicher Erinnerung. Studien zur „Gedächtnisgeschichte“ der Zweiten Republik, Wien 2005, S. 21–49.
- 34 Walter MANOSCHEK, „Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1944“. Innenansichten einer Ausstellung, in: Zeitgeschichte 29 (2002) 2, S. 64–75.
- 35 Vgl. Heidemarie UHL, Vom Opfermythos zur Mitverantwortungsthese. Transformationen des „österreichischen Gedächtnisses“, in: Monika FLACKE (Hg.), Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, Mainz 2004 (Katalog zur gleichnamigen Ausstellung des Deutschen Historischen Museums Berlin 2004/05), S. 481–508.
- 36 Vgl. Heidemarie UHL, Zeitgeschichtsforschung und „österreichisches Gedächtnis“, in: Zeitgeschichte(n) in Österreich. HistorikerInnen aus vier Generationen. Anlässlich „30 Jahre Zeitgeschichte“, Zeitgeschichte 30 (2003) 6, S. 341–356.
- 37 Zur Unterscheidung von Speicher- und Funktionsgedächtnis vgl. Aleida ASSMANN, Speichern oder Erinnern? Das kulturelle Gedächtnis zwischen Archiv und Kanon, in: Moritz CSÁKY, Peter STACHEL (Hg.), Speicher des Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive 2: Die Erfindung des Ursprungs – Die Systematisierung der Zeit, Wien 2001, S. 15–29.

Religion und Nation als Gedächtnis

Urs Altermatt (Fribourg)

Zwar wurde der Nationalstaat und die durch denselben bestimmte Kultur in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zum zentralen Inklusions- und Exklusionskriterium der modernen Gesellschaft¹, doch blieben Religion und Konfession in europäischen Ländern wie zum Beispiel der Schweiz, Deutschland, den Niederlanden, Polen und Irland während der gesellschaftlichen Modernisierung und Nationalstaatenbildung weiterhin ein bedeutender Faktor.² Charles Taylor spricht in Bezug auf die religiöse Ebene von einer „entscheidenden Markierung für ‚nationale‘ Identitäten“.³ Der religiöse Faktor wirkte dort am nachhaltigsten auf die Entstehung von Nationalstaaten, wo Religion und Kirchen zum Schutzort kultureller Identität wurden.⁴ So vermischten sich in Irland nationale und konfessionelle Freiheitsbewegung miteinander, wodurch sich der nationale Konflikt zu Beginn des 19. Jahrhunderts konfessionalisierte und der Katholizismus politisiert und in einer Massenbewegung organisiert wurde. Die Instrumentalisierung der Religion im Dienste des Nationalismus und die Politisierung der Religion stellen ebenso wie die Sakralisierung der Politik zentrale Themen dar.⁵

Komplexes Verhältnis von Religion und Nation

Wie schon Carlton Hayes 1928 festgestellt hat⁶, können strukturelle und diskursive Parallelen zwischen den Mechanismen nationaler und religiöser Identitätsbildung festgestellt werden: Sakralisierung, Charismatisierung, Auserwähltheitstopos, Aufopferungs- und Erlösungsdiskurse und andere mehr.⁷ „Säkularisierte“ Ideologien formten gerade mit Codes und Bildern aus der religiösen Vorstellungswelt Normen und Verhaltensweisen der Menschen.⁸ Moritz Csáky spricht von einer „säkularisierten religiösen Sprache“ und der Instrumentalisierung „religiöser Mythen und Gestalten“ durch die Nation.⁹

Kategorien wie „Volk“ und „Nation“ wurden gleichsam sakralisiert, religiöse Riten verweltlicht und als säkularisierte Bräuche fortgeführt. Politischer Heldenkult, wie zum Beispiel der Lenin- und Stalin-Kult, trat an die Stelle der Heiligenverehrung. Michael Geyer spricht in diesem Zusammenhang davon, dass christliche Konfessionen als „Symbolspeicher“ begriffen werden könnten, „welche die Nation zur eigenen Erhöhung bzw. Legitimation“ ausschöpft.¹⁰

Es wäre falsch, sich auf die Sakralisierung der Nation und die Ablösung religiöser durch „säkulare“ Riten, Verhaltensweisen und Codes der Nation zu beschränken. Das Verhältnis von Religion und Nation ist viel komplexer. Kann man auf der einen Seite im Falle der Sakralisierung der Nation von der Inkorporation religiöser Elemente unter gleichzeitiger Entleerung des Inhaltes sprechen, so ist auf der anderen Seite die Überlagerung der religiösen und nationalen Ebenen zu beachten.¹¹ In einer kultur- und sozialgeschichtlichen Perspektive ist nach dem Zusammenwirken religiöser und nationaler Identitätskonstruktion zu fragen, d.h. nach der Konfessionalisierung der Nation und der Nationalisierung religiöser Diskurse. Mit Siegfried Weichlein könnte man von der „Versprachlichung“ der Nation durch verschiedene Gesellschaftsgruppen sprechen.¹² Wie wurde die religiöse Symbolsprache in die Konstruktion der nationalen Gemeinschaft als „Heilsgemeinschaft“ eingebaut? Friedrich Wilhelm Graf spricht von „Theologisierung“ der Nation und betont besonders die theologische Semantik religiöser Diskurse.¹³ Auch sind gerade Essentialisierungsmechanismen in der Verbindung von Religion und Nation zu beachten, wie sie etwa in der protestantischen und katholischen Geschichtsschreibung der Schweiz und Deutschlands zum Ausdruck kommen.¹⁴ So präsentierten schweizerische evangelisch-reformierte und national-liberale Historiker die Verbindung von Protestantismus und „Schweizertum“ als für die republikanische Staatsform quasi natürlich und historisch begründet.¹⁵

Mit Blick auf die komplexen Interrelationen von Religion und Nation rücken die Pluralität synchroner und diachroner Gesellschaftsbeschreibungen, Hegemonialkonflikte und die Integrationsprozesse auf politischer, sozialer und kultureller Ebene an zentrale Stelle. Auf den kompetitiven und konfliktiven Charakter der Herausbildung der modernen Nation hat Oliver Zimmer in Bezug auf die Schweiz hingewiesen.¹⁶ An der Konstruktion der Nation waren der Staat und gesellschaftliche Instanzen – Parteien und Vereine – beteiligt, wobei der Wettbewerb und die Konkurrenz in öffentlichen Kontroversen etwa um das Landesmuseum, die Primarschule oder die Geschichtsschreibung zum Ausdruck kamen.¹⁷ Umgekehrt ist gerade in gemischtkonfessionellen Staaten wie Deutschland und der Schweiz die Überlagerung

verschiedener Identitäten – nationaler, regionaler und konfessioneller – zu beachten. Wie Siegfried Weichlein für Deutschland aufzeigt, wurden nicht nur nationale, sondern auch regionale und konfessionelle Identitäten in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch „symbolische Erfindungen“, etwa Erinnerungsfeiern, geschaffen.¹⁸

Religion und Nation als Gedächtnis

Für die Bildung nationaler und religiöser Kommunikationsgemeinschaften spielten „inventions of tradition“ in der doppelten Bedeutung von „Entdeckung“ und „Erfindung“ eine wichtige Rolle: Geschichtsschreibung, Erinnerungsorte, Jubiläen und Riten etc. besaßen nach innen integrative und gegen außen abgrenzende Funktionen.¹⁹ Als kulturelle Konstruktion vergangener Wirklichkeit widerspiegelte und formte Geschichtsschreibung kollektive Gedächtnisse. Nicht nur nationale Gemeinschaften, sondern auch religiöse Kommunikationsgemeinschaften waren über die Konstruktion von Erinnerung und Geschichte „historisch reflexiv“²⁰. In Bezug auf die Bedeutung der Geschichte für die Konstruktion von Identitäten können diese Kommunikationsgemeinschaften als Erinnerungsgemeinschaften bezeichnet werden, die Erinnerung in der Form von Diskursen, Orten, Riten und Festen produzierten, vermittelten und über Generationen tradierten.²¹

Wie Franziska Metzger am Beispiel der Geschichtsschreibung und Erinnerungskultur der Schweiz aufzeigt, wiesen die Katholiken und ihre national-liberalen Konkurrenten in ihren Narrativen ähnliche Diskursmechanismen auf, über welche sie Identitäten konstruierten und politische Ordnungsvorstellungen für die jeweils eigene Gegenwart legitimierten. So funktionierte die Legitimierung von politischen und gesellschaftlichen Modellen in der national-liberalen und katholischen Geschichtsschreibung ähnlich, etwa mit dem Reformator Zwingli auf der einen und dem Exponenten der katholischen Gegenreformation, Kardinal Karl Borromäus, auf der anderen Seite.²² Zudem finden sich auf der lebensweltlichen Ebene religiöser Kommunikationsgemeinschaften Mechanismen von Gedächtnis, etwa in katholischen Wallfahrten und anderen religiösen Riten. So war beispielsweise die Wallfahrt nach Einsiedeln mit dem Gedächtnis an Maria und den heiligen Meinrad, den Patron Einsiedelns, aufs Engste verbunden.²³

Sowohl nationale wie auch religiöse Identitätskonstruktionen kann man als Versuche ansehen, den Zerfall kollektiven Gedächtnisses aufzuhalten, wie er

von Pierre Nora als Ausdruck moderner Gesellschaft beschrieben wird.²⁴ Die Eliten betreiben Geschichts- und Vergangenheitspolitik, um die kulturelle Hegemonie in der Konkurrenz der Weltanschauungen zu erlangen. Geschichtspolitik ist Ausdruck davon, wie Kommunikationsgemeinschaften Erinnerungsdiskurse fixieren und dadurch weltanschaulich-moralische Konzepte in der Politik durchzusetzen versuchen.²⁵

Als moderne Kommunikationsgemeinschaften machten Nation und Katholizismus in der „Postmoderne“ der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast zur gleichen Zeit einen Erosionsprozess durch. Dies ist Ausdruck der Hybridisierung von Geschichte und des Zusammenbruchs von so genannten „Meistererzählungen“ für die nationale und religiöse Identitätskonstruktion.²⁶ Mit der Wende von 1989 beschleunigte sich dieser Prozess. In den heutigen europäischen Gesellschaften stellen wir eine Pluralität von Identitäten unterschiedlicher Kommunikations- und Erinnerungsgemeinschaften fest, die gleichzeitig nebeneinander existieren. Mit Bezug auf den Wandel der Religion, die „transformations du champ religieux“²⁷, spricht Danièle Hervieu-Léger in Umkehrung des bekannten Diktums von Grace Davie „Believing without belonging“ von „Belonging without believing“.²⁸ Doch mehr als uns vielleicht bewusst ist, bilden Religion und Kirchen Teile des kulturellen Gedächtnisses der (post-)modernen Gesellschaften in Europa.

Anmerkungen

- 1 Mit der Thematik Religion und Nation beschäftige ich mich seit Jahrzehnten. Siehe: Der Weg der Schweizer Katholiken ins Ghetto. Die Entstehungsgeschichte der nationalen Volksorganisationen im Schweizer Katholizismus 1848–1919, Zürich–Köln 1972, ³1995; Katholizismus und Moderne. Zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Schweizer Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1989, ²1991; Religion und Nationalismus. Ein Essay, in: *Jaarboek van het Katholiek Documentatie Centrum* (Nijmegen), 24 (1994), S. 12–25; Heimliche Rückkehr des Heiligen, in: *Das Fanal von Sarajevo. Ethnonationalismus in Europa*, Zürich 1996, S. 101–124; Religion und Nation. Die Rolle der Religion bei der Nationalstaatenbildung Europas im 19. und 20. Jahrhundert, in: Dieter RULOFF (Hg.), *Religion und Politik*, Chur–Zürich 2001, S. 27–52; Postreligiöses oder postsäkulares Zeitalter?, in: Moritz CSÁKY, Peter STACHEL (Hg.), *Mehrdeutigkeit. Die Ambivalenz von Gedächtnis und Erinnerung*, Wien 2003, S. 79–91; Religion, Staat und Gesellschaft in der Schweiz, in: *Jüdische Lebenswelt Schweiz. 100 Jahre Schweizerischer Israelitischer Gemeindebund (SIG)*, Zürich 2004, S. 377–387. Am 30. April/1. Mai 2004 organisierte ich zusammen mit Franziska Metzger an der Universität Freiburg ein internationales Kollo-

quium zu Religion und Nation. – Ich danke Franziska Metzger herzlich für ihre Mitarbeit.

- 2 In den letzten Jahren sind viele Werke zum Themenbereich Religion und Politik bzw. Nation erschienen. Aus der breiten Literatur siehe: Heinz-Gerhard HAUPT, Dieter LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in Europa. Mehrkonfessionelle Gesellschaften im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M.–New York 2004; Michael GEYER, Hartmut LEHMANN (Hg.), *Religion und Nation. Nation und Religion. Beiträge zu einer unbewältigten Geschichte*, Göttingen 2004; Hans-Christian MANER, Martin SCHULZE WESSEL (Hg.), *Religion im Nationalstaat zwischen den Weltkriegen 1918–1939*, Stuttgart 2002; Heinz-Gerhard HAUPT, Dieter LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*, Frankfurt a.M.–New York 2001; RUOFF (Hg.), *Religion und Politik*; Alois MOSSER (Hg.), „Gottes auserwählte Völker“. Erwählungsvorstellungen und kollektive Selbstfindung in der Geschichte, Frankfurt a.M. et al. 2001; Helmut WALSER SMITH (Hg.), *Protestants, Catholics and Jews in Germany 1800–1914*, Oxford–New York 2001; Moritz CSÁKY, Klaus ZEYRINGER (Hg.), *Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes*, Innsbruck 2001; Gerd KRUMEICH, Hartmut LEHMANN (Hg.), „Gott mit uns“. *Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert*, Göttingen 2000. Weitere Literaturangaben siehe in den folgenden Fussnoten.
- 3 Charles TAYLOR, *Religion, politische Identität und europäische Integration*, in: *Transit. Europäische Revue* 26 (Winter 2003/2004), S. 166–186, hier S. 175.
- 4 Siehe ALTERMATT, *Religion und Nation*.
- 5 Siehe vor allem auch die Beiträge in: HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in Europa*; GEYER, LEHMANN (Hg.), *Religion und Nation*; MANER, SCHULZE WESSEL (Hg.), *Religion im Nationalstaat*; HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*; RUOFF (Hg.), *Religion und Politik*; KRUMEICH, LEHMANN (Hg.), „Gott mit uns“.
- 6 Carlton J. H. HAYES, *Essays on Nationalism*, New York 1928, hier S. 93–125.
- 7 Zum Auserwähltheitstopos: Michael GEYER, *Religion und Nation – Eine unbewältigte Geschichte*, in: GEYER, LEHMANN (Hg.), *Religion und Nation*, S. 11–32, insbesondere S. 25; Hartmut LEHMANN, *Die Säkularisierung der Religion und die Sakralisierung der Nation im 20. Jahrhundert: Varianten einer komplementären Relation*, in: MANER, SCHULZE WESSEL (Hg.), *Religion im Nationalstaat*, S. 13–27; Friedrich Wilhelm GRAF, *Die Wiederkehr der Götter. Religion in der modernen Kultur*, München 2004, insbesondere S. 128–129; Friedrich Wilhelm GRAF, *Die Nation – von Gott „erfunden“? Kritische Randnotizen zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung*, in: KRUMEICH, LEHMANN (Hg.), „Gott mit uns“, S. 285–317. – Zu Sakralisierung und Absolutheitsanspruch: Peter WALKENHORST, *Nationalismus als „politische Religion“? Zur religiösen Dimension nationalistischer Ideologie im Kaiserreich*, in: Olaf BLASCHKE, Frank-Michael KUHLEMANN (Hg.), *Religion im Kaiserreich. Milieus – Mentalitäten – Krisen*, Gütersloh 1996, S. 503–529. – Zur Charismatisierung: Siegfried WEICHLEIN, *Der Apos-*

tel der Deutschen. Die konfessionspolitische Konstruktion des Bonifatius im 19. Jahrhundert, in: Olaf BLASCHKE (Hg.), *Konfessionen im Konflikt. Deutschland zwischen 1800 und 1970: ein zweites konfessionelles Zeitalter*, Göttingen 2002, S. 155–179. – Zu Aufopferungs- und Erlösungstopoi: Dietmar KLENKE, *Deutsche Nationalreligiosität zwischen Vormärz und Reichsgründung. Zur innen- und außenpolitischen Dynamik der deutschen Nationalbewegung*, in: *Historisches Jahrbuch* 123 (2003), S. 389–447, insbesondere S. 400–409. Zu diesen Mechanismen siehe auch: Franziska METZGER, *Histories of the nation in Germany and Switzerland: overlapping communities of discourse and memory*, Vortrag auf dem Workshop des Projektes der European Science Foundation *Representations of the Past*, Budapest 21.–23. Oktober 2004.

- 8 Siehe etwa: CSÁKY, ZEYRINGER (Hg.), *Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes*; Moritz CSÁKY, Elena MANNOVÁ (Hg.), *Collective Identities in Central Europe in Modern Times*, Bratislava 1999.
- 9 Moritz CSÁKY, *Paradigma Zentraleuropa: Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes. Religion – Mythos – Nation. Einführende Überlegungen*, in: CSÁKY, ZEYRINGER (Hg.), *Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes*, S. 9–17, hier S. 11.
- 10 GEYER, *Religion und Nation – Eine unbewältigte Geschichte*, hier S. 21.
- 11 Siehe für gleiche und ähnliche Fragestellungen verschiedene Beiträge der unter Anm. 1 genannten Literatur.
- 12 Siehe Siegfried WEICHLEIN, *Nationsverständnis und Staatskritik im deutschen Katholizismus des 19. und 20. Jahrhunderts*, Vortrag am Internationalen Kolloquium „Religion und Nation“ an der Universität Freiburg vom 30. April/1. Mai 2004. Siehe auch: Siegfried WEICHLEIN, *Nationalismus als Theorie sozialer Ordnung*, in: Thomas MERGEL, Thomas WELSKOPP (Hg.), *Geschichte zwischen Kultur und Gesellschaft. Beiträge zur Theoriedebatte*, München 1997, S. 171–200; Siegfried WEICHLEIN, *Nation und Region. Integrationsprozesse im Bismarckreich*, Düsseldorf 2004; Urs ALTERMATT, Franziska METZGER, *Religion und Kultur. Zeitgeschichtliche Perspektiven*, in: *Schweizerische Zeitschrift für Religions- und Kulturgeschichte* 98 (2004), S. 185–208.
- 13 GRAF, *Die Wiederkehr der Götter*, S. 123–132, hier S. 124.
- 14 Siehe METZGER, *Histories of the Nation*; Hedda GRAMLEY, *Christliches Vaterland – einiges Volk. Zum Protestantismus und Nationalismus von Theologen und Historikern 1848 bis 1880*, in: ECHTERNKAMP, MÜLLER (Hg.), *Die Politik der Nation*, S. 81–105; Oliver ZIMMER, *Circumscribing Community: Swiss Nationhood in the Long Nineteenth Century*, in: Mark HEWITSON, Timothy BAYCROFT (Hg.), *Nationalism in Europe 1789–1914: Civic and Ethnic Traditions*, erscheint demnächst.
- 15 Siehe Franziska METZGER, *Die Reformation in der Schweiz zwischen 1850 und 1950. Konkurrierende konfessionelle und nationale Geschichtskonstruktionen und Erinnerungsgemeinschaften*, in: HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in Europa*, S. 64–98.
- 16 Vgl. Oliver ZIMMER, *A Contested Nation. History, Memory and Nationalism*

- in Switzerland, 1761–1891, Cambridge 2003, hier S. 14–15. Zu Deutschland: Helmut WALSER SMITH, *German Nationalism and Religious Conflict. Culture, Ideology, Politics*, Princeton 1995.
- 17 Vgl. ZIMMER, *A Contested Nation*, hier S. 243–245.
 - 18 Vgl. WEICHLEIN, *Nation und Region*, hier S. 378.
 - 19 Siehe für den Komplex von Geschichtsschreibung, Erinnerung, Nation und Religion u.a.: WEICHLEIN, *Der Apostel der Deutschen*; METZGER, *Die Reformation in der Schweiz zwischen 1850 und 1950*; Stephan LAUBE, *Konfessionelle Brüche in der nationalen Heldengalerie – Protestantische, katholische und jüdische Erinnerungsgemeinschaften im deutschen Kaiserreich (1871–1918)*, in: HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*, S. 293–332; Kevin CRAMER, *The Cult of Gustavus Adolphus: Protestant Identity and German Nationalism*, in: SMITH, CLARK (Hg.), *Protestants, Catholics and Jews in Germany*, S. 97–120; Holger Th. GRÄF, *Reich, Nation und Kirche in der groß- und kleindeutschen Historiographie*, in: *Historisches Jahrbuch*, 116 (1996), S. 367–394; Barbara STAMBOLIS, *Nationalisierung trotz Ultramontanisierung oder: „Alles für Deutschland. Deutschland aber für Christus“*. Mentalitätsleitende Wertorientierung deutscher Katholiken im 19. und 20. Jahrhundert, in: *Historische Zeitschrift* 269 (1999), S. 57–97; ALTERMATT, METZGER, *Religion und Kultur*.
 - 20 WEICHLEIN, *Nationalismus als Theorie sozialer Ordnung*, hier S. 198.
 - 21 Siehe ALTERMATT, METZGER, *Religion und Kultur*, hier S. 205–206. Siehe auch: HAUPT, LANGEWIESCHE, *Nation und Religion – zur Einführung*, in: HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in der deutschen Geschichte*, S. 11–29, hier S. 18–19.
 - 22 Siehe METZGER, *Die Reformation in der Schweiz zwischen 1850 und 1950*. Für Böhmen und Mähren: Martin SCHULZE WESSEL, *Die Konfessionalisierung der tschechischen Nation*, in: HAUPT, LANGEWIESCHE (Hg.), *Nation und Religion in Europa*, S. 135–149; Martin SCHULZE WESSEL, *Konfessionelle Konflikte in der Ersten Tschechoslowakischen Republik: Zum Problem des Status von Konfessionen im Nationalstaat*, in: MANER, SCHULZE WESSEL (Hg.), *Religion im Nationalstaat*, S. 73–101; für Ungarn: Árpád VON KLIMÓ, *Nation, Konfession, Geschichte. Zur nationalen Geschichtskultur Ungarns im europäischen Kontext (1860–1948)*, München 2003.
 - 23 *Zur Einsiedler Wallfahrt: Kari KÄLIN, Schaubühne der Ultramontanen. Wallfahrt nach Einsiedeln von 1864–1914*, Freiburg/Schweiz 2005.
 - 24 Vgl. Pierre NORA, *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*, Frankfurt a.M. 1998, hier S. 31.
 - 25 Zur Geschichtspolitik siehe u.a.: Edgar WOLFRUM, *Geschichte als Waffe. Vom Kaiserreich bis zur Wiedervereinigung*, Göttingen 2002; Petra BOCK, Edgar WOLFRUM (Hg.), *Umkämpfte Vergangenheit. Geschichtsbilder, Erinnerung und Vergangenheitspolitik im internationalen Vergleich*, Göttingen 1999. Generell überwiegen in Bezug auf die Geschichtspolitik Beiträge zur neueren Zeitgeschichte nach 1945.
 - 26 Siehe u.a.: Konrad H. JARAUSCH, Michael GEYER, *Shattered Past. Reconstruc-*

- ting German Histories, Princeton-Oxford 2003, 37-60; Daniel LEVY, Natan SZNAIDER, Erinnerung im globalen Zeitalter: Der Holocaust, Frankfurt a.M. 2001, hier S. 15; Christoph CORNELISSEN, Lutz KLINKHAMMER, Wolfgang SCHWENTER, Nationale Erinnerungskulturen seit 1945 im Vergleich, in: Christoph CORNELISSEN, Lutz KLINKHAMMER, Wolfgang SCHWENTER (Hg.), Erinnerungskulturen. Deutschland, Italien und Japan seit 1945, Frankfurt a.M. 2003, S. 9-27; Urs ALTERMATT, Verspätete Thematisierung des Holocaust in der Schweiz, in: Georg KREIS (Hg.), Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933-1945, Basel 2004, S. 31-55; Franziska METZGER, Diskurse des Krieges. Komparative Thesen zu katholischen Erinnerungsdiskursen des Zweiten Weltkrieges in Österreich und der Schweiz, in: Karl-Joseph HUMMEL, Christoph KÖSTERS (Hg.), Kirchen im Krieg. Europa 1939-1945, Paderborn (erscheint demnächst).
- 27 Vgl. Danièle HERVIEU-LÉGER avec la collaboration de Françoise CHAMPION, Vers un nouveau christianisme? Introduction à la sociologie du christianisme occidental, Paris 1986, hier S. 218.
- 28 Vgl. Danièle HERVIEU-LÉGER, Religion und sozialer Zusammenhalt in Europa, in: Transit. Europäische Revue 26 (Winter 2003/2004), S. 101-119, hier S. 104. Siehe Grace DAVIE, Religion in Britain Since 1945: Believing Without Belonging, Oxford 1994.

Autobahnen und gotische Runen. Anmerkungen zur Konstruktion des kulturellen Gedächtnisses im modernen Nationalismus

Wolfgang Müller-Funk (Wien)

In seiner Analyse des Nationalsozialismus schreibt Leo Trotzki 1933, dass dessen Programm „einfach von der Wirklichkeit abgetrennt“ und in „Ritualhandlungen aufgelöst“ werde. Die Rückkehr zur gotischen Schrift interpretiert der marxistische Beobachter als „symbolische Vergeltung für das Joch des Weltmarkts“, und die Straßen des Dritten Reiches seien „mit Symbolen ausgelegt“.¹ Stillschweigend wird hier eine Revision des marxistischen Basis-Überbau-Schemas vorgenommen. Dieser ökonomische Determinismus geht nämlich davon aus, dass die Welt der Ideen, aber auch Kunst und Politik von den ökonomischen Strukturen und ihren Veränderungen determiniert sind und diese, zuweilen auch verzerrt, widerspiegeln. Der Begründer einer systematischen Theorie des Ideologischen war Francis Bacon², der in seiner nachplatonischen Idolenlehre die Idole des Stammes, der Höhle, des Marktes und des Theaters unterschieden hat. Ethnische Befangenheit, Unwissenheit, ökonomischer Reduktionismus und mediale Repräsentation sind die zentralen Formen von Reduktion und Betriebsblindheiten, die den Blick auf die Dinge verstellen. Sie resultieren, wie man heute mit Pierre Bourdieu sagen könnte, aus den Spielregeln der jeweiligen symbolischen Felder.³

Trotzki wiederum geht in seiner Analyse des Nationalsozialismus davon aus, dass gerade das Kontrafaktische, d.h. das der modernen Ökonomie zuwiderlaufende Moment, die ideologische Anziehungskraft der Hitlerbewegung ausmacht.

Die nationalsozialistische Weltanschauung ist demnach keine verzerrte Wiedergabe der gesellschaftlichen Wirklichkeit der Moderne, sondern deren absichtsvoller Kontrast. Offenkundig ist der Begriff der „Ideologie“ dafür allerdings nicht zureichend. Trotzki vermeidet ihn interessanterweise und spricht von „Illusion“. Dieser Terminus taucht nicht zufällig auch in Freuds Schrift *Die Zukunft einer Illusion* (1927) auf. Hier wird die Illusion dezidiert vom Irrtum abgegrenzt. Die Illusion hat eine reale, wenn auch nicht ökonomische

mische ‚Basis‘. Sie entspringt einem Wunschdenken, das den Widerstand der Realität brechen will.⁴ Trotzki interpretiert den Nationalsozialismus als ein symbolisches Netz kleinbürgerlicher Illusionen, die aus den Ängsten vor der damaligen Modernisierung und Globalisierung geboren sind.

Der König bzw. der moderne Massenführer ist demnach kein Irrtum, sondern beruht auf einer Wunschkonstruktion. Die Würde des Königs steckt nicht so sehr „in seinem Hermelinmantel und in der Krone“ oder „in seinem Fleisch und Bein“. Er ist eine Phantasmagorie, die von den Wünschen, Interessen und Vorurteilen der Menschen getragen ist. Er ist eine symbolische Figur. Bricht diese Konstruktion zusammen, dann steht er symbolisch bloß da „als ein verbrauchter Herr mit herabhängender Oberlippe“, so wie Alfons XIII., der seines Throns verlustig gegangen ist. Umgekehrt avanciert ein unscheinbarer Mann mit Schnurrbart, der so aussieht wie ein Handlungsgehilfe, zum charismatischen Führer des Deutschen Reiches.

Trotzkis Bemerkung weist einen Weg aus den theoretischen und politischen Sackgassen der Marx’schen Theorie. Erst als sich die marxistische Gesellschaftstheorie aus dem engen Korsett ökonomistischer Erklärungsmuster zu befreien vermochte, konnte sie eine Kulturtheorie vorlegen, die analytisch präzise ist, die Phänomene in ihrer ‚Eigenart‘ ernst nimmt und sie nicht vorschnell als Irrtümer abtut. Im deutschsprachigen Bereich ist diese Wende mit der Kritischen Theorie, im angelsächsischen Bereich mit den *Cultural Studies* verbunden.

Die Produktivität der kulturellen Wende in den Humanwissenschaften lässt sich am Beispiel von Phänomenen wie Gedächtnis und Nation anschaulich vorführen. Denn zweifelsohne treffen Ansätze, die den Nationalismus vornehmlich als eine ideologische und geistesgeschichtliche Erscheinung verstehen, nicht den Kern der Sache. Sie übersehen die tragende kulturelle Funktion und die identitätsstiftende Rolle jenes Nationalismus, dessen gedankliche Armut ganz offenkundig ist – dass der Nationalismus in seiner Geschichtsmächtigkeit unterschätzt worden ist, wie Isaiah Berlin einmal angemerkt hat, hängt damit aufs Engste zusammen.⁵ Auch funktionalistische Ansätze wie jener von Ernest Gellner können nicht erklären, warum der moderne Nationalstaat, der sich in Verwaltung, Bildung und Medien homogenisiert, zu mythischen Konstruktionsmustern greift, die Trotzki am deutschen Nationalsozialismus aufgefallen sind.

Nun lässt sich, über Trotzki hinaus, zeigen, dass der kontrafaktische Symbolismus des Nationalsozialismus – *Runen* gegen den *Weltmarkt* – eine lange historische Vorlaufzeit hat. Er gründet in jenem Prozess, den man als „ima-

gined community“ (Benedict Anderson), als Erfindung von Traditionen (Eric Hobsbawm) oder als „Industriereligion“⁶ bezeichnet. Es ist der nationalistische Code, der diese „andere“, mythische Zeit (Octavio Paz) beschwört und ein kulturelles Gedächtnis ganz eigener Art hervorbringt.⁷

Manfred Frank hat die Entstehung der Neuen Mythologie in Deutschland von der Frühromantik bis ins Dritte Reich verfolgt.⁸ Die Romantiker, aber auch Hölderlin hatten einen Mythos nach der Aufklärung etablieren wollen, der das Werk der sich integrierenden Künste (Gesamtkunstwerk) sein und für die moderne Menschheit ein einigendes symbolisches Band bilden sollte. Letztendlich erwies sich der Nationalismus als dieser symbolische Kitt. Diese kollektive Ahnenreligion nimmt den verwaisten Platz der Religion nach dem Tod Gottes ein. Bezeichnenderweise werden mit den Heiligen der alten Kirche auch die historischen Landespatrone im 19. Jahrhundert in den Hintergrund gedrängt – in Mitteleuropa Stephan (István), Wenzel (Václav) und Leopold. Die Abwendung von der christlichen Symbolik und die Entdeckung eines Heldentums mit unverkennbar paganischer Zeichensprache sind charakteristisch für das nach-napoleonische Europa. Hermann, der ‚Deutsche‘, der verwegene Árpád und die Seherkönigin Libussa zum Beispiel sind Konfigurationen des Archaischen, Vorchristlichen. In ihnen manifestiert sich der kollektive Wunsch, nicht nur vor die Aufklärung, sondern auch vor das Christentum zurückzukehren.

Im Falle von Klopstock, dem wir ein blutrünstiges Weihespiel über Hermann, lange vor Kleist, verdanken,⁹ ist das besonders augenfällig. Indem Autor und Publikum bzw. Rezipient in diese anfängliche Zeit eintauchen, vergessen sie, dass sie aufgeklärte, christlich sozialisierte Menschen und keine germanischen Druiden sind, die das Volk zum heroischen Opfer anstacheln. Was der nationalistische Mensch vergessen soll, ist, dass er, zumindest in seinem kulturellen Selbstanspruch, die Logik der Opfergesellschaft durchbrochen hat, und zwar unabhängig davon, ob er gläubig, atheistisch oder agnostisch ist. In nationalen Weihespielen seit dem 18. Jahrhundert wird also, quer zur eigenen Aufklärung, das Opfer wieder re-installiert.¹⁰ Um der Nation zur Wiedergeburt zu verhelfen, ist Opferblut vonnöten, das Blut des eigenen wie des fremden Volkes. Der Vertrag, der Ungarn einigt, ist mit Blut geschrieben, und mit Blut schreibt der sterbende Lyriker Petöfi auf einem imposanten Gemälde des 19. Jahrhunderts das Wort „Heimat“.¹¹

So bedeutet der nationale Mythos sowohl ein Erinnern als auch ein Vergessen: Indem der Rezipient die mythische Zeitreise antritt, vergisst er, dass er ein Mensch des 19., 20. oder auch des 21. Jahrhunderts ist. Gleichzeitig wird

er aber an seine ‚wahre‘ Identität erinnert. Der Nationalismus funktioniert psychoästhetisch wie ein Weckruf, der den Bewohner dieses symbolischen Raumes aus vermeintlich uralter Zeit ereilt.

Form und Funktion des Mythos sind im Kontext eines erweiterten Begriffs von Kultur für das Verständnis und die Dauerhaftigkeit des Nationalismus, der alle Ismen des 19. und 20. Jahrhunderts überlebt zu haben scheint, von Belang: Man kann den Mythos als eine symbolische Konstruktionsform begreifen, entlang derer kulturelles Gedächtnis und kollektive Identität etabliert werden.

Der Mythos ist etwas, das einen Anfang macht. Im kulturellen Gedächtnis ist es die Gründungsurkunde der eigenen Identität. Identität heißt Selbst-Bestand, Gleich-Bleiben im Wandel der Zeit. Der Wunsch nach Identität und die panische Angst vor deren Verlust spiegeln sich in der Dauerhaftigkeit der verwendeten Speichermedien; Stein, Bronze, Zinn.

Indem das Selbst, das *Ipse*,¹² sich zeitlich als dauerhaft und stabil imaginiert, vergisst es seine Fragilität und Veränderlichkeit. Es ist im Taumel der archaischen heroischen Zeit erstarrt. Die mythische Zeit ist *plus quam perfekt*; die Weihespiele und Gedächtnisorte der nationalistischen Kultur machen sie gegenwärtig. Im „Tigersprung“ (Walter Benjamin)¹³ ist der Besucher von Panoramen, Schlachtgemälden, theatralischen oder filmischen Vorführungen im Teutoburger Wald, auf dem Amselfeld, auf dem Marchfeld, in Visegrad oder erlebt mit Arpad die ungarische Landnahme. Er taucht ein in eine „fremde Welt, in der das Abenteuer herrscht“.¹⁴ Schon Friedrich Hölderlin hat das alte Griechenland sprachgewaltig beschworen. Für einen Augenblick, am höchsten Punkt der Identifikation, scheint die Kluft der Zeit verschwunden zu sein. Der nacherlebte Anfang ist die akute, emotional aufgeladene Erinnerung an die Geburt der Nation.

Zu diesem Anfang kehrt der Mensch des nationalistischen Zeitalters zurück, er beschwört ihn rituell im Kreislauf des Jahres, das anlog zum katholischen Kalender von Nationalheiligen symbolisch besetzt ist (die auch in die Medien der Ökonomie und des Transports, in Geldscheine und Briefmarken eingeschrieben sind), und durch das ‚Medium‘ der Künste.

Der Held, ein Wesen so nah wie fern, ist eine unvermeidliche Konstruktion des nationalen Gedächtnisses, das die Erfindung der Nation als Wiedergeburt feiert. Hier ist in das neue nachchristliche kulturelle Gedächtnis-Uhrwerk ein rhetorischer Alarmismus eingebaut, ein Weckruf, um die schlafende Nation aus ihrem Dornröschen-Tiefschlaf zu reißen.¹⁵ In der ästhetischen Konstruktion verschwindet der Erzähler hinter der vorzeitlichen Heldenge-

stalt, in deren Namen der Ruf ergeht. Die Vorfahren werden zu jenen übermächtigen Figuren, zu denen wir aufschauen und die die vermeintliche Wiedererlangung der Ehre einfordern.

Der nationale Held aus voranfänglicher Zeit, der heroische Geburtshelfer oder Urvater der Nation, die im kulturellen Gedächtnis des 19. Jahrhunderts zeitlich wie räumlich homogen und stabil konstruiert wird, macht sinnfällig, dass die Wiedererlangung der nationalen Einheit nur durch die heroische Tat möglich ist, nicht nur wegen des Widerstandes der jeweiligen feigen Bedrücker, sondern auch um der eigenen symbolischen Reputation willen.

Der Held ist, wie Otto Rank gezeigt hat, eine Figur, die oftmals aus dem Dunkel kommt. Seine Geburt war bedroht (Herakles, Moses), seine Herkunft ist unbestimmt (Parzival, Gilgamesch). Dieses mysteriöse Manko der Geburt ist zugleich Zeichen seiner Auserwähltheit. Zur narrativen Logik des Heldenhaften gehört der dramatische Aufstieg vom Dunkel ins Licht.¹⁶ Das unterscheidet ihn von den ordentlichen Stammbaumbesitzern, die sich in einer nicht abreißenden Kette von Vorfahren befinden, die ihnen in die Wiege gelegt worden ist.

Der Held hingegen ist jene Wunschfigur, die zum Siegen verurteilt ist, um den Mangel der Geburt zu kompensieren. Insofern spiegelt sich in der Unruhe und im Eifer dieser Helden auch die innere Ungeduld jener Ethnien und ihrer intellektuellen Repräsentanten, die die Wiedergeburt ihrer Nation heroisch beschwören. Der Heros am Anfang verbürgt die künftige Größe der Nation. Die selbstläufige Logik des nationalistischen Narrativs korrespondiert mit dem von Thomas Carlyle beschworenen „platonischen Gleichnis von einem Menschen, der in einer finstern Höhle zu Mannesalter herangewachsen, und plötzlich an das Licht gebracht wurde, um die Sonne aufgehen zu sehen.“¹⁷

Die Habsburgermonarchie ist allerdings offenkundig anders. Denn im Unterschied zu anderen dynastischen Staaten – etwa Großbritannien, Frankreich – misslang die allmähliche Transformation in einen sprachlich homogenen Staat und die damit verbundene Auslöschung partikularer kultureller Traditionen, die Marx im „Kommunistischen Manifest“ so emphatisch begrüßt hatte.¹⁸ Spätestens seit 1848 sah sich die Monarchie einem erkennbaren Dilemma gegenüber: Der alte dynastische Code und das damit verbundene kulturelle Gedächtnis waren augenscheinlich reparaturbedürftig. Von vielen Menschen des Vielvölkerstaates wurde es nicht mehr als das ihre angesehen. Die klassische symbolische Repräsentation des Herscherhauses geriet angesichts der unterschiedlichen nationalen Mythenbildungen im k.u.k. Herrschaftsbereich in die Defensive.

Dieses Dilemma bringt jener heute skurril anmutende Gedächtnisort am Heldenberg durchaus unfreiwillig zum Ausdruck. Schon die Tatsache, dass es sich um eine private Initiative handelt – was wohl einmalig in Europa sein dürfte – ist berecht. Offenkundig verbot es die politische Klugheit in den Jahren zwischen 1848 und 1859, allzu triumphalistisch gegenüber den italienischen und ungarischen Untertanen aufzutreten, wie es dieser Gedächtnisort, 50 Kilometer nordwestlich von Wien gelegen, unvorsichtig tut, der die Sieger der italienischen und ungarischen Feldzüge vor einen klassizistischen Tempel stellt und sie mit den Dynasten seit Rudolf und den Feldherren seit Frundsberg umgibt.

Streng genommen ist der Heldenberg weder ein *Heldenberg*, noch ein *Helldenberg*. Er ist ein kleiner Hügel mit einer gewissen Aussichtsqualität. Vor allem aber befinden sich auf ihm keine klassischen Helden, sondern die Hüter der Kontinuität, der Macht und der Tradition. Was die habsburgische Tradition auszeichnet und was die Erzählung des *Habsburgischen Mythos* (Claudio Magris) von anderen nationalen Versionen unterscheidet, ist die Tatsache, dass dieses Narrativ keine außerordentlichen Helden des Anfangs kennt wie das ungarische, tschechische oder auch das deutsche Gedächtnis, sondern sich nur auf eine ‚unheldische‘ Tradition berufen konnte. Die Geschichte der Habsburgischen Dynastie ist voll von Bündnissen, Zweckheiraten und diplomatischen Arrangements. Der habsburgische Kaiserstaat mag in den Jahrhunderten seiner Existenz durchaus tapfere Feldherren und kluge Kaiser besessen haben. Aber diese Eigenschaften machen noch keine Helden. Das Aufrührerische, das Thomas Carlyle an Cromwell und Napoleon pries¹⁹, ging der dynastischen Geschichte dieses Imperiums offenkundig ab. Dessen Tugenden waren – so haben es wenigstens die Autoren der Zwischenkriegszeit (Robert Musil, Josef Roth, Stefan Zweig) gesehen – Verlässlichkeit, Sicherheit und Langeweile.

Wie man weiß (und erst recht anno 1848 wusste), war die Niederschlagung der Revolution in Budapest, Mailand und in Wien alles andere als eine Heldentat. Aber was mit dem zeitweilig fast vergessenen Gedächtnisort Heldenberg, der durch eine Schenkung schließlich doch in Staatsbesitz überging, begann, war die Erfindung einer Nation auf ganz neue Weise: In der Erinnerung an den Vielvölkerstaat wird die Habsburgermonarchie zu einem politischen Gebilde, das sich – nicht zuletzt formuliert und tradiert durch die Werke des ‚Nationaldichters‘ Grillparzer – als antinational versteht und somit Einspruch gegen den Lauf der Geschichte erhebt – der Staat als Anti-Nation. In Ermangelung göttlicher oder königlicher Heroen und Heroinnen

schufen Menschen wie Josef Pargfrieder, der Erbauer des österreichischen Pantheons am Heldenberg, und Franz Grillparzer, der Verfasser des Ottokar-Dramas, die Gründungsgeschichte eines friedlichen, aufgeklärten volkstümlichen und universalistischen Staatsgebildes, dessen – freilich gescheiterte – Mission es war, seine Stimme gegen den europäischen Nationalismus zu erheben und dessen militärische Ambitionen weitgehend friedenserhaltend waren. Kaiser Rudolf, der Sieger über Ottokar, dem Grillparzer absichtsvoll Züge von Napoleon verlieh, wurde zum Gründungsvater eines milden und mäßigenden Staates. Carl Schmitt hat in diesem Zusammenhang den Begriff des *Katechon* geprägt, des Anhalters, einer Macht, die die Zeit anhält und den Raum hält.²⁰

Ganz offenkundig haben viele deutschsprachige Österreicher diesen symbolischen Raum in den Jahren nach 1890 verlassen, sind gleichsam ausgewandert in die Nachbarschaft. Sie haben sich dort versammelt, wo sich Kruppstahl und Wagner-Mythos zu jener eigenwilligen symbolischen Gemengelage vereinigten, die Trotzki am Beispiel des Nationalsozialismus so unnachahmlich scharf beobachtet hat: Autobahnen bauen und mit gotischen Runen schreiben.

Dass der Anführer jenes hyperaggressiven Nationalismus ein Österreicher war, ist kein Zufall, sondern macht sinnfällig, dass die offizielle staatstragende Erzählung, wie sie in Grillparzers Dramen, auf dem Heldenberg und dann später am Heldenplatz festgeschrieben wurde, von einer stattlichen Anzahl von Untertanen, die sich nicht im Zentrum eines Imperiums, sondern am Rande eines anderen, des Deutschen Reiches wähten, nicht mitgetragen wurde

Diese Brüchigkeit ist höchst aufschlussreich für die Kulturwissenschaften; an ihr lässt sich nämlich eine ihrer Grundannahmen dingfest machen: dass Identitäten Konstruktionen sind, dass die kulturellen Gedächtnisse in und mit der Zeit wandern, dass sie wie jedwedes narrative Material retrospektive Nachbildungen, ja Erfindungen sind und sich ständig verändern, zuweilen, wie im Falle Österreichs, ganz dramatisch. Erst nachdem die kleinbürgerlichen Wunschbilder sich unter dem Eindruck von 60 Millionen Kriegstoten und sechs Millionen Juden, die der NS-Vernichtungspolitik zum Opfer fielen, verflüchtigt haben, hat die Zweite Republik – nicht ohne Kampf um das Gedächtnis – nunmehr eine neue Ordnung der Erinnerung erlangt, in der übrigens die Akzeptanz des habsburgischen Mythos höher sein dürfte als während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Die Kulturwissenschaften muten uns somit das Paradox zu, dass wir in Vergangenheiten wohnen, die erfunden sind, und dass wir dies – dank ihrer – wissen.

Warum die Illusionen, die den Nationalsozialismus trugen, kleinbürgerlich waren, wie Trotzki etwas vereinfachend – es gab auch Proletarier und Großbürger unter seinen Anhängern – schreibt, das mag mit deren Wunschbildern zu tun haben. Wer sich klein fühlt, scheint für das ganz Große besonders anfällig zu sein. Kein Zufall dürfte es sein, dass Leo Trotzki sich in seiner ersten Exilzeit in Wien mit der Psychoanalyse bekannt gemacht hat. Das hat ihn – neben der Lektüre von Marx' *Brumaire*-Aufsatz – in die Lage versetzt, Illusionen nicht nur als Irrtümer, sondern als Wunschbilder zu interpretieren, die in das kulturelle Gedächtnis und in unser Selbstverständnis eingebaut sind. Dass das offizielle Gedächtnis stets eine Schmeichlerin ist, lässt sich an jener modernen Gedächtniskunst ablesen, die mit dem nationalistischen Mythos des 19. Jahrhunderts entstanden ist.

Anmerkungen

- 1 Leo TROTZKI, Porträt des Nationalsozialismus, in: DERS., Wie wird der Nationalsozialismus geschlagen. Auswahl aus Schriften über Deutschland, hg. von Helmut Dahmer, Frankfurt a.M. 1971, S. 290.
- 2 Francis BACON, Novum Organon. Lateinisch und deutsch, hg. von Wolfgang Krohn, Hamburg 1990, Band I, S. 101 (§ 39). Bacons Begriff des Ideologischen hat gegenüber dem klassischen Marxismus den Vorzug, dass er nicht deterministisch ist und dass damit, gleichsam vorweg, der Marxismus wie die Theorie der Neuen Ökonomie unserer Tage als eine Ideologie betrachtet werden können.
- 3 Vgl. Pierre BOURDIEU, Die Regeln der Kunst. Grenze und Struktur des literarischen Feldes. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt a.M. 1999, S. 283–445.
- 4 Sigmund FREUD, Die Zukunft einer Illusion, Frankfurt a.M. 1967, Abschnitt VI, S. III.
- 5 Vgl. Isaiah BERLIN, Nationalismus, ‚Volksgeist‘. Die universale Kultur und der Pluralismus der Lebenswelten, in: Lettre International, 15 (1991), S. 6ff.
- 6 Ernest GELLNER, Nationalismus und Moderne, Hamburg 1991, S. 73; Umut ÖZKÝRÝMLÝ, Theories of Nationalism, Basingstoke 2000, S. 127–143.
- 7 Octavio PAZ, Die andere Zeit der Dichtung, Frankfurt a.M. 1989.
- 8 Manfred FRANK, Der kommende Gott. Vorlesungen über die Neue Mythologie, Frankfurt a.M. 1982.
- 9 Vgl. Wolfgang MÜLLER-FUNK, Die Kultur und ihre Narrative. Eine Einführung, Wien–New York 2002, S. 223–247.
- 10 Wolfgang MÜLLER-FUNK, Franz SCHUH, Nationalismus und Romantik, Wien 1998.
- 11 Vgl. das Bild von Viktor Madárasz, *Petőfis Tod* („Meine Heimat“), 1875, Petöfi-

- Literaturmuseum, Budapest in: Wolfgang MÜLLER-FUNK, Georg KUGLER (Hg.), *Lauter Helden. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 2005*, Horn-Wien 2005, S. 248.
- 12 Paul RICŒUR, *Das Selbst als ein Anderer*, aus dem Französischen von Jean Greisch, München 1996, S. 27ff.
 - 13 Walter BENJAMIN, *Über den Begriff der Geschichte*, in: DERS., *Ausgewählte Schriften 1*, hg. von Siegfried Unseld, Frankfurt a.M. 1977.
 - 14 Michail M. BACHTIN, *Formen der Zeit im Roman. Untersuchungen zur historischen Poetik*, Frankfurt a.M. 1989, S. 12.
 - 15 Peter ALTER, *Nationalismus*, Frankfurt a.M. 1985, S. 33–39.
 - 16 Otto RANK, *Der Mythos von der Geburt des Helden. Versuch einer psychologischen Mythendeutung*, Wien 2000.
 - 17 Thomas CARLYLE, *Über Helden, Heldenverehrung und das Heldentümliche in der Geschichte. Sechs Vorträge*, Berlin o.J., S. 8.
 - 18 Karl MARX, *Das kommunistische Manifest*, Marx-Engels-Studienausgabe, hg. von Iring Fetscher, Bd. III, *Geschichte und Politik 1*, Frankfurt a.M. 1966, S. 61.
 - 19 Thomas CARLYLE, *Über Helden*, S. 223–278.
 - 20 Carl SCHMITT, *Land und Meer. Eine weltgeschichtliche Betrachtung. Meiner Tochter Anima erzählt*, Köln 1981, S. 19.

Vom Gegenstand zum Forschungsansatz. Zentraleuropa als kultureller Raum

Philipp Ther (Frankfurt a. d. Oder)

Während sich der Begriff Zentraleuropa nicht zuletzt wegen der Tätigkeit und der Schriften von Moritz Csáky in den österreichischen Geschichts- und Kulturwissenschaften zunehmend ausbreitet,¹ stößt diese Raumkategorie in Deutschland auf vergleichsweise geringe Akzeptanz. Der vorliegende Beitrag geht der Frage nach, warum sich diese Diskrepanz entwickelt hat, welche Gründe für die Verwendung des Begriffs Zentraleuropa sprechen und welchen Nutzen diese Raumkategorie für die deutsche Geschichtswissenschaft bringen könnte. Es geht kurz gesagt um einen möglichen Wissenstransfer aus Österreich in die Bundesrepublik,² mit dem zugleich Anregungen für „Zentraleuropa“ als Forschungskonzept beabsichtigt sind.

„Central Europe“ ist in den westlichen Fremdsprachen ein verbreiteter Begriff. Man spricht im Italienischen ebenso von „Europa Centrale“ wie im Französischen von „l'Europe Centrale“.³ Auf Englisch erscheint die Zeitschrift *Central European History*, die neben dem deutschsprachigen Raum die Geschichte Polens und Böhmens erfasst. Gewöhnlich werden in der Bundesrepublik wissenschaftliche Begriffe aus dem Englischen sehr bereitwillig rezipiert. Es stellt sich mithin die Frage, warum „Zentraleuropa“ in der Bundesrepublik nur bei vereinzelten Geisteswissenschaftlern angekommen ist.⁴

Ein nur auf den ersten Blick wissenschaftsferner Grund für diese mangelnde Rezeption liegt in der Fortwirkung der „Mental Maps“ des Kalten Krieges.⁵ Die Bundesrepublik versteht sich aufgrund ihrer alten Westbindung und ihrer Rolle als Gründungsland der EU als ein Bestandteil Westeuropas. Dies hat sich auch durch den Beitritt der „Fünf Neuen Länder“ von 1990 nicht geändert, obwohl die vergrößerte Bundesrepublik damit zumindest teilweise zu einem Transformationsland wurde und in die Mitte des neuen Europas rückte. Auch die Erweiterung der EU im Jahr 2004 hat bislang zu keinem Wandel des eigenen geographischen Selbstverständnisses geführt. Österreich hat sich aufgrund seiner Sonderstellung während des Kalten

Krieges viel besser an die neue politische Geographie Europas angepasst und dies vor allem wirtschaftlich zu nutzen gewusst.

In den Sozial- und Kulturwissenschaften und besonders in der Geschichtswissenschaft wirken die „Mental Maps“ des Kalten Krieges ebenfalls fort. In der Bundesrepublik wird nach wie vor zwischen der „Allgemeinen Geschichte“ unterschieden, die de facto meist eine nationalgeschichtliche Ausrichtung hat, und der „Osteuropäischen Geschichte“, die hinter dem Böhmerwald, dem Erzgebirge und der Oder beginnt. Diese Unterteilung hat aus einem zentraleuropäischen Blickwinkel Vorteile für die universitäre Ausbildung, denn im Rahmen der osteuropäischen Geschichte werden auch Kenntnisse über Polen, Tschechien und Ungarn vermittelt. Zudem wurden nach der Wende von 1989 Institutionen neu gegründet oder erweitert, die sich mit der Geschichte und Kultur dieser Länder beschäftigen. Dabei ist vor allem das *Geisteswissenschaftliche Zentrum für Kultur und Geschichte Ostmitteleuropas* in Leipzig (GWZO) zu nennen. Es gibt daher in der Bundesrepublik einen breit gefächerten Nachwuchs in der Geschichte und angrenzenden Disziplinen, der sprachlich jederzeit in der Lage ist, Studien über Böhmen, Galizien oder andere Teile der Habsburgermonarchie durchzuführen.

Zugleich sind die Nachteile dieser Unterteilung Europas auf der Ebene der Forschung nicht zu übersehen. Nach wie vor steht innerhalb der osteuropäischen Geschichte Russland im Vordergrund. Es stellt sich jedoch die Frage, ob zum Beispiel die Geschichte Böhmens im 19. Jahrhundert nicht eher im Kontext der deutschen Länder als in einem künstlichen Zusammenhang mit Russland untersucht werden sollte. Ähnliches gilt für die Zwischenkriegszeit und die Periode nach 1989. Außerdem sind Länder, die sich einer eindeutigen Zuordnung nach West- oder Osteuropa entziehen, wie etwa die Republik Österreich, fast völlig aus dem Blick der bundesdeutschen Historiker verschwunden.

Nun ist die Feststellung erheblicher Unterschiede der Länder und Regionen, die innerhalb der osteuropäischen Geschichte behandelt werden, nicht neu. Der nötigen Differenzierung von Russland bzw. seit 1917 der Sowjetunion trägt der Begriff „Ostmitteleuropa“ Rechnung, unter dem in der Neuzeit gemeinhin die Geschichte der Länder zwischen Deutschland und Russland zusammengefasst wird. Doch dieser Begriff, der im Schlussteil des vorliegenden Aufsatzes noch näher vorgestellt wird, relativiert die Trennung zwischen West- und Osteuropa kaum. Zwar hat insbesondere Klaus Zernack in seiner maßgebenden Definition die ostelbischen Gebiete Preußens einbezogen und für das Mittelalter die verbindenden „Germania Slavica-Forschungen“ in den

Vordergrund gestellt,⁶ aber die auf Ostmitteleuropa spezialisierten Institutionen beschränken sich für die Neuzeit auf Polen, die baltischen Länder, das Gebiet der Tschechoslowakei und Ungarns. Diese Beschränkung ist vom GWZO und vom *Herder-Institut* in Marburg nur teilweise gewollt, wurde aber nach 1989 von den einschlägigen Institutionen zur Wissenschaftsförderung, insbesondere der DFG, bestätigt. Projekte, die die ehemalige Teilungsgrenze Europas überwinden, wurden weit häufiger abgelehnt oder weniger gefördert als Vorhaben, die sich mit Ostmitteleuropa im engeren Sinne befassen.

In der Zeitgeschichte ist nach 1989 eine zweite, ebenso problematische Trennlinie entstanden. Die Geschichte der DDR, die man in vieler Hinsicht am besten mit jener anderer sozialistischer Staaten, vor allem Polens und der Tschechoslowakei vergleichen und mithin in einem ostmitteleuropäischem Rahmen analysieren kann, wurde entweder als Gegenstand für sich oder unter dem Schlagwort des Diktaturenvergleichs im Zusammenhang mit der NS-Diktatur untersucht. Diese Schwerpunktsetzung kommt einer Nationalisierung der ostdeutschen Geschichte gleich, die erst seit einigen Jahren durch eine Europäisierung der Zeitgeschichte und durch gewissermaßen nachholende Vergleiche mit Polen und der Tschechoslowakei korrigiert wird.⁷

Die Trennung zwischen der ost- bzw. ostmitteleuropäischen und der deutschen Geschichte hat vor allem für letztere gravierende Lücken mit sich gebracht. Dies ist anhand der nationalgeschichtlichen „Meistererzählungen“ erkennbar, die in den vergangenen 20 Jahren erschienen sind.⁸ Der nicht-deutsche Anteil an der preußischen und deutschen Geschichte ist in den großen Werken von Thomas Nipperdey, Hans-Ulrich Wehler und zuletzt Heinrich August Winkler auf ein Minimum gesunken,⁹ da sie letztlich auf einer doppelten Reduktion beruhen: Deutsche Geschichte wird mit einer Orientierung auf Preußen auf dem Gebiet des Kaiserreiches von 1871 verortet, gleichzeitig beschränken sich die Betrachtungen weitgehend auf die deutschsprachige Bevölkerung. Dabei wird übersehen, dass die polnische Frage im gesamten 19. Jahrhundert einen erheblichen Einfluss auf die Entwicklung einer deutschen Nationalidentität und deren Einengung auf eine bürgerlich-protestantische Ausprägung im Kaiserreich hatte. Die Abgrenzung von Polen prägte auch damit zusammenhängende Bereiche, wie die Definition des Staatsbürgerschaftsrechts, die Ausgrenzung von Juden und die Entwicklung des Kolonialismus und Rassismus. Es besteht ferner seit langem ein Konsens darüber, dass der innenpolitische Reformstau im späten Kaiserreich und damit Etappen auf dem deutschen „Sonderweg“ nur unter Berücksichtigung des verfehlten Umgangs mit der polnischen Minderheit

und deren Reaktionen auf die deutsche Polenpolitik zu erfassen sind.¹⁰ Eine weitere Folge dieser doppelten Reduktion ist, dass die vielfachen kulturellen und gesellschaftlichen Verbindungen aus den deutschen Ländern nach Österreich nach 1866 zu wenig beachtet worden sind.¹¹

Raumkategorien wie Ostmitteleuropa oder Zentraleuropa bieten einen Ausweg aus dem Dilemma des *methodischen Nationalismus*, weil sie von vornherein die Überschreitung staatlicher und nationaler Grenzen voraussetzen. Der Vergleich und die Analyse von Kulturtransfers sind in *Area-Studies* von Anfang an mitgedacht.¹² Bei Studien über Zentraleuropa oder Ostmitteleuropa – beide Raumkategorien sind noch voneinander abzugrenzen – ist von vornherein klar, dass die dort befindlichen Länder, Regionen und Städte und Gesellschaften kulturell sehr eng miteinander verbunden waren. Nur wenn ein besonders reger Austausch zwischen diesen Entitäten vorausgesetzt wird, ist es überhaupt sinnvoll, von Zentraleuropa als einem kulturellen Raum zu sprechen. Auch die Begrenzung auf eine Sprachnation ist bei Studien über Zentraleuropa im Gegensatz zur Nationalgeschichte ausgeschlossen. Die genaue Analyse sprachlicher und kultureller Milieus schärft zusätzlich die Sinne für soziale Unterschiede. Die Studien über Soziolekte, Kreolisierungen und sprachliche Übergangszonen in Zentraleuropa haben in den vergangenen zwei Jahrzehnten auch sozialhistorisch sehr interessante Resultate hervorgebracht.¹³ Auf wirtschaftshistorischem Gebiet spricht ebenfalls viel für alternative Untersuchungseinheiten zum Nationalstaat, denn die Industrialisierung erfolgte in ihrer frühen Phase in grenzüberschreitenden Gebieten wie beispielsweise Sachsen und Nordböhmen oder dem oberschlesischen Industrieviertel, das sich vom russischen Teilungsgebiet Polens bis ins österreichische Schlesien erstreckte.¹⁴

Diese empirisch und methodisch begründete Werbung für *Area Studies* widerspricht dem globalen Trend gegen diese Ordnung der universitären Lehre und Forschung. *Area Studies* unterliegen nicht zu Unrecht dem Vorwurf, das vermeintlich Spezielle hervorzuheben, das in Wahrheit universell ist, zur Zersplitterung der Forschung beizutragen und in einem Zeitalter der raschen Globalisierung veraltet zu sein.¹⁵ Die Frage lautet demnach, inwieweit sich mit Forschungskonzepten wie Ostmitteleuropa oder Zentraleuropa diese Kritik auf konstruktive Weise aufnehmen lässt.

Dem Ostmitteleuropabegriff liegt eine primär strukturgeschichtliche Definition zugrunde. Will man Zernack, Szücs und andere maßgebliche Autoren in einigen Sätzen zusammenfassen,¹⁶ so ergeben sich folgende epochenübergreifend wirksame Strukturen: In Ostmitteleuropa entwickelte sich in der

Frühen Neuzeit eine „zweite Leibeigenschaft“, die den Adel nachhaltig stärkte, dagegen freie Bauern und das Bürgertum schwächte. Dies trug zu einer verspäteten Industrialisierung, agrarischen Prägung und Rückständigkeit bei, die bis ins 20. Jahrhundert fortwirkte. Eine zweite, immer wieder betonte Charakteristik Ostmitteleuropas liegt in der speziellen Relevanz des Nationalen. Nach den genannten Autoren erfolgten die Gründungen der ostmitteleuropäischen Staaten und die Gesellschaftsbildung bereits im Mittelalter unter nationalen Vorzeichen. In der Neuzeit bildeten sich moderne Nationalbewegungen, die wegen der imperialen Fremdherrschaft besonders starken Zulauf hatten und aufgrund der Multiethnizität der Großregion miteinander in Konflikt gerieten. Eine dritte Gemeinsamkeit Zentraleuropas ist dessen westliche Prägung, zum Beispiel durch das Magdeburger Recht, nach dem zahlreiche Städte gegründet wurden, und die Christianisierung von Rom aus. Bis heute werden diese Strukturen häufig als defizitär erfasst.

Viele der strukturellen Merkmale, die hier aus Platzgründen nur holzschnittartig nachgezeichnet werden konnten, sind inzwischen modifiziert worden. Die Behauptung der Rückständigkeit wird mit Blick auf andere europäische Peripherien relativiert, man hat die Leistungen des Adels bei der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Modernisierung herausgearbeitet und bei den Nationalitätenkonflikten die friedlichen Regulierungsversuche hervorgehoben.¹⁷ Dieser fortgeschrittene Wissensstand beseitigt jedoch nicht das grundsätzliche Problem jeder strukturgeschichtlichen Definition von Großregionen. Die Forschung vermag diese strukturellen Vorannahmen zu verfeinern und eventuell zu widerlegen, aber sie bewegt sich in ihrem strukturgeschichtlichen Spektrum. Ein weiteres Problem ist, ob man die genannten Eigenschaften als Epochen übergreifend wirksam betrachten kann. Außerdem spielt die Grenzziehung nach außen eine wichtige Rolle, da nur sie den regionalen Zuschnitt der Forschungen rechtfertigt. Man findet daher in der deutschen Ostmitteleuropaforschung nur wenige Projekte oder Arbeiten, die Vergleiche nach außen wagen.

Wie unterscheidet sich die Forschung über Zentraleuropa von jener über Ostmitteleuropa? Auf den ersten Blick überwiegen Gemeinsamkeiten, denn die von Moritz Csáky ausgearbeitete Definition Zentraleuropas nimmt einige der strukturgeschichtlichen Merkmale auf. Vor allem die Multiethnizität der Großregion wird immer wieder betont.¹⁸ Unter Bezug auf die Habsburgermonarchie hebt Csáky die imperiale Prägung Zentraleuropas hervor, die asymmetrische Beziehungen zwischen den verschiedenen Nationen und Ethnien

der Region und ihren Kulturen verursachte. Unter anderem wegen dieser Asymmetrie wurde der Ansatz der *postcolonial studies* fruchtbar gemacht.¹⁹

Während der Begriff Ostmitteleuropa wie erwähnt auf einer strukturge-schichtlichen Definition beruht, hebt Csáky die Bedeutung der Kommunika-tion hervor. Im Anschluss an Braudel definiert er Zentraleuropa als einen kulturellen Raum, der durch „cultural encounters“, Austauschprozesse, Ak-kulturation, jedoch auch Krisen und Konflikte geprägt war.²⁰ Dieser Schwer-punkt auf Kommunikation und Interaktion hat mehrere Vorteile: Zusätzlich zu abstrakten Strukturen lassen sich Akteure in den Blick nehmen, die Zen-traleuropa prägten und sich möglicherweise mit dieser Region identifizier-ten.²¹ Bei Austauschprozessen entstehen Kulturgüter im breiten, anthropolo-gischen Sinne, das heißt, die bisherige, meist sozial- oder politikhistorische Ostmitteleuropaforschung wird in Richtung Kulturgeschichte erweitert. Darauf aufbauend definieren und verwenden Csáky und seine Schüler postmoderne Konzepte wie Hybridität und Fluidität, die in der Ostmitteleuropaforschung eher ein Schattendasein fristen.²² Ferner ermöglicht das auf Kommunikation und Interaktion gestützte Konzept den Verzicht auf harte äußere Grenzzie-hungen, die im Bereich der Kulturgeschichte wenig sinnvoll sind. Wie auch Karl Vocelka betont, sind beispielsweise in der Literatur zahlreiche Bezüge nach Deutschland zu beachten, während in der Musik unter anderem italie-nische und ungarische Einflüsse wirksam wurden.²³ Legt man diese offene Definition Zentraleuropas zugrunde, dann reichte die Großregion im Be-reich der Kultur zeitweise bis weit nach Osten. Über Polen vermittelt war zum Beispiel die Ukraine ebenfalls von der Aufklärung und dem Barock geprägt, und in Odessa steht nicht zufällig ein Opernhaus, das vom Wiener Büro *Fellner&Helmer* entworfen wurde.²⁴

Csáky hat die multiplen Einflüsse auf die Kultur des Habsburgerreiches in seinem sinnenfrohen Portrait der Wiener Küche zusammengefasst, wobei er auf abstrakter Ebene zwischen einer von außen vermittelten, exogenen Plura-lität und der endogenen Pluralität Zentraleuropas unterscheidet.²⁵ Allerdings bleibt die Grenzziehung zwischen exogen und endogen bzw. innen und außen noch unklar. Häufig wird Zentraleuropa mit dem Habsburgerreich gleich-gesetzt, wogegen nicht nur die intensiven kulturellen Verbindungen im deutschsprachigen Raum, sondern auch zwischen den verschiedenen Teilungs-gebieten Polens sprechen. Es besteht mithin noch Klärungsbedarf über die geographische Reichweite des Forschungskonzepts Zentraleuropas und die Frage, ob sich die Forschungen wie bislang weitgehend auf das Habsburger-reich beschränken sollten. Die Betonung der imperialen Herrschaft als Cha-

rakteristikum Zentraleuropas spricht für eine Erweiterung des Konzepts auf das Deutsche Reich und die westlichen Gebiete des Zarenreiches, zumal es dann leichter möglich wäre, die Geschichte des Habsburgerreiches aus vergleichender Sicht zu untersuchen.

Doch in dieser Fokussierung der Wiener und Grazer Zentraleuropastudien liegt auch eine Chance. Da die deutsche Ostmitteleuropaforschung sich überwiegend mit Polen und den deutsch-polnischen Beziehungen und daneben mit Böhmen, aber weniger mit dem gesamten Habsburgerreich befasst hat, würden sich die bisherigen Arbeiten beider Forschungsrichtungen gut ergänzen. Die Ostmitteleuropaforschung könnte unabhängig von der Frage, ob man in Deutschland von Zentraleuropa spricht, von der lebhaften Rezeption postmoderner Ansätze und Begriffe in den Publikationen des Grazer SFB *Moderne - Wien und Zentraleuropa um 1900* und der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* an der *Österreichischen Akademie der Wissenschaften* profitieren und sich stärker in Richtung der Kulturgeschichte bewegen. Die von Csáky aufgegriffenen postcolonial studies wären geeignet, traditionskritisch über die Rolle Deutschlands und der deutschen Kultur in Zentraleuropa zu reflektieren.²⁶ In der Analyse Zentraleuropas als kulturellem Raum liegt zudem ein Potenzial für den Ansatz der Transfergeschichte. Die von Csáky vielfach beschriebenen Austauschprozesse beruhten auf Netzwerken, bei denen man die Existenz von Kulturtransfers voraussetzen kann. Bei deren Analyse geht es nicht mehr um den Transfer von Kulturgütern für sich, sondern um die Intensität und Richtung des Austausches, dessen Kanäle und Institutionalisierung. Auf diese Weise würde sich Zentraleuropa zu mehr als einem Gegenstand der Forschung entwickeln, es wäre in Ansätzen bereits ein Forschungskonzept, das einen neuen Blick auf die Geschichte historischer Regionen öffnet.

Anmerkungen

- 1 Die einschlägigen Publikationen von Moritz Csáky werden noch themenspezifisch zitiert.
- 2 Für einen Wissenstransfer müsste eigentlich die Ausgangslage der Forschung in Deutschland und Österreich genau erfasst werden, was hier wegen der rigiden Platzbeschränkungen für diesen Sammelband nicht möglich ist.
- 3 Vgl. u.a. die Zeitschrift *Cultures d'Europe centrale*, die seit fünf Jahren in Paris erscheint.
- 4 Zu den deutschen Historikern, die den Grazer SFB und seine zentrale Raumeinheit rezipiert haben, gehört Rudolf Jaworski. Vgl. Rudolf JAWORSKI, Zen-

traleuropa – Mitteleuropa – Ostmitteleuropa. Zur Definitionsproblematik einer historischen Großregion, in: Newsletter Moderne 1, 2 (1999), S. 2–4. In diesem Text findet sich außerdem eine kluge Abgrenzung zum Begriff „Mitteleuropa“.

- 5 Vgl. zu diesem Begriff Benjamin SCHENK, Mental Maps. Die Konstruktion von geographischen Räumen in Europa seit der Aufklärung. Literaturbericht, in: Geschichte und Gesellschaft 28 (2002), S. 493–514. In diesem Heft sind etliche weitere Texte zum Thema enthalten.
- 6 Vgl. Klaus ZERNACK, Osteuropa. Eine Einführung in seine Geschichte, München 1977, S. 33–41.
- 7 Führend ist dabei das Zentrum für zeithistorische Forschung in Potsdam. Vgl. zur Kritik an der nationalen Perspektive der Zeitgeschichte Konrad JARAUSCH, Thomas LINDENBERGER (Hg.), Thinking Europe: Europeanizing of Contemporary Histories, New York u.a. 2006 (im Erscheinen).
- 8 Vgl. zum Begriff der Meistererzählung Konrad JARAUSCH, Martin SABROW (Hg.), Die Historische Meistererzählung. Deutungslinien der deutschen Nationalgeschichte nach 1945, Göttingen 2002.
- 9 Vgl. die mehrbändigen Gesamtdarstellungen der genannten Autoren zur deutschen Geschichte. Auf Komplettzitationen wird hier aus Platzgründen verzichtet.
- 10 Die hier aufgestellten Thesen zur deutsch-polnischen Beziehungsgeschichte beruhen u.a. auf den Arbeiten von Klaus Zernack, Martin Broszat, Dieter Gosewinkel, Lech Trzeciakowski und William Hagen. Die Thesen werden näher ausgeführt in: Philipp THER, Beyond the Nation: The Relational Basis of a Comparative History of Germany and Europe, in: Central European History 36 (2003), S. 45–74.
- 11 Darauf hat vor über zwanzig Jahren bereits James Sheehan hingewiesen. Vgl. James SHEEHAN, What is German History? Reflection on the Role of the Nation in German History and Historiography, in: Journal of Modern History 53 (1981), S. 1–23. Vgl. zum Verhältnis deutscher und österreichischer Geschichte u.a. die einschlägigen Aufsätze in Herwig WOLFRAM, Walter POHL (Hg.), Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung, Wien 1991; Robert A. KANN, Friedrich E. PRINZ, Deutschland und Österreich. Ein bilaterales Geschichtsbuch, Wien u.a. 1980.
- 12 Vgl. zur Theorie und Zielsetzung des Vergleichs und der Transfergeschichte u.a. Chris LORENZ, Konstruktion der Vergangenheit. Eine Einführung in die Geschichtstheorie, Köln 1997, S. 231–284; Michel ESPAGNE, Les transferts culturels franco-allemands, Paris 1999.
- 13 Die Forschungsliteratur zu diesem Thema ist inzwischen kaum mehr überblickbar. Von besonderem Interesse sind in der BRD die Publikationen über Oberschlesien und andere Grenzregionen, die beim Verlag des Herder-Instituts in Marburg erschienen sind. Vgl. in Österreich insbesondere Andreas MORITSCH (Hg.), Alpen-Adria. Zur Geschichte einer Region, Klagenfurt u.a. 2001.
- 14 Vgl. zum regionalen und transnationalen Charakter der Industrialisierung u.a. Sidney POLLARD, Peaceful Conquest: The Industrialization of Europe 1760–1970, New York 1981.

- 15 Aufschlussreich ist hierbei die Debatte über die Defizite und Chancen der Osteuropaforschung, die 1998 und 1999 in der Zeitschrift *Osteuropa* geführt wurde. Vgl. dort u.a. die Beiträge von Jörg Baberowski, Stefan Troebst, Andreas Kappeler und Eva Hahn.
- 16 Vgl. zu dieser Definition Ostmitteleuropas u.a. ZERNACK, *Osteuropa*, S. 33–41; Jenö SZÜCS, *Die drei historischen Regionen Europas. Eine Studie*, Frankfurt a. M. 1990; Winfried EBERHARD u.a. (Hg.), *Westmitteleuropa – Ostmitteleuropa. Vergleiche und Beziehungen*, München 1992.
- 17 Vgl. zum Adel u.a. Ralph MELVILLE, *Adel und Revolution in Böhmen. Strukturwandel von Herrschaft und Gesellschaft in Österreich um die Mitte des 19. Jahrhunderts*, Mainz 1998; Michael G. MÜLLER, *Adel und Elitenwandel in Ostmitteleuropa: Fragen an die polnische Adelsgeschichte im ausgehenden 18. und 19. Jahrhundert*, in: *Zeitschrift für Ostmitteleuropaforschung* 50 (2001), S. 497–513. Vgl. zu den Nationalitätenkonflikten u.a. Gerald STOURZH, *Die Gleichberechtigung der Nationalitäten in der Verfassung und Verwaltung Österreichs 1848–1918*, Wien 1985.
- 18 Vgl. Moritz CSÁKY, *Ideologie der Operette und Wiener Moderne. Ein kulturhistorischer Essay*, 2. überarb. Auflage, Wien 1998, S. 169. Als weitere „Strukturebenen“ benennt Csáky die politisch-administrative und die allgemeine kulturelle.
- 19 Vgl. hierzu Johannes FEICHTINGER, Ursula PRUTSCH, Moritz CSÁKY (Hg.), *Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis*, Innsbruck u.a. 2003.
- 20 Vgl. dazu u.a. Moritz CSÁKY, *Gedächtnis, Erinnerung und die Konstruktion von Identität. Das Beispiel Zentraleuropas*, in: Catherine BOSSHART-PFLUGER, Joseph JUNG, Franziska METZGER (Hg.), *Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktion von Identitäten*, Frauenfeld–Stuttgart–Wien 2002, S. 25–50, hier S. 41.
- 21 Die Existenz eines ostmittel- oder zentraleuropäischen Bewusstseins wird z.B. bei JAWORSKI, *Ostmitteleuropa*, S. 39, negiert. Vgl. im Widerspruch dazu CSÁKY, *Ideologie*, S. 172.
- 22 Vgl. hier die Aufsätze von Johannes Feichtinger, Heidemarie Uhl, Peter Stachel u.a. in dem erwähnten Band *Habsburg Postcolonial*.
- 23 Vgl. dazu die Einleitung von Karl VOCELKA, *Geschichte Österreichs. Kultur – Gesellschaft – Politik*, Graz u.a. 2000. Vgl. auch Moritz CSÁKY, *Gesamtregion und Musik. Akkulturation in Mitteleuropa am Beispiel von Musik*, in: Richard G. PLASCHKA u.a. (Hg.), *Mitteleuropa-Idee, Wissenschaft und Kultur im 19. und 20. Jahrhundert. Beiträge aus österreichischer und ungarischer Sicht*, Wien 1997, S. 113–130, hier S. 120f.
- 24 Vgl. zur westlichen und damit auch zentraleuropäischen Prägung der Ukraine Roman SZPORLUK, *The Making of Modern Ukraine: The Western Dimension*, in: *Harvard Ukrainian Studies* 25 (2001), S. 57–90.
- 25 CSÁKY, *Gedächtnis*, S. 41f.
- 26 Vgl. hierzu die Aufsätze über Ostmitteleuropa in Sebastian CONRAD, Jürgen OSTERHAMMEL, *Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914*, Göttingen 2004.

Ostmitteleuropa als Gegenstand der historischen Erinnerungs- und Gedächtnisforschung*

Rudolf Jaworski (Kiel)

In der einschlägigen Fachliteratur stellt sich Ostmitteleuropa mit seinen Kernländern Polen, Böhmen und Ungarn im 19. und 20. Jahrhundert im Allgemeinen als eine politisch unruhige Krisenregion dar, wirtschaftsgeschichtlich als eine Übergangszone mit teilweise erheblichen Entwicklungsverzögerungen und -blockaden und wird unter kulturgeschichtlichen Gesichtspunkten hauptsächlich als ein heterogen zusammengesetztes, konflikträchtiges Terrain, wenn nicht sogar als ein Schlachtfeld widerstreitender Ethnien, Sprachen und Kulturen beschrieben.¹ Charakterisierungen dieser Art wird man schwerlich entkräften können, sind sie doch im Verlauf der letzten beiden Jahrhunderte wiederholt durch Turbulenzen bestätigt worden, welche diese historische Großregion im Zusammenspiel mit imperialen Einwirkungen von außen her kaum zur Ruhe kommen ließen. Verschärfend trat hinzu, dass sich die Problemlagen der Gesamtregion im verkleinerten Maßstab noch einmal auf Länderebene wiederholten. Das Beispiel der Slowakei demonst-

* Die hier ausgeführten Überlegungen gehen allesamt auf Anregungen zurück, welche der Verfasser dieser kleinen Problemskizze aus einem nun schon über Jahre hinweg andauernden, überaus fruchtbaren Gedankenaustausch mit Moritz Csáky bezogen hat und für den er ihm auf diesem Wege ein wenig Dank abstatten möchte. Dabei geht es um mehr als nur um eine artige Verbeugung vor dem Jubilar. Vielmehr soll kenntlich gemacht werden, dass die Diskussionen mit diesem kreativen Pfadfinder der Kulturwissenschaften und dem Kreis seiner SchülerInnen sowie die Einbindung in sein internationales Netzwerk von WissenschaftlerInnen verschiedenster Fachgebiete zu einer allmählichen Veränderung der eigenen Forschungsperspektive beigetragen haben. Bis zu diesen Kontakten war nämlich für mich, als Osteuropahistoriker vornehmlich mit Nationalismen in dem östlichen Teil Zentraleuropas befasst, ein konfliktorientierter Interpretationsansatz maßgeblich gewesen, dessen Koordinaten aus den Erkenntnissen der modernen historischen Ostmitteleuropa- und Nationalismusforschung abgeleitet waren.

riert dies besonders anschaulich: eine periphere bzw. semiperiphere Lage, die Erfahrung transnationaler Integration in Ungarn, im Habsburgerreich und in der Tschechoslowakei, ethnische und konfessionelle Inhomogenität sowie damit verbunden Identitätskrisen und Deformationen im Modernisierungsprozess, woraus Demütigungen folgten, die wiederum Komplexe und nationalistische Kompensationsstrategien zur Folge hatten.²

Die Antriebskräfte kollektiven Erinnerns resultierten in Ostmitteleuropa aus einer permanenten Identitätssuche, die sich wiederum auf teilweise traumatische Verunsicherungen zurückführen lässt.³ Die Gedächtniskulturen Ostmitteleuropas konnten unter solchen Bedingungen nicht auf stabile Erfahrungs- und Referenzräume aufbauen und somit weder kontinuierliche Traditionslinien noch dauerhafte Strukturen hervorbringen. Stattdessen waren sie von einem hektischen Stakkato erinnerungspolitischer Neuansätze und einem unsteten Wechsel von Inklusion und Exklusion, von Tabuisierung und Enttabuisierung historischer Bezugnahmen gekennzeichnet, die sich im Nachhinein nur noch als ein extrem parzelliertes, unübersichtliches Puzzle widerstreitender Erinnerunginseln rekonstruieren lassen. Die meisten der uns überlieferten Träger und Zeugnisse kollektiven Erinnerns in diesem Teil Europas können darum weniger als Belege für eindeutige und langfristig angelegte Gedächtniskulturen herangezogen werden, sondern taugen vielmehr als verlässliche Indikatoren zur Kennzeichnung von Umbruchsituationen und Konfliktkonstellationen.

Dabei darf freilich nicht außer Acht gelassen werden, dass die notorischen und darum auch nicht zu leugnenden Differenzen und Dissonanzen in diesem Raum deswegen so auffällig und prägend erscheinen, weil ihre dramatischen Aspekte in der Öffentlichkeit – und damit auch in der Überlieferung – stets mehr Beachtung gefunden haben als die weitaus weniger spektakulären Seiten eines verträglichen Mit- und Nebeneinanders der verschiedenen Nationalitäten. Die alltägliche Erfahrung im gesellschaftlichen Umgang, Mischen oder die Übereinstimmung kulinarischer, ästhetischer oder musikalischer Geschmackskonventionen taugten einfach nicht zu heroischer Überhöhung und sind darum in viel geringerem Maße dokumentiert als wutentbrannte Denkmalstürze oder flammende Zeitungsartikel und Parlamentsreden. Das daraus resultierende Ungleichgewicht in der Überlieferung ist aber in eine Gesamtbewertung einzubeziehen, soll kein schiefes Bild von den tatsächlichen Befindlichkeiten entstehen. Das zwingt den Historiker nach neuen Quellen – zum Beispiel volkskundlicher oder autobiographischer Art – Ausschau zu halten, um die Proportionen zwischen den lautstarken nationa-

listischen Abgrenzungsparolen auf der einen Seite und einem mehrheitlich friedlichen oder doch zumindest pragmatischen Umgang zwischen den Nationen in Ostmitteleuropa überhaupt erst einmal auszuloten und angemessen beurteilen zu können.⁴

Bei öffentlichen Auftritten ging es in Ostmitteleuropa seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vornehmlich um Fremdheitskonstruktionen innerhalb eng verzahnter und aufeinander bezogener Nachbarschaftsverhältnisse, um Abschottungen, die umso rigoroser ausfielen je größer die Nähe zu den Nachbarnationalitäten gewesen ist. Sich nach außen hin als Pole, Tscheche, Magyare abzugrenzen, gehörte seither gleichsam zur *political correctness*. Antagonistisch konstruierte Geschichtsbilder und Gedächtniskulturen spielten hierbei eine herausragende Rolle, die sogar konträr angelegte Kollektivbiographien der verschiedenen ostmitteleuropäischen Völker zur Folge haben konnten. Vergangenheitsbezüge wurden dergestalt zu geistigen Schutzschildern nationaler Identitäten aufgerüstet und in allen Ländern der Habsburgermonarchie genauso wie im dreigeteilten Polen als Argumente im politischen Tageskampf eingesetzt.

Da nicht selten dieselben Symbole und Gedächtnisorte, gelegentlich auch dieselben herausragenden Persönlichkeiten der Geschichte von verschiedenen Nationalitäten gleichzeitig beansprucht wurden⁵, war kollektives Erinnern in Ostmitteleuropa fast immer mit Streit verbunden. Dabei ging es eben nicht nur um unterschiedliche und konkurrierende Auslegungen, sondern vielmehr um exklusive Vertretungsansprüche und einander ausschließende Identitätskonzepte. Das auch anderorts zu beobachtende Phänomen der trennenden Wirkung unterschiedlicher Erinnerungsmilieus erfuhr in Ostmitteleuropa mit seinen charakteristischen ethno-kulturellen Gemengelagen eine zusätzliche Verstärkung: Die kollektiven Gedächtnisse waren in der Regel so konstruiert, dass sie die Geschichte dieses Raumes entlang seiner ethnischen Nahtstellen aufteilten. Die Erinnerung trennte darum die Völker und nach 1918 teilweise auch die unmittelbaren Nachbarstaaten in Ostmitteleuropa gerade deswegen, weil sie sich auf eine gemeinsame Vergangenheit bezog, die aber unterschiedlich wahrgenommen und interpretiert wurde.⁶ In dieser historischen Großregion ging es nämlich in den seltensten Fällen darum, Verschiedenes voneinander abzugrenzen, sondern vielmehr darum, Gleiches von verschiedenen Seiten her exklusiv zu beanspruchen, was zwangsläufig zu Mehrfachkodierungen führen musste und das geschichtliche Erbe Ostmitteleuropas einer extremen Parzellierung ausgeliefert hat, die freilich ihrerseits ein lohnenswertes Untersuchungsfeld darstellt.

Die Pluralität der Gedächtniskulturen Ostmitteleuropas zu konstatieren, bedeutet noch lange nicht, einem wie immer gearteten Relativismus das Wort zu reden. Wäre dem so, so würde sich eine übergreifende, vergleichend angelegte Perspektive von vornherein erübrigen und man könnte getrost in den eingefahrenen, bewährten Bahnen nationalgeschichtlicher beziehungsweise nationalkultureller Betrachtungsweisen verharren – in der trügerischen Hoffnung, die so erzielten Erkenntnisse vielleicht irgendwann einmal in ein größeres Ganzes aufsummieren zu können. Aber die kulturellen Pluralitäten Ostmitteleuropas setzten sich ja gerade nicht aus klar abgrenzbaren, monadisch vereinzelt und unverbunden nebeneinander existierenden Einzel-elementen zusammen, sondern resultierten vielmehr mehrheitlich aus aufeinander bezogenen Lebens- und Vorstellungswelten. Auch die antagonistisch konstruierten Vergangenheitsbilder und das jeweilige kulturelle Selbstverständnis der verschiedenen Völker Ostmitteleuropas basierten größtenteils auf gemeinsamen oder zumindest ähnlich gelagerten historischen Erfahrungen und Bezugspunkten. Dadurch blieb ihnen bei allem Gegeneinander ihr wechselseitiger Verweischarakter erhalten, den es aber erst wieder nachträglich herauszuarbeiten gilt.

Weil kollektives Erinnern und Traditionsbildung in Ostmitteleuropa ständig gefährdet und umstritten waren, konnten sie auch nicht selbstverständlich, alltäglich und damit zu einer bedeutungslosen Konvention abheben, sondern blieben bis in die jüngste Vergangenheit hinein als unverzichtbare geistige Rettungsanker kollektiver Identitäten von herausragender Relevanz. Polen bietet ein besonders auffälliges, aber keineswegs einzigartiges Beispiel für solche erinnerungspolitischen Kraftakte, mit denen seit dem 19. Jahrhundert gegen wiederholte Fremdbestimmung angekämpft worden ist.⁷

In der Zusammenschau ergibt die ostmitteleuropäische Erinnerungslandschaft somit ein diffuses, zerklüftetes und widersprüchliches Erscheinungsbild, das sich weder in ein Kontinuum einordnen noch fein säuberlich in seine nationalkulturellen Bestandteile sortieren lässt. Insofern scheint auch die Rekonstruktion kollektiver Erinnerungen und Gedächtniskulturen in diesem Raum zunächst nur eine zusätzliche Bestätigung bisheriger Forschungserkenntnisse zu erbringen und diese lediglich um eine weitere Facette zu ergänzen.⁸ Dieser Eindruck stellt sich freilich nur dann ein, wenn man den bewusst eindeutig kodierten Erinnerungsspuren folgt und damit unbewusst die national zentrierte Perspektive zeitgenössischer Identifikationskonstruktionen des 19. und 20. Jahrhunderts übernimmt. Die gesamte Bandbreite des kollektiven Gedächtnisses und die Vielschichtigkeit der Gedächtniskulturen

in Ostmitteleuropa sind mit einem solchen Zugang freilich nicht zu erschließen, wie Moritz Csáky in diversen forschungsprogrammatischen Entwürfen aufgezeigt und mit eigenen Arbeiten schon mehrfach nachgewiesen hat.⁹ In dieser Forschungsperspektive werden hinter den antagonistisch konstruierten Vergangenheitsbildern und Identifikationsangeboten Mehrdeutigkeiten, multipolare Identitäten und übergreifende und überlappende Kommunikationsräume sichtbar, die unbeschadet manifester Dissonanzen und real existierender Konfliktkonstellationen die Polyphonie und kulturelle Heterogenität dieses Raumes zu erkennen geben, ohne ihn nostalgisch zu verklären. Auch Karl Schlögel hat hierzu kürzlich mit Blick auf das deutsche kulturelle Erbe im Osten Europas die zweifellos richtige Frage gestellt:

Was geschieht, wenn Grenzraum und Gemengelage nicht als Defekt, sondern als spezifischer Reichtum verstanden werden? Grenzräume, Grenzländer, die in einer ethnozentrischen Perspektive Abgrenzungs-, Selbstbehauptungs-, Selbstverteidigungs- und Ausfallräume werden, erscheinen in einer pluralen Perspektive, die der pluralen Gemengelage weit angemessener ist, als offene Räume, als Orte der Begegnung, der Vermischung, des Übergangs, der Produktion von Reichtum. Es ist der Ort der Vielsprachigkeit, der Multikulturalität und der Ausprägung von ‚pluralen Identitäten‘ zu einem Zeitpunkt, da es das Wort dafür noch gar nicht gab.¹⁰

Lässt man sich auf eine solche Sehweise ein, die bei geographisch etwas anders abgesteckten Beobachtungsfeldern in Grundzügen dem seit Jahren konsequent und erfolgreich verfolgten Forschungsansatz von Moritz Csáky entspricht, so verändert sich der Blickwinkel auf die Gedächtniskulturen in Ostmitteleuropa: Die auf Abgrenzung und Trennung abzielenden Vergangenheits- und Identitätskonstruktionen erscheinen dann in einem etwas anderen Licht; sie verlieren an Schärfe und Eindeutigkeit, sie werden durchlässiger, geben Ähnlichkeiten, Korrespondenzen sowie übergreifende Webmuster zu erkennen und fügen sich somit in eine „histoire croisée“ transnationaler Erinnerungslandschaften ein.¹¹ Damit wird die kulturwissenschaftliche Interpretation ostmitteleuropäischer Erinnerungs- und Gedächtniskulturen zugleich von dem Wiederholungszwang befreit, nationalkulturell und ethnozentrisch definierte Identitätsmuster historiographisch zu reproduzieren und somit im Nachhinein noch einmal affirmativ zu bestätigen. Statt dessen tun sich neue Fragestellungen und Arbeitsfelder auf, die nicht nur für die Untersuchung ostmitteleuropäischer Nachbarschaftsverhältnisse von Relevanz sind, sondern darüber hinaus erhellende Vergleiche zu anderen europäischen Regionen mit ähnlich gelagerten Konstellationen ermöglichen.¹²

Anmerkungen

- 1 Vgl. aus der Fülle der Literatur stellvertretend: Ivan T. BEREND, György RANKI, *East Central Europe in the 19th and 20th Centuries*, Budapest 1977; E. Garrison WALTERS, *The Other Europe. Eastern Europe to 1945*, New York 1988; Piotr S. WANDYCZ, *The Price of Freedom. A History of East Central Europe from the Middle Ages to the Present*, London 1993.
- 2 Vgl. dazu: Elena MANNOVÁ (Hg.), *A Concise History of Slovakia*, Bratislava 2000.
- 3 Vgl. dazu Gil EYAL, *Identity and Trauma. Two Forms of the Will to Memory*, in: *History and Memory* 16 (2004), S. 5–36.
- 4 Vgl. zum deutsch-tschechischen Verhältnis: Joseph Maria BAERNREITHER, *Zur böhmischen Frage*, Wien 1910; außerdem: Helmut KÖSER u.a., *Kde domov můj... Wo ist meine Heimat... Spuren tschechisch-deutscher Gemeinsamkeiten im 19. und 20. Jahrhundert*, Dresden 1999.
- 5 Vgl. dazu die vorzüglichen Fallstudien von Ernst BRUCKMÜLLER, Josef Reszel – ein gemeinsamer ‚lieu de mémoire‘ Mitteleuropas?, in: Jacques Le RIDER, Moritz CSÁKY, Monika SOMMER (Hg.), *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*, Innsbruck 2002, S. 99–107; und von Barbara TÖRNQUIST-PLEWA, Adam Mickiewicz – polack, litauer och europé, in: *Slavica Lundensia* 18 (1998), S. 9–20.
- 6 Vgl. dazu Jerzy JEDLIICKI, *Historical Memory as a Source of Conflicts in Eastern Europe*, in: *Communist and Postcommunist Studies* 23/3 (1999), S. 225–232; Tibor PICHLER, *Searching for Lost Memory. On the Politics of Memory in Central Europe*, in: Moritz CSÁKY, Elena MANNOVÁ (Hg.), *Collective Identities in Central Europe in Modern Times*, Bratislava 1999, S. 53–61; für Siebenbürgen jetzt auch die Fallstudie von Margit FEISCHMIDT, *Ethnizität als Konstruktion und Erfahrung. Symbolstreit und Alltagserfahrung im siebenbürgischen Cluj*, Münster 2003, S. 45–104.
- 7 Zum Folgenden: Adam BROMKE, *The Meaning and Uses of Polish History*, Boulder 1987, S. 1–70; Eva KOBILINSKA, *Das polnische Gedächtnis und seine Symbole*, in: *Deutsch-polnische Ansichten zur Literatur und Kultur. Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts Darmstadt* 6 (1994), S. 53–59.
- 8 Auch der Autor dieses Beitrages ist in seinen eigenen Arbeiten bislang vornehmlich den konflikträchtigen Aspekten ostmitteleuropäischer Erinnerungskulturen nachgegangen. Siehe dazu u.a. Rudolf JAWORSKI, *Umstrittene Gedächtnisorte in Ostmitteleuropa*, in: Heidemarie UHL (Hg.), *Zivilisationsbruch und Gedächtniskultur*, Innsbruck 2003, S. 181–195; DERS., *Erinnerung mit Hindernissen. Zur Jubiläumskultur im östlichen Europa*, in: Paul MÜNCH (Hg.), *Jubiläum, Jubiläum ... Zur Geschichte öffentlicher und privater Erinnerung*, Essen 2005, S. 259–269.
- 9 Vgl. auch zum Folgenden stellvertretend: Moritz CSÁKY, *Die Mehrdeutigkeit von Gedächtnis und Erinnerung*, in: Georg KREIS (Hg.), *Erinnern und Verarbeiten. Zur Schweiz in den Jahren 1933–1945*, Basel 2004, S. 7–30; CSÁKY u.a. (Hg.), *Kultur-Identität-Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne*,

- Innsbruck 2004; außerdem die Bibliographie in dem Bericht der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften für die Jahre 1999–2004, S.62–66, in: http://www.oeaw.ac.at/kkt/archiv/bericht/bericht_99_04.pdf [Zugriffsdatum: 23.9.2005].
- 10 Karl SCHLÖGEL, Von der nationalen Ostforschung zur integrierenden Ostmitteleuropa-Forschung, Berlin 2004, S. 7, in: Deutsches Kulturforum östliches Europa, 23.09.2004, <http://www.kulturforum.info/php/x.php4?x=1005074> [Zugriffsdatum: 23.9.2005].
 - 11 Vgl. dazu grundsätzlich Michael WERNER, Benedicte ZIMMERMANN, *Penser l'histoire croisée: entre empirie et réflexivité*, in: *Annales* 58 (2003), S. 7–31.
 - 12 Vgl. in diesem Zusammenhang beispielsweise Rainer HUDEMANN (Hg.), *Stätten grenzüberschreitender Erinnerung. Spuren der Vernetzung des Saar-Lor-Lux-Raumes im 19. und 20. Jahrhundert*, Saarbrücken 2002 (CD-Rom); Philippe MARTIN, François ROTH (Hg.), *Mémoire et lieux de mémoire en Lorraine*, Sarreguemines 2003.

Verhüllen / Enthüllen. Gedächtnispolitik als Politik des Vergessens?

Karin Liebhart (Wien)/
Andreas Pribersky (Wien)

Während die Geschichte ihren Auftritt hat,
träumt Epimenides seine Vergangenheit
oder seine Zukunft.¹

I.

Bei näherem Hinsehen erscheint Gedächtnispolitik oft als Politik des Vergessens. Vergessen freilich nicht als bloßes Nicht-Erinnern, sondern als Akt, der das „unbewusste Verdrängen“ bei weitem übersteigt – als das von der Psychoanalyse beschriebene Verbergen ursprünglicher Schlüsselszenen individuellen Verhaltens, das allzu oft als Metapher für jene Momente des Politischen dient, die keinen Eingang in die Selbstrepräsentation politischer Gemeinschaften oder Persönlichkeiten finden. In Österreich sind die Erinnerungslücken Kurt Waldheims als Kandidat für das Amt des Bundespräsidenten in der zweiten Hälfte der 1980er Jahre betreffs seiner Involvierung in die NS-Wehrmacht am Balkan ein immer noch präsent Beispiel hierfür.

Der bewusste Akt des Verwerfens politischer Herrschaftsperioden dagegen wird wohl im Versuch der Vernichtung ihrer Zeichen am deutlichsten. Politische Zäsuren werden immer wieder von der Zerstörung oder Demontage jener Symbole begleitet, in denen die vorhergehenden Machtverhältnisse repräsentiert sind: Das ist in jüngster Zeit besonders am Zusammenbruch des „sowjetischen Imperiums“ in Ostmitteleuropa deutlich geworden, dessen visuelle Repräsentationen – Fall der Berliner Mauer, Denkmalstürze, Durchtrennen des Eisernen Vorhangs – zu globalen Emblemen des politischen Systemwechsels in Europa wurden. Wie wirksam derartige Bilder als Symbol des Umsturzes politischer Herrschaftsverhältnisse sind, belegt die Invasion des Irak durch US-Truppen: Nach der Eroberung von Bagdad wurde die Tradition der jüngsten ostmitteleuropäischen Denkmalstürze mit dem Sturz des Saddam-Denkmal „nachgestellt“ – freilich ohne die „authentische“ Wirkung des Rituals von 1989/90 zu erreichen.²

Denkmalstürze – obzwar seltener analysiert als Errichtung und Verbleib von Denkmälern – erscheinen als Teil der abendländischen Geschichte und sind besonders mit der Französischen Revolution zu einem Bestandteil republikanischer Politik geworden³: Sie repräsentieren deren Ausrichtung auf das Neue, sollen den Blick von der (unmittelbaren) Vergangenheit auf jene Zukunft lenken, die von der die Herrschaft übernehmenden politischen Elite versprochen wurde. Denkmäler der als überwunden proklamierten Epochen scheinen den Blick auf diese Zukunft bloß zu verstellen. Neuerdings – nach dem Ende des Sowjetsystems – werden sie, wo nicht zerstört, so in eigens als „öffentliche Denkmalfriedhöfe“⁴ eingerichtete Museumslandschaften veräumt, in Statuenparks wie in Budapest, Moskau und im litauischen Druskininkai, in denen die Dichte ihrer Präsenz als Zeugnis ihrer Entmachtung gilt. Auch von der kriegerischen Auflösung der Jugoslawischen Föderation kann nicht gesprochen werden, ohne die Zerstörung der Symbole des jeweils anderen ethnischen Kollektivs zu erwähnen – von Kirchen und Klöstern bis zu historischen Stadtkernen oder Bauten wie der Bibliothek von Sarajewo oder der Brücke von Mostar.

Der Denkmalsturz tritt aber nur als die spektakuläre Seite eines Vergessens oder Vergessen-Wollens hervor, das auch den Alltag der Gedächtnispolitik zu bestimmen scheint. Die Repräsentation von Staat und/oder Nation durch historische Symbole, Orte und Narrative oszilliert gleichsam zwischen kollektivem Gedächtnis und historischer Darstellung: Sie übernimmt den Gestus der Geschichte – die Präsentation eines (ab)geschlossenen Narrativs – und präsentiert ihn als Ergebnis kollektiven Gedenkens⁵ und, mehr noch, als Entwurf einer politischen Identität der jeweiligen Gruppe. So lässt sich etwa auch die Gedächtnispolitik des ausgehenden österreichischen „Gedankenjahres“ – von der Bundesregierung als solches bezeichnet – über Kriegsende 1945, Staatsvertrag 1955 und EU-Beitritt 1995 am ehesten darüber erfassen, woran nicht gedacht wurde.

II.

Am Vorabend der Übernahme der EU-Ratspräsidentschaft im ersten Halbjahr 2006 zog Bundeskanzler Wolfgang Schäussel eine Bilanz dieses „Gedankenjahres“: Es hätten keine „Weihrauchveranstaltungen“ stattgefunden, sondern „tiefgehende Analysen“.⁶ Diese retrospektive Qualifikation des „Jubeljahres“ würde ebenso wie bereits dessen offizielle Etikettierung als „Ge-

dankenjahr“ einen reflexiven Zugang zu den einzelnen Facetten österreichischer Geschichtsrepräsentation und Gedächtnispolitik nahe legen. Dafür hätte sich das Jubiläumsjahr 2005, in dem beinahe inflationär alle möglichen historischen Daten gefeiert und eine Fülle von Bezugspunkten nationaler Identitätskonstruktionen nach 1945 thematisiert wurden – bis hin zu 50 Jahre Wiedereröffnung des Burgtheaters und der Staatsoper sowie 50 Jahre ORF und Bundesheer⁷ – durchaus geeignet, stellen Jubiläen doch Institutionen der Vergegenwärtigung dar, die Geschichtsinterpretationen in Form historischer Großausstellungen, populärkultureller Events, Publikationen, TV- und Filmproduktionen bündeln und politischen Gemeinschaften identitätsstiftende Vergangenheitsdeutungen anbieten.

Anstelle „tiefgehender Analysen“ wurde vielmehr die altbekannte „Erfolgsgeschichte“ der Zweiten Republik vom Staatsvertrag bis zur europäischen Sendung Österreichs präsentiert – in Kontrast zum Untergang der Donaumonarchie und dem Scheitern der Ersten Republik, wie die Ausstellung „Das Neue Österreich“ im Oberen Belvedere⁸ oder die von Hugo Portisch gestaltete vierteilige ORF-Serie „Die Zweite Republik – Eine unglaubliche Geschichte“⁹ zeigen.

Im Rückblick wird deutlich, dass im Zuge der Gedenkinszenierungen des Jahres 2005 gerade die – nach dem Ende der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkriegs sowie dem Staatsvertrags- und Neutralitätsjahr 1955 – wichtigste Zäsur in der politischen Geschichte der Zweiten Republik, der EU-Beitritt 1995, kaum Konturen gewann. Schon gar keine Auseinandersetzung gab es schließlich, zumindest von offizieller Seite, mit der temporär prekären Situation Österreichs im Jahr 2000: In Folge des Einbezugs der FPÖ – einer rechtspopulistischen Partei mit unklarer Haltung zur nationalsozialistischen Vergangenheit des Landes – in die im Februar desselben Jahres gebildete „Wenderegierung“ sah sich Österreich mit massiver Kritik seitens der anderen Mitgliedsstaaten der EU konfrontiert. Die als „Sanktionen“ bezeichneten, jeweils bilateralen Maßnahmen der „EU 14“, ein bis dahin in der EU-Geschichte einmaliges Vorgehen, hatten in Österreich zu patriotischer Empörung, pathetischer Rhetorik und „nationalem Schulterschluss“ geführt. Noch im Europawahlkampf 2004 diente der polemische Hinweis seitens der ÖVP-FPÖ-Regierung auf die dem sozialdemokratischen Europaparlamentarier Hannes Swoboda unterstellte Rolle als „Vaterlandsverräter“ und auf den während der „Sanktionen“ „im Ausland“ mit europäischen Politikern Champagner trinkenden SPÖ-Vorsitzenden Alfred Gusenbauer zur Diskreditierung des politischen Gegners.¹⁰ Im „Gedankenjahr“ waren die Anfang 2000

beschlossenen und nach sieben Monaten wieder aufgehobenen Maßnahmen der EU-Mitgliedsstaaten gegen Österreich, die den politischen Diskurs im Land nach der „Wende“ über lange Zeit bestimmten, allerdings kein Thema mehr. Sie wurden als ein „für alle Beteiligten peinliches Ereignis“ verschwiegen.¹¹

Wenn, wie Jan Assmann meint, die sozialen Rahmen, in denen sich Erinnerung gestaltet, stets die Imperative der Gegenwart enthalten,¹² Erinnerungspolitik also von konkreten Gegenwartsinteressen und Zukunftsentwürfen geleitet ist, verwundert die organisierte Ausblendung eines „Ereignisses“, das zwar Anstöße zu kritischer Selbstreflexion geboten, zugleich aber die Legitimation der „Wenderegierung“ ebenso wie die Selbststilisierung ihrer politischen RepräsentantInnen zu PolitikerInnen von europäischem Format in Zweifel gezogen hätte, allerdings kaum. Mit wenigen Ausnahmen – so sprach etwa die nunmehrige EU-Kommissarin Benita Ferrero-Waldner in einem Interview mit dem Magazin „News“ (11.8.2005) von einem „Stahlbad“, durch das sie während der Zeit der „EU-Sanktionen“ als österreichische Außenministerin gegangen sei¹³ – fanden die „europäischen“ Ereignisse um das Jahr 2000 im offiziellen „2005“-Diskurs keine Erwähnung.

III.

Als Überleitung zur Übernahme der Ratspräsidentschaft unmittelbar nach dem „Gedankenjahr“ wurde stattdessen die altbekannte, Österreich im Selbstbild traditionell zugeschriebene europäische Rolle einer Brücke zwischen West und Ost und eines freundlichen Gastgeberlandes für politische Zusammentreffen auf höchster Ebene in den Blickpunkt des Interesses gerückt. Den europäischen Charakter des Landes sollte etwa die Dekoration von Wiener Straßenbahnen mit den Flaggen der EU und ihrer Mitgliedsstaaten sowie die Idee eines „Hauses Europa“ als „Fluchtpunkt“ der Europäischen Integration zum Ausdruck bringen. Beide „Events“ sind Teil der „25peaces“, einer von der Bundesregierung beauftragten Serie von Interventionen im öffentlichen Raum, die das Jubiläumsjahr mit der anschließenden Ratspräsidentschaft verbinden und eine breitere mediale Aufmerksamkeit für Österreichs europäische Rolle wecken sollten.¹⁴

Da kollektives Gedächtnis aus einem vielschichtigen Beziehungsgeflecht zum Teil widersprüchlicher Deutungsmuster und konkurrierender Erinnerungen besteht, stehen den dominanten „Herrschafts“-Diskursen auch kritische Erzählungen und deren Manifestationen gegenüber. In diesem Sinne kon-

terkarierte ein von Karl-Heinz Ströhle und Martin Strauß im 7. Wiener Gemeindebezirk verwirklichtes „Kunstprojekt zum österreichischen ‚Gedankenjahr 2005‘“ die offiziellen Inszenierungen: Das „Schaufenster Geschichte“ nahm die „Sanktionen“ des Jahres 2000 zum Ausgangspunkt für eine Installation in einem großen, leer stehenden Geschäftslokal in der Wiener Innenstadt, dessen Schaufenster von innen blickdicht mit vergrößerten Kopien österreichischer und internationaler Zeitungen aus den Monaten der „Sanktionen“ verklebt wurden. Internationalen Medien wurden österreichische gegenübergestellt, um die Differenz zwischen Selbst- und Fremdwahrnehmung zu zeigen, die eben jene Leerstelle im offiziellen Jubiläumsgedächtnis – zwischen den positiven Bezugsereignissen EU-Beitritt 1995 und österreichische Ratspräsidentschaft 2006 – sichtbar werden ließ.¹⁵

IV.

Das Sichtbarmachen solcher Gedächtnislücken durch eine künstlerische Intervention vermag vielleicht auch den Wandel des west-östlichen politischen Koordinatensystems Europas deutlicher zu repräsentieren als Versuche, das Gedenken daran – etwa in den Statuenparks – materiell festzuhalten. Dem Verfahren der Enthüllung – wie im skizzierten „Sanktionen“-Schaufenster angewendet – tritt hier jenes des Verhüllens zur Seite: Prominentestes Beispiel für letzteres ist wohl die „Verpackung“ des Berliner Reichstags durch die Aktionskünstler Christo und Jeanne-Claude, die im Rückblick von vielen – auch politischen – Kommentaren als notwendiges Moment für dessen Wiedergewinnung als politischer Ort der „Berliner Republik“ gewertet wurde. In einem vergleichbaren Verfahren wurde der Umdeutungsprozess der Budapester „Befreiungsstatue“ am Gellért-Berg – dem ehemaligen Denkmal der Sowjetarmee – zur heutigen Freiheitsstatue durch eine Verhüllung der Zentralfigur des Genius der Freiheit zum Ausdruck gebracht:¹⁶ Der Bedeutungswandel vom Denkmal für die Befreiung von Faschismus und Nationalsozialismus durch die Rote Armee zu jenem des historischen Freiheitsstrebens eines unabhängigen und demokratischen Ungarn wurde so durch dessen zeitweiliges „Verschwinden“ und erneute Enthüllung zum Ausdruck gebracht.

Die Topik des Ent- und Verhüllens findet sich im ehemaligen sowjetischen Einflussbereich (und damit auch im wiedervereinigten Deutschland) auch im politischen Gebrauch der Geheimdienstakten der vergangenen Einparteienstaaten. Ihre gedächtnispolitische Dynamik soll hier anhand der „Auf-

deckung“ der Geheimdienstvergangenheit des ehemaligen ungarischen Ministerpräsidenten Péter Medgyessy (2002–2004) skizziert werden.

Medgyessy war – soweit die belegbaren Fakten – in den 1970er Jahren als hoher Beamter des Finanzministeriums auch als Mitarbeiter des ungarischen Geheimdienstes rekrutiert worden. Die Spur zu dieser Vergangenheit hatte er selbst in einem Interview im Jahr 1990 gelegt; aufgegriffen wurde sie von der zu diesem Zeitpunkt regierenden rechtskonservativen Fidesz-Koalition unter Ministerpräsident Viktor Orbán aber erst im beginnenden Wahlkampf des Herbstes 2001, mit dem Ziel, Medgyessy als sozialdemokratischen Kandidaten für das Amt des Ministerpräsidenten und die Sozialdemokraten als Nachfolgepartei der kommunistischen Einheitspartei zu diskreditieren. Das politische Ziel der „Wiederveröffentlichung“ von Medgyessys Vergangenheit wurde durch den Rücktritt eines Fidesz-Spitzenpolitikers wegen eines „geringeren Anlasses“ vorgegeben: Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung trat der stellvertretende Parteichef Zoltán Pokorny von allen politischen Ämtern (mit Ausnahme seines Abgeordnetenmandats) zurück, weil er im Archiv des Innenministeriums Akten eingesehen hatte, die seinen Vater als Spitzel auswiesen. Aus Umfragen und dem Wahlerfolg Medgyessys bei den Parlamentswahlen des Jahres 2002 lässt sich allerdings im Rückblick zweifelsfrei feststellen, dass die Geheimdienst-Affäre zu seiner Popularität beigetragen hatte.¹⁷

Ohne auf die vielfältigen Details der Affäre und deren in der öffentlichen Debatte höchst unterschiedliche Bewertung hier näher eingehen zu können, verweist sie auf den wahltaktischen Versuch, mit der Vergangenheit des Spitzenkandidaten einer konkurrierenden Partei Politik zu machen – wobei die Verwendung kompromittierender Geheimdienstakten nur die extreme Variante einer gängigen Wahlkampfstrategie darstellt; man vergleiche die „Aufdeckung“ des ehemaligen deutschen Außenministers Joschka Fischer als gewalttätiger Demonstrant der 1968er Bewegung oder – bescheidener – des aktuellen Vorsitzenden der österreichischen Sozialdemokratie, Alfred Gusenbauer, als marxistischer Jugendfunktionär.

Interessanter als diese zwar unsympathische, aber häufig angewandte Wahlkampfstrategie erscheint Medgyessys erfolgreiche Lösung des Dramas, beschreibt man sie im Rahmen der Blumenbergschen Interpretation von Goethes *Epimenides*: Medgyessy hatte sich nicht bloß – wie in derartigen Fällen häufig – als Opfer böswilliger Medien oder des damaligen politischen Systems dargestellt und seine Anwerbung zum Geheimdienst als Nachgeben gegenüber dessen Anforderungen (wie etwa Kurt Waldheim in Bezug auf seinen Dienst in der Wehrmacht). In seiner Darstellung wurde der Eintritt in

den Geheimdienst zu jener List, die es ihm erst ermöglichte, den Zwängen des politischen Systems nicht zur Gänze zu erliegen, damit den erfolgreichen Beitritt Ungarns zum Internationalen Währungsfonds mit auszuhandeln und so den politisch-ökonomischen Systemwechsel des Jahres 1989/90 sozusagen mit vorzubereiten.

Medgyessys (Selbst)Präsentation einer Kontinuität, die das Verborgene mit einschließt, setzt sich in Gegensatz zum Anspruch auf einen deutlichen Bruch an der Epochenwende, einen Anspruch, den Blumenberg so charakterisiert: „Es ist die Formel aller apokalyptischen Träumer, das Alte müsse zugrunde gehen, damit das Neue aufgehen könne“ oder, in den Worten von Goethes Weihespiel: „Die Welt sieht sich zerstört – und fühlt sich besser ...“¹⁸

Angesichts der herannahenden Kriegsgeräusche lässt sich Goethes *Epimenides* – dem viele Interpretationen, auch die Blumenbergs, eine Nähe zu einer Selbstdarstellung des Autors nach der Niederlage des von ihm verehrten Napoleon zur Erhaltung seiner Stellung in Weimar unterstellen – von Göttern und Musen (auch jener der Geschichte) zum Schlaf in eine Höhle geleiten. Aus diesem Schlaf erwacht er erst wieder, nachdem sich der Rauch der Schlacht verzogen hat: Dennoch – oder gerade deshalb – wird er zum strahlenden Helden der Neuen Zeit, deren Heranbrechen er in seinem rechtzeitigen Rückzug als erster geahnt hatte.

Medgyessys aus der Geheimdienstaffäre erwachsene Popularität kann unter anderem aus der Annäherung an den Durchschnittslebenslauf – dem Arrangement mit den herrschenden politischen Verhältnissen im Sowjetsystem – und gleichwohl im Beibehalten der politischen Heldenrolle gesehen werden. Auch Goethe war zu Napoleon hingezogen und blieb dennoch dem alten Feudalsystem Weimars verpflichtet: der „Dichtenfürst“ konnte allerdings zu Recht für sich in Anspruch nehmen, nicht Gestalter, sondern Porträtist dieser Epochenschwelle – oder, aktuell formuliert, des politischen Wandels – zu sein. Es dürfte zu den Neuerungen der europäischen Gedächtnispolitik nach 1989 gehören, dass es nunmehr die politischen Eliten sind, die sich in der Rolle des Epimenides repräsentiert sehen – als authentische Repräsentanten einer Geschichte, die sie selbst nicht gestaltet und deshalb nicht zu verantworten haben, versuchen sie gleichsam die Kluft zwischen dieser und den ihrer Willkür zur Gänze Unterworfenen zu schließen.

Im Epilog zu seinem Goethekapitel denunziert Blumenberg deshalb dieses Wechselspiel des Ver- und Enthüllens in der Politik: „Der [...] als verdrängt oder resorbiert vermeinte Mythos hat aber seine unterirdische Präsenz: Die Singularität, die nicht aufgearbeitet werden konnte, verliert im undatierten

Zug des Typischen wenigstens ihre Unvertrautheit. Vertrautheit erklärt nichts, aber sie macht eben dies verwindbar.“¹⁹

Es scheint, als wollte Gedächtnispolitik eben jenes Gefühl der „Vertrautheit“ mit der (jeweiligen) Geschichte an die Stelle des Gedenkens – oder, österreichisch, des ‚Gedankens‘ – setzen, um damit Vertrauen für die politische Elite zu gewinnen.²⁰

Anmerkungen

- 1 Hans BLUMENBERG, *Arbeit am Mythos*, Frankfurt a.M. 1986, S. 555.
- 2 János PÓTÓ, *Az emlékeztetés helyei. Emlékművek és politika* [Orte des Gedenkens. Denkmäler und Politik], Budapest 2003, S. 11–16.
- 3 Winfried SPEITKAMP, *Denkmalsturz und Symbolkonflikt in der modernen Gesellschaft*, in: DERS. (Hg.), *Denkmalsturz. Zur Konfliktgeschichte politischer Symbolik*, Göttingen 1997, S. 5–21.
- 4 Tibor WEHNER, *Ein öffentlicher und aktueller Denkmalfriedhof*, in: Ákos RÉTHLY (Hg.), *Denkmalpark. Die gigantischen Denkmäler der kommunistischen Diktatur*, Budapest 1994, o.S.
- 5 Paul RICOEUR, *La mémoire, l'histoire, l'oubli*, Paris 2000, S. 392ff.
- 6 APA-Meldung (Aussendung über die 2005@t0.or.at list am 8.12.2005).
- 7 Österreich 2005. *Das Lesebuch zum Jubiläumsjahr*. Mit Programmübersicht, hg. von Bundeskanzleramt Österreich, St. Pölten–Salzburg 2004.
- 8 Vgl. *Das Neue Österreich. Die Ausstellung zum Staatsvertragsjubiläum 1955/2005*. Oberes Belvedere, 16. Mai – 1. November 2005, Wien 2005.
- 9 *Die Zweite Republik – Eine unglaubliche Geschichte. Eine Dokumentation von Hugo PORTISCH*, 4 Folgen, DVD ORF 2005.
- 10 Vgl. die Werbesujets „Prost! Das sozialistische Europa kämpft gegen die Arbeitslosigkeit“ und „Danke, Hannes!“ (beide ÖVP) sowie „Ich bin kein Österreich-Vertreter. Nein, ich bin Österreich-Verräter!“ (FPÖ). E-cards/ Internetsujets aus dem Archiv des NODE-Projekts *Public Construction of Europe*.
- 11 *Schaufenster Geschichte. Ein Kunstprojekt zum österreichischen „Gedankenjahr 2005“* von Karl-Heinz STRÖHLE und Martin STRAUSS. Vgl. http://www.wuk.at/index.php/idee/termin/1953404850/termin_archiv2005.html (download 21.12.2005).
- 12 Jan ASSMANN, *Die Katastrophe des Vergessens. Das Deuteronomium als Paradigma kultureller Memotechnik*, in: Aleida ASSMANN, Dietrich HARTH (Hg.), *Mnemosyne. Formen und Funktionen der kulturellen Erinnerung*, Frankfurt a.M. 1991, S. 337–355, hier S. 347.
- 13 Benita FERRERO-WALDNER, „Die EU muss sich zurücknehmen!“ Interview mit der Zeitschrift „News“. <http://www.bka.gv.at/DesktopDefault.aspx?TabID=4760&Alias=bkaeuropa&cob=12440>.
- 14 Vgl. www.25peaces.at.

- 15 Vgl. Schaufenster Geschichte. Ein Kunstprojekt zum österreichischen „Gedankenjahr 2005“ von Karl-Heinz STRÖHLE und Martin STRAUSS, http://www.wuk.at/index.php/idee/termin/1953404850/termin_archiv2005html, 12.12.2005 (letzter Zugriff 21.12.2005).
- 16 Vgl. Andreas PRIBERSKY, Krieg, Befreiung, Freiheit? „Denkmäler“ am Budapester Gellért-Berg, in: Rudolf JAWORSKI, Peter STACHEL (Hg.), Die Besetzung des öffentlichen Raumes. Politische Codierung von Plätzen, Denkmälern und Straßennamen im europäischen Vergleich (19./20. Jahrhundert), Innsbruck u.a. (erscheint 2006).
- 17 Ervin CSIZMADIA, „Elképzeltek maguknak miniszterelnököt“. Csiszmadia Ervin interjúja Medgyessy Péterrel [„Man hat Sie sich als Ministerpräsident vorgestellt“. Interview mit Péter Medyessy von Ervin Csiszmadia], Budapest 2004, S. 20–36.
- 18 BLUMENBERG, Arbeit am Mythos, S. 556.
- 19 Ebenda, S. 559.
- 20 Mit dem vorliegenden Beitrag soll Moritz Csáky dafür gedankt werden, dass er viel unvertraute Geschichte präsentiert hat und weitere erwarten lässt.

Geschichtsinterpretationen und Gedächtnispolitik. Das Bild der Habsburgermonarchie in den mitteleuropäischen Staaten seit 1989

Emil Brix (Wien)

Historische Mythen und Geschichtserzählungen stellen die Grundlage kultureller Identitäten von Gemeinschaften dar. Im mitteleuropäischen Raum hat der mehrfache Wandel von Grenzen, Regimen, Ideologien sowie die Erfahrung von Genozid und Vertreibungen ebenso wie von Prozessen der Assimilation im 20. Jahrhundert Geschichtsinterpretationen und insbesondere allen Vorstellungen von Gedächtnispolitik als symbolischen Formen der Politik viel Legitimationskraft gegeben. Seit der Auflösung der Habsburgermonarchie im Jahr 1918 hat in praktisch allen mitteleuropäischen Staaten die Abgrenzung von der multiethnischen Monarchie als Teil der Gründungsmythen der neuen Staaten gedient. Diese Abgrenzung beruhte in erster Linie auf der Vorstellung des Selbstbestimmungsrechtes der Nationen, sie umfasste in der Mehrzahl der Staaten aber auch eine Kritik an demokratischen Defiziten der Habsburgermonarchie. Der Zweite Weltkrieg und seine Konsequenzen – die ideologische Teilung Europas – hat das Bild der Habsburgermonarchie allerdings verändert, denn die Zeit vor 1918 hatte ihre unmittelbare Bedeutung für die Legitimierung der politischen Gegenwart verloren. Die Erinnerungsräume der Habsburgermonarchie befanden sich nun nicht nur in unterschiedlichen Staaten, sondern in vom Kalten Krieg geteilten Regionen Europas – nur Österreich und Oberitalien lagen diesbezüglich westlich des Eisernen Vorhanges.

Tatsächlich wurden ethnisch, staatlich und weltanschaulich fundierte Geschichtsbilder im europäischen Ost-Westkonflikt zu konkurrierenden politischen Argumenten für Gemeinschaftsbildungen, die Teile älterer Traditionen ausblenden und verdrängen sollten. Die kulturellen Mehrfachcodierungen, die die späte Habsburgermonarchie prägten, passten weder in westliche noch in östliche Fortschrittsdiskurse. Positive Beurteilungen durch Geistes- und Kulturhistoriker einerseits, durch einen oppositionellen Mitteleuropadiskurs in den kommunistischen Staaten andererseits änderten nichts

an öffentlichen Haltungen: Die ideologische Teilung Europas zwischen 1945 und 1989 hatte weder im Westen noch im Osten des Kontinents historisch legitimierten Identitäten größeren politischen Gestaltungsraum gegeben. Die in Jalta festgelegte Nachkriegsordnung sollte vielmehr sowohl im Osten als auch im Westen neue Traditionen begründen. Es sollten neue Grenzen zwischen Vergangenheit und Gegenwart errichtet werden: Im Westen sollte eine konfliktreiche ethnische Identitätspolitik von einem aufgeklärt-demokratischen europäischen Integrationsprojekt abgelöst werden, im kommunistischen Osten Europas sollte ein bürgerliches Weltbild beseitigt werden.

Die europäische Gegenwart seit dem Ende des Eisernen Vorhanges wird daher vor allem in den Reformstaaten Mittel- und Osteuropas als „Rückkehr der Geschichte“¹ interpretiert. Diese Rückkehr der Geschichte betrifft auch das Geschichtsbild der Habsburgermonarchie. Mit dem Fall totalitärer Regime in Mittel- und Osteuropa wurde Geschichte wieder zu einem Argument für die Kontinuität und zugleich für die Lernfähigkeit von Gesellschaften. Seit 1989 konkurrieren dabei die Vorstellungen von Geschichte als Instrument der Aufklärung einerseits und als Mittel zur Bildung von Gemeinschaftsbewusstsein bzw. einer kollektiven/nationalen Identität andererseits.² Ein Symptom dafür ist, dass historische Tabuthemen öffentlich diskutiert werden und dabei Aufklärung und kollektive Identitätsbildung zunehmend komplementär gesehen werden. Dabei kann Geschichte wieder zum Stoff für politische Kontroversen werden (z.B. die Rolle von ethnischen und staatlichen Gemeinschaften im Nationalsozialismus, ethnisch begründete Vertreibungen nach Ende des Zweiten Weltkrieges). Aber dies signalisiert, dass die Aufklärungsfunktion von Geschichte auch in Fragen von Gemeinschaftsbildungen an Bedeutung gewinnt.

Eine kritische Auseinandersetzung mit den verdrängten Aspekten der einzelnen Nationalgeschichten und mit den mitteleuropäischen Unversöhnlichkeiten (etwa die Frage des mitteleuropäischen Judentums, der Nationalitätenkämpfe im 19. Jahrhundert und der Rolle von Ideologien im 20. Jahrhundert) kann individuelle und staatliche Identität aufbauen helfen. Diese Fragen stellen seit 1989 in den Transformationsstaaten eine Konsequenz und gleichzeitig eine Voraussetzung für politische Veränderungen dar. Veränderungen betrafen die Wahrnehmung von ganzen Geschichtsepochen. Das Bild der Habsburgermonarchie wird dabei teilweise wieder zum Stereotyp der eigenen nationalen Sichtweisen vor 1918 (z.B. negative Bezugnahme auf habsburgische Traditionen in politischen Diskursen in Slowenien und der Tschechischen Republik oder neuerliche Verwendung des Stereotyps der Brücke nach Euro-

pa im „Galizienmythos“ in Südpolen und der Westukraine). Der öffentliche Bedarf an Geschichtsinterpretation zur Verarbeitung radikaler Veränderungen in Mitteleuropa seit 1989 ist offensichtlich. Er enthält aber stets die Gefahr, dass Traditionszusammenhänge und historische Abläufe nur mehr in ihrer Funktion für die Gegenwart gesehen und interpretiert werden. Geschichte wird damit zum beliebigen Argumentationsmaterial für aktuelle Interessen³. Permanente Identitätssuche und die große Konflikthäufigkeit verursachen diesen beliebigen Umgang mit Traditionen, der etwa in der Literatur bei Robert Musil und auch bei Thomas Bernhard als „Scheinhaftigkeit“ der Wirklichkeit geschildert wird. Welche Geschichtsbilder kehren seit 1989 nach Mitteleuropa zurück?

- In erster Linie die Geschichtsbilder der Nationen dieses Raumes.
- Gleichzeitig besteht aber ein Interesse an der Aufarbeitung von verdrängten Themen, die den europäischen Kontext in der Geschichte der neuen Demokratien betonen. Die kulturellen Gemeinsamkeiten Mitteleuropas sollen gegen den Nationalismus immunisieren und die Rückkehr nach Europa unterstützen. Die Suche nach dem Gemeinsamen hat bereits die intellektuelle Diskussion der achtziger Jahre bestimmt.
- Der öffentliche Diskurs über Mitteleuropa und vor allem auch über die Widersprüche der realsozialistischen Systeme erzeugte einen moralischen Impuls, der sich in der Forderung Václav Havels nach der Prämisse: „In der Wahrheit leben“ konkretisierte. Mit der Forderung nach dem Recht auf „Wahrheit und Erinnerung“ wird die Ausbildung eines kritischen Bewusstseins und einer „Identität“, die Widersprüche nicht nur erträgt, sondern als Merkmal eines kollektiven Selbstverständnisses kennzeichnet, angestrebt⁴.

In diesem Kontext wurden aber auch nationale historische Ressentiments wieder zu Themen in der politischen Auseinandersetzung⁵. Die „Rückkehr der Geschichte“ bezieht sich daher nicht nur auf die Befreiung vom Kommunismus, sondern auch auf die Wiederkehr der Geschichte der nationalen Gruppen in dieser Region in jener Form, die nationale Anknüpfungspunkte zulässt⁶. Der politische Wandel Mitteleuropas führt aber auch das Thema der kulturellen Vielfalt mit seinen Konflikten und Anreizen wieder in die Europadebatten ein. Mitteleuropa spielt dabei mit seinen kulturellen Mehrfachcodierungen eine zentrale Rolle⁷. Europa wird sprachlich, religiös und ethnisch vielfältiger. Es werden Modelle kultureller Pluralität historisch untersucht. Gleichzeitig werden Sprachen, Traditionen und kulturelle Räume Bestandteile eines demokratischen politischen Dialoges, in dem Vertreter unterschiedlicher Identitäten historische Aufarbeitung, Wiedergutmachung

und „Gerechtigkeit“ verlangen können (z.B. Sudetendeutsche und Roma). Die Mitte und der Osten Europas besitzen Traditionen des Zusammenlebens mit ethnischen, sprachlichen und religiösen Minderheiten, die das 19. Jahrhundert als „Jahrhundert der Assimilation“ und das 20. Jahrhundert als „Jahrhundert der Extreme“ nicht vollständig zerstört haben. Minderheitenfragen werden wieder zum Prüfstein der Qualität politischer Ordnung.

Nach der nächsten Erweiterungsrunde werden mit Italien, Österreich, der Tschechischen Republik, der Slowakei, Ungarn, Polen, Slowenien und Rumänien acht Staaten Mitglieder der Europäischen Union, die zumindest teilweise geographisch Teil des Vielvölkerstaates der Habsburgermonarchie waren und entweder aus einer regionalen Perspektive⁸ oder zur Positionierung im mitteleuropäischen Diskurs⁹ auf kulturelle Traditionsbestände der Donaumonarchie zurückgreifen (dies gilt auch für Kroatien, die Ukraine und Bosnien-Herzegowina). In diesen Staaten bestehen teilweise stark differierende kollektive Erinnerungen an die multinationale Habsburgermonarchie, die als nationale Stereotypen nachhaltige Wirkung auf bilaterale Beziehungen (z.B. Österreich-Tschechische Republik) und zukünftige Einstellungen zur Weiterentwicklung der Europäischen Integration (z.B. mitteleuropäische Tradition kultureller Mehrfach-Codierungen¹⁰) haben können. Gibt es damit Bilder des „kakanischen“ Erbes, die zum Bestandteil der neuen europäischen politischen Ordnung werden, und kann dies Auswirkungen auf die Vorstellungen über Europa und auf das Selbstverständnis der EU haben? Die oppositionellen Diskussionen vor 1989¹¹ und die politischen Einstellungen nach der Wende von 1989 zeigen, dass in Ostmitteleuropa bewusst an positive Traditionen des Zusammenlebens in Mitteleuropa angeknüpft werden soll. In dieser Präsenz von Geschichte gedeihen aber auch neue und alte Mythen prächtig und Robert Musils Darstellung der späten Habsburgermonarchie als „Kakanien“ mit einem spezifischen Lebensstil¹² hat seinen festen Platz. Bei der Untersuchung dieser Mythen reichen die Ansätze von der These der kreativen Pluralität¹³ des Wiener Fin-de-siècle bis zur These der unterdrückenden k.u.k. Binnenkolonisation¹⁴.

Wurde die Europäische Union im Jahr 2004 um Kakanien erweitert oder ging es nur um die Aufnahme exkommunistischer junger demokratischer Staaten, die nun die Chance erhalten sollen, am wirtschaftlich erfolgreichen Teil Europas teilzuhaben? Die Fakten und Mythen der Habsburgermonarchie haben für ihre Nachfolgestaaten bis heute prägende Bedeutung, weil sowohl die Entstehung moderner Strukturen als auch ethnischer Legitimierungen im 19. Jahrhundert und damit in der Zeit der späten Habsburger-

monarchie lagen. Die Veränderung historischer Bruchlinien gehörte seit Beginn der europäischen Einigung zu den wesentlichen Fragestellungen. Die Europäische Gemeinschaft wurde als Projekt deutsch-französischer Aussöhnung gegründet. Geht es jetzt 50 Jahre später um die Aussöhnung mit dem slawischen Europa oder mit der Pluralität des ehemaligen Kakanien? In der Stellungnahme der Europäischen Kommission zum österreichischen Beitrittsansuchen wurde 1993 diese Dimension konkret angesprochen, weil darin das österreichische Ansuchen auch mit dem Argument seiner spezifischen Erfahrungen und Kenntnisse im Kontakt mit den neuen Reformdemokratien in Ostmitteleuropa positiv beurteilt wurde¹⁵.

Es zählt zu den Merkwürdigkeiten der aktuellen europäischen Situation, dass auch nach den intensiven kulturwissenschaftlichen Diskussionen der letzten Jahrzehnte um die Besonderheiten der späten Habsburgermonarchie kein Versuch unternommen wird, die Erfahrungshorizonte dieses gescheiterten multinationalen Reiches im Kontext der europäischen Integration und aktueller Vorstellungen über die Gestalt und das Wesen Europas zu diskutieren¹⁶. Dabei ist die Diskussion über Kakanien selbst in ihrer nostalgischen Variante mehr als ein „postkolonialer Reflex“: In den Nachfolgestaaten der Donaumonarchie diente Kakanien in der Auseinandersetzung mit dem realen Sozialismus der kommunistischen Regime vor 1989 Teilen der Opposition und der Bevölkerung als Mythos einer besseren, friedlichen und kosmopolitischen Zeit. Auch in österreichischen Identitätsdiskursen wird Kakanien als ambivalente Tradition wahrgenommen bzw. ideologisch betrachtet, wobei diesem Begriff einerseits eine liberale multikulturelle Bedeutung und andererseits eine konservative vorrepublikanische Bedeutung¹⁷ zugeschrieben wird. Der „herzeigbaren“ Tradition der Pluralität werden dabei die antimodernen Aspekte (Sein und Schein in Wien um 1900, Rassismus, ethnische Konfrontation, Proletarisierung, halbkoloniale Abhängigkeiten) und das Scheitern demokratischer Perspektiven gegenübergestellt¹⁸.

Insgesamt aber wird das Bild der Habsburgermonarchie nicht mehr von der Idee des Völkerkerkers dominiert, weil die politischen Legitimierungen des Nationalstaates, die diese Vorstellung betonten, bereits selbst dem Prozess grundsätzlicher Kritik ausgesetzt sind:

- Ethnische Legitimierungen von Staaten gelten nicht mehr als unbestrittene Norm politischer Gemeinschaft, die es durchzusetzen gilt. Sie werden als „erfundene“, sehr wirksame soziale Konstruktionen relativiert¹⁹.
- Die letzten Jahrzehnte der Habsburgermonarchie werden von Jean-François Lyotard²⁰, Jacques Derrida und anderen postmodernen Denkern als Experi-

ment pluralistischer Politikgestaltung und kultureller Kritik an den Problemen der Moderne dargestellt.

Positive Einschätzungen des politischen Potenzials der späten Habsburgermonarchie beziehen sich überwiegend auf Fragen des Nationalismus:

Der Zerfall des alten Reiches hat uns in dreifacher Hinsicht zurückgeworfen: wirtschaftlich, weil die Idee einer mitteleuropäischen Wirtschaftsgemeinschaft ein ausgezeichnetes Modell für Westeuropa gewesen wäre; zweitens war es ein schwerer politischer Schlag, weil der übertriebene Nationalismus vieler Nachfolgestaaten undemokratische Regierungsformen gefördert hat und drittens, weil eine supranationale kulturelle Gemeinschaft beendet wurde. (Bruno Kreisky)²¹

Winston Churchill schreibt in seiner *Geschichte des Zweiten Weltkriegs*: „There is not one of the peoples or provinces that constituted the Empire of the Habsburgs to whom gaining their independence has not brought the tortures which ancient poets and theologians had reserved for the damned“.

Gleichzeitig besteht auch die kollektive Erinnerung an nationalistische Polemiken, an einen innereuropäischen Kolonialismus und an das Scheitern einer multinationalen politischen Ordnung. In historischen Darstellungen wird der mitteleuropäische Raum nach 1918 oft in Form eines umstrittenen politischen Machtvakuum beschrieben, das mit dem Scheitern des Habsburgerstaates deutschen und russischen machtpolitischen Interessen ausgesetzt war:

Ever since the collapse of the Austro-Hungarian Empire in 1918, Eastern Europe has been an economic and power vacuum waiting to be filled, formerly by Germany and/or Russia, but since 1989 by Germany and/or the EU. This is almost a law of physics. Nature abhors a vacuum. The most likely outcome is German domination under EU auspices.²²

In derartigen „realpolitischen“ Ansätzen wird die Ambivalenz kakanischer Erfahrungshorizonte deutlich:

Deutscher Imperialismus, russischer Imperialismus oder die Rückkehr zur chronischen Instabilität kleiner, kraftloser und bisweilen oft legitimitätsschwacher Staaten. Diese Aussichten scheinen so besorgniserregend, dass zuletzt allein das habsburgische Modell, wenn auch unter dem neuen Titel einer ‚europäischen Föderation‘, übrig bleibt.²³

Der Beitrag Kakanien zur Erweiterung der Europäischen Union liegt in erster Linie darin, dass es eine gescheiterte politische Utopie multinationalen Zusammenlebens darstellte, die an Fragen scheiterte, die in der aktuellen

Europäischen Integration offiziell keine Rolle spielen, aber als potenzielle Problemstellungen wahrnehmbar sind. Kakanien als „Erinnerungs-ort“ liegt in den permanenten, einander oft widersprechenden Erfahrungen des Miteinander und des Gegeneinander vor 1918 und im fordernden Konfliktreichtum einer pluralistischen politischen Einheit. Diese historischen Erfahrungen spielten in den Beitrittsverhandlungen zur EU keine Rolle, beeinflussen aber in einzelnen Mitgliedsstaaten die öffentliche Meinung und lassen sich auch in den wiederholten Ansätzen und Problemen politischer Bemühungen um eine regionale Interessensgruppierung innerhalb der EU nach dem Vorbild der Benelux-Staaten und der skandinavischen Staaten wieder erkennen²⁴. Der Versuch, regionale mitteleuropäische Partnerschaften für eine Interessensabstimmung innerhalb der EU aufzubauen, wird in den beteiligten Staaten (Visegrad-Kooperation/seit 1990 bzw. 1992: Polen, Tschechische Republik, Slowakei, Ungarn; Regionale Partnerschaft/seit 2001: Polen, Tschechische Republik, Slowakei, Ungarn, Slowenien, Österreich) sehr deutlich, wenn auch in seiner Form jeweils abhängig von konkreten politischen und ökonomischen Interessen, mit gemeinsamen kulturellen Traditionen begründet. Ob dabei real oder metaphorisch gemeinsame kakanische Kulturtraditionen zur Grundlage einer aktualisierten mitteleuropäischen Idee beitragen, wird von dem Gleichgewicht abhängen, das in diesem Raum von den möglichen Partnern zwischen Interessen- und Identitätspolitik gefunden wird.

Bezüglich europäischer Integrationsmodelle und historischer Mitteleuropaprojekte bietet die Habsburgermonarchie reiches Anschauungsmaterial dafür, woran ein derartiges Projekt scheitern kann, wenn zur Ausschaltung von Gegensätzen und Konflikten nur rechtsstaatlich und ökonomisch argumentiert wird, ohne Gegensätze, Konflikte und Identitäten auch politisch und kulturell umfassend zu diskutieren. Dieses Wissen ist heute in allen mitteleuropäischen Staaten Teil des Bildes der Habsburgermonarchie.

Anmerkungen

- 1 Zur theoretischen Begründung und zur Verwendung des Begriffes siehe die Beiträge in: *Transit. Europäische Revue*, Heft 2/1991: Rückkehr der Geschichte, Frankfurt a.M. 1991.
- 2 Vgl. Rainer SCHMIDT, *Die Wiedergeburt der Mitte Europas. Politisches Denken jenseits von Ost und West*, Berlin 2001, S. 23.
- 3 Grundlegend dazu: Paul CONNERTON, *How Societies Remember*, Cambridge 1989.

- 4 Václav HAVEL, *Living in Truth*, London–Boston 1986.
- 5 Zur Rolle nationaler Mythen siehe: Geoffrey HOSKING, George SCHÖPFLIN (Hg.), *Myths and Nationhood*, London 1997.
- 6 George SCHÖPFLIN, *Nations. Identity. Power. The New Politics of Europe*, London 2000, S. 9–12.
- 7 Zu den kulturellen Mehrfachcodierungen im mitteleuropäischen Raum siehe vor allem die Arbeiten von Moritz Csáky. Ausführlich dargestellt und besprochen in: Gotthart WUNBERG, Dieter A. BINDER (Hg.), *Pluralität. Eine interdisziplinäre Annäherung*. Festschrift für Moritz Csáky, Wien–Köln–Weimar 1996.
- 8 Zur Diskussion über Triest siehe: Angelo ARA, Claudio MAGRIS, *Triest. Eine literarische Hauptstadt in Mitteleuropa*, München–Wien 1987.
- 9 Erhard BUSEK, Emil BRIX, *Projekt Mitteleuropa*, Wien 1986; Anton PELINKA, *Zur österreichischen Identität. Zwischen deutscher Vereinigung und Mitteleuropa*, Wien 1990.
- 10 Zur Theorie der Mehrfach-Codierungen siehe vor allem: Moritz CSÁKY, *Pluralität. Beiträge zu einer Theorie der österreichischen Geschichte*, in: Herwig EBNER, Horst HASELSTEINER, Ingeborg WIESFLECKER-FRIEDHUBER (Hg.), *Geschichtsforschung in Graz. Festschrift zum 125-Jahr-Jubiläum des Instituts für Geschichte der Karl-Franzens-Universität Graz*, Graz 1990, S. 19–28. Zur spezifischen Erneuerung der Moderne in der späten Habsburgermonarchie: Emil BRIX, *Pluralität. Die Erneuerung der Moderne*, in: WUNBERG, BINDER (Hg.), *Pluralität. Eine interdisziplinäre Annäherung*, S. 273–296.
- 11 Für einen Überblick über die reiche Mitteleuropaliteratur und eine Darstellung der historischen Entwicklung der Region siehe: Lonnie R. JOHNSON, *Central Europe. Enemies, Neighbors, Friends*, New York–Oxford 1996.
- 12 In den literarischen Dimensionen umfassend dargestellt in: Claudio MAGRIS, *Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur* (Neuausgabe Wien 2000).
- 13 Siehe z.B. Endre KISS, *Der Tod der k. u. k. Weltordnung in Wien. Ideengeschichte Österreichs um die Jahrhundertwende*, Wien–Köln–Graz 1986.
- 14 Siehe Clemens RUTHNER, „K.u.k. (post-)colonial?“ Prolegomena zu einer neuen Sichtweise Österreichs–Ungarns in den Kulturwissenschaften, in: *news-letter Moderne* 4,1 (2000), S. 5–8.
- 15 Emil BRIX, *Warum braucht Österreich eine Mitteleuropapolitik?* In: Urs ALTERMATT, Emil BRIX (Hg.), *Schweiz und Österreich. Eine Nachbarschaft in Mitteleuropa*, Wien–Köln–Weimar 1995, S. 167–174.
- 16 Andreas PRIBERSKY, *Politische Mythen der k.u.k. Monarchie*, in: Wolfgang MÜLLER-FUNK, Peter PLENER, Clemens RUTHNER (Hg.), *Kakanien revisited. Das Eigene und das Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie*, Tübingen–Basel 2002, S. 322–330.
- 17 Vgl. etwa: Kurt KROTTENHOFER, *Illusion Kakanien*, in: Peter BETTELHEIM, Thomas FRITZ, Elfie PENNAUER (Hg.), *Kunstreiten auf dem Lipizzaner der Identität. Beiträge zu Kultur und Mentalität*, Klagenfurt u.a. 1998, S. 75–89.
- 18 In der österreichischen Literatur werden Modernisierungsprobleme in Gesell-

- schaft und Politik überwiegend einem weiterhin wirksamen Habsburgermythos (z.B. bei Gerhard Roth und Franzobel) zugeschrieben. Siehe: Emil BRIX, 1848 als Beispiel für die „Distanzierung“ Österreichs von der Habsburgermonarchie, in: Sigurd Paul SCHEICHL, Emil BRIX (Hg.), „Dürfen’s denn das?“ Die fortdauernde Frage zum Jahr 1848, Wien 1999, S. 237–245.
- 19 Zur Bedeutung nationaler Mythen in der gegenwärtigen politischen Situation Europas siehe: SCHÖPFLIN, Nations. Identity. Power.
 - 20 Jean-François LYOTARD, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Graz-Wien 1986 [Original: La condition postmoderne, Paris 1979].
 - 21 Dieses aus der Autobiographie stammende Zitat ist kein Beleg für eine nostalgische Sicht, aber es beschreibt den selbst verstandenen außenpolitischen Auftrag: „Ein Prinzip, das ich als axiomatisch für die österreichische Außenpolitik betrachte, ist die Suche nach einem neuen Verständnis zwischen den Donauvölkern“; Bruno KREISKY, Die Zeit in der wir leben. Betrachtungen zur internationalen Politik, Wien u.a. 1978, S. 14.
 - 22 Robert BIDELEUX, Ian JEFFRIES, A History of Eastern Europe. Crisis and Change, London–New York 1998, S. 639.
 - 23 Jacques LE RIDER, Mitteleuropa. Auf den Spuren eines Begriffes, Wien 1994, S. 68.
 - 24 Vgl. SCHMIDT, Die Wiedergeburt der Mitte Europas, S. 169f.

Franz Joseph Superstar

Peter Stachel (Wien)

Ist es dir nicht auch so ergangen, dass du manchmal nicht mehr wusstest, hat Kaiser Franz Joseph jetzt vor oder nach Hitler regiert? Ich glaube, darauf lief es hinaus, wie bei einem Brettspiel hat eine Figur die andere übersprungen, die einträgliche Figur ist über die kostspielige hinweg, und plötzlich war Hitler länger her als Franz Joseph. (Arno Geiger, *Es geht uns gut*. Roman, München-Wien 2005, S. 349.)

Wiener Blut History World Vienna nennt sich ein in den Kellergewölben des *Heiligenkreuzerhofes* in der Wiener Innenstadt privat betriebenes Wachsfigurenkabinett, das nach dem Vorbild von *Madame Tussaud's* in London – „jedoch thematisch anspruchsvoller“ (Selbstdefinition im Werbeprospekt) – unter anderem eine der Geschichte Österreichs gewidmete Ausstellung präsentiert, die sich im Wesentlichen aus Richard Löwenherz im Kerker (mit Sänger Blondel), dem sich in regelmäßigen Abständen automatisch öffnenden Sarg Kaiser Maximilians, Prinz Eugen, Maria Theresia, Kaiser Joseph II. (mit Pflug) und Wolfgang Amadeus Mozart (mit Klavier) zusammensetzt. Als Torhüter zu dieser Unterwelt österreichischer Geschichte fungieren zwei Figuren, die in der touristischen Vermarktung Österreichs, insbesondere Wiens, längst ikonischen Status erlangt haben. Gleich an der Kasse wird der Besucher von Kaiserin Sisi hoch zu Pferde empfangen und der alte Herr, dessen lebensgroße Büste sinnigerweise an der nach unten führenden Treppe platziert wurde, wirkt zwar mit einer Art Badetuch über seinen nackten Schultern auf den ersten Blick wie ein betagter Saunabesucher im Ruheraum, ist aber anhand seines charakteristischen Backenbartes doch unschwer als Kaiser Franz Joseph zu identifizieren. Etwas gewagt wirkt die Wanddekoration hinter und über der Büste des Kaisers, die aus der Europa-Flagge und der Flagge der Republik Österreich besteht.

Diese Büste, die bezeichnenderweise auch auf einem der Werbeplakate der *History World Vienna* abgebildet ist, ist ein besonders einprägsames Beispiel

für einen Trend, der zwar schon nach Ende des 2. Weltkriegs, etwa in den „Sisi-Filmen“ der 1950er Jahre, seinen Anfang nahm, sich aber in den letzten Jahren, insbesondere nach dem Fall des „Eisernen Vorhangs“, spürbar dynamisiert hat. Kaiser Franz Joseph ist – vor allem in der Tourismuswerbung, aber auch darüber hinaus – zu einer positiv besetzten Symbolfigur der österreichischen Vergangenheit und, zumindest in einer nach außen adressierten Form, damit auch „österreichischer Identität“ geworden. Ein Vorgang, dessen Ungewöhnlichkeit erst ermessbar wird, wenn man sich vor Augen hält, wie dominant negativ besetzt das Bild des Kaisers lange Zeit im offiziellen republikanischen Österreich war. Zwar gab es immer Restbestände einer an Franz Joseph geknüpften spezifischen „Herrscherpietät“, die sich zum größeren Teil aus nostalgisch verklärter persönlicher Erinnerung an die „gute alte Zeit“, „als Böhmen noch bei Österreich war“, wie es im Refrain eines einst populären Liedes heißt, und nur zum geringeren Teil aus einem bewusst legitimistisch-monarchistischen Bekenntnis speiste. Dominant war aber wohl die negativ geladene Sicht auf den Kaiser als obersten Repräsentanten eines morschen, von der Eigengesetzlichkeit der historischen Entwicklung zum Untergang verurteilten Staatswesens, als Symbol einer hierarchischen, nicht-egalitären, die „natürlichen“ Rechte der Nationen unterdrückenden Zwangsordnung und vor allem, dies war der stärkste Eindruck, als exemplarischer Vertreter jener rückwärtsgewandten, sich gegen die Zeitläufe stemmenden Generation von Vätern und Großvätern, die vor ihrem eigenen, gleichsam schon längst überfälligen Tod, die Söhne und Enkel zum massenhaften Sterben auf den Schlachtfeldern des 1. Weltkrieges verurteilte. „Nie prägte mächtiger in ihre Zeit, jemals ihr Bild die Unpersönlichkeit“¹, reimte Karl Kraus im Jahr 1920 auf Franz Joseph und brachte damit das von ihm in zahlreichen Texten vertretene Bild des Kaisers als einem „grauen Verhängnis“, einem mediokren Mensch gewordenen Schematismus mit katastrophalen Folgewirkungen, zum Ausdruck: Ein Bild, das haften blieb und etwa im „Habsburgerstreit“ (1958–1966) um das Einreiseverbot für Mitglieder des ehemaligen Herrscherhauses in die Republik Österreich wieder auflebte.

Erste Ansätze zu einer positiveren Neubewertung des Habsburgerreichs hatte es in Österreich freilich schon in den 1930er Jahren gegeben, einerseits auf offizieller Ebene, als der unter dem zunehmenden Druck des nationalsozialistischen Deutschland stehende Staat den Versuch unternahm, durch Rückgriff auf monarchistische Traditionen das Bewusstsein einer österreichischen Identität zu stärken, andererseits bei Schriftstellern und Publizisten vor allem jüdischer Herkunft, denen sich vor dem Hintergrund der Bedro-

hung durch den nationalsozialistischen Terror die Monarchie des Kaisers Franz Joseph unversehens in ein verlorenes „goldenes Zeitalter der Sicherheit“ (Stefan Zweig) und rechtsstaatlicher (wie auch ökonomischer) Stabilität verwandelte. Vielfach waren gerade diese Zuschreibungen an die Person des Kaisers gebunden: „Unsere Sprache ist deutsch und nicht hebräisch, unsere Heimat [...] Österreich; geht es uns nicht vortrefflich unter [...] Kaiser Franz Joseph?“². Mit diesen Worten charakterisierte Stefan Zweig in seinem während des 2. Weltkrieges verfassten verklärenden Lobgesang auf die „Welt von Gestern“ diese Einstellung und Manes Sperber schildert in seiner Autobiographie, wie sein Vater bei der Nachricht vom Tod Franz Josephs in Tränen ausbrach: „Für uns Juden ist er ein guter Kaiser gewesen. Jetzt wird alles ungewiß.“³ Franz Joseph steht hier für die Toleranz und den Schutz durch den liberalen Rechtsstaat, der freilich nicht von ihm, sondern – anfangs gegen seinen ausdrücklichen Widerstand – von den bürgerlichen Liberalen installiert worden war. Erst in den späteren Jahren seiner Herrschaft, die allerdings im Bewusstsein der Nachwelt die neoabsolutistischen Anfänge vollkommen überdecken, verstand sich auch der Kaiser als Garant dieser Rechtsordnung. Noch entscheidender für dieses Bild von Stabilität und Ordnung war aber unzweifelhaft der zufällige Umstand der ganz außergewöhnlich langen Regierungszeit von 68 Jahren, der dazu führte, dass Franz Joseph – ohne durch politische Maßnahmen viel dazu beigetragen zu haben – ein zum privaten Gefühlshaushalt der meisten Untertanen gehörendes, gewissermaßen immer schon da gewesenes Symbol der Einheit des Staates geworden war, demgegenüber der eigentlich letzte Kaiser der Habsburgermonarchie, Karl I., auch als offiziell „Seliggesprochener“ der katholischen Kirche, in der öffentlichen Wahrnehmung eine vollkommen marginale Rolle spielt. Der von Karl Kraus gerade als negativ konstatierte Verzicht auf ein individuelles Profil, der in Franz Josephs berühmt gewordener inhaltsleerer Floskel „Es war sehr schön, es hat mich sehr gefreut“ zum Ausdruck kam, war dafür recht eigentlich die Voraussetzung und der Kaiser wurde, so Joseph Roths treffende Formulierung, nicht „wegen seiner menschlichen“, sondern „wegen seiner kaiserlichen Eigenschaften geliebt“⁴. Franz Joseph agierte nicht als Individuum, sondern als Symbol der Majestät, als „der Inbegriff aller Macht“, und „man hatte“, so Stefan Zweig, „von Kind an gelernt, diese zwei Silben [Kaiser] mit Ehrfurcht auszusprechen“⁵, und für Hermann Broch war Franz Joseph „das Gegenteil eines Volkskaisers, und doch *der* Kaiser in den Augen des Volkes“⁶.

Diese Auratisierung der Person des Kaisers wurde durch eine Reihe medialer Strategien unterstützt: Auf Münzen, Briefmarken und auch Postkarten

war das charakteristische Konterfei Franz Josephs dargestellt und in den Amtsstuben, Klassenzimmern, Universitätsaulen und Kasernen – wenn man Joseph Roth glauben darf sogar in den Bordellen⁷ – gehörte das Portrait des Kaisers, als Druckgraphik oder gelegentlich auch als Plastik, zum Grundinventar.⁸ Dem Kaiser wurde in Druckwerken⁹ und Festzügen¹⁰, besonders intensiv zu den diversen späteren Regierungsjubiläen, gehuldigt, sein Geburtstag, der 18. August – an dem es „Kaiserwetter“ zu geben hatte –, war in der ganzen Monarchie ein beliebter staatlicher Feiertag. Nach Franz Joseph wurden Bahnhöfe und Bahnstrecken, ein Aussichtspunkt auf dem Großglockner, eine von einer österreichischen Polarexpedition im Jahr 1873 entdeckte Inselgruppe im nördlichen Eismeer und ein Fjord in Grönland benannt. Verherrlicht wurde hier aber nicht allein und vielleicht nicht einmal in erster Linie die konkrete Person Franz Josephs als vielmehr die durch ihn personifizierte „legitime“ Herrschaft des Hauses Habsburg und das monarchische Prinzip. „Der Kaiser“ fungierte gemäß dieser Auffassung als erster Beamter des Staates – ein Image, das durch seine persönliche Lebensführung unterstrichen wurde –, als oberster Bauherr, Kunstmäzen und Förderer der Wissenschaft, als väterlicher Vorgesetzter „seiner“ Soldaten, kurz, als per definitionem immer „gütiger“ patriarchalischer Übervater jener großen und harmonischen „Völkerfamilie“, die die offizielle Selbstcharakterisierung der k.u.k. Monarchie darstellte, und deren Echo selbst noch in den einleitenden Worten des Kriegsmanifestes vom Juli 1914 – „An meine Völker!“ – eigentümlich nachhallt.

Ein Teil dieses Images lebt im heutigen Österreich in der touristischen Vermarktung Franz Josephs weiter. Zwar wird man schwerlich ein Wiederaufleben eines tatsächlich politischen Bekenntnisses zum monarchischen Prinzip in den diversen touristischen Franz Joseph-Devotionalien erblicken können, die Vorstellung einer väterlichen Figur, die für ein diffus bleibendes Gefühl der Geborgenheit in der zum putzigen Ansichtskartenmotiv verniedlichten „guten alten Zeit“ steht, wird aber damit zweifellos transportiert. In geringerem Ausmaß als Mozart, der das bei weitem verkaufsträchtigste Marketingprodukt der österreichischen Tourismuswerbung darstellt¹¹, aber durchaus vergleichbar mit z.B. Johann Strauss, stellt Franz Joseph heute eine mit hohem Wiedererkennungswert ausgestattete Ikone österreichischer Imagepräsentation und Tourismuswerbung dar. Übermächtige „Konkurrenz“ – die jedoch in Wahrheit auf eine Verstärkung hinausläuft – erwächst ihm dabei aus der eigenen Familie: Sisi erweist sich als offensichtlich noch besser geeignete Symbolfigur, der nicht nur zahllose Bücher, sondern mittlerweile

in Wien auch ein eigenes Museum gewidmet wurde. Auch die offenkundig höchsten in Österreich zu erlangenden Weihen der Vermarktung, als Namenspatron für fertig abgepackte Süßigkeiten zu firmieren, hat sich Franz Joseph, dem bekanntlich nichts erspart bleibt, – mit bislang allerdings geringerer öffentlicher Aufmerksamkeit als Mozart und Sisi – mittlerweile erworben: So wirbt die Wiener *Kremslehner Hotelkette* mit einer in verschiedenen Größen als Souvenir käuflich zu erwerbenden Franz Joseph-Torte (von 12,- bis 31,- Euro) und mit Franz Joseph-Talern (2,50 Euro).¹² Im Jahr 1997 stellte die ehemalige *Hofzuckerbäckerei Demel* am Wiener Kohlmarkt eine Kaiser Franz Joseph-Büste aus Marzipan in ihrem Schaufenster aus.¹³ Die Wahl des ungewöhnlichen Materials mag ein Sonderfall sein, doch in so manchem Kaffeehaus oder Restaurant der Wiener Innenstadt findet sich heute an prominenter Stelle ein Portrait des Kaisers.

Das insbesondere in den einschlägigen Geschäften im Umfeld der Hofburg käuflich erwerbbare Sortiment an touristischen Franz Joseph-Devotionalien ist reichhaltig: Zierteller, Trinktassen, Aschenbecher, Feuerzeuge, Magnetplaketten, Kalender, Spielkarten der Firma *Piatnik*¹⁴ und vieles mehr zielt das Portrait des Kaisers und auch Miniaturbüsten aus Hartplastik sind in zwei Größen (um 18,50 und 35,- Euro) erhältlich. Bei einigen der Objekte, etwa bei den erwähnten Spielkarten, handelt es sich um direkte Übernahmen aus der Lebenszeit des Kaisers. Besonders groß ist die Auswahl an Postkarten: Neben Portraits des Kaisers – zumeist in Uniform, aber auch im vermeintlich „volksnahen“ „Jagdgewande“, d.h. mit kurzer „krachlederner“ Hose, Lodenjanker und Gamsbart adjustiert – finden sich vielfach auch Bildkompositionen, in denen das Portrait des Kaisers gemeinsam mit Motiven von Schloss Schönbrunn oder der Hofburg, häufig auch verbunden mit einem Doppeladler, dargestellt ist. Die auffällig reichhaltige Auswahl an Karten, auf denen der Kaiser und Kaiserin Sisi gemeinsam dargestellt sind¹⁵, verweist auf die Beliebtheit dieses Sujets, wobei meist die beiden 1864 entstandenen, aufeinander bezogenen großformatigen Portraits des Hofmalers Franz Xaver Winterhalter (1805–1873) als Vorlage dienen. Winterhalters Portrait zeigt den Kaiser in der Mitte seines vierten Lebensjahrzehntes nach mehr als eineinhalb Jahrzehnten Regentschaft, bereits mit dem charakteristischen, allerdings noch nicht angegrauten Backenbart. Darstellungen des Kaisers in jüngeren Lebensjahren existieren in der touristischen Vermarktung nicht, das ikonisch gültige Bild Franz Josephs ist jenes des großväterlichen alten Herrn. Dies mag auch ein wenig mit dem leicht wiedererkennbaren Charakteristikum des weißen Backenbartes zusammenhängen, entspricht

aber vor allem dem Image des milden Patriarchen, das in den letzten Jahrzehnten von Franz Josephs Regierungszeit ganz bewusst kultiviert wurde. Die Anfänge seiner Regentschaft, die Zeit des autoritären Neoabsolutismus, in der der Kaiser alles andere als beliebt war, sind aus dem Bildgedächtnis restlos getilgt. Durchaus folgerichtig gibt es daher auch Postkarten, in denen – biographisch unpassend, aber ikonologisch vollkommen stimmig – das Portrait des alten Kaisers mit jenem der jungen Kaiserin – die sich in fortgeschrittenem Alter nicht mehr portraituren ließ – gekoppelt ist. Genau entsprechend tritt Kaiser Franz Joseph – dargestellt von einem über achtzig Jahre alten pensionierten Friseurmeister – auch auf dem seit den 1980er Jahren jeweils an einem Wochenende um den 18. August herum veranstalteten „Kaiserfest“ im kärntnerischen Millstatt in Begleitung einer „jungen“ Sisi auf.¹⁶ Der explizit formulierte Wunsch der Veranstalter dieses Tourismus-spektakels, dass auch die Zuseher sich nach Möglichkeit historisch kostümieren sollten, verweist auf den karnevalesken Event-Charakter der Inszenierung, der sich am treffendsten wohl als „Disneylandisierung“ der Habsburgerzeit bezeichnen lässt und nachdrücklich Claudio Magris' Diktum bekräftigt, wonach im „habsburgischen Mythos“ „eine historisch-gesellschaftliche Wirklichkeit vollständig durch eine fiktive, illusorische Realität ersetzt wird“¹⁷. Auch in anderen Orten Österreichs – besonders ausufernd und skurrile Blüten treibend in Bad Ischl¹⁸, dem bevorzugten Sommerfrischort des Kaisers – gehören derartige Inszenierungen des praktischerweise mitten in die Sommersaison fallenden „Kaiser-Geburtstages“ mittlerweile zu den Fixpunkten des Tourismusprogramms.

Zu diesen offenkundig primär touristisch-vermarktungstechnisch motivierten Bezugnahmen auf Kaiser Franz Joseph und Sisi gesellt sich ein gesteigertes Interesse an ihrer Epoche und ihren Lebensumständen, die vor allem durch mehrere Großausstellungen, insbesondere die beiden Niederösterreichischen Landesausstellungen der Jahre 1984 und 1987, *Kaiser Franz Joseph und seine Zeit*¹⁹, mit angeregt wurden. Dieses Interesse schlägt sich mittlerweile vor allem in zahllosen Publikationen populären Charakters nieder, die ein eigenes, sich kräftig entwickelndes Genre des österreichischen Buchmarktes bilden. Die politischen Zusammenhänge werden in diesen eigentümlich eindimensionalen Darstellungen, die in der Hauptsache das „Privatleben“ aus der Schlüssellochperspektive thematisieren²⁰, wenn schon nicht vollständig ausgeblendet, so doch marginalisiert. Von den Kinderspielen bis zum Eheleben und den amourösen Affären, von den bevorzugten Backrezepten des Hauses Habsburg bis zum Kosmetik- und „Fitness-Programm“ Sisis ist an-

scheinend alles von öffentlichem Interesse. Recht offenkundig orientieren sich diese, in ihrer Qualität sehr unterschiedlichen Veröffentlichungen, an der Art und Weise, wie heute die Angehörigen regierender Häuser, insbesondere des britischen Königshauses, als Stars der Regenbogenpresse fungieren.²¹ Das Fehlen der für diese heutigen Inszenierungen so wichtigen Film- und Tonquellen wird dabei zumindest teilweise durch ausführliches Eingehen auf die, in der Tat dramatischen familiären Schicksalsschläge kompensiert. In diesem Zusammenhang ist auch die kuriose Form der Vermarktung der einzigen Tonaufnahme der Stimme des Kaisers zu erwähnen: Niemand geringerer als die altherwürdige *Österreichische Akademie der Wissenschaften* vertreibt das in ihrem Besitz befindliche Tondokument aus dem Jahr 1903, durch Erläuterungen in fünf Sprachen (darunter Japanisch) auf entsprechende Gesamtspielzeit gestreckt und umrahmt von den Klängen des *Radetzky-Marschs*, als CD.²²

Bemerkenswerterweise bleibt die Renaissance des Franz Joseph-Bildes jedoch nicht auf die heutige Republik Österreich beschränkt, auch in anderen der so genannten „Nachfolgestaaten“ der k.u.k. Monarchie ist eine vergleichbare Entwicklung zu beobachten. Wie außergewöhnlich dies ist, zeigt sich erst in vergleichender Perspektive: So wäre es kaum vorstellbar, dass etwa in einst zum wilhelminischen Deutschen Reich, heute nicht mehr zu Deutschland gehörende Gebieten, Portraits Wilhelms II. in ähnlicher Form den öffentlichen Raum erobern könnten. Freilich kommen bei dieser zunehmenden Verbreitung der Franz Joseph-Bilder durchaus unterschiedliche Motive zum Tragen, unter denen aber in allen Fällen der Aspekt der Vermarktung besonders hervorsteht. Diese treibt zuweilen bemerkenswerte Blüten, wenn etwa in Tschechien ein *Vodka Kaiser Franz Joseph* der Firma *Fruko & Schulz* und in Polen Mineralwasser der Marke *Żywiec Zdrój* mit dem Bild des Kaisers auf dem Flaschenetikett verkauft werden; in letzterem Fall gibt es immerhin einen konkreten Bezugspunkt, eine Vorgängerfirma befand sich einst in habsburgischem Familienbesitz.²³

Nicht immer jedoch sind die Bezugnahmen auf die Ikone Franz Joseph derart vordergründig. In Oberitalien hat sich, gleichsam als volkstümliche Variante der eher intellektuellen „Mitteleuropa“-Begeisterung²⁴, seit Mitte der 1970er Jahre eine eigentümliche, durchaus spielerisch angelegte *Cecco Beppe*-Verehrung (so der dialektal verfremdete Name des Kaisers) etabliert. In Orten wie Giassico bei Cormons, Cervignano und Madonna di Campiglio wird z.T. mit schwarz-gelben, dreisprachigen (italienisch-deutsch-slowenischen) Plakaten für das jährliche Volksfest am Kaisergeburtstag (*Fiesta dell'Imperatore*)

geworben, bei dem es an den Verkaufsbuden Souvenirs aller Art mit dem Konterfei des Kaisers und dem habsburgischen Doppeladler zu kaufen gibt, darunter Postkarten mit dem Text der Volkshymne auf Italienisch (*Inno popolare*), Deutsch, Slowenisch und Hebräisch. Die lokale *Banda* spielt dazu altösterreichische Militärmärsche, die schwarzgelbe Fahne mit dem Doppeladler ist allgegenwärtig. Ähnlich wie bei den erwähnten österreichischen Veranstaltungen erscheinen auch hier viele Besucher kostümiert, wobei sich „alpine“, in Italien als typisch österreichisch konnotierte Kleidungsstücke und Accessoires wie Dirndlkleid, Lederhose und Gamsbart besonderer Beliebtheit erfreuen.²⁵ Über den Eventcharakter der Inszenierung hinausgehend, stellt die positive Bezugnahme auf das habsburgische Österreich dabei eine politische Provokation besonderer Art dar, in dem sie eines der Herzstücke des nationalen italienischen „Meisternarrativs“, die so genannte „Befreiung“ der oberitalienischen Gebiete aus der Herrschaft des österreichischen „Erbfeindes“, gezielt konterkariert. In eben dieser Spitze gegen den römischen Zentralismus und der Huldigung an den *campanilismo*, den im konkreten Fall pluriethnisch unterfütterten Regionalismus, liegt denn auch der tiefere Grund für die oberitalienische Variante der Kaiser Franz Joseph-Renaissance. Freilich spielt mittlerweile auch in diesem Fall der touristische Marketingaspekt eine nicht zu unterschätzende Rolle, wobei die Motive im konkreten Einzelfall kaum mehr klar zu trennen sind.

Auch in manchen polnischen Städten finden sich heute, insbesondere in oder vor Kaffeehäusern oder Restaurants, Portraits Franz Josephs. In Kraków/Krakau mag damit einerseits eine Erwartungshaltung westlicher Touristen gezielt bedient werden, andererseits kann dies aber vielleicht auch als Ausdruck einer spezifischen regionalen Identität der Stadt gedeutet werden, die sich in Konkurrenz zur politischen Hauptstadt Warschau als kulturelle Hauptstadt Polens versteht und dabei lokale Eigenständigkeiten besonders betont. Dagegen ist es auf den ersten Blick einigermaßen überraschend, in einem Restaurant am Hauptplatz von Wrocław/Breslau auf ein monumentales Franz Joseph-Portrait zu stoßen, gehörte die schlesische Metropole doch in dessen Regierungszeit längst nicht mehr zum Habsburgerreich. Die Speisekarte des Lokals bringt jedoch implizit die Aufklärung dieses Umstandes, besteht sie doch in der Hauptsache aus als „Lemberger Spezialitäten“ ausgewiesenen Gerichten. Die heutigen Bewohner Wrocław sind in der Mehrzahl die Nachkommen der nach 1945 aus dem damals sowjetischen, nunmehr ukrainischen Lwów/Lemberg vertriebenen polnischen Bevölkerung, die an Stelle der aus Breslau vertriebenen Deutschen hier angesiedelt wurde. Franz Joseph stellt

in diesem Fall also nicht einfach ein allgemeines Symbol für die „gute alte Zeit“ dar, als vielmehr ein – von seiner konkreten Person und Epoche losgelöstes – traumatisches Erinnerungszeichen für Vertreibung und für die verlorene einstige Heimat.

Die Renaissance der Franz-Joseph-Bilder im zentraleuropäischen Raum dokumentiert – bei allen mit hineinspielenden Vermarktungsaspekten – die zentrale Rolle, die im Rahmen des kollektiven Gedächtnisses emotionsbelasteten ikonischen Bildern zukommt und sie verweist auch auf den Umstand, dass Erinnerung einerseits kein rein individuelles, sondern ein kollektiv überformtes Phänomen ist, und dass sie niemals im bloßen rekonstruktiven Nachvollzug einstiger „Realitäten“ besteht, sondern von jeweils aktuellen Sinnzusammenhängen, Kontexten und Absichten angeleitet ist. Der wissenschaftlichen historischen Forschung *kann* somit, so betrachtet, eine prinzipiell aufklärerische, weil „dekonstruierende“ Funktion zukommen.²⁶ Das Beispiel des zentraleuropäischen Kultur- und Kommunikationsraumes belegt dies in nachdrücklicher Weise, gibt es doch gerade in dieser europäischen Großregion interferierende und oftmals konkurrierende „Erinnerungskulturen“, die sich weder in eine große und homogene zentraleuropäische „Meistererzählung“ noch in eine additive Summe regionaler oder nationaler „Gedächtniskollektive“ schlüssig auflösen lassen.²⁷ Diese komplexe Gemengelage zentraleuropäischer „Erinnerungskulturen“ hat insbesondere Moritz Csáky in zahlreichen Arbeiten analysiert und erläutert – der daraus abgeleitete Befund lässt sich wohl über die Region hinaus verallgemeinern.

Anmerkungen

- 1 Karl KRAUS, zit. n. http://de.wikipedia.org/wiki/Franz_Joseph_I. [Zugriffsdatum: 25.11.2005].
- 2 Stefan ZWEIG, Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers, Frankfurt a.M. 1970, S. 126 [Original: 1944].
- 3 Manes SPERBER, Die Wasserträger Gottes, Wien 1974, S. 191.
- 4 Joseph ROTH, Die Büste des Kaisers, in: DERS., Der Leviathan, München 1983, S. 124. Zu Kaiser Franz Joseph als literarische Figur in den Literaturen der Nachfolgestaaten der Monarchie vgl. Leopold R. G. DECLOEDT (Hg.), An meine Völker. Die Literarisierung Franz Joseph I., Bern 1998.
- 5 ZWEIG, Die Welt von Gestern, S. 327.
- 6 Hermann BROCH, Hofmannsthal und seine Zeit. Eine Studie, in: DERS., Dichten und Erkenntnis. Essays I, Zürich 1955, S. 94.

- 7 Vgl. Joseph ROTH, Radetzkymarsch, Köln 1994, (ROTH, Romane 2), S. 77 [Original: 1932].
- 8 In nicht wenigen öffentlichen Gebäuden der Republik Österreich haben sich die Huldigungen des Kaisers in der einen oder anderen Form über alle politischen Systemwechsel des 20. Jahrhunderts bis heute erhalten.
- 9 Vgl. u.a.: Max HERZIG (Hg.), Viribus Unitis. Das Buch vom Kaiser, Wien 1898; Ignaz SCHNITZER (Hg.), Franz Joseph I. und seine Zeit. Cultur-historischer Rückblick auf die francisco-josephinische Epoche, 2 Bde., Wien 1898; Johannes EMMER, Kaiser Franz Joseph I. Festausgabe zum 50-jährigen Regierungsjubiläum, Wien o.J. [1898] [in vierzig Lieferungen]; P[eter] von RADICS (Hg.), Kaiser Franz Joseph I. im Liede. Zur fünfzigjährigen Feier seiner Regierung, Wien o.J. [1898] (Deutsch-österreichische National-Bibliothek 184); Wien seit 60 Jahren. Zur Erinnerung an die Feier der 60jährigen Regierung Seiner Majestät des Kaisers Franz Joseph I. der Jugend Wiens gewidmet von dem Gemeinderathe ihrer Vaterstadt, Wien 1908.
- 10 Elisabeth GROSSEGER, Der Kaiser-Huldigungs-Festzug Wien 1908, Wien 1992; Daniel L. UNOWSKY, The Pomp and Politics of Patriotism. Imperial Celebrations in Habsburg Austria, 1848–1916, West Lafayette/Indiana 2005. Vgl. auch: Martin HECHER, Hans Makart und der Wiener Festzug von 1879, Diss. Uni Wien 1986; Werner TELESKO, Der Makart-Festzug 1879. Geschichtsverständnis und Identitätsfindung im 19. Jahrhundert, in: Parnass 16 (1996), Sonderheft 12: Historismus, S. 108–112. Der *Makart-Festzug* fand aus Anlass der Silbernen Hochzeit des Kaiserpaares statt.
- 11 Vgl. u.a.: Gernot GRUBER, Wolfgang Amadeus Mozart, in: Emil BRIX, Ernst BRUCKMÜLLER, Hannes STEKL (Hg.), Memoria Austriae I: Menschen – Mythen – Zeiten, Wien 2004, S. 48–78.
- 12 Alle Preisangaben beziehen sich auf das Jahr 2005.
- 13 Vgl. UNOWSKY, The Pomp and Politics of Patriotism, S. 1. Unowsky weist darauf hin, dass zum sechzigjährigen Regierungsjubiläum Franz Josephs im Jahr 1908 in Lemberg eine Schokoladenbüste des Kaisers gefertigt wurde.
- 14 Kaiser Jubiläum Spielkarten (Piatnik), No. 213847 – 18,- Euro. Der junge Franz Joseph ist als Karo-König (1848), der alte als Herz König (1898) dargestellt. Auch andere Mitglieder des Hauses Habsburg sind in diesem Kartensatz portraitiert.
- 15 Vgl. dazu auch die im international agierenden, auf touristische Bildmonographien spezialisierten italienischen Bonechi-Verlag erschienene Publikation: Georg KUGLER, Franz Joseph und Elisabeth, Florenz 2003.
- 16 Vgl. dazu: Michael PECH, Einen Tag lang in des Kaisers neuen Kleidern, in: Kleine Zeitung, 14.8.2005, S. 40f.
- 17 Claudio MAGRIS, Der habsburgische Mythos in der modernen österreichischen Literatur, Wien 2000, S. 22 [Original: Il mito asburgico nella letteratura austriaca moderna, Torino 1963].
- 18 Höhepunkte der eine Woche dauernden *Kaiserfeiern 2005* in Bad Ischl waren z.B. das Kaiserfest, der Kaiserball, der Kaiserbummel, die Kaisermesse, die Kaiser-Golf Trophy, die Nacht der Kaiser sowie der „kulturelle Crossover“

- „Happy Beppi“. Vgl. auch: Peter PFARL, *Die Habsburger im Salzkammergut*, Florenz 1992 (Bonechi Verlag).
- 19 Vgl. Kaiser Franz Joseph und seine Zeit. Von der Revolution zur Gründerzeit 1848–1880, Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellungskatalog Schloss Grafenegg 1984, 2 Bde., Wien 1984; Kaiser Franz Joseph in seiner Zeit. Glanz und Elend 1880–1916, Katalog der Niederösterreichischen Landesausstellungskatalog Schloss Grafenegg 1987, 2 Bde., Wien 1987.
 - 20 Speziell zu Franz Joseph vgl. u.a.: Brigitte HAMANN (Hg.), *Meine liebe, gute Freundin! Die Briefe Kaiser Franz Josephs an Katharina Schratt*, Wien 1992; Josef CACHÉE, Gabriele PRASCHL-BICHLER, „Sie haben’s gut, Sie können ins Kaffeehaus gehen!“. Kaiser Franz Joseph ganz privat, Wien–München–Berlin 1994 [mehrere Neuauflagen mit Verfasserangabe: Gabriele Praschl-Bichler]; Bascha BATORSKA, *Es hat ihm sehr geschmeckt. Aus der Küche und dem Leben der Katharina Schratt*, Wien 1998; Richard H. KASTNER, *Mit Kaiser Franz Joseph auf Reisen*, Wien 2002.
 - 21 Zur Entwicklung der „Medienmonarchie“ und der Bedeutung der medialen Präsenz für das britische Königshaus vgl. David CANNADINE, *Die Erfindung der britischen Monarchie 1820–1994*, Berlin 1994 [Erweiterte deutsche Fassung von: *The Context, Performance and Meaning of Ritual: The British Monarchy and the „Invention of Tradition“, c. 1820–1977*, in: Eric J. HOBSBAWN, Terence RANGER (Hg.), *The Invention of Tradition*, Cambridge 1983, S. 101–164], insbesondere S. 39–58.
 - 22 Vgl. Kaiser Franz Joseph. Stimmportrait 1903 (Historische Stimmen aus Wien Vol. 3) CD 1997, Verlag der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Sonderausgabe in Zusammenhang mit der Schloß Schönbrunn Kultur- und Betriebsbes. m.b.H. Die Aufnahme entstand 1903 in Bad Ischl.
 - 23 Im Bezug auf die touristische Selbstvermarktung der zentraleuropäischen Städte kann mittlerweile übrigens generell eine gewisse Tendenz zur Vereinheitlichung konstatiert werden.
 - 24 Vgl. u.a.: Arduino AGNELLI, *La Genesi dell’Idea di Mitteleuropa*, Milano 1971 (Pubblicazioni della Facoltà di Giurisprudenza dell’Università di Trieste II).
 - 25 Vgl. Eva BAKOS, *Friaul – Triest – Venetien. Land hinter dem Strand*, Köln 1985, S. 109–114, insbesondere S. 109f.; Reinhard OLT, *Zu Ehren des „Cecco Beppe“*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 19.8.2005, online: <http://www.wien.gv.at/pid/blickaufwien/archiv-august-2005.html> [Zugriffsdatum: 25.11.2005].
 - 26 Dass gerade auch Historiker einen maßgeblichen Anteil an der „Konstruktion“ von „eindeutigen“ Erinnerungskulturen hatten und haben, ist allerdings unbestreitbar.
 - 27 Vgl. u.a.: Moritz CSÁKY, Jacques LE RIDER, Monika SOMMER (Hg.), *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*, Innsbruck u.a. 2002 (*Gedächtnis – Erinnerung – Identität* 1).

„De viris illustribus“.
Über Helden, Geschichte und Nation in der
österreichischen Monarchie

Waltraud Heindl (Wien)

„*De viris illustribus*“ oder die Einheit der Heroenwelt Europas

In der Epoche der Renaissance entdeckte die gelehrte Welt neben anderen antiken Schriftstellern und Gelehrten auch den griechischen Autor Plutarch (geb. um 50, gest. um 125 n. Ch.) und seine *Parallelbiografien*, später bekannt unter der lateinischen Bezeichnung *De viris illustribus*. Plutarch präsentierte in seinem Werk Leben und Taten eines seiner Meinung nach jeweils vergleichbaren griechischen und eines römischen großen Staatsmannes oder Feldherrn: etwa Alexander und Cäsar, Demosthenes und Cicero, Homer und Vergil, Alkibiades und Coriolan.

Die *Parallelbiografien* sollten im Europa der kommenden Jahrhunderte – besonders in Verbindung mit Plutarchs *Moralia* – eine einzigartige Karriere erleben: Beide Werke kombinierten zusammen ganz dem Geschmack der Zeit entsprechend Heldentum, Geschichte und Ethik. Die Biografien vermittelten historische Kenntnisse und führten „gelebte Moral“ vor, die *Moralia* beschrieben die Grundsätze eines ethischen Wertekanons.

In Italien gab es schon im 15. Jahrhundert Übersetzungen der *Parallelbiografien* aus der griechischen Originalsprache in die lateinische Verkehrssprache der Zeit, die schnell handschriftliche Verbreitung fanden, bevor sie gegen Ende des Jahrhunderts in griechischer Originalsprache in Druck erschienen¹. Sehr bald schon folgten Übersetzungen in die Volkssprachen: ins Altkastilische (bereits 1491), Spanische, Französische und Englische im Laufe des 16. Jahrhunderts. 1519 erschien bereits die erste deutsche Übersetzung.

Vor allem war es die Literatur, die *den Plutarch* weithin bekannt machte. Shakespeare, Corneille, Racine und Molière schöpften für ihre Dramen aus den Lebensbeschreibungen, Lafontaine ahmte Plutarchs Gleichnisse nach, Erasmus und Lipsius empfahlen ihn den Fürsten zur Lektüre – um nur

einige wenige Beispiele zu nennen. Ende des 16. Jahrhunderts gehörte *der Plutarch* zum selbstverständlichen Bildungsgut der Eliten Mittel- und Westeuropas, allen voran der Höfe: Bald nach der ersten spanischen Übersetzung (1542) wurden die Plutarchschen Lebensbeschreibungen Karl V. zur Lektüre empfohlen. Bei den französischen Königen und an verschiedenen deutschen Höfen wurde er zur bevorzugten Erziehungslektüre. Die Schriften Plutarchs blieben aber nicht auf die Eliten beschränkt, sie fanden sich bald auch in der Hausväterbibliothek der ehrsamten Bürgerfamilien. In Deutschland beispielsweise hatte Hans Sachs die Popularisierung der „Heldenleben“ in breiten Schichten gefördert, indem er sie in seine dichterischen Schwänke aufnahm.

Auch die Eliten der Habsburgermonarchie waren mit den Werken Plutarchs wohl vertraut. Vor allem das Allerhöchste Kaiserhaus schätzte die Biografien als ständigen Erziehungsbegleiter, da sie den Wertekanon der Zeit deutlich machten sowie wertvolle historische Kenntnisse über antike „große Männer“ vermittelten. Die Habsburgersprösslinge benötigten diese Informationen, im Sinne der Ideologie ihres Hauses vor allem jene über die römischen Helden, hatte dieses doch seinen politischen Herrschaftsanspruch in Europa schon seit Jahrhunderten symbolisch deutlich gemacht, in dem es für sich geschickt eine „Traditionslinie“ konstruierte, die die Wurzeln des Geschlechts in der römischen Antike verankerte.² Karl VI. beispielsweise wurde von seinen Erziehungspersonen recht ausführlich mit Plutarchs Helden konfrontiert³, Großherzog Leopold von Toskana (der spätere Kaiser Leopold II.) verwendete ihn als Erziehungslektüre für seine Kinder und noch der spätere Kaiser Franz II./I. bezeichnete *den Plutarch* als eines seiner Lieblingsbücher⁴.

Der Siegeszug *des Plutarch* in Europa ist auf das offensichtliche Bedürfnis nach Heldentum, nach Identifizierung mit „großen“ Personen zurückzuführen. Er bot auch tatsächlich einen großen Fundus an Vorbildern, die verschiedensten ideologischen Bedürfnissen entgegenkamen. Franz II./I. fand seine angeblich römischen Vorfahren, die ebenso wie er ein multinationales Reich regiert hatten, verherrlicht. Sein Gegenspieler Napoleon⁵ schätzte die Dominanz des tapferen militärischen Helden, dessen Tugenden bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts allgemein Vorrang hatten⁶: Tapferkeit, Großzügigkeit, Fairness, nobler Geist, Liebe zum König, aber auch die Bereitschaft, sich selbst zu opfern, trafen sich – gemäß dem alteuropäischen Wertekodex⁷ – mit dem antiken Wertekanon Plutarchs, der diese adeligen Tugenden durch Jahrhunderte kommuniziert hatte. Die Aufklärung allerdings hatte Plutarch bereits neu interpretiert: Man suchte sich aus seiner Heldengalerie neue

Objekte der Verehrung, nämlich Freiheitshelden wie Leonidas, Cato, Brutus oder Coriolan⁸.

Die Funktionen der tugendhaften, opferbereiten, von Mut und Tatendrang erfüllten antiken Gestalten waren vielfältig: Vorbilder bieten Orientierungsmuster für das Leben, lehren Anpassung an die Erfordernisse von Gesellschaft und Staat, sie strahlen Symbolkraft für Tugenden und Werte aus und sollen der Glorifizierung dienen. Konfigurationen und Symbolik der Heldengestalten waren einem fest gefügten, einheitlichen Kanon unterworfen, der von allen gebildeten Eliten Europas in gleicher Weise verstanden wurde.

Europäische Differenzierungen oder der Verlust der Einheit

Als Anfang des 19. Jahrhunderts mitten in den Napoleonischen Kriegen (zwischen 1807 und 1814) in der österreichischen Monarchie ein Werk erschien, das den viel sagenden Namen *Oesterreichischer Plutarch* trug, konnte der Autor Joseph Freiherr von Hormayr voraussetzen, dass das gebildete Publikum das Zeichen verstand⁹. Trotzdem fühlte sich Hormayr bemüht, in seiner Vorrede expliziten Bezug auf die Römer zu nehmen, „die“, so sagte er wörtlich, „wussten, wie wenige nach ihnen, an der Glut vergötterter Voreltern in den spätesten Enkeln gleiches Heldentum anzuzünden“¹⁰. Darum schreibe er auch, so kündigte er programmatisch an, für „Jugend und Volk“ Biografien, weil sie „edelster Teil der Historie“ seien und als „Warnung und Nachahmung“ dienten.

Plutarchs ethisch-pädagogischer Ansatz blieb bewahrt, die Auswahl an „Helden“ aber, die Hormayr nun auf patriotische Figuren konzentrierte, bedeutete eine entscheidende Wende. Hormayrs Werk basiert auf einem sehr einfachen Konzept: In jedem Band werden in einem Hauptteil, „Oesterreichische Regenten“, Leben und Taten österreichischer Herrscher, in einer chronologischen Abfolge beschrieben, gefolgt von einer schmalen Abteilung, „Berühmte Oesterreicher“, unter denen einige Feldherren der Türkenkriege, sonst aber zeitgenössische Wissenschaftler, also „Geistesheroen“, zu finden sind. Im Prinzip stellt der *Oesterreichische Plutarch* somit über weite Teile eine Regentengeschichte des Hauses Habsburg alten Typs dar, angefangen von Rudolf I. bis Franz II./I. Die Verherrlichung der ihnen tapfer dienenden Feldherren entspricht – wenn auch sehr zurück gedrängt – den älteren Tugendvorstellungen¹¹. Die Aufnahme der österreichischen „Geistesheroen“ ist wohl als Indiz dafür zu werten, dass auch dem Identifikationsbedürfnis des

„neuen“ Bildungsbürgertums Rechnung getragen werden sollte. Die großen Idole der österreichische Ruhmeshalle sind aber eindeutig die habsburgischen Landesväter, die, wie nicht anders zu erwarten, als vorbildhafte Landesväter mit nachahmenswerten Tugenden glorifiziert werden. Einige wie Rudolf I., Maximilian I. werden zu strahlenden Helden, Maria Theresia zur großartigsten Frau auf dem Thron erhoben¹².

Der *Oesterreichische Plutarch* bedeutete eine neue Art von Kulturpolitik: Nicht antike Gestalten, sondern personifizierte Bilder der patriotischen Herrscher-geschichte dienten darin zur Stilisierung als populäre Leitfiguren. Bald erschien auch ein *Ungarischer Plutarch*¹³. Die antike Heldenwelt Plutarchs sollte allerdings – ungeachtet des Titels – der Vergangenheit angehören.

In der österreichischen Monarchie hatte man mit dieser Hinwendung zu patriotischen Heldenfiguren allerdings nur sehr zögerlich und sehr spät auf einen europäischen Trend reagiert. Ein Signal, das in Europa unüberhörbar widerhallte, hatte zweifelsohne 1791 die Gründung des Panthéon in Paris gebildet, als im Zuge der Französischen Revolution die Kirche Ste. Geneviève, geweiht der katholischen Schutzpatronin von Paris, dem weltlichen Kult der „grands hommes“ umgewidmet wurde. Die Franzosen waren sich des Traditionsbruchs bewusst, den die Errichtung eines nationalen Panthéon bedeutete, und (ähnlich wie Hormayr) zog man zur Legitimation auch in Frankreich die antike Tradition heran: „Tun wir es den Griechen und Römern gleich, von denen wir so zahlreiche Freiheitsmaximen übernommen haben. Gehen wir in Europa mit gutem Beispiel voran und haben wir den Mut, diesen Tempel keinem Heiligen zu weihen, sondern daraus den Französischen Panthéon zu machen“, so argumentiert Charles Marquis de Villette, als er 1790 eine angemessene Grabstätte für seinen (bereits 1778 verstorbenen) Freund Voltaire forderte¹⁴. Die Ausführung erfolgte unmittelbar.

Auch in den deutschen Nachbarstaaten der Habsburgermonarchie, vor allem in Preußen, hatte der nationale Heldenkult an Boden gewonnen. In der kämpferischen Stimmung der antinapoleonischen Kriege wurden zündende Heldengedichte geschrieben, zahllose gefallene Krieger zu Helden proklamiert und der Tod für das Vaterland zu einer der größten Taten, die Todesbereitschaft zu einer der höchsten Tugenden erklärt¹⁵.

Das erst 1804 neu gegründete multinationale „Kaiserthum Oesterreich“ benötigte den Patriotismus genau so wie alle anderen Krieg führenden Staaten, doch nicht um eine Nation zusammenzuschweißen, sondern um Zustimmung und Loyalität für Staat und Dynastie bei den vielen differenten Völkern zu entwickeln. Die offizielle Politik des multinationalen Staates zog sich

in dieser Periode des heraufziehenden Nationalismus auf das einzig möglich scheinende Gegenprinzip, auf strikten A-Nationalismus zurück. Kulturpolitisch war es – dem Verständnis der Zeit zufolge – die Geschichte, die sich für die Legitimation von Staat und Nation eignete und die sich nach und nach (nicht zuletzt durch einen permanenten Prozess von staatlicher und dynastischer Inanspruchnahme) zur anerkannten Leitwissenschaft des 19. Jahrhunderts entwickelte und daher besonderes Gewicht hinsichtlich Glaubwürdigkeit hatte. Man hatte selbstverständlich die ideologische Brisanz für die Formierung eines nationalen Bewusstseins erkannt, die in den so unterschiedlichen „Geschichten“ der Völker der Monarchie steckte und richtete die staatliche Kulturpolitik strikt auf das Konzept einer „Gesamtgeschichte“ des Reiches aus. Trotz aller Differenzen zwischen dem Direktor des Haus-, Hof- und Staatsarchivs Hormayr und der kaiserlichen Regierung – er sah seine Ziele ähnlich, nämlich „1. eine Geschichte des Kaiserstaates [...] vorzubereiten, [...] 2. Die redende und bildende Kunst vorzüglich auf die vaterländische Geschichte hinzuleiten und durch Vermählung der Historie mit der Kunst, erstere um so mehr zu popularisieren. [...] 3. eine beständige Mischung in der Wahl der Gegenstände aus unseren drei Hauptnationen, *der deutschen, slavischen und ungarischen* [Hervorhebung durch Hormayr]“¹⁶ zu schaffen.

Die Instrumentalisierung von Geschichte und Kunst, die hier vorgenommen wurde, war nicht neu. Neu war allerdings die Massenpolitik, eine neue Strategie der medialen Beeinflussung großen Stils, die auf der Grundlage der Geschichte betrieben wurde. Die Historie entwarf die Konstruktionen von patriotischen Geschichtsbildern und Heroengestalten. Dem Medium Kunst wurde die Rolle zugeteilt, im Banne der Geschichte die patriotische Heldengalerie in das „Volk“ zu transportieren. 1840 nahm die philosophische Legitimierung des Heldenkultes ihren Anfang; Thomas Carlyle legte sein Werk *On Heroes* vor¹⁷.

In der österreichischen Monarchie wurden die patriotischen Geschichtsbilder von zahlreichen bildenden Künstlern verwertet¹⁸, Hormayrs literarisch-publizistische Herrscher-Heroen wurden von der zeitgenössischen Schriftstellerin Caroline Pichler übernommen, deren Charakterisierungen Eingang in die Lese- und Jugendbücher fanden und bis zum Ende der Monarchie, ja darüber hinaus lebendig blieben.

Ob allerdings die erklärte Zeichnung der Habsburgerregenten ihr Ziel erreichte und zur Überwindung der zunehmenden Nationalisierung beitrug? Gleichzeitig entdeckte man nämlich auch in den „Königreichen und Ländern“ den politischen Wert von Geschichte und die Möglichkeit, mit „gro-

ßen“ Vorfahren und Gründerfiguren eine eigene nationale, lebendige Erinnerungskultur zu schaffen: Libussa (Libuše) oder Přemysl etwa wurden von den Tschechen, der Heilige Stephan von den Ungarn zu den großen Gründern, Andreas Hofer von den Tirolern als Vaterlandkämpfer (um nur einige zu nennen) stilisiert¹⁹, Gestalten, die im Leser mehr „Glut“ anzünden konnten – um mit Hormayr zu sprechen – als die tugendsamen, nüchternen und meist weit entfernten Habsburger-Landesväter, die eher einem patrimonial-altertümlichen Modell entsprachen. Der staatlichen Kulturpolitik waren die Hände gebunden: Wer sonst hätte sich in der österreichischen Monarchie als Identität stiftende Heldenfigur für alle angeboten, wo war außerhalb der Dynastie eine Gestalt, die von allen Völkern des Reiches gleichermaßen verehrt werden konnte und weder Eifersucht noch Beleidigungen bei den anderen produzierte?

Die Strategie, mit Geschichte und Kunst Heldenbilder zu popularisieren, um damit nationale Emotionen anzufachen, sollte sonst in Europa zukunftsweisend werden: Jeder Staat, jede Nation, jeder Stand, jede Klasse, jede Partei, entwickelte ihre eigenen Heldengalerien²⁰. Diese Konstruktionen waren erfolgreich, weil sie exakt die Kernbedürfnisse der modernen Ideologien (bis heute) erfüllen: Sie bieten Sinnstiftung und Identitätsfaktoren für Individuen und Gemeinschaften. Die angesehene Leitwissenschaft Geschichte verhalf so zu einer neuen Erzählkultur, die allerdings zugleich neue Mythen, eine neue nationale Ordnung festschrieb. Die Historie schuf damit – auf wissenschaftlicher Grundlage – aus einem Kulturprodukt, der Geschichte, ein Naturprodukt, eben *den* Mythos²¹.

Das 19. und (in einer anderen Form) das 20. Jahrhundert wurden von Helden- und Starkulten, von bewusst inszenierten Verehrungszeremonien vaterländischer bzw. nationaler Helden und Idole, entscheidend geprägt, die den Nährboden für Illusionen einer gemeinsamen Identität bildeten. Diese Heldenmythen wurden allerdings nur vom jeweils „eigenen Publikum“ in vollem Ausmaß verstanden. Der einheitliche Helden-Kanon war längst verloren gegangen.

Anmerkungen

- 1 Zum Folgenden Rudolf HIRZEL, Plutarch. Das Erbe der Alten, Schriften über Wesen und Wirkung der Antike IV, Leipzig 1912, S. 102–191.
- 2 Ein berühmtes Beispiel dafür stellt der Kenotaph von Kaiser Maximilian I. in der Innsbrucker Hofkirche dar.

- 3 János KÁLMAR, Die Erziehung Karls VI., phil. Diss., Budapest 1994, S. 92, dem ich für die großzügige Überlassung des Manuskripts sehr danke; siehe auch Waltraud HEINDL, Idole und Erinnerung. Gedanken zu (religiösen) Mythen in Zentraleuropa, in: Moritz CSÁKY, Klaus ZEYRINGER (Hg.), Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes (Paradigma Zentraleuropa 3), S. 34–38.
- 4 Johanna MONSCHEIN, Kinder- und Jugendbücher der Aufklärung. Aus der Sammlung Kaiser Franz I. von Österreich in der Fideikommissbibliothek an der Österreichischen Nationalbibliothek, Salzburg–Wien 1994, S. 11–17; auch Waltraud HEINDL, Vom schwierigen Umgang mit Helden-(Ahnen) in der Zeit des Nationalismus. Bürgerliche Tugenden, christliche Frömmigkeit und Herrscheridole in der Repräsentanz des Hauses Habsburg, in: Catherine BOSSHART-PFLUGER, Joseph JUNG, Franziska METZGER (Hg.), Nation und Nationalismus in Europa. Kulturelle Konstruktionen von Identitäten. Festschrift für Urs Altermatt, Frauenfeld–Stuttgart–Wien 2002, S. 403f.; DIES., Mythos Nation, Geschichte und Geschlecht in der österreichischen Monarchie, in: Nationalgeschichte als Artefakt, hg. von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (Wien in Druck).
- 5 HIRZEL, Plutarch, S. 165.
- 6 Siehe z.B. Ralph MORGENSTERN, Oesterreichische Helden des 17. und 18. Jahrhunderts, St. Pölten 1783.
- 7 HEINDL, Idole und Erinnerung, S. 36f. (hier Literaturangaben).
- 8 HIRZEL, Plutarch, S. 165.
- 9 Joseph von HORMAYR, Oesterreichischer Plutarch oder Leben und Bildnisse der Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner und Künstler des österreichischen Kaiserstaates, 20 Bände, Wien 1807–1814.
- 10 Ebenda, Bd. 12 (1807), S. V und VII.
- 11 Siehe Anm. 6, ausführlich darüber Ivan ŠEDIVÝ, The Changing Image of Heroism and the Military Ideal in Nineteenth Century Austria, in: Michal SVATOŠ, Luboš VELEK, Alice VELKOVÁ (Hg.), Magister Noster, Festschrift in memoriam Prof. PhDr. Jan Havránek, Praha 2005, S. 508–511.
- 12 Näher ausgeführt HEINDL, Vom schwierigen Umgang, S. 398–418.
- 13 Károly Vince KÖLCSEY, Jakob [Jakab] MELCZER, Ungarischer Plutarch oder Biographien merkwürdiger Personen des Königreichs Ungarn und der dazugehörigen Provinzen. Aus authentischen Quellen geschöpft und in chronologischer Ordnung dargestellt. 4 Bde, Pesth 1815–16. Für den Hinweis danke ich Herrn Dr. Peter Stachel.
- 14 Zit. in: Éditions du patrimoine (Hg.), Der Panthéon. Tempel der Nation, Paris o. J., S. 15ff. Zur Entstehungsgeschichte des Panthéon vgl. vor allem Jean-Claude BONNET, Naissance du Panthéon. Essai sur le culte des grands hommes, Paris 1998, S. 132, 245f., 266f.
- 15 Karen HAGEMANN, „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“. Militär, Nation und Geschlecht zur Zeit der antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn u.a. 2002 (Krieg in der Geschichte 8), S. 128–203.
- 16 Joseph Hormayr, Schloss Raitz bei Brünn an Wilhelm Böttiger in Dresden am

15. Oktober 1823, Lajos VAJK, Hormayr és Böttiger – Levelek a bécsi szellemi élet történetéhez, Budapest 1942, S. 71f., Nr. 22.
- 17 Thomas CARLYLE, On Heroes, Hero-Worship and the Heroic in History, London 1840.
- 18 Beispiele dazu bei Waltraud HEINDL, Die Geburt von Heldengestalten und Idolen, in: Wolfgang MÜLLER-FUNK, Georg KUGLER (Hg.), Zeitreise Heldenberg. Lauter Helden. Katalog zur Niederösterreichischen Landesausstellung 2005, Horn-Wien 2005, S. 59–62; HEINDL, Helden, Heldinnen und sonstige Idole (in Druck).
- 19 Näheres bei HEINDL, Geburt von Heldengestalten, S. 59–63.
- 20 Monika FLACKE (Hg.), Mythen der Nationen. Ein europäisches Panorama. Eine Ausstellung des Deutschen Historischen Museums. Begleitband zur Ausstellung vom 20. März 1998 bis 9. Juni 1998, Berlin 1998; zu Österreich: Ernst BRUCKMÜLLER, „An Ehren und an Siegen reich“, ebenda, S. 269–294; Emil BRIX, Ernst BRUCKMÜLLER, Hannes STEKL (Hg.), Memoria Austriae 1, Wien–München 2004.
- 21 Roland BARTHES, Mythen des Alltags, Frankfurt a.M. 1983, S. 113.

Das Barock-Zeitalter in der Identitätspolitik des autoritären „Ständestaates“

Werner Suppanz (Graz)

Die „besseren Deutschen“

„Das heutige Österreich hat niemals für sich allein gelebt – die Österreicher sind ihrer ganzen Geschichte und Art nach Großstaatsmenschen. [...] Unser eigenes Gärtchen zu bebauen und gegen Entree den Fremden zu zeigen, ist keine Aufgabe für die Bewohner der karolingischen Ostmark und die Erben der Türkenbesieger.“¹ Diese Aussage des Bundeskanzlers Ignaz Seipel aus dem Jahr 1928 verweist auf einen Topos, der in der Ersten Republik und ab 1933/34 im austrofaschistischen „Ständestaat“ die Diskurse zur österreichischen Identität prägte: den Topos der vergangenen Größe und des Verlustes des Großmachtstatus, für den Kompensationsangebote in verschiedenster Form gemacht wurden. Gemeinsam war diesen die Verhandlung des Verhältnisses zwischen Österreich und dem „Deutschtum“ und die zentrale Bedeutung, die historische Legitimation darin besaß.²

Die offizielle Erinnerungspolitik der Diktatur unter den Bundeskanzlern Dollfuß und Schuschnigg hatte die Aufgabe, auf der deutschen Identität der ÖsterreicherInnen zu beharren und Stolz auf die Zugehörigkeit Österreichs zu einem deutschen Kulturraum mit gemeinsamer Geschichte zu erwecken. Gleichzeitig sollte nachgewiesen werden, dass im Rahmen des „Deutschtums“ die „Ostmark“ eine besondere Aufgabe erfüllte, die ÖsterreicherInnen einen besonderen Charakter aufwies, der ihre staatliche Unabhängigkeit erforderte. Im Konkurrenzverhältnis zum nationalsozialistischen Deutschen Reich und den NationalsozialistInnen im Inland, die auf den „Anschluss“ hinarbeiteten, versuchte das Regime den identitätspolitischen Balanceakt als Österreicher die „besseren Deutschen“ zu sein: „Der Begriff Österreich beinhaltet die erlesenste und ausgesuchteste Form des Deutschturns, die allein befähigt ist, eine Weltrolle zu spielen.“³ Selbstverständlich konnte es nicht politische Macht sein, die diese Kompensationsfunktion erfüllte. Stattdessen

war es die „Reichsidee“, als deren Träger das „autoritäre Österreich“ auftrat. Der Topos eines österreichischen Wesens, das dazu prädestiniert sei, die Idee des *Sacrum Imperium* innerhalb des Deutschtums und des Abendlandes zu verkörpern, prägte die Identitäts- und Erinnerungspolitik und ließ die Möglichkeit eines „Anschlusses“ als Gefahr für die „österreichische Sendung“ erscheinen. Denn das Deutsche Reich als nationales und nicht vom Katholizismus geprägtes Gebilde, als moderner Nationalstaat und nicht als übernationales Imperium, sei ungeeignet als Träger der Reichsidee. Der Schluss lautete daher: „Wir Österreicher glauben mit der Bewahrung unserer Katholizität und Weltaufgeschlossenheit sehr gute, wenn nicht bessere Deutsche zu sein.“⁴ Das moderne Deutschtum dagegen sei der Isolierung und Weltabstoßung verfallen.

Deutsche Geschichte als Geschichte eines übernationalen, christlichen Deutschtums sei daher in der habsburgischen Dynastie und im Habsburgerreich verkörpert. Das autoritäre „neue Österreich“ wiederum verstand sich als unmittelbare Fortsetzung des Geistes der Habsburgermonarchie. In ihr verkörpere sich das eigentliche österreichische Wesen, das stets als besondere Ausprägung des deutschen aufgefasst wurde. Dennoch galt nicht jede Epoche in der habsburgischen Geschichte als gleichwertig, nicht in jeder konnte die österreichische Sendung in gleichem Maße erfüllt werden. Als Höhepunkt der österreichischen Geschichte, in der die „österreichische Mission“ als geistige und politische gleichermaßen erfüllt werden konnte, galt das Barock-Zeitalter.

Barock-Zeitalter und autoritärer „Ständestaat“ – eine Kontinuität

Geschichtsmetaphysische Diskurse der „Ideen“, des „Geistes“, der „Sendungen“ prägten das Selbstverständnis des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes, das schon in seiner Selbstdefinition als „christlicher Ständestaat“ eine gedächtnispolitische Programmatik zum Ausdruck bringt. Diese „Mission“ wurde als eine gleichermaßen abendländisch-katholische und deutsche verstanden, die im Barock als Heldenzeitalter und Epoche imperialen Glanzes in vorbildlicher Weise verwirklicht werden konnte. Selbstverständlich wurde Österreich als „Wunderland der Kunst“⁵ im 17. und 18. Jahrhundert gefeiert. Aus identitätspolitischer Sicht wesentlich war aber vor allem, dass es von Leopold I. bis Karl VI. „die erste Großmacht der Welt und als Universalreich und ‚triumphierende lateinische Monarchie‘ die barocke Erneuerung des Reiches

Karls des Großen und Ottos I. von Österreich aus“ gewesen sei.⁶ Die Erinnerung an das Barock diene aus der Sicht der 1930er Jahre als Versprechen für die Zukunft, denn sowohl das ausgehende 17. Jahrhundert als auch das beginnende 20. Jahrhundert seien zunächst eine Zeit der Krisen und der Machtlosigkeit gewesen. Über den Beginn des Barock-Zeitalters ließ sich erzählen:

Erst mit dem siegreichen Entsatz Wiens im Jahre 1683 war der Bann, der über Österreich gelegen hatte, gebrochen und um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts erlebte unsere Heimat den Aufstieg zu einem der großartigsten Höhepunkte nicht nur seiner Geschichte, sondern der gesamten abendländischen Kultur. [...] Österreich stand als gewaltige, weltbestimmende Großmacht da.⁷

Im 20. Jahrhundert war es der Zerfall der Monarchie, der Österreich zu einem schwachen und innerlich zerrissenen Land gemacht habe. Neue politische Größe sei natürlich nicht zu erwarten, aber:

Österreich ist heute klein und arm geworden. Doch ungebrochen lebt der Geist weiter, der diese prachtvollen Denkmäler hervorgebracht, und auch wir werden als Großmacht des Geistes die Schwierigkeiten, die noch vor uns liegen, überwinden und in neuem Aufblühen Werke schaffen, auf die unsere späten Nachkommen mit ebenso freudigem Stolz blicken werden, wie wir auf jene Fischer von Erlachs und Hildebrandts.⁸

Die Erinnerungskultur des autoritären Regimes und die sie begleitende und prägende Geschichtspublizistik betonen die Existenz eines „Geistes des Barock“, der in enger Wechselbeziehung zum (deutsch-)österreichischen Wesen stehe. Ein wesentliches Element dieser Entsprechung ist der Befund einer zumindest tendenziellen Anti-Moderne, ein Gegensatz zu bestimmten Erscheinungsformen von Modernität, für die das Barock gleichzeitig als Ausdruck der österreichischen Katholizität erscheint. Diese gegen die Aufklärung gerichtete Deutung thematisiert zuvor beispielsweise Robert Musil auf literarischer Ebene, wenn er den Schöngeist Dr. Arnheim sagen lässt, „er sei in diese alte Stadt nur gekommen, um sich im Barockzauber alter österreichischer Kultur ein wenig vom Rechnen, vom Materialismus, von der öden Vernunft eines heute schaffenden Zivilisationsmenschen zu erholen“.⁹ Was bei Musil ironisch klingt, war den Repräsentanten des „Ständestaates“ sehr ernst. Das Barockzeitalter als Epoche der *ecclesia triumphans* galt ähnlich wie die Romantik als Ära einer dem österreichischen Wesen entsprechenden Verbindung von Kirche und Staat, einer „glückhaften Verschmelzung von Kirche und Staat im barocken ferdinandeischen und leopoldinischen Reich“¹⁰.

Mit dieser Eigenschaft stand es im Gegensatz zum oft kritisch betrachteten Josephinismus: „Ein tiefer Riß trennte die künstlerische Barockzeit von der neuen flachen Aufgeklärtheit; ein innerer tiefer Bruch, der durch die Volksseele ging. Es war die Josephinische Krankheit, die zum Liberalismus, zur Selbstentfremdung Österreichs führte.“¹¹ Joseph August Lux, von dem diese Einschätzung stammt, betrachtete die Jesuiten als die eigentlichen Erfinder des Barock und damit als Schöpfer eines kulturellen Ideals: „In der universalen Weltmonarchie der Barockzeit weitete sich das Gefühl religiös und kosmisch in alle Glorien des Himmels, aus dem es durch den Josephinismus unsanft herabgestürzt wurde.“¹²

Lux bringt am deutlichsten das dominante Narrativ des „vaterländischen Geschichtsbildes“ im autoritären Österreich zum Ausdruck: Barock, Romantik und schließlich das Re-Katholisierungsregime des „Ständestaates“ entsprächen einem österreichischen Wesen, das sich in einem geistigen Kampf gegen Kräfte der Säkularisierung und der Aufklärung immer wieder behaupten müsse. Zwar „verhaucht der Schwanengesang der Barockzeit“ mit Mozarts *Requiem*. Aber schon 1792 sei der romantische Mensch Beethoven nach Wien gezogen und habe damit eine neue Epoche eingeleitet, die den Kampf gegen Josephinismus und Aufklärung fortgesetzt habe.¹³

Latinität, Universalität und „Deutschtum“

Man sollte die Zeit, die Österreich im wahrsten Sinne des Wortes Europa war, nicht vergessen. Die eigenartige Barockkultur, die damals nirgend so wie in Österreich und teilweise im katholischen Süddeutschland entstand, ganz im Unterschiede zum deutschen Norden, zeigt deutlich, wie es sich mit dem recht oberflächlichen Schlagwort von der einheitlichen deutschen Kultur verhält.¹⁴

Für den Topos vom Österreicher als dem besseren Deutschen dienten die Erzählungen vom Barock-Zeitalter als ein wesentliches Anschauungsbeispiel. Die Vorstellung vom österreichischen Deutschtum, das durch kulturelle Einflüsse veredelt und bereichert werde, aber gleichzeitig im Wesen „deutsch“ bleibe, wurde anhand der barocken Kunst exemplifiziert. Auch dieses Narrativ enthielt keine innovative Deutung, sondern ihr wurde gleichsam ein hegemonialer Status verliehen. Die im „Ständestaat“ hoch geschätzte *Rede über Österreich* von Anton Wildgans formulierte das Konzept des übernationalen österreichischen Deutschtums modellhaft:

Die köstliche Blüte des österreichischen Barocks entfaltete sich aus der gegenseitigen und glücklichen Durchdringung des südlichen und des bodenständigen Baustiles. So entstand das Barockwunder der herrlichen Bischofsstadt Salzburg, so erwachsen, von Parks und Gärten umblüht oder eingefügt in die ehrwürdigen Gassen und Gäßchen Wiens und der anderen österreichischen Städte, ungezählte Paläste des Adels und eines standesbewußten Bürgertums, das es dem Adel gleichtun wollte.¹⁵

Die Erwähnung zum Beispiel der „welschen Baukünstler“ und „welschen Theaterkünstler“, die in Wien die Grundlagen deutscher Kultur schufen¹⁶, weist auf die Differenz zum „Reichsdeutschen“ hin. Für Wildgans war der „österreichische Mensch“, „seiner Sprache und ursprünglichen Abstammung nach Deutscher“, „durch die Mischung vieler Blute in ihm und durch die geschichtliche Erfahrung weniger eindeutig und spröde, dafür aber umso konzilianter, weltmännischer und europäischer“.¹⁷ Diese Auffassung kam auch in den Narrativen des „Ständestaates“ zum Ausdruck, die die Differenz der ÖsterreicherInnen zum „Reichsdeutschtum“ festschreiben sollten. Das barocke Wesen ersterer komme in ihrem übernationalen, abendländischen Charakter zum Ausdruck, der aus ihrer engen Verbindung zum katholischen Universalismus und zum lateinischen Kulturkreis resultiere. Nicht alle Autoren gehen dabei so weit festzustellen: „Das mit Recht so hochgepriesene österreichische Barock ist eine Epoche italienischer Kultur auf deutschem Boden“, was auch für den „Kulturkosmos der mariatheresianischen Zeit“ gelte.¹⁸ Repräsentativer ist der Gedanke der Veredelung des (Deutsch-)Österreichischen durch italienische Einflüsse:

Rund anderthalb Jahrhunderte hindurch ist alles, was an österreichischer Architektur geschaffen wurde, das Werk italienischer Hände. Dennoch haben die italienischen Baukünstler in Österreich nicht italienische, sondern österreichische Kunst hervorgebracht. Denn erstens ist jedes künstlerische Schaffen durch die gesamte Geistigkeit des Lebensraumes, in dem es sich abspielt, mitbestimmt und die besondere österreichische Geistigkeit unserer Heimat ebenso wie vorher und nachher viel zu stark, als daß die italienischen Künstler sich ihr hätten entziehen können; zweitens aber waren die Bauherren, die ja Österreicher waren, sich ihres Wollens durchaus klar bewußt, sie stellten an die fremden Baumeister, die ihre Pläne und Gedanken verwirklichen sollten, derart bestimmte künstlerische Anforderungen, daß das Ergebnis eben ein österreichisches Werk war.¹⁹

Im Spektrum der Deutungen österreichischer Geschichte im Rahmen des „vaterländischen Geschichtsbildes“ war das Barock vorrangig für Vertreter der katholisch-übernationalen Österreich-Ideologie „interessant“, die ähn-

lich Wildgans dem römischen Katholizismus als „Schule des übernationalen, auf eine universelle Idee gerichteten Denkens, Fühlens und Dienens“²⁰ anhängen. Die barocke Kultur war der Ausgangspunkt jener kulturell-national-essentialistischen Auffassung vom österreichischen Phäakentum²¹, die den lebensfrohen, sinnlichen Barockmenschen dem nüchtern-rationalen, von Reformation und Aufklärung geprägten Reichsdeutschen oder Preußen gegenüberstellt: „Aus dem Kunstsinn erwächst die Lebensfrohheit des Österreicher, daher die besondere Vorliebe für den Barock, diese kunstvolle Verbindung zwischen Himmel und Erde; daran schließt sich die Freude am Festlichen und Feierlichen. Die Kehrseite ist der Hang zur Leichtlebigkeit, zum Leichtsinn bis zum Typus ‚lieber Augustin‘“.²² Ein den *Ostmärkischen Sturmscharen* zuzurechnender Autor jubelte ohne relativierenden Zusatz: „Donau-Barock! In diesen Worten liegt das Österreichertum in seiner ganzen liebenswürdig-heiter-genialen Eigenart umschlossen.“²³

Dieses Konstrukt österreichischen Wesens ist im Kontext der austrofaschistischen Diktatur als Konkurrenz-Deutschtum und nicht als essentialistische Begründung einer österreichischen Nation zu deuten. Dennoch ist zu konstatieren, dass das Barock als Topos in der gesamtdeutschen Geschichtsauffassung eine deutlich geringere Rolle spielte.²⁴ Auch in diesem Narrativ vom „österreichischen Menschen“ wird die Funktion des Barock als einer Anti-Aufklärung und Anti-Moderne im „vaterländischen Geschichtsbild“ und gleichzeitig als Markierung einer Differenz zum von Modernität erfassten „Reichsdeutschtum“ deutlich. „In Österreich ist alles das noch nicht so entwickelt“, meint in diesem Sinne auch Musils Arnheim. „Hier gibt es noch Vergangenheit, und die Menschen haben sich noch etwas von der ursprünglichen Intuition bewahrt. Wenn sie überhaupt noch möglich ist, so könnte nur von hier die Erlösung des deutschen Wesens vom Rationalismus ausgehen.“²⁵

Als Personifikation des barocken Menschen, der das übernationale Österreichische beispielhaft verkörperte, diente Prinz Eugen. Er wurde vorgestellt als „Österreicher in des Wortes edelster Bedeutung“, gleichzeitig „ein Europäer und sein Europäertum war österreichisch, die Feinheit seines europäischen Geistes von österreichischer Sonne durchleuchtet“.²⁶ In den Erzählungen über seine Leistungen spiegelt sich die Spannung wider zwischen einer katholisch-übernationalen und einer stärker deutschnationalen Konstruktion des Österreichischen. Für den legitimistischen Autor Dietrich von Hildebrand war „Österreichs größter Feldherr und Staatsmann Prinz Eugen“ „die größte Verkörperung des lateinischen Geistes in Österreich“ und „das größ-

te Beispiel für die organische Verarbeitung lateinischen Geistes im österreichischen Sinn“.²⁷ Für andere, wie zum Beispiel Oswald Redlich, stand im Vordergrund, dass Eugen „Haupt der deutschen Partei“²⁸ gewesen sei und einem als deutsch gedeuteten Kaiser und Reich treu gedient habe.²⁹ In beiden Fällen konnte er jedoch als „urösterreichisch“ gelten und als derjenige, der dem barocken Geist Österreichs – ganz im Sinne der Freundschaft zum faschistischen Italien – zu seinem Ausdruck verholfen habe:

Er wurde ein Mäzen für die größten österreichischen Barockbaumeister, Fischer v. Erlach und Lukas v. Hildebrand [sic!]. Der Geist, der aus seinem Winterpalais und aus Belvedere spricht, ist urösterreichisch. Etwas völlig Neues gegenüber dem römischen Barock und doch nicht ohne dasselbe denkbar, nicht loszulösen von der italienischen Kultur.³⁰

„Barocker Spuk“ als Identitätspolitik

„Wir österreichischen Sozialisten haben nichts zu schaffen mit dem Spuk des aus Katholizismus, Habsburgertradition und feudaler Barockkultur zusammengebrachten österreichischen Menschen, den klerikal-schwarzgelber Separatismus der nationalen Gemeinschaft des deutschen Volkes entgegenstellt.“³¹ Die Erzählung vom barocken Österreich war das Konstrukt nur eines der politischen Lager in der Ersten Republik Österreich, des katholisch-konservativen im Bündnis mit der Heimwehr, das im autoritären „Ständestaat“ die politische Macht errang, um die kulturelle Hegemonie allerdings gegen die ab 1933/34 illegalen SozialdemokratInnen und NationalsozialistInnen kämpfen musste. Das Bekenntnis zum habsburgisch-barocken „österreichischen Menschen“ erfüllte dabei – wie das angeführte Zitat des Sozialdemokraten Otto Bauer zeigt – die Funktion als Zeichen der Differenz zu den konkurrierenden Lagern, gemeinsam war hingegen die Vorstellung vom „Deutschtum“ der ÖsterreicherInnen. Von der legalen, aber nicht repräsentativen Position legitimistischer Autoren abgesehen, sollte das Narrativ der prägenden Kraft des Barock-Zeitalters das Bedürfnis nach Distinktion innerhalb des „Deutschtums“ erfüllen, nicht aber eine (kultur-)nationale Leitdifferenz zwischen österreichischer und deutscher Identität herstellen.

Das Konstrukt eines barocken Wesens des „österreichischen Menschen“ und des österreichischen Deutschtums in den Identitätsdiskursen des „autoritären Ständestaates“ bediente sich dabei Narrativen, die in der Literatur, der Publizistik und der Historiographie Tradition hatten. Im Rahmen der

Durchsetzung der austrofaschistischen „Österreich-Ideologie“ wurde es einem Kanonisierungsprozess als offizielles Geschichtsbild unterzogen und in politischen Reden, von den Funktionären der Vaterländischen Front und in der regimenahen Publizistik und Presse verbreitet. Die zulässigen Deutungen bewegten sich dabei zwischen einem katholisch-übernationalen und einem deutschnationalen Verständnis, das im Konzept des „katholisch-abendländischen Deutschtums“ zusammengeführt wurde. Spezifisch für die Identitätspolitik der austrofaschistischen Diktatur war die Funktionalisierung des Barock-Zeitalters als Ära vergangener Größe des habsburgischen Österreich und als Epoche, die die Verbindung zwischen einem katholisch-abendländischen und einem deutschen „Wesen“ und „Geist“ der ÖsterreicherInnen deutlich mache. Anhand des Barock-Zeitalters ließ sich das Konkurrenz-Deutschtum des Dollfuß-Schuschnigg-Regimes am anschaulichsten sichtbar machen und emotional am erfolgreichsten vermitteln.

Anmerkungen

- 1 Ignaz SEIPEL, Brief an den Delegierten der Österreichischen Bundesbahnen in Paris, Dr. W. Bauer, vom 31. Juli 1928, zit. n.: Viktor REIMANN, Zu groß für Österreich. Seipel und Bauer im Kampf um die Erste Republik, Wien-Frankfurt a.M.-Zürich 1968, S. 192.
- 2 Vgl. Anton STAUDINGER, Austrofaschistische „Österreich“-Ideologie, in: Emerich TÁLOS, Wolfgang NEUGEBAUER (Hg.), Austrofaschismus. Politik – Ökonomie – Kultur 1933–1938, Wien ⁵2005 (Politik und Zeitgeschichte 1), S. 28–52; Werner SUPPANZ, Österreichische Geschichtsbilder. Historische Legitimationen in Ständestaat und Zweiter Republik, Köln-Weimar-Wien 1998 (Böhlau zeitgeschichtliche Bibliothek 34).
- 3 Ernst Rüdiger von STARHEMBERG, in: Die Reden des Vizekanzlers E. R. STARHEMBERG, hg. vom Österreichischen Bundespressedienst, Wien 1935, S. 36 (Wien, Sofiensäle, 25.10.1934).
- 4 Otto Maria FIDELIS, Österreichs europäische Sendung. Ein außenpolitischer Überblick, Wien 1935, S. 86.
- 5 Hoch Österreich, Wien 1935, S. 14.
- 6 Joseph August LUX, Das Goldene Buch der Vaterländischen Geschichte für Jugend und Volk Österreichs, Wien 1934, S. 84.
- 7 Alfred von BALDASS, Die Baukunst des Hochbarock, in: Helden der Ostmark, hg. vom Vaterländische-Front-Werk Österreichisches Jungvolk, Wien 1937, S. 78–87, hier S. 80.
- 8 Ebenda, S. 87.
- 9 Robert MUSIL, Der Mann ohne Eigenschaften. Erstes Buch, Reinbek bei Hamburg ¹⁷2003 [1930], S. 109.

- 10 FIDELIS, Österreichs europäische Sendung, S. 82.
- 11 LUX, Das Goldene Buch, S. 270.
- 12 Ebenda, S. 276.
- 13 Ebenda, S. 273, vgl. S. 291.
- 14 Konrad Josef HEILIG, Reichsidee und österreichische Sendung bis 1806, in: Julius WOLF, Konrad J. HEILIG, Hermann M. GÖRGEN, Österreich und die Reichsidee, Wien 1937 (Ideengeschichtliche Reihe 1), S. 35–170, hier S. 152.
- 15 Anton WILDGANS, Rede über Österreich, Salzburg 1963 [1929], S. 19.
- 16 Ebenda, S. 21.
- 17 Ebenda, S. 35.
- 18 FIDELIS, Österreichs europäische Sendung, S. 37.
- 19 BALDASS, Hochbarock, S. 79f.
- 20 WILDGANS, Rede über Österreich, S. 33.
- 21 Vgl. ebenda, S. 44.
- 22 Josef LEB, Der österreichische Mensch, Wien 1933, S. 7; vgl. Oscar A.H. SCHMITZ, Der österreichische Mensch, zum Anschauungsunterricht für Europäer, insbesondere Reichsdeutsche, Wien 1924.
- 23 F. HELMICH, Das schöne Vaterland, in: Sturm über Österreich 9 (18.6.1933), S. 3.
- 24 Vgl. Heinrich Ritter von SRBIK, Österreich im Heiligen Reich und im Deutschen Bund 1521/22–1806, in: Josef NADLER, Heinrich von SRBIK (Hg.), Österreich. Erbe und Sendung im deutschen Raum, Salzburg–Leipzig 1936, S. 121–140, hier S. 126.
- 25 MUSIL, Der Mann ohne Eigenschaften, S. 569.
- 26 Eugenio von Savoy – der Österreicher, in: Wiener Stadt-Stimmen 2 (1936), Nr. 21 (25.4.1936), S. 1
- 27 Dietrich von HILDEBRAND, Österreich und die lateinische Kultur, in: Der Christliche Ständestaat 3 (1936), S. 1186–1190, hier S. 1187. Hildebrand zählt zu jenen legitimistischen Autoren, die bereits vor 1938 für die Anerkennung einer österreichischen Nation eintraten.
- 28 Oswald REDLICH, Prinz Eugen, in: Katalog der Prinz-Eugen-Ausstellung, Wien-Belvedere Mai–Oktober 1933, Wien 1933, S. 9.
- 29 Vgl. Ignaz Philipp DENGEL, Prinz Eugen, der edle Ritter, in: Helden der Ostmark, S. 72–77, hier S. 74.
- 30 HILDEBRAND, Österreich und die lateinische Kultur, S. 1187.
- 31 Otto BAUER, zit. n.: Ernst PANZENBÖCK, Ein deutscher Traum. Die Anschlußidee und Anschlußpolitik bei Karl Renner und Otto Bauer, Wien 1985 (Materialien zur Arbeiterbewegung 37), S. 193.

Österreichische Landschaftskunst und Identitätsstiftung im 19. Jahrhundert*

Werner Telesko (Wien)

Landschaftsdarstellungen bezeichnen grundsätzlich ein Verhalten schöpferischer Rekonstruktion, in dem „der Mensch seine Zugehörigkeit zu dieser Welt entwirft, sich zugleich aber seiner selbst bewusst wird.“¹ In dieser Hinsicht zielen viele Werke der bildenden Kunst nicht nur auf die „Wiedergabe“ von Umgebung(en), sondern es kommt darin eine bestimmte Reflexionsleistung, ein „Sich-selbst-ins-Verhältnis-Setzen“ zur Umgebung zum Ausdruck. Insofern besitzt die Kategorie Landschaft eine genuin „identitätsstiftende“ Konstante, denn entsprechende Kunstwerke sind in diesem Sinn nicht nur „Dokumentationen“ städtischer und ländlicher Wirklichkeiten, sondern sie liefern auch einen wichtigen Beitrag zur „Konstruktion“ und Festschreibung bestimmter „Bilder“. Bereits Friedrich Schiller unterschied zwischen zwei Formen von Landschaftsdarstellungen – eine, die bloß „Lokal einer Handlung“ ist, somit quasi Folie für ein Historienthema, und eine, die „für sich selbst zur Heldin“ wird.² Mit dieser Fragestellung hängt zusammen, dass es bereits in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Annäherungen zwischen den Konzeptionen eines Nationalbewusstseins einerseits und einem konkreten Territorium, auf das sich dieses (National-)Bewusstsein anwenden ließ, andererseits kam.

Landschaft bzw. Natur und Identität sind demnach Begriffe, die eng miteinander zusammenhängen, auch in der Dimension, dass man im 19. Jahrhundert den „Boden“ vielerorts als „Garant der in der nationalen Frühgeschichte liegenden Ereignisse“³ betrachtete. In der Natur erblickte das bürgerliche Bewusstsein den Urgrund von Identität, aus deren Ursprung schließlich der Mensch „sich ins Dasein in der Zeit“⁴ entfremdete. Der Begriff des „Landes“ trat als Einheit stiftende Vision neben die traditionelle staatsrechtliche Vorstellung, im Herrscher konkretisierte sich die „Einheit“ der Nation. Rhetoriken nationaler Identität setzen somit implizit immer einen räumlich-geographischen Diskurs voraus.⁵

Das Gegenmodell zu den in der Kunst des 19. Jahrhunderts ausschnittshaft gewählten Blickpunkten ist die komplette Rundumansicht. Das Panorama als besondere, „weitwinkelige“ Form der Landschaftserfassung bot die einmalige Möglichkeit der „Kontrolle über den ausufernden kollektiven Raum“⁶. Das „österreichische“ Landschaftspanorama schlechthin war im 19. Jahrhundert der Blick vom Leopoldsberg auf Wien bis zu den Karpaten, beispielhaft formuliert in Rudolf von Alts (1812–1905) Aquarell *Blick auf Wien vom Leopoldsberg* (1833, Wien, Wien Museum, Inv.-Nr. 23.906).⁷ Franz Grillparzer nahm in einem bekannten Spruch aufs Engste auf diesen berühmten Blickpunkt Bezug: „Hast du vom Kahlenberg das Land dir rings besehen / So wirst du, was ich schrieb und was ich bin, verstehn.“⁸ Die Bedeutung gerade dieses Blicks auf die Metropole Wien resultierte aus einer Vielzahl historischer Faktoren, von denen die fundamentale Bedeutung der Zweiten Türkenbelagerung (1683) und die mythische Existenz einer „Babenbergerresidenz“ auf dem Leopoldsberg die wichtigsten sind. Das Land wird somit von einem eminent wichtigen „historischen“ Punkt aus betrachtet, von einem bestimmten Standort, der die Wiedergewinnung des in der Vergangenheit umkämpften Territoriums erst anschaulich macht. Auch Caroline Pichlers Roman *Friedrich der Streitbare* (1831) beginnt mit einer ausführlichen topographischen Beschreibung des Leopoldsberges als Handlungsort.⁹

Prinzipiell besitzt jede Nation solche „mythischen“ Orte, wie es etwa für das tschechische Gedächtnis der Sitz der Libussa auf dem Vyšehrad ist. Die Landschaftsdarstellung nimmt in dieser Hinsicht eine dezidiert identitätsstiftende Funktion ein, da es um einen historisch bedeutsamen Blickpunkt geht, der das Panorama gleichsam geschichtlich auflädt. Der Blick ist dabei nicht nur auf das Territorium an sich bezogen, sondern impliziert vor allem die Verbindung des Landes mit der hier stattgefundenen Geschichte. Der Wiener Leopoldsberg besaß bereits durch einen Ausspruch von Kaiser Franz II. (I.) eine besondere Akzentuierung: Im Jahr 1797, als Napoleons Truppen tief in Österreich standen, besuchte der Kaiser den ehemaligen Sitz der Babenberger auf dem Leopoldsberg. Diese Aussicht veranlasste ihn – so die Überlieferung – zum spontanen Ausruf: „Wahrlich dieß ist die schönste Aussicht in Österreich!“¹⁰

Geschichtserinnerung wird auch in der Literatur des 19. Jahrhunderts mit Landschaftsdarstellungen verbunden, wodurch die geschilderte Historie anhand der Topographie eine unmittelbare Vergegenwärtigung erhält, die Veranschaulichung von Vergangenem und Wechselhaftem (Geschichte) anhand von scheinbar unveränderlicher Landschaft erfolgt: In Joseph Franz

Trimmels (Pseudonym „Emil“) Werk *Romantisch-historische Skizzen aus Oesterreichs Vorwelt* (Wien 1837) werden am Beispiel verschiedener topographischer Beschreibungen und Denkmäler Sagen aus der österreichischen Geschichte erzählt. Die Publikation beginnt mit einer panoramaartigen Umschau vom „(...) äußersten Rücken des Kahlenberges (...)“ (Leopoldsberg) [S. 1–4]. Der Blick schweift in der Folge in Richtung Niederösterreich (Erwähnung der Marchfeldschlacht), Aspern (Hinweis auf die Schlacht von 1809) und richtet sich dann nach Süden. Ausgangspunkt für die Sagen Erzählungen ist zumeist ein bestimmter Standort des Betrachters, von dem aus der Blick mit den – mit bestimmten Orten verknüpften – Geschichtserinnerungen verbunden wird. Topographie und historische Ereignisse wachsen in dieser Weise – auch in der Kunst der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – zu einer scheinbar unauflöslich-naturgegebenen Einheit zusammen: Gottfried Seelos' (1829–1900) Gemälde *Bergisel* (1880, Wien, Österreichische Galerie Belvedere, Inv.-Nr. 7810)¹¹ ist eine von vier Ansichten (1879–1885) von – durch die erfolgreiche Verteidigung des „Vaterlandes“ denkwürdigen – Schlachtfeldern, die Kaiser Franz Joseph I. beim Künstler in Auftrag gegeben hatte. Die anderen drei Bilder dieser Serie stellen das Schlachtfeld von Kolín (ebd., Inv.-Nr. 7809), den Kahlenberg bei Wien (ebd., Inv.-Nr. 7808) und den Schauplatz der Seeschlacht bei Lissa (ebd., Inv.-Nr. 7811) dar.

Die Möglichkeiten der Landschaftserfassung erfuhren besonders in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine extreme Erweiterung. Durch die Erschließung des Naturraumes mit Hilfe der Eisenbahn wurden neue Blickpunkte auf die Landschaft geworfen: Sie wurde gewissermaßen neu „erobert“¹². Teil dieser Entwicklung war, dass sich nun die Möglichkeit eröffnete, der Landschaftsmalerei die (monumentale) Raumdekoration zuzuordnen. Zu den wenigen Fällen, wo ein Landschaftskünstler eine entsprechende Ausstattung ausführte, gehören die (nicht mehr erhaltenen) vier großen Landschaftsfresken Carl Schweningers d.Ä. im Hofsalon des Wiener Nordbahnhofes. Diese um 1865 entstandenen Wandmalereien zeigten Ansichten der vier Provinzhauptstädte und somit essentielle Bezugspunkte des Landes. Dies bedeutet, dass die der Betrachtungsweise des Reisenden „unterworfen“ Landschaft an den Ziel- und Endpunkten der Reise, eben an den Bahnhöfen, einer Identität stiftenden Funktion zugeführt wurde.

Neben diesen Aspekten lässt sich vor allem mit Friedrich August Matthias Gauermanns (1807–1862) Gemälden ein weiterer wichtiger Aspekt in der österreichischen Landschaftskunst beobachten, der vorwiegend dadurch charakterisiert werden kann, dass Bildelemente aus unterschiedlichsten Vorla-

gen versatzstückartig zu einer neuen Einheit zusammengefügt wurden. Gauer-
mann fertigte auf seinen Reisen nur Feder- und Ölskizzen an. Dieser Motiv-
fundus wurde schließlich im Atelier zu höchst effektvollen Schaustücken
komponiert. Mit Vorliebe verwendete der Maler dabei bekannte Motive aus
dem Salzburgerland (z.B. Kitzsteinhorn).¹³ Das Ergebnis ist dabei häufig nicht
eine einheitliche „porträtgetreue“ Naturwiedergabe einer bestimmten topo-
graphischen Situation, sondern eine „Collage“ verschiedener Naturreminis-
zenzen, die zusammen kein nachprüfbares Motiv ergeben, aber durch die
Zusammenfassung des Wesentlichen mit der Wiedererkennung einer „cha-
rakteristischen“ Landschaft operieren. Besonders einprägsam sind dabei die
„typischen“ Motive des Salzburgerlandes in den vom Künstler häufig wieder-
holten Ansichten von Zell am See, etwa *Der Brunnen von Zell/See* (1842, Wien,
Sammlungen des Regierenden Fürsten von Liechtenstein, Inv.-Nr. 2049): Der
Turm der Zeller Kirche, die alte Taiding-Linde und das Massiv des Kitz-
steinhorns sind hier „vielleicht als Repräsentanten der geistlichen und welt-
lichen Ordnung und der mächtigen Natur“¹⁴ zu interpretieren. Damit wird
die Landschaftsdarstellung Teil einer Konzeption, die als künstlerisch ge-
staltete Realität auf das „Typische“ ausgerichtet ist und letztlich auf die wieder
erkennbare Charakterisierung regionaler Eigenheiten zielt.

Im Jahr 1824 malte Franz d. J. Steinfeld (1787–1868) eine Ansicht des Hall-
stätter Sees (*Der Hallstätter See in Oberösterreich*; St. Pölten, Niederösterreichi-
sches Landesmuseum, Inv.-Nr. 5862).¹⁵ Dieses Gemälde wie auch sein zehn
Jahre später entstandenes Werk *Der Hallstätter See* (Wien, Österreichische
Galerie Belvedere, Inv.-Nr. 5023)¹⁶ verdeutlichen in exzellenter Weise die ra-
dikalsten Neuerungen in der Landschaftswiedergabe. Primäres Ziel war in
beiden Fällen der „Ausschnitt aus der Wirklichkeit“¹⁷ im Sinn eines vom Künst-
ler ausgewählten, realen und in seiner Ausformung scheinbar von der Natur
vorgegebenen (und nicht vom Maler „komponierten“) Motivs. Für die „Iden-
titätsfindung“ durch die Landschaft hat dies weitreichende Folgen: Die In-
tention liegt nun nicht mehr in einem abgeschlossenen, möglichst „kom-
pletten“ und komponierten Landschaftsbild mit tendenziell weiträumigem
Charakter, sondern in einem kleinen Ausschnitt der Wirklichkeit, wie er
sich scheinbar zufällig dem Maler darbietet. Nicht „Vollständigkeit“ als Summe
verschiedener landschaftlicher Versatzstücke, sondern das reale und realis-
tisch wirkende (zufällige) „Naturfragment“ ist das künstlerische Credo.
Allerdings impliziert auch diese neuartige „klassische Biedermeierlandschaft“¹⁸
identitätsstiftende Komponenten, da ein Ausschnitt bewusst und in wieder-
holter Form gewählt werden kann, wodurch sich jederzeit eine bevorzugte

Blickrichtung ins Visier nehmen lässt: Ein *bestimmter* Blick auf das Land prägt den entsprechenden Begriff oder die Charakteristik davon bzw. kann eine Stimmung vermitteln: Die Biedermeierlandschaft darf somit keineswegs als bloßes „Abbild“ gesehen werden. Sie ist vielmehr in hohem Maße „Bild, und sie ist bewusst als Kunstwerk geschaffen worden“¹⁹.

Diese Frage führt zum weiten Feld der „standardisierten“ Ansichten im 19. Jahrhundert. Diese sind uns heute vor allem aus den – touristisch verwerteten – Darstellungen von Melk, Dürnstein oder Heiligenblut geläufig. Sie betreffen aber auch reine Naturansichten, wie etwa den Großglockner in den zahlreichen Ansichten von Thomas Ender (1793–1875) [1832, Wien, Österreichische Galerie Belvedere, Inv.-Nr. 6068].²⁰ Enders – im Auftrag von Erzherzog Johann geschaffene – Bilder vom Großglockner sind allerdings mehr als reine Naturaufnahmen. Seine Verewigungen dieses Motivs haben das Bild der Alpen und Österreichs in aller Welt bis heute wesentlich mitgeprägt. Insofern kann ein *bestimmter* Eindruck von „Heimat“ durch einen immer wiederholten Blickpunkt verstärkt werden. Dieser „standardisierte“ Blick auf das Land, vorzugsweise in einmaligen („kulturlandschaftlich“ unterlegten) Kombinationen von Motiven aus Kunst *und* Natur, kreierte in der Folge ein bestimmtes „Image“ einer Region.

Ähnlich gilt diese Sichtweise des bestimmten und bestimmenden Standpunkts für den Blick auf Wien (von der Höhe des Wienerberges) mit der „Spinnerin am Kreuz“, der deshalb mehrfach gewählt wurde, weil sich hier ein repräsentatives Vordergrundmotiv mit einer fernsichtigen Stadtansicht (Wien oder Mödling) ideal kombinieren ließ. Zudem zeigte die „Spinnerin“, die einen Bet- und Ruhepunkt inmitten des geschäftigen Treibens bot, den Beginn der Bannmeile an: Rudolf von Alts bekanntes Aquarell (mit Deckfarben) *Ansicht von Wien von der Spinnerin am Kreuz* (1841 [?], Wien, Wien Museum, Inv.-Nr. 56.389)²¹ spielt bewusst mit den Kontrasten des ruralen und urbanen Lebens, indem das arkadische Motiv des Schafhirten der Trasse der Wien-Gloggnitzer Bahn gegenübergestellt wird. Die große Bedeutung der „Spinnerin am Kreuz“ liegt in der Verbreitung als Sagenmotiv: 1818 war die romantische Erzählung *Spinnerin am Kreuz* – nach einer Volkssage – von Emanuel Marsch herausgegeben worden. Am Schluss dieses Romans sitzt das Burgfräulein Hulda von Rauhenstein spinnend beim hölzernen Kreuz auf der Höhe des Wiener Berges und erwartet sehnsüchtig die Heimkehr ihres Geliebten vom Kreuzzug. Als dieser wohlbehalten zurückkehrt, errichten beide als Dank anstelle des hölzernen Kreuzes die prächtige Steinsäule. Eine wichtige Grundlage für die Bevorzugung der Wien-Vedute von der „Spinnerin

am Kreuz“ bot Johann Pezzls *Beschreibung von Wien*²²: „(...) um Wien mit einem Blicke zu übersehen (...) gibt es mehrere Punkte zu malerischen Ansichten der Stadt. Um aber dieselbe mit ihren Umgebungen und der ganzen umliegenden Landschaft vollkommen zu überschauen, muß man sich zur Spinnerin am Kreuze am Wienerberg (...) begeben.“ Auch in einem Gedicht von Anastasius Grün (1808–1876) mit dem Titel *Die Spinnerin am Kreuze*²³ wird ausdrücklich auf die besondere Stellung des Monuments und die sich von dort ergebenden Möglichkeiten der Ansichten Wiens verwiesen: „(...) Denn herrlich, unermesslich in Pracht und Größe lag / die alte Stadt der Kaiser mit einem Zauberschlag, / rings grüne Höh'n und Wälder, Strom, Auen, Saatengold, / wie Gottes Segensbulle vor dir nun aufgerollt! (...)“. In Franz Xaver Tolds Festspiel zur Namensfeier von Kaiser Franz I. am 4. Oktober 1829 (*Die Spinnerin am Kreuze* [Wien o.J.]) erhält das Denkmal sogar eine „nationale“ Funktion, indem es vom „Schutzgeist Österreichs“ als Zeichen von „Östreichs Lieb' und Treue“ apostrophiert wird. Zum Schluss verwandelt sich das Monument in einen „Wappenbaum Österreichs“ mit dem Bild des Kaisers in der Mitte (!), dem von allen gehuldigt wird. Der Blick von der Spinnerin am Kreuz wurde in der Folge so populär, dass dieser Standort auch dann gewählt wurde, wenn die „Spinnerin“ selbst nicht mehr Darstellung fand. Auf breiter Front lässt sich die Tradierung von standardisierten Ansichten in der Publikation *Kaiserthum Oesterreich* (1871), dem letzten großen enzyklopädischen Illustrationswerk der Monarchie, nachweisen. Es ist dies eine geschichtliche und landschaftskundliche Überschau des Kaisertums Österreich in Form eines Reiseführers, wobei der Text von Anton Edler von Ruthner (1817–1897) in keinem unmittelbaren Bezug zu den Illustrationen steht.

Eine wichtige Form der Indienstnahme der Landschaft stellen auch die insgesamt 107 (!) Landschaftsbilder (ausgeführt von 1882 bis 1889) in den Hochparterresälen des Naturhistorischen Museums in Wien²⁴ dar, gemalt unter anderem von Eduard Peithner, Edler von Lichtenfels, Albert Zimmermann, Leopold Munsch, Carl Hasch, Adolf Obermüllner und Emil Jakob Schindler. Diese Gemälde dienten sowohl als Raumschmuck als auch als didaktisch orientierte Ergänzung zu den in den einzelnen Sälen ausgestellten Objekten. So veranschaulichen die Werke der Säle I bis III, in denen sich die Sammlungen von Mineralien befinden, die unterschiedlichen Methoden im Bergbau.²⁵ Die Ausstattung, der ein Konzept des damaligen Direktors des Museums, Ferdinand von Hochstetter (1829–1884), zugrunde lag, sollte dem Besucher helfen, die ursprüngliche Bedeutung der Ausstellungsobjekte zu verstehen. Soweit als möglich hat man dafür Beispiele aus der Monarchie

ausgewählt. Dadurch wird eindrucksvoll auf die landschaftliche Vielfalt hingewiesen und der Staat mit seinem Naturreichtum verherrlicht, allerdings unter Einbeziehung eines „globalen“ Bezugsraumes (z.B. Regenwald am Amazonas). Wie die Volkstrachten und die verschiedenen National- bzw. Regionallegenden in ihrer Totalität auf die Visualisierung der Monarchie abzielen, so stellt auch die visuelle Summe der Landschaftsformationen der Kronländer eine bestimmte Form der künstlerischen Reflexion der Gesamtstaatsidee unter dem Leitmotiv der „Vielfalt in der Einheit“ dar.

Anmerkungen

- * Die Forschungen zum vorliegenden Beitrag wurden im Rahmen eines APART (AUSTRIAN PROGRAMME FOR ADVANCED RESEARCH AND TECHNOLOGY)-Stipendiums der Österreichischen Akademie der Wissenschaften gefördert.
- 1 Friedmar APEL, *Deutscher Geist und deutsche Landschaft. Eine Topographie*, München 2000 (ebenda ¹1998), S. 43.
- 2 Zit.n. Werner BUSCH (Hg.), *Landschaftsmalerei*, Berlin 1997 (Geschichte der klassischen Bildgattungen in Quellentexten und Kommentaren 3), S. 231.
- 3 Charlotte TACKE, *Denkmal im sozialen Raum. Nationale Symbole in Deutschland und Frankreich im 19. Jahrhundert*, Göttingen 1995 (Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 108), S. 66.
- 4 Wilfried LIPP, *Natur – Geschichte – Denkmal. Zur Entstehung des Denkmalsbewußtseins der bürgerlichen Gesellschaft*, Frankfurt a.M.–New York 1987, S. 285.
- 5 *Grundlegend: Ulrich BIELEFELD, Gisela ENGEL (Hg.), Bilder der Nation. Kulturelle und politische Konstruktionen des Nationalen am Beginn der europäischen Moderne*, Hamburg 1998, S. 20, 41f., 63.
- 6 Bernard COMMENT, *Das Panorama*, Berlin 2000 (London ¹1999), S. 8.
- 7 *Katalog: Mit Stock und Hut. Aquarelle und Zeichnungen des Wiener Biedermeier*, hg. von Walter Öhlinger, Museen der Stadt Wien, Wien 2003, S. 26, Nr. 5.
- 8 *Grillparzers Werke*, hg. von Friedrich Schreyvogel, Bd. 1, Wien o.J. (1958), S. 837; vgl. Ernst BRUCKMÜLLER, *Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse*, Wien–Köln–Graz ²1996 (Studien zu Politik und Verwaltung 4), S. 93.
- 9 Vgl. Kurt HABITZEL, Günter MÜHLBERGER, Wolfgang WIESMÜLLER, *Habsburgische Landschaften im historischen Roman vor 1850*, in: Stefan H. KASZYŃSKI, Slawomir PIONTEK (Hg.), *Die habsburgischen Landschaften in der österreichischen Literatur. Beiträge des 11. Polnisch-Österreichischen Germanistentreffens* (Warschau 1994), Poznań 1995, S. 23–56, insbesondere S. 31.
- 10 Zitiert nach: *Katalog: Wiener Landschaften*, Historisches Museum der Stadt Wien, Wien 1993, S. 9.
- 11 *Katalog: Geschichtsbilder aus dem alten Österreich. Unbekannte Historien-*

- malerei des 19. Jahrhunderts, red. von Gerbert Frodl, Österreichische Galerie, Wien 1989, Nr. 38.
- 12 Wolfgang KOS (Hg.), Die Eroberung der Landschaft. Semmering. Rax. Schneeberg, Niederösterreichische Landesausstellung, Schloß Gloggnitz, Wien 1992 (Katalog des NÖ. Landesmuseums N.F. 295), weiters: Wolfgang KOS, „Landschaft“. Zwischen Verstaatlichung und Privatisierung, in: Emil BRIX, Ernst BRUCKMÜLLER, Hannes STEKL (Hg.), Memoria Austriae II, Bauten, Orte, Regionen, Wien 2005, S. 200–235.
 - 13 Wolfgang KRUG, Friedrich Gauermann 1807–1862. Aus der Sammlung des Niederösterreichischen Landesmuseums. Mit einem Textbeitrag von Andrea WINKLBAUER, Wien–München 2001, S. 218f.
 - 14 Rupert FEUCHTMÜLLER, Friedrich Gauermann 1807–1862. Der Tier- und Landschaftsmaler des österreichischen Biedermeier, Wien 1962, Abb. 72.
 - 15 Katalog: Waldmüller – Schiele – Rainer. Meisterwerke des Niederösterreichischen Landesmuseums vom Biedermeier bis zur Gegenwart, Niederösterreichisches Landesmuseum, Wien–München 2000, S. 58f. (mit Abb.); vgl. hier auch Steinfelds Gemälde „Der Hallstättersee“, vor 1834, Graz, Neue Galerie am Joanneum, Inv.-Nr. I/1798 (Neue Galerie am Landesmuseum Joanneum. Gesamtkatalog der Gemälde, Graz 1988, S. 316, Nr. 1747 [mit Abb.]).
 - 16 Gerbert FRODL, Wiener Malerei der Biedermeierzeit, Rosenheim 1987, S. 125 (Abb.), 261; Sabine GRABNER, Romantik, Klassizismus, Biedermeier, hg. von der Österreichischen Galerie Belvedere, Wien ²1997, S. 52f. (mit Abb.).
 - 17 Peter PÖTSCHNER, Wien und die Wiener Landschaft. Spätbarocke und biedermeierliche Landschaftskunst in Wien, Salzburg 1978, S. 82.
 - 18 Ebenda.
 - 19 Ebenda, S. 87.
 - 20 Walter KOSCHATZKY, Thomas Ender 1793–1875. Kammermaler Erzherzog Johanns, Graz 1982, S. 59f., Abb. 55; FRODL, Wiener Malerei, S. 122.
 - 21 PÖTSCHNER, Wien und die Wiener Landschaft, Taf. 145; Katalog: Mit Stock und Hut, S. 14f., 35, Nr. 14.
 - 22 Johann Pezzl's Beschreibung von Wien, Wien ⁸1841, S. 12f., vgl. Katalog: Mit Stock und Hut, S. 14.
 - 23 Vgl. Ignaz PENNERSTORFER (Hg.), Oesterreichische Geschichte in Gedichten. Zum sechshundertjährigen Jubiläum des Einzuges Rudolfs von Habsburg in Wien, Wien 1878, S. 154–156.
 - 24 Vgl. Margarete MIGACZ, Die Landschaftsbilder im Naturhistorischen Museum in Wien und die Wiener Landschaftsmalerei der Epoche, phil. Diss. Wien 1972; Werner KITLITSCHKA, Die Malerei der Wiener Ringstraße. Mit einem Beitrag von Fritz NOVOTNY, Wiesbaden 1981 (Die Wiener Ringstraße. Bild einer Epoche X), S. 237–247, 244–247; Christa RIEDL-DORN, Das Haus der Wunder. Zur Geschichte des Naturhistorischen Museums in Wien. Mit einem Beitrag von Bernd LÖTSCH, Wien 1998, S. 275–281 (mit genauer Beschreibung der einzelnen Werke); Gerbert FRODL (Hg.), 19. Jahrhundert, München u.a. 2002 (Geschichte der bildenden Kunst in Österreich 5), S. 366f., Nr. 110.
 - 25 Vgl. KITLITSCHKA, Malerei, S. 238f.

Die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich* als vaterländischer Gedächtnisort

Barbara Boisits (Wien)

Das 19. Jahrhundert gilt wohl zu Recht als das Zeitalter der Denkmalpflege. Verschiedene Faktoren begünstigten die Sammlung bzw. auch Errichtung von „Erinnerungsmalen“:¹ Die zunehmend dominant nach nationalen Gesichtspunkten agierende Politik in Europa verlangte nach Selbstvergewisserung in der Geschichte und deren Manifestation in Gedenkstätten und „Denkmälerausgaben“, die aufstrebende bürgerliche Gesellschaft wollte sich an Werken „emporrichten“, die die individuelle Leistung und historische Bedeutung einzelner „Heroen“ betonten,² das allgemein gestiegene Geschichtsbewusstsein förderte zudem nicht nur die Geschichtswissenschaft, sondern führte auch in den Kunstwissenschaften zu einem Zurückdrängen ästhetischer Fragestellungen zu Gunsten historischer Forschung. Mit ihrem auf Quellenforschung ausgerichteten Schwerpunkt schienen gerade diese Fächer besonders geeignet, auf das historische und künstlerische Erbe der Vergangenheit (meist einer bestimmten Nation) in Denkmälerausgaben aufmerksam zu machen.

Auch der Musik kam in diesem Zusammenhang eine nicht zu unterschätzende Funktion zu. Bereits ab der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden – zunächst vor allem in England, gefolgt von Frankreich, den Niederlanden, Deutschland,³ Italien und Österreich⁴ – so genannte „Denkmälerausgaben“, die stark von der Vergangenheitsvorstellung der Romantik und des frühen Historismus geprägt waren.⁵ Ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts folgte, neben zahlreichen Musikerdenkmälern und -gedenkstätten, also Denkmälern im engeren Sinn des Begriffs, eine Reihe von wissenschaftlichen Ansprüchen⁶ genügenden Denkmäler- und Gesamtausgaben,⁷ die um die Jahrhundertwende zunehmend in den Dienst nationaler Repräsentation gestellt wurden. Waren etwa die von dem deutschen Musikforscher Friedrich Chrysander (1826–1901) 1869 bis 1871 herausgegebenen *Denkmäler der Tonkunst* oder der von den Benediktinermönchen von Solesmes als *Paléographie Musicale* ab 1889 edierte

gregorianische Choral noch international ausgerichtet, dominierten bald staatlich subventionierte Unternehmen zur Edition nationaler Denkmäler, darunter die *Denkmäler deutscher Tonkunst* (ab 1892), die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich* (ab 1894), *L'arte musicale in Italia* (ab 1897) und die *Denkmäler der Tonkunst in Bayern* (ab 1900).

Innerhalb der nach Ländern organisierten musikalischen Denkmäler-Reihen nahmen und nehmen die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich*⁸ eine durchaus prominente Stelle ein. Ihr Gründer und langjähriger Leiter, der Wiener Ordinarius für Musikwissenschaft Guido Adler (1855–1941), hatte ursprünglich ein gemeinsames Unternehmen mit Deutschland geplant,⁹ die von ihm so genannten *Monumenta historiae musices*. Sowohl die Bezeichnung als auch die projektierte Zusammenarbeit mit Deutschland erinnern dabei ganz bewusst an eines der prestigeträchtigsten geschichtswissenschaftlichen Unternehmen, die *Monumenta Germaniae Historica*. Als Ziel seines Unternehmens gab Adler 1888 in einem an das k.k. Ministerium für Cultus und Unterricht gerichteten und um Subvention ansuchenden Promemoria an: „die Erhaltung ehrwürdiger erhabener Denkmäler, die Befruchtung des Kunstlebens mit frischen Trieben, die Möglichkeit wissenschaftlicher Erkenntnis der Entwicklung eines der herrlichsten Zweige kulturellen Lebens, der Tonkunst, ihres Zusammenhangs mit dem übrigen Geistesleben.“¹⁰ Unterstützt von den Regierungen beider Länder,¹¹ sollten in die *Monumenta* Werke deutscher und österreichischer Komponisten aufgenommen werden, darüber hinaus solche „von Künstlern, welche entweder in Ländern deutscher Zunge gewirkt haben oder für den künstlerischen Fortschritt im Allgemeinen von epochaler Bedeutung gewesen sind.“¹²

Die in Aussicht genommene Zusammenarbeit kam bezeichnender Weise nicht zustande. Sowohl die österreichische und die preußische Regierung als auch Adlers deutsche Kollegen wünschten sichtlich keine allzu intensive und offizielle Zusammenarbeit, darüber hinaus pochte Bayern auf seine Selbständigkeit, sodass aus Adlers Projektentwurf letztlich drei selbständige Unternehmen erwuchsen: die *Denkmäler deutscher Tonkunst* (DDT), die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich* (DTÖ) und die *Denkmäler der Tonkunst in Bayern* (DTB).¹³ Das hier deutlich werdende nationale Konkurrenzdenken zeigte sich bereits im Projekt der so genannten „Kaiserwerke“, einer Art Vorläufer der eigentlichen *Denkmäler der Tonkunst in Österreich*. In einem Bericht an das Ministerium¹⁴ betonte Adler die besondere Rolle Österreichs auf dem Gebiet der Musik und hob dabei hervor, dass die habsburgischen Kaiser nicht nur als große Förderer, sondern manche von ihnen sogar als Komponisten her-

vorgetreten waren. Der Hinweis, dass man in Deutschland mit Unterstützung des Kaisers soeben die kompositorischen Werke Friedrichs des Großen veröffentlicht habe,¹⁵ dürfte die habsburgischen Behörden auf den Geschmack einer „Parallelaktion“ gebracht haben, sie gaben bei Adler die Edition „als ein rein österreichisches Unternehmen für sich“¹⁶ „mit allerhöchste[r] Bewilligung“¹⁷ in Auftrag.

Nach der wohlwollenden Aufnahme dieser Bände insbesondere auch durch den Kaiser setzte Adler die Organisation der DTÖ zügig fort. Bereits 1890 hatte er ein Rundschreiben an über 1.800 öffentliche und private Bibliotheken und Sammlungen verschickt, um sich einen ersten Überblick über die Quellenlage zu verschaffen.¹⁸ Im Oktober 1893 konstituierte sich schließlich die *Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Oesterreich*. Eduard Hanslick (1825–1904) wurde Präsident, Adler Leiter der Publikationen. Unter den Förderern waren auch Mitglieder des Kaiserhauses, darunter der Kaiser selbst. Laut den bis 1938 gültigen Statuten verfolgte die Gesellschaft „als Zweck die Veröffentlichung von Werken solcher Tonkünstler der Vergangenheit, welche entweder in Oesterreich geboren sind oder daselbst gelebt und gewirkt haben, ferner – ohne Rücksicht auf die Person der Autoren – von älteren musikalischen Werken, deren Erhaltung heimischen Sammlungen zu verdanken ist oder die für die vaterländische Musikgeschichte von Bedeutung sind.“¹⁹

Durch diese Zwecksetzung und die Aufspaltung in drei deutschsprachige Denkmäler-Ausgaben waren Kompetenzstreitigkeiten naturgemäß vorprogrammiert. Für das Jahr 1901 planten etwa sowohl die *Denkmäler der Tonkunst in Österreich* als auch die *Denkmäler der Tonkunst in Bayern* die Herausgabe von Klavier- und Orgelwerken des Nürnberger Organisten und Komponisten Johann Pachelbel (1653–1706), der überwiegend in Süd- und Mitteldeutschland tätig gewesen war, in den 1670er Jahren aber auch in Wien gelebt hatte. Adler konnte zwar die doppelte Edition verhindern, der bereits im Stich befindliche DTÖ-Band konnte erscheinen, und für weitere in beiden Ländern tätige Komponisten (darunter auch Leopold Mozart) fand man interimistische Lösungen. Doch 1914 entzündete sich neuerlich ein Konflikt bezüglich des aus Bayern gebürtigen Salzburger Komponisten Johann Ernst Eberlin (1702–1762) und Adler kritisierte in einem scharf formulierten Brief an den Leiter der DTB, Adolf Sandberger (1864–1943), diesen Versuch, „neuerlich das Arbeitsgebiet der österreichischen Denkmäler zu verkleinern [...]“.²⁰

Eine weitere national gefärbte musikhistorische Auseinandersetzung, und zwar zwischen Adler und dem Leipziger Musikwissenschaftler Hugo Riemann

(1849–1919), hinterließ ebenfalls ihre Spuren in den österreichischen bzw. bayerischen *Denkmälern*. In diesem Streit ging es darum, ob die so genannte „Mannheimer“ oder die „Wiener“ Schule den Boden für die Wiener Klassik (Haydn, Mozart, Beethoven) bereitet hätte, ob also Deutsche oder Österreicher mehr Verdienst an der Entstehung jener Epoche hätten, die nach damaliger Auffassung den unüberbietbaren Höhepunkt musikalischer Kunst darstellte. Riemann betonte recht ausschließlich die Vorreiterrolle der Mannheimer, vor allem von Johann Stamitz (1717–1757), für Haydn und veröffentlichte unter diesem Aspekt einige Bände innerhalb der DTB.²¹ Dem gegenüber betonte Adler einerseits die Bedeutung der österreichischen Tradition (u.a. Georg Reutter d.J., Georg Christoph Wagenseil, Georg Matthias Monn) und legte entsprechende Bände im Rahmen der DTÖ vor.²² Zudem machte er auf die böhmisch-mährischen und österreichischen Wurzeln wichtiger Vertreter der Mannheimer Schule aufmerksam und reklamierte auf diese Weise letztlich auch Riemanns Argumentation für Österreich.²³

Im Vergleich zu den Problemen mit den bayerischen *Denkmälern* funktionierte die Zusammenarbeit mit den deutschen besser. Als Kränkung empfand es Adler allerdings, dass die Dotation der DDT durch die preußische Regierung wesentlich besser war als jene der DTÖ durch die österreichische und dass zudem der Leiter der beiden ersten DDT-Bände, Philipp Spitta (1841–1894), einen stattlichen „Ehrensold“ erhielt, während Adler in den ersten Jahren ohne Honorar gearbeitet hatte.²⁴ Doppelgleisigkeiten bei den Editionsprojekten von DTÖ und DDT wusste man ab 1901 durch ein Arbeitsübereinkommen mit dem neuen DDT-Leiter Rochus Freiherr von Liliencron (1820–1912) zu verhindern.²⁵

Wie oben bereits deutlich wurde, strebte Adlers Konzeption eine Verbindung von „vaterländischer“ und „universeller“ Musikgeschichte selbst im Rahmen einer so dezidiert nationalen Unternehmung wie den DTÖ an. Bereits für die *Monumenta historiae musicae* hatte er geplant, Unika aus deutschen und österreichischen Bibliotheken aufzunehmen, „selbst wenn die Werke von Ausländern stammen [...], besonders wenn ihre Pflege und ihre Einflußnahme im heimischen Kunstleben nachweisbar ist.“²⁶ Nach seiner Vorstellung sollte eine breit gefasste vaterländische Musikgeschichte dem Fortschreiten der Musikwissenschaft auf internationaler Ebene dienen. Mit diesem Bekenntnis schließt auch ein Kurzbericht zum 40-jährigen Bestehen der DTÖ: „Unter werktätiger Teilnahme unserer Wirkenden Mitglieder wollen wir auch in Zukunft unser Panier hoch und rein erhalten, in Verfolg unserer hehren Mission, im Dienst von Kunst und Wissenschaft, von Vaterland und universeller Kultur. Des walte Gott!“²⁷

Bei allem vorhandenen Nationalstolz machten ihn nicht zuletzt seine Prager Erfahrungen skeptisch gegenüber nationalistischen Einseitigkeiten: „Das Nationalitätenprincip in seiner excessiven Erfassung ist eine Ausgeburt unserer Zeit.“²⁸ Sein DTÖ-Programm war entsprechend gesamtstaatlich, d.h. keineswegs national im engeren Sinn oder womöglich gar deutschnational ausgerichtet. Wegen fehlender Beteiligung der Ungarn musste er sich zwar primär auf Quellen der cisleithanischen Reichshälfte beschränken,²⁹ hier sollten die DTÖ aber „alle Nationen umfassen [...], deren Vertreter und deren Werke auf dem classisch geweihten Boden der österreichischen Musik zu finden sind.“³⁰ Auch dieser Ansatz konnte freilich nicht verhindern, dass es unter den Bearbeitern der Bände fallweise zu Streitigkeiten kam. Als Adler dem Bearbeiter der Werke des aus Krain gebürtigen Komponisten Jacobus Gallus (1550–1591), Josef (Josip) Mantuani (1860–1933), zwecks schnellerer Fertigstellung des Bandes den Böhmen Emil Bezecny (1868–1930) als Mitarbeiter zur Seite stellte, grollte der spätere Direktor des Landesmuseums für Krain in Laibach/Ljubljana, „wozu es nöthig wäre, einen anderen Landsmann für die Durchführung dieser Angelegenheit heranzuziehen, da es doch Krainer gibt, die das machen können.“³¹

Die größte internationale Reichweite erreichte Adler schließlich mit der Veröffentlichung der *Trienter Codices* im Rahmen der DTÖ.³² Diese 1885 entdeckten Handschriften stellen mit über 1.800 Stücken die umfangreichste Sammlung mehrstimmiger, vor allem geistlicher Musik gesamteuropäischen Zuschnitts des 15. Jahrhunderts dar (darunter Kompositionen von John Dunstable, Guillaume Dufay, Johannes Ockegham und Johannes Brassart). Die Codices wurden 1891 durch das Ministerium für Cultus und Unterricht vom Domkapitel von Trient angekauft und Adler zur Publikation übertragen, für den diese „Zeugen vergangener und doch unvergänglicher Geistesarbeit“ zu „den schätzbarsten Denkmälern [...] wie für die Musik- und Culturgeschichte im Allgemeinen, so für die vaterländische Kunstgeschichte im Besonderen“ zählten.³³ 1920 musste die kostbare Sammlung auf Grund des Friedensvertrages von Saint Germain allerdings an Italien zurückgegeben werden, obwohl nach Adler „weder rechtliche noch künstlerische, noch nationale Argumente für den neuerlichen italienischen Handschriftenfeldzug angeführt werden [können]“³⁴. Die Edition verblieb allerdings weiterhin bei den DTÖ.³⁵

Unter Guido Adlers Leitung erschienen bis 1938, als er unter dem Druck der politischen Verhältnisse als Leiter des Publikationsprojektes zurücktrat, 83 Bände der *Denkmäler der Tonkunst in Österreich*, sechzehn gab er selbst als

Bearbeiter heraus. Ganz im Geiste des Historismus und Positivismus erblickte er in der Edition die vornehmste Aufgabe der Musikforschung: „Alle Versuche, eine zusammenfassende Geschichte der Tonkunst oder auch nur historisch fundierte Monographien zu schreiben, mussten an dem Mangel der Möglichkeit, die Kunstwerke als Ausgangspunkt der Forschungen zu nehmen, scheitern oder zumindest beeinträchtigt werden.“³⁶ Die Berechtigung für dieses große Unternehmen leitete er einerseits aus der Verpflichtung zur Erhaltung vergangener musikalischer Leistungen, andererseits aber auch aus deren möglichen Gewinn für künftige Komponisten ab: „Wir erfüllen damit nicht nur eine Schuld des Dankes und der Pietät, sondern wir läutern und erfrischen dadurch unser modernes Kunstleben.“³⁷ Mit den *Denkmälern der Tonkunst in Österreich* gelang Adler „zwar nicht die älteste, wohl aber die vielseitigste und in ihrer ungebrochenen Tradition beständigste Verwirklichung des Gedankens der ‚Monumenta Germaniae Historica‘ auf musikalischem Gebiete.“³⁸

Anmerkungen

- 1 Da die wesentliche Eigenschaft des Denkmals (lat. Monumentum, von *monere* = ermahnen) in der Dokumentation eines bestimmten historischen bzw. kulturellen Ereignisses, einer Person oder einer Entwicklung besteht, wird der Begriff allgemein – und auch in diesem Beitrag – sehr weit gefasst: Er umfasst somit nicht nur Werke der bildenden Kunst und Architektur, sondern im weiteren Sinn auch historische Quellenschriften, Werke der Literatur, Musik, ja auch der Technik sowie Objekte der Natur („Naturdenkmäler“). Vgl. Wilfried LIPP (Hg.), *Denkmal-Werte-Gesellschaft. Zur Pluralität des Denkmalsbegriffs*, Frankfurt a.M.–New York 1993. Alois Riegl führte zur Unterscheidung der Denkmale im engen und weiten Sinn die Begriffe „gewolltes“ und „ungewolltes“ Denkmal ein. Vgl. Alois RIEGL, *Der moderne Denkmalkultus, sein Wesen, seine Entstehung* [1903], in: DERS., *Gesammelte Aufsätze. Mit einer Einleitung von Hans Sedlmayr*, Wien 1996 (Klassische Texte der Wiener Schule der Kunstgeschichte, Abt. 1, 5), S. 139–184.
- 2 Vgl. Renate BINDER, *Denkmal*, in: Nicolas PETHES, Jens RUCHATZ (Hg.), *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Lexikon*, Reinbek bei Hamburg 2001, S. 118f.; Gerhard VINKEN, *Denkmalschutz*, in: ebenda, S. 120f.
- 3 So wagte sich der Leipziger Verlag Breitkopf & Härtel ab 1798 an die erste Mozart- und ab 1799 an die erste Haydn-Gesamtausgabe.
- 4 Der Wiener Verleger Tobias Haslinger (1787–1842) unternahm 1829 den ersten Versuch einer Beethoven-Gesamtausgabe.
- 5 So übertrug man beispielsweise die alte Mensuralnotation in zu lange (heutige) Notenwerte, da man der Auffassung war, dass nur eine getragene Ausfüh-

- rung den „alten Meistern“ des 15. und 16. Jahrhunderts gerecht würde. Außerdem glaubte man, die Vokalwerke wären stets im „reinen“ a-cappella-Stil, also ohne akzessorische Instrumentalbegleitung, auszuführen, und stellte diese Ausführungspraxis der bei vielen als dekadent geltenden zeitgenössischen instrumental-vokalen Kirchenmusik gegenüber.
- 6 Als Beispiel sei die ab 1851 ebenfalls bei Breitkopf & Härtel erscheinende so genannte „alte“ Bach-Gesamtausgabe genannt.
 - 7 Während sich Gesamtausgaben der Edition des Gesamtwerks eines Komponisten (Beethoven-Ausgabe, Schubert-Ausgabe etc.) widmen, zielen Denkmälerausgaben auf ein thematisch abgegrenztes Gebiet: eine bestimmte musikalische Gattung (Kirchenlied), ein spezifisches Repertoire, die Musik eines Landes usw.
 - 8 Zu ihrer Geschichte, vor allem unter dem Aspekt einer Personengeschichte vgl. Elisabeth Th. HILSCHER, Denkmalpflege und Musikwissenschaft. Einhundert Jahre Gesellschaft zur Herausgabe der Tonkunst in Österreich (1893–1993), Tutzing 1995 (Wiener Veröffentlichungen zur Musikwissenschaft 33).
 - 9 Adler nannte es auch „eine ‚mitteleuropäische‘ Kooperation“. Guido ADLER, Zur Vorgeschichte der „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“. Anlässlich ihres 25jährigen Bestehens, in: Studien zur Musikwissenschaft. Beihefte der Denkmäler der Tonkunst in Österreich 5 (1918), S. 9–21, hier S. 10. Mit den ab 1913 erscheinenden *Studien* ermöglichte Adler die Veröffentlichung von mit den DTÖ in Zusammenhang stehenden wissenschaftlichen Untersuchungen. Vgl. Guido ADLER, Vorwort, in: Studien zur Musikwissenschaft 1 (1913), S. III.
 - 10 Guido ADLER, Wollen und Wirken. Aus dem Leben eines Musikhistorikers, Wien 1935, S. 51. Eine Rekonstruktion des vollständigen Memorandums findet sich bei HILSCHER, Denkmalpflege, S. 41–44. Unterzeichnet ist das Schreiben von Guido Adler und Eduard Hanslick. Adlers Lehrer Hanslick, damals noch ordentlicher Professor an der Universität in Wien mit guten Kontakten zur Ministerialbürokratie, unterstützte mit seiner Unterschrift das Unterfangen seines Schülers, der damals noch außerordentlicher Professor an der deutschen Universität in Prag war.
 - 11 Die angestrebte Zusammenarbeit beider Länder begründete Adler mit dem „Hinweis auf die enge künstlerische Zusammengehörigkeit der beiden Reiche, ihre politische Verbindung in vergangener Zeit und die unzerreißbare kulturelle Gemeinschaft.“ ADLER, Zur Vorgeschichte, S. 11. Im Kapitel über die DTÖ in seiner 1935 erschienen Autobiographie, die den vorerwähnten Aufsatz über weite Strecken übernimmt, ist diese Stelle gestrichen. Sie war in der Zeit des Ständestaates politisch nicht mehr opportun. Vgl. ADLER, Wollen und Wirken, S. 50f.
 - 12 HILSCHER, Denkmalpflege, S. 42.
 - 13 Letztere wurden als selbständige 2. Folge der *Denkmäler deutscher Tonkunst* bis 1931 geführt. Seit 1962 werden sie wieder als „Neue Folge“ und selbständig von der *Gesellschaft für Bayerische Musikgeschichte* herausgegeben.
 - 14 Entwurf eines Berichtes an Minister Paul von Gautsch (1851–1918) vom November 1890; zitiert bei HILSCHER, Denkmalpflege, S. 49.

- 15 Philipp SPITTA, *Musikalische Werke Friedrichs des Grossen*, 3 Bde., Leipzig 1889.
- 16 Guido ADLER, *Musikalische Werke der Kaiser Ferdinand III., Leopold I. und Joseph I.*, 2 Bde., Wien 1892 und 1893 [Nachdruck: Farnborough 1972].
- 17 ADLER, *Zur Vorgeschichte*, S. 15.
- 18 Das Ergebnis war allerdings äußerst dürftig. Zudem beklagte Adler die mangelnde Bereitschaft der ungarischen Reichshälfte zur Mitarbeit, auf die schließlich ganz verzichtet werden musste. Vgl. ADLER, *Wollen und Wirken*, S. 56.
- 19 Zitiert nach HILSCHER, *Denkmalpflege*, S. 221.
- 20 Vgl. ebenda, S. 104.
- 21 Riemann gab Werke der „Mannheimer“ Komponisten in den Jahrgängen 1902, 1906, 1907 und 1914/15 der DTB heraus. Vgl. insbesondere: Hugo RIEMANN, Einleitung, in: *Sinfonien der pfälzbayerischen Schule*, Leipzig 1902 (DTB 3/1), S. XIII f. sowie DERS., *Handbuch der Musikgeschichte*, Band 2/3, Leipzig 1913, S. 148.
- 22 Guido ADLER, Vorwort, in: Karl HORWITZ, Karl RIEDEL (Bearb.), *Wiener Instrumentalmusik vor und um 1750. Vorläufer der Wiener Klassiker*, Wien 1908 (DTÖ 31), S. IX–XIII. Man beachte den programmatischen Untertitel. Ein von Wilhelm Fischer bearbeiteter 2. Teil erschien 1912 als Band 39.
- 23 Mittlerweile werden wesentliche Ursprünge des „Mannheimer“ wie des „Wiener“ Instrumentalstils in Italien erblickt, insbesondere in der italienischen Opernsinfonia. Vgl. Roland WÜRTZ (Hg.), *Mannheim und Italien. Zur Vorgeschichte der Mannheimer*, Mainz 1984 (Beiträge zur mittelrheinischen Musikgeschichte 25); Jens Peter LARSEN, *Zur Vorgeschichte der Symphonik der Wiener Klassik*, in: *Studien zur Musikwissenschaft* 43 (1994), S. 67–143.
- 24 ADLER, *Wollen und Wirken*, S. 68–70. Vgl. ähnlich lautende Klagen der österreichischen Historikerkunft: Engelbert Mühlbacher (1843–1903), damals Redakteur der *Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung*, wies 1882 in einem Bericht an das Ministerium auf die im Vergleich zum *Historischen Jahrbuch der Goerresgesellschaft* außerordentlich geringe Entgeltung der Redaktionsarbeit hin. Vgl. Alphons LHOTSKY, *Geschichte des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 1854–1954*, Graz–Köln 1954 (Mitteilungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung, Ergänzungsband 17), S. 157. Mühlbacher war übrigens von Beginn an (seit 1893) Mitglied der *Leitenden Kommission zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich*, mithin Gründungsmitglied. Vgl. HILSCHER, *Denkmalpflege*, S. 40. Bei ihm hatte Adler, als er bereits Privatdozent war, Nachhilfe in Paläographie genommen. ADLER, *Wollen und Wirken*, S. 20.
- 25 Vgl. ebenda, S. 54.
- 26 ADLER, *Zur Vorgeschichte*, S. 11.
- 27 Guido ADLER, *Zum vierzigjährigen Bestand der „Denkmäler der Tonkunst in Österreich“*, in: *Studien zur Musikwissenschaft* 20 (1933), S. 3–5, hier S. 5.
- 28 Guido ADLER, Einleitung, in: Johann Joseph Fux, *Mehrfach besetzte Instrumentalwerke. Zwei Kirchengesonaten und zwei Ouverturen (Suiten)*, [bearbeitet von Guido Adler], Wien 1902 (DTÖ 19), S. V–X, hier S. Vf.

- 29 Eine ganz wesentliche Ausnahme bildete die berühmte Esterházyische Sammlung, die durch das Entgegenkommen von (Fürst) Paul Esterházy eingesehen werden konnte. Esterházy wurde dafür 1925 mit dem Titel eines „Förderers“ der DTÖ ausgezeichnet. Vgl. HILSCHER, Denkmalpflege, S. 126.
- 30 Aufruf zum Beitritt zur *Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich*, Oktober und November 1893. Abgedruckt im 1894 erschienenen ersten Band der DTÖ, S. VII sowie bei HILSCHER, Denkmalpflege, S. 246.
- 31 Brief Mantuanis an Adler vom 2. November 1897, zitiert bei HILSCHER, Denkmalpflege, S. 85. Vgl. auch Elisabeth HILSCHER, Josef Mantuani und Guido Adler. Der Briefwechsel im Archiv der Gesellschaft zur Herausgabe von Denkmälern der Tonkunst in Österreich, in: Edi SKULJ (Hg.), Mantuanijev Zbornik. Simpozij ob 60. obletnici smrti, Ljubljana 1994, S. 23–74.
- 32 Sie wurden in einer großen Auswahl in den Bänden 14/15 (1900), 22 (1904), 38 (1912), 53 (1920), 61 (1924), 76 (1933) und 120 (1970) ediert.
- 33 Guido ADLER, Vorwort, in: Sechs Trienter Codices. Geistliche und weltliche Kompositionen des XV. Jhs. I. Auswahl, bearbeitet von Guido Adler und Oswald Koller, Wien 1900 (DTÖ 14/15), S. V–IX, hier S. IX.
- 34 Guido ADLER, Ein neuerlich drohender Verlust österreichischen Kulturbesitzes, in: Neue Freie Presse 20265, 28. Jänner 1921, S. 2f. Auszugsweise als: Das Schicksal der Trienter Kodizes, in: Musica Divina. Monatsschrift für Kirchenmusik 9 (1921), S. 16f.
- 35 Reinhard STROHM, Trienter Codices, in: Die Musik in Geschichte und Gegenwart. Allgemeine Enzyklopädie der Musik, begründet von Friedrich Blume. Zweite, neubearbeitete Auflage herausgegeben von Ludwig Finscher. Sachteil, Bd. 9, Kassel u.a. 1998, Sp. 801–812.
- 36 ADLER, Zur Vorgeschichte, S. 9.
- 37 [Vorwort] zu DTÖ 1 (1894), S. V–VII, hier S. V.
- 38 Erich SCHENK, Denkmäler der Tonkunst in Österreich, in: Österreichische Musikzeitschrift 8 (1953), S. 357–365, hier S. 358.

Vom Denkmalsetzen in der Literatur.
Zu Marie-Thérèse Kerschbaumers Prosatext
Der weibliche Name des Widerstands

Hildegard Kernmayer (Graz)

Die Frage, ob nach dem großen Morden noch eine Sprache gefunden werden könne, die nicht nur das Unsägliche sagbar werden lasse, sondern die sich auch von der Sprache der Mörder derart unterscheide, dass sie als eine Art „Gegensprache“ weder deren Denkfiguren perpetuiere noch den Usurpationen von Macht jemals wieder willfahre, bestimmt die Debatten um die deutschsprachige Literatur nach 1945. Nur dort, „wo sie bei der [geläufigen] Kommunikation nicht mitspiel[e]“¹, sei Kunst integer, meint Adorno und widerruft sein Diktum von der Unmöglichkeit, nach Auschwitz noch Gedichte zu schreiben. Die 1936 geborene österreichische Autorin Marie-Thérèse Kerschbaumer hält diesem Diktum bereits in ihren frühen Arbeiten die Auffassung entgegen, dass der Kampf gegen bestehende Herrschaftsverhältnisse immer auch ein Kampf gegen den Verlust der Sprache sei, der nur *mit* und *in* der Sprache, das heißt auch mittels Literatur zu führen sei.² Gegen die Sprachlosigkeit und gegen das Verschweigen – das Totschweigen – setzt sie denn auch ihre als „Berichte“ bezeichneten sieben Prosatexte, die sie 1980 im Band mit dem Titel *Der weibliche Name des Widerstands*³ versammelt.

Im Mittelpunkt dieser Texte stehen die Verfolgung, Verschleppung und Ermordung von acht Frauen zur Zeit des Nationalsozialismus – der jüdischen Dichterin Alma Johanna Koenig, der jüdischen Wissenschaftlerinnen Elise und Helene Richter, der Nonne und Krankenschwester Helene Kafka, einer namenlosen und unbekannten „Zigeunerin“, wie der Text sie nennt, sowie von Vertreterinnen des politisch organisierten Widerstands, nämlich des Lehrmädchens Anna Gräf, der Lehrerin Stefanie Kunke und der Arbeiterin Antonie Mück. „Sprachliche Epitaphe“⁴ – so die Autorin noch dreiundzwanzig Jahre nach Erscheinen des Bandes – suchten die Texte, „den Namenlosen ihre Namen, den sogenannten Ehrlosen höchste Ehre zurückzuerstatten“⁵. Die Restitution des Namens bezieht Kerschbaumer dabei auf eine zweifache Enteignung: auf den Entzug des Namens, der meist der Er-

mordung der Frauen durch die nationalsozialistische Vernichtungsmaschinerie vorausging; aber auch auf die Praxis einer Historiographie, die zwar die Namen der Widerstandskämpfer in die Annalen der Nachkriegsgeschichte einschrieb, im weitgehenden Verschweigen des Anteils der Frauen am Widerstand gegen den Nationalsozialismus deren Namen jedoch ein weiteres Mal zu verdrängen schien. Der Name einer „Zigeunerin“ bleibt auch bei Kerschbaumer ungenannt. Der Text bildet jedoch das formale und – in der Reflexion des Themas der Namenlosigkeit – auch das programmatische Zentrum des Bandes.

Kerschbaumers literarische Erinnerungsmale, die auch einen neuen Kanon der historischen Überlieferung zu etablieren suchen, wollen Erinnerung initiieren und verdrängte Geschichte im Monument lesbar machen. Gerade in ihrer Funktion als sprachliche Monumente verweisen die Texte jedoch auch auf den Konstruktionscharakter von Geschichte und damit auf die Lenkbarkeit von kollektiver Erinnerung. „[E]s gibt keine Geschlossenheit in der Geschichte, denn sie ist Menschenwerk. Geschichte ist Menschenwerk und damit veränderbar. Zumindest erzählbar“⁶, heißt es etwa im Text. Der Hinweis auf Offenheit, Veränderbarkeit und Erzählbarkeit von Geschichte, der freilich die historischen Entwürfe der Geschichtsschreibung ebenso meint wie die erzähltechnische Handhabung von (historischem) Material durch die Literatur, erschließt jedoch auch die Programmatik des Textes. Denn einerseits präsentiert sich dieser in der Zentrierung seines Erkenntnisinteresses in den Todesgeschichten der acht Frauen und in der Restitution ihrer Namen als widerständisches (feministisches) Monument – und damit als „geschlossener“ Text. Andererseits macht er – in seiner Form – auch die Gefahr der figuralen Mortifikation, die jegliche „Monumentalisierung“ in sich birgt, bewusst. „[E]s gibt keine Geschlossenheit in der Geschichte“, besagt demnach, jenseits der Anspielung auf die Form des vorliegenden Textes, dass Geschichte ein ungeschlossener Prozess ist und nicht nur als bewusste Vergegenwärtigung von Vergangenem, die ja Erinnern bedeutet, in unsere Gegenwart hereinreicht. „Geschichte ist veränderbar. Zumindest erzählbar“, meint folglich, dass Geschichte nach Auschwitz erzählt werden kann und dass sie auf mehr als eine Art erzählt werden kann, es bedeutet jedoch auch, dass die Erzählung dieser Geschichte – will sie der Festschreibung des Erinnerten im Zeichen und damit der nochmaligen Ermächtigung über die Erinnerten entgegenwirken – einer spezifischen Technik des Erzählens und des Erinnerns bedarf.

Einer „verfemten Thematik höchste literarische Verfahren zuzugestehen“⁷, nennt Marie-Thérèse Kerschbaumer rückblickend als Absicht ihrer Epitaphe.

Und tatsächlich handelt es sich bei den sieben Prosatexten – auch wenn diese in Stil und Sprachduktus dem Umfeld der jeweils erinnerten Figuren angepasst sind – durchwegs um hochkomplexe sprachliche Gewebe. Diese verdanken ihren Zusammenhalt und ihr Fortschreiten kaum jemals konventionellen Textverknüpfungstechniken, auch laufen sie jedweden Erwartungshaltungen bezüglich Form, Inhalt oder Gattung zuwider. Bereits der Titel und vor allem der Untertitel des Bandes – dieser lautet *Sieben Berichte* – erzeugen etwa eine Leseerwartung, die sich auf eine politische (vielleicht poetische) Dokumentation über die Rolle von Frauen im Widerstand gegen das NS-Regime einstellt. Diese Erwartung muss allerdings im Zuge der Lektüre rasch revidiert werden. Denn tatsächlich weisen die Texte selbst an keiner Stelle Charakteristika des Genus „Bericht“ auf. Weder sind sie „kurze, sachlich-nüchterne, folgerichtige Darstellung[en] eines Handlungsablaufs“⁸, noch verzichten sie auf „schmückende Abschweifungen oder deutende Reflexionen“⁹, wie es die Gattungsgesetze erfordern würden; und sie geben sicherlich auch keine schlüssigen oder letztgültigen Antworten auf die Fragen, wer zu welchem Zeitpunkt an welchem Ort wie und weshalb gehandelt habe.

Die Titel der einzelnen Prosastücke wiederum – Kerschbaumer überschreibt sechs ihrer Texte mit den Vornamen ihrer „Protagonistinnen“ – sowie vor allem die Angaben von Vor- und Zuname, Beruf, Geburtsdatum und Geburtsort jeder Frau, des Datums ihrer Verschleppung, ihrer Verhaftung, ihrer Verurteilung und Tötung, die Kerschbaumer wie auf Gedenktafeln arrangiert und die sie jeweils zwischen Titelblatt und Fließtext auf einer eigenen Seite placierte, lassen im danach Gesagten biographische Erzählungen vermuten. Doch auch diese Erwartungshaltung zerstört der Text. Denn obwohl offensichtlich ausgehend von den biographischen Daten der acht Frauen erzählt, wirft die Autorin in den den Epitaphen folgenden Prosastücken weder einen systematisierenden Blick auf deren Lebensgeschichten, noch füllt sie die Leerstellen zwischen den genannten Lebens- und Sterbedaten mit überprüfbaren Fakten. Auch führt sie das von ihr recherchierte Material nicht als geschlossene Einheit vor oder ordnet dieses übergeordneten Zusammenhängen unter. Vielmehr entpuppen sich Kerschbaumers „Berichte“ im Zuge der Lektüre zunehmend als Texte, die sich einem „geschlossenen Erzählen“ und damit auch „geschlossenen historischen Rekonstruktionen“¹⁰ prinzipiell verweigern.

Deutlich wird dies bereits im ersten „Bericht“, der den Titel *Alma* trägt und der hier exemplarisch etwas ausführlicher besprochen werden soll. Der Text ist der Autorin Alma Johanna Koenig gewidmet, die – so ein Lexikon-

eintrag – 1887 in Prag als Tochter der Susanne Herdan und des k.k. Hauptmannes Karl Koenig geboren wird. Alma Johanna wächst in Wien auf, bildet sich neben dem nur sporadischen Besuch einer höheren Mädchenschule vorwiegend autodidaktisch und veröffentlicht ihre ersten Gedichte in Zeitschriften unter dem Pseudonym Johannes Herdan. 1921 heiratet sie den österreichischen Konsul Bernhard Freiherr von Ehrenfels, mit dem sie längere Zeit in Algier lebt. Nach der Trennung von ihrem Mann kehrt sie 1930 nach Wien zurück. 1938 wird Alma Johanna Koenig „als Staatsbürgerin aus rassistischen Gründen entrechtet, aus ihrer Wohnung vertrieben und zu mehrfachem Logiswechsel in Massenquartieren gezwungen“. ¹¹ Am 27. Mai 1942 schließlich wird sie aus Wien vermutlich ins Ghetto Minsk deportiert und gilt seither als verschollen.

Die spärlichen Daten zu Leben und Sterben der Autorin sind in Marie-Thérèse Kerschbaumers „Bericht“ auf das Maß einer Gedenktafel reduziert. Auf ihrem „Epitaph“ verzeichnet sie:

EHRENFELS, ALMA JOHANNA, FREIFRAU VON
(geb. Koenig, Pseudonym Johannes Herdan,
Alma Johanna Koenig)
geboren: 18.8.1887 in Prag
verschleppt: 27.5.1942 (Getto Minsk)
seither verschollen

Der dem „Epitaph“ folgende Prosatext nimmt gar nur einen Ausschnitt der Lebensgeschichte Alma Johanna Koenigs in den Blick – nämlich den Moment ihrer Verhaftung. Doch selbst dieser ist nicht in historischem Quellenmaterial belegt und damit scheinbar gesichert, sondern er kann nur durch die Erinnerung vergegenwärtigt werden. Den Zeitpunkt des Erinnerns setzt Kerschbaumer dabei in den siebziger Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts an. Sie „inszeniert“ ihn – in Anlehnung an das Gespräch der Waschfrauen am Fluss Liffey im ersten Kapitel von James Joyces *Finnegan's Wake* – in Form eines „Bassena-Gesprächs“ ¹², dessen Ausgangspunkt die angebliche Rückkehr der Dichterin an ihren letzten Aufenthaltsort in Wien, gleichzeitig den Ort ihrer Verhaftung, ist.

„Aber du sagst, sie sei wiedergekommen, Alma Johanna zurück von einer langen Reise, sagst du, sei Alma Johanna wiedergekommen“ ¹³, setzt der Text ein, in dessen weiterer Folge die Umstände von Almas Verschwinden debattiert werden. Doch „diese dreißig Jahre dazwischen“ ¹⁴ lassen den genauen Zeitpunkt ihrer Verschleppung im Ungewissen: „Alma, Johanna, beim Früh-

stück (sagte O.) hat man sie fortgeholt, einfach vom Frühstück im Sommer, im Frühsommer. Nein, Winter wars, ein kalter grauer Wintermorgen, [...] es war Winter, auch wenns Frühsommer war, und in den kalten Stunden des Morgens (Mordens?)¹⁵. – Und nicht nur das Wann, sondern auch das Wie und das Wohin von Almas Verschleppung bleiben ungeklärt: „Johanna im Bade (es klopft), horch Schritte, [...] oder konnte Giovanna das Frühstück nicht mehr beenden“¹⁶. „[B]eim Frühstück sitzend (lagst du?), bist du auf den Knien gelegen, Giovanna, und hast du gebetet die halbe Nacht? Zu wem beten, im Winter, unbeheizte Räume, viel zu hoch für den Krieg, viel zu dunkel für den Frieden“¹⁷. „[G]ib acht, Alma Viva, nicht sacht werden die Stiegen knarren (in der Stadt knarren keine Stiefel), keine Stiegen, keine Treppen, in der Stadt hallen Treppen (und Flure von stampfenden Schritten), von Tritten der Truppen“¹⁸.

Die bruchstückhaften und ungewissen „Erinnerungen“ an die Verhaftung der Dichterin werden dabei von einer Vielzahl von Stimmen vorgetragen, die zusammenklingen, die einander bestätigen oder widersprechen, die das Gesagte kommentieren oder widerlegen, die die Erinnerungen an die Dichterin und die jeweils eigene Sicht der Vergangenheit ineinander fließen lassen. Die Stimmen selbst sind im Text keinen konkreten Figuren zuordenbar. Sie reden von sich selbst als von „ich“ oder „wir“; sie sprechen einander mit „du“ oder mit „Sie“ an; sie bezeichnen einander aufgrund ihrer Positionen im sozialen Beziehungsgeflecht als „Frau Nachbarin“, als „Herr“, als „Frau Schwägerin“; sie firmieren unter der Chiffre O. oder in ihrer Funktionsbezeichnung als „Hauswart“. Die Namenlosigkeit der Sprechenden kontrastiert dabei augenfällig mit der Vielzahl von Namen, die der Besprochenen selbst zugewiesen werden. Diese wird „die Dichterin“ genannt, sie wird abwechselnd als Alma oder Johanna bezeichnet, erscheint jedoch auch als Giovanna, als Alma Viva (die lebendige Seele), als Regina (die Königin) und tritt einmal vielleicht sogar als Ich auf, das seine Situation als Autorin und als Verfolgte reflektiert, wenn es heißt:

[I]mmer wenn ich nachts erwache, mach ich im Schlaf noch das Licht an, die Kerze, bei dieser Verdunklung dringt durch die Ritzen kein Licht in die Nacht durch die Scheiben hinaus. Und nehme ein Notizbuch und notiere den Traum, das Wort, den Gedanken, das unerhörte Traumgebilde, das unverständliche Wort, ich notiere und lege mich wieder hin, auf das Bett, meine Ruhestätte, mein Lager (ins Lager, sagten Sie?), welches Lager, ich meine Kissen, zerschlissen die Bettlaken in diesem Krieg, notiere und schließe das Büchlein, das Notizheft, einsam in meinen kahlen leer-gehamsterten Räumen.¹⁹

Doch selbst in dieser Passage ist nicht gesichert, wer spricht, könnte das reflektierende Ich durchaus auch auf die Figur einer Autorin verweisen, die die Lebensgeschichte Alma Johanna Koenigs aufzeichnet. „Wer spricht eigentlich hier, das Opfer, eine Leidensgenossin oder ein weiblicher Autor“²⁰, wird folgerichtig in einem der anderen „Berichte“ gefragt.

Die „Vielstimmigkeit der Sprache“²¹ und die „reiche grammatische Gestik“²² des Erzählvorgangs äußern sich in Sätzen, deren Atem nicht abbricht. In unzähligen Subordinationen lassen diese nicht nur die Notionen von Raum und Zeit ineinander fließen, sondern sie stellen auch die Logik modaler und kausaler Bezüge in Frage. Sie verweigern die Benennung und damit die Identifizierung der Figuren, und sie lösen in ihrer Poetizität schließlich die konventionellen Gattungsgrenzen auf. Vorgeblich Berichte, sind diese Prosatexte in ihrer Vielstimmigkeit dem Drama näher als der Dokumentation. Ihre „Stimmlichkeit“, also ihre Klanglichkeit, lenkt die Konzentration auf die Materialität der sprachlichen Zeichen, ist es jedoch auch, die die Nähe der Texte zur Lyrik ausmacht. Endreime oder Rhythmisierungen der Figurenreden – wie etwa in „erinnert mich so, ich sah sie schon wo“²³ oder „Kissen, zerschissen“²⁴ –, Alliterationen, wie in den „Tritten der Truppen“²⁵, die das Gesagte lautmalerisch verstärken, oder auch die häufige Verwendung des hymnischen „o“ – wie in „o Alma, Giovanna, Regina!“²⁶ – lassen die Grenzen zwischen prosaischem und lyrischem Sprechen verschwimmen. Überdies ist Klanglichkeit ein wesentliches Element der Textverknüpfung. Denn tatsächlich entfaltet sich der vorliegende Text weder chrono-logisch noch kausal-logisch. Sein Fortschreiten verdankt er vielmehr assoziativen Verknüpfungen, in denen die Wörter jedoch nicht nur als Bedeutungsträger, sondern auch als Lautgebilde gefasst werden, die mit anderen Wörtern aufgrund ihrer Klanglichkeit, also phono-logisch, verbunden sind. Die scheinbar nur aufgrund ihrer lautlichen Nähe nebeneinander gereihten Wörter geben dabei jeweils den Blick auf neue Begriffs- und Bedeutungsfelder frei, aus denen wiederum die (schuldhafte) Verstrickung von Täterinnen und Tätern, Zeitzeuginnen und Zeitzeugen, aber auch der Nachgeborenen in die Vergangenheit erhellt. Diese äußert sich als „Wissen“ oder „Mitwissen“ beziehungsweise als Verschweigen und Verdrängen dieses „Wissens“. So etwa an jener Stelle, an der die unterschiedliche Kontextualisierung des Begriffs „reiben“ den Zusammenhang zwischen der Vertreibung und Vernichtung der österreichischen Juden und dem finanziellen Profit, den die Mittäter oder auch nur Mitwisser daraus ziehen, verdeutlicht: „Fortgezogen, Alma Giovanna, verkauft, steht auf dem Türschild, beschlagnahmt, über dem Täfelchen, von

fleißigen Händen gerieben (die Hände gerieben? Der böhmische Schneider habe sich die Hände gerieben? und wir?), und wir?“.²⁷

Durch Marie-Thérèse Kerschbaumers Technik des Erzählens (oder des Berichtens?) erfährt auch der im Titel verwendete Begriff des Widerstands eine Bedeutungserweiterung. Er verweist nicht mehr nur auf das Engagement von Frauen im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, sondern mit ihm wird auch ein Schreiben bezeichnet, das in der Verweigerung der herkömmlichen Regeln der Gattungspoetik selbst widerständig ist. Diese Verweigerung ist vorerst freilich stofflich motiviert. Bereits die „Logik des Erinnerns“ verbietet die Herstellung einer vordergründigen Ordnung des Erinnerten. Darüber hinaus verfolgt Kerschbaumer mit ihrer „Ästhetik des Widerstands“ aber auch eine Literarisierungsstrategie, die das Fortleben faschistoider Denkfiguren nach 1945 konterkariert, indem sie gerade die identitätslogische Identifizierung des Berichteten unterläuft. Gegen die Logik der Identifikation, die im rassistischen Denksystem des Faschismus zur Identifizierung der Juden als der „Anderen“, zu ihrer Fixierung im Bild und schließlich zu ihrer Ermordung führte, setzt sie eine Sprache, die sich geschlossenen Denkmustern entzieht oder die ihrem Grundimpuls, der „Bewegung ins Offene“²⁸, folgt. Schließlich verweigert sich Kerschbaumers poetisches Denkmal damit aber auch einem Lesen, das „sich in eine Geschichte begeben und darin dann bewegen möchte“²⁹, versagt sich einer kulinarischen, vielleicht auch kathartischen Rezeption, die uns von der Affizierung durch die Geschichte „gereinigt“ aus der Lektüre entließe.

Anmerkungen

- 1 Theodor W. ADORNO, Ästhetische Theorie, hg. von Gretel Adorno und Rolf Tiedemann, Frankfurt a.M. 1983, S. 476.
- 2 Vgl. Sieglinde KLETTENHAMMER, Marie-Thérèse Kerschbaumer. Essay, in: Heinz Ludwig ARNOLD (Hg.), Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Das KLG auf CD-ROM, München 1999ff., S. 1–8, hier S. 2. Klettenhammers Ausführungen beziehen sich auf Kerschbaumers 1976 erschienenen ersten Roman *Der Schwimmer*.
- 3 Marie-Thérèse KERSCHBAUMER, Der weibliche Name des Widerstands. Sieben Berichte, Freiburg i.B. 1980. In der Folge in Klammern und mit einfachen Seitenzahlen im Text zitiert. – 1982 erscheint der Text im Deutschen Taschenbuch Verlag. Anlässlich von Kerschbaumers siebzigstem Geburtstag hat der Klagenfurter Wieser Verlag den seit Jahren vergriffenen Text wieder aufgelegt.

- 4 Marie-Thérèse KERSCHBAUMER, Spiel und Stil: Was über meine Arbeit zu sagen ist, in: Hildegard KERNMAYER, Petra GANGLBAUER (Hg.), Schreibweisen. Poetologien. Die *Postmoderne* in der österreichischen Literatur von Frauen, Wien 2003 (Feministische Theorie 45), S. 90–97, hier S. 94.
- 5 Ebenda.
- 6 KERSCHBAUMER, Der weibliche Name des Widerstands, S. 36.
- 7 KERSCHBAUMER, Spiel und Stil, S. 94.
- 8 Gero von WILPERT, Sachwörterbuch der Literatur, Stuttgart ⁸2001, S. 79.
- 9 Ebenda.
- 10 KLETTENHAMMER, Marie-Thérèse Kerschbaumer, S. 2.
- 11 Gisela BRINKER-GABLER, Karola LUDWIG, Angela WÖFFEN (Hg.), Lexikon deutschsprachiger Schriftstellerinnen 1800–1945, München 1986, S. 60.
- 12 Vgl. dazu: KERSCHBAUMER, Spiel und Stil, S. 93f.
- 13 KERSCHBAUMER, Der weibliche Name des Widerstands, S. 9.
- 14 Ebenda.
- 15 Ebenda, S. 9f.
- 16 Ebenda, S. 9.
- 17 Ebenda, S. 10.
- 18 Ebenda, S. 10f.
- 19 Ebenda, S. 11.
- 20 Ebenda, S. 232.
- 21 Zum Begriff vgl. Hans HÖLLER, „Wer spricht hier eigentlich, das Opfer, eine Leidensgenossin oder ein weiblicher Autor“? Marie-Thérèse Kerschbaumers Roman *Der weibliche Name des Widerstands*, in: Manfred JURGENSEN (Hg.), Frauenliteratur. Autorinnen – Perspektiven – Konzepte, Bern 1983, S. 161–173, hier S. 169. – Mit dem Begriff der „operativen Vielstimmigkeit“ benennt Höller das Phänomen der Vielzahl der sprachlichen Gesten in Kerschbaumers Text.
- 22 Ebenda, S. 172.
- 23 KERSCHBAUMER, Der weibliche Name des Widerstands, S. 14.
- 24 Ebenda, S. 11.
- 25 Ebenda, S. 10f.
- 26 Ebenda, S. 11.
- 27 Ebenda, S. 13.
- 28 Hans HÖLLER, Leben und Werk. Zur Prosa Marie-Thérèse Kerschbaumers, in: Literatur und Kritik 26 (1991), H. 257/258, S. 39–42, hier S. 40.
- 29 Konrad Paul LIESSMANN, Die Logik der Erinnerung [Rezension], in: manuskripte 33 (1993), H. 120, S. 125–127, hier S. 126. Liessmanns Feststellung bezieht sich auf Kerschbaumers 1992 erschienenen Roman *Die Fremde*, ist jedoch auf den hier besprochenen Text übertragbar.

Die *Familienerinnerungen* von Hermine Wittgenstein: Eine Chronik und ihre Narrative als kulturwissenschaftliches Untersuchungsfeld

Nicole L. Immler (Wien)

Im Jahr 2006 werden die *Familienerinnerungen* von Hermine Wittgenstein, der ältesten Schwester von Ludwig Wittgenstein, erstmals vollständig veröffentlicht werden.¹ Das ist der richtige Moment, um die Frage zu stellen, was ein solcher Text für die Wissenschaft bedeutet und welche Bedeutung das Verfassen einer Familiengeschichte für die Autorin wie für die ganze Familie hatte und noch heute hat. Lange gab es Zweifel am Wert dieses Schriftstücks, seitens der Familie wie auch der Wittgenstein-Forschung, denn viele Forscher betrachten Familienchroniken aufgrund ihres subjektiven Charakters als unzuverlässige Quelle – doch eine kulturwissenschaftliche Analyse zeigt neue und spannende Lesarten dieses Textes auf. Einige werde ich nachfolgend präsentieren.²

Jede Familie konstruiert und vermittelt sich durch Kommunikation. In gleicher Weise formt sich das Familiengedächtnis über die im Kollektiv immer wieder erzählten Erinnerungen an Personen und Ereignisse der gemeinsamen Geschichte, in denen „Vorstellungen und Urteile der Familie über sich selbst“ und über andere enthalten sind.³ Somit gibt das 250-seitige Typoskript Aufschluss über die Selbstwahrnehmung von Hermine Wittgenstein – wie auch darüber, wie sie wollte, dass die Familie gesehen wird. Familienerinnerungen vermitteln darüber hinaus eine Geschichte, mittels derer der/die Einzelne seine/ihre Vergangenheit mobilisiert und ihr Bedeutung gibt. In autobiographischen Texten überschneiden sich daher Fakten und Fiktionen, deshalb sind die *Konstruktion*, die *Struktur* und die *Mechanismen des Textes* zu durchleuchten, um erklären zu können, warum Hermine Wittgenstein gerade *diese* Geschichte – und keine andere – erzählt. Denn jede Erzählung ist eine Entscheidung. Deshalb ist eine Quellenkritik unerlässlich.

Hat doch die Familienchronik nicht nur die Wahrnehmung von Ludwig Wittgenstein, sondern auch von der Autorin in der Wittgenstein-Literatur maßgeblich bestimmt und das Bild von Hermine Wittgenstein als einem farb-

losen ‚Vatertöchterchen‘ geprägt, einer ältesten Schwester, die den jüngsten Bruder kritiklos verehrte und ihm vor allem als Mutter-Ersatzfigur diente. Dieses Bild resultiert im Wesentlichen aus einer unkritischen und positivistischen Rezeption der *Familienerinnerungen*. Oft wurde ihre Selbstbeschreibung einfach von Biographen übernommen. Damit kam es allzu leicht zu einer Übernahme ihrer Selbstsicht oder besser ihrer Selbstpräsentation als Außensicht – eine Problematik, die sich auch in den Biographien Ludwig Wittgensteins wiederfindet.

Dieser Aufsatz plädiert dafür, den *konstruktiven* und *strategischen* Charakter von autobiographischen Texten im Allgemeinen und der Wittgensteinschen Familienchronik im Besonderen zu berücksichtigen, etwa die Intentionen und Erzählstrategien der Autorin und ihre Wahl des Genres Familienerinnerungen und die darin unbewusst impliziten Stilmittel. Denn wie die Struktur des Textes, gewisse Themenschwerpunkte, Stilisierungen und Leerstellen zeigen, verfolgte Hermine Wittgenstein nicht nur eine deskriptive Beschreibung der Familiengeschichte, sondern benützte die Chronik auch als ein Machtinstrument zur Stärkung ihrer Position innerhalb der Familie. Dieser emanzipatorische Impetus der Chronik wurde in der Forschung bisher verkannt; ebenso die Beeinflussung der Erzählung durch den gesellschaftlichen Entstehungskontext, ihre persönliche Situation in diesen Jahren 1944–48 und nicht zuletzt durch die Wahl des Genres, die auch die Entscheidung für eine gewisse Rhetorik und eine bestimmte Form der Erzählung ist. Hier ist zu zeigen, dass die *Familienerinnerungen* trotz ihres auf den ersten Blick beschaulichen, harmonisierenden Charakters ein erhebliches Konflikt- und Erkenntnispotenzial in sich tragen.

Zur Autorin: Hermine Wittgenstein (1874–1950) ist die Älteste der sechs Geschwister und wohnt, unverheiratet geblieben, lebenslang im Elternhaus in der Alleegasse 16 (seit 1921 Argentinierstraße) im vierten Wiener Bezirk, hinter der Karlskirche. Sie erstellt gemeinsam mit dem Vater, dem Großindustriellen Karl Wittgenstein, die familiäre Gemäldesammlung, erhält Malunterricht, spielt ausgezeichnet Klavier und organisiert musikalische Veranstaltungen im Familienkreis. 1913 erbt sie den Sommersitz, das Anwesen Hochreit in Niederösterreich, und wird quasi das ‚Familienoberhaupt‘ und Großgrundbesitzerin. Im Jahr 1921 gründet sie eine eigene Tagesheimstätte für Knaben in Grinzing, die nach dem „Anschluss“ Österreichs an NS-Deutschland im Jahr 1938 durch die Nationalsozialisten aufgelöst wird. Die jüdischstämmige, jedoch assimilierte Familie Wittgenstein erlangt durch einen Vergleich mit der Reichsbank in Berlin die ‚Arisierung‘ und Hermine

darf in Wien bleiben.⁴ Im Juni 1944 beginnt sie im Alter von 69 Jahren auf der Hochreife die *Familienerinnerungen* zu schreiben, die sie im Oktober 1948 krankheitsbedingt beendet, eineinhalb Jahre vor ihrem Tod.

Jede Auseinandersetzung mit der Vergangenheit bedeutet ein besonderes *Verhältnis zur Gegenwart* zu haben, denn „Erinnerung ist etwas, um mit der Gegenwart zu Recht zu kommen“. ⁵ Da Geschichte immer aus dem Blick der jeweiligen Gegenwart aktualisiert wird (Maurice Halbwachs)⁶, geben Hermine Wittgensteins *Familienerinnerungen* insbesondere über die Erzählsituation, die Jahre unter der nationalsozialistischen Herrschaft und die unmittelbaren Nachkriegsjahre in Wien, Auskunft. Und diese Gegenwart lässt nur bestimmte Erzählungen über die Vergangenheit zu: Die Gefährdung der Familie durch ihre jüdische Herkunft evoziert die Schilderung der Familiengeschichte als Assimilationsprozess: die Integration in die Wiener Gesellschaft. Zugleich ist es eine Erfolgsgeschichte des Familiensinns, durch die Beschwörung von Harmonie und Konsens angesichts staatlicher wie auch familiärer Zerrüttungen und Auflösungen. Auch ihre Beschreibung des „Sondermodells Ludwig“ (Rudolf Haller) war äußerst dienlich, den Familienmythos, den ihr Vater Karl Wittgenstein begründet hatte, zu aktualisieren, zu einem Zeitpunkt, als die Familie ihren ‚außerordentlichen‘ Status weitgehend eingebüßt hatte. Hermine Wittgenstein setzt allein durch die Wahl des Genres eine deutliche Botschaft: Der Text kommuniziert ‚Familie‘, vor deren Gesamtheit der Einzelne mit seinen Wünschen und seiner Lebensgeschichte zurückzutreten hat. So charakterisiert das Genre Familienchronik beispielsweise die genealogische Struktur einer Ahnen- und Namensforschung, eine Art „Kompilation“, gekennzeichnet durch die „Geste [...] der Wiederholung [statt] des Widerspruchs“⁷, oder dadurch, Konflikt beladene oder bedrohliche Erlebnisse eher auszublenden, Brüche in einem integrativen Rahmen zu präsentieren oder ruhigen Zeiten viel Aufmerksamkeit zu schenken. Hier ist das Genre mit Carol Feldman ein „mentales Modell“ zu nennen, das nur gewisse Inhalte ermöglicht und somit Produktion wie Rezeption formt.⁸ Andere Erzählungen finden sich hingegen in Briefen oder Tagebüchern, da sie einer anderen Rhetorik (z.B. der Konfliktaustragung oder der Selbstbespiegelung) verpflichtet sind. Gewisse Leerstellen entsprechen insofern oft mehr der Logik oder Rhetorik des gewählten Genres als der Familiengeschichte selbst. So bleiben Ereignisse unerwähnt, die im Alltag wohl irritierend gewirkt haben, wie etwa der Bürgerkrieg 1934 und antisemitische Erfahrungen, ebenso Selbstzweifel, Konflikte zwischen den Geschwistern, aber auch religiöse Gefühle. „Vergessen“ ist somit nicht nur ein willkürlicher oder subjektiv gesteuerter Akt eines

Autors, einer Autorin. Das, was ‚vergessen‘ oder ausgeschlossen wird, wird auch durch die Typologie des Genres und durch den Entstehungskontext mit seinen gegenwartspezifischen Anforderungen an die Darstellung der Vergangenheit bestimmt – in diesem Rahmen werden bestimmte Erzählmuster, Inhalte, aber auch Leerstellen präformiert.

Der harmonisierende Charakter von Hermine Wittgensteins *Familienerinnerungen* wird somit durch verschiedene *Erzählmodelle* unterstützt: Die häufige Verwendung von ‚Wir-Erzählungen‘ und des Begriffs des gesellschaftlich-sozialen ‚Rahmens‘, der die Familie vor 1938 umgeben hatte, sind Merkmale einer ausgeprägten Stabilitätserzählung. Auch die Kritik Hermine an ihren Eltern dient dieser Harmonisierung, indem durch die dialektische Erzählweise – die Gegenüberstellung von Fehlern der Eltern und Bedürfnissen der Kinder – die eigene (Kinder-)Generation homogenisiert wird durch das gemeinsame Leiden an einer nachlässigen Erziehung. Selbst der Konflikt der Familie mit den Nationalsozialisten kaschiert die Homogenisierungsarbeit am individuellen Gedächtnis und eliminiert innerfamiliäre Konflikte, denn Bedrohungen von außen stärken zerfallende Entitäten. So wird in den *Familienerinnerungen* alles genannt, was die kollektive Identität stärkt: der Name und dessen Aura, Feste und Rituale, insbesondere die Wertschätzung einzelner Familienmitglieder durch Personen des öffentlichen Lebens. Generell kommt es zu einer kulturellen Selbstzuordnung zur k.u.k. Monarchie lange nach deren Auflösung und zum Bekenntnis zur österreichischen Staatsbürgerschaft im Moment ihrer Abschaffung. Damit scheinen die Erinnerungen die Intention zu verfolgen, die Familie Wittgenstein durch ein bewusstes Einschreiben in die österreichische Kultur der Habsburgermonarchie nicht nur als „sozial bedeutsam“ und „österreichisch“ zu legitimieren, sondern sie konzentrieren sich auch auf die staatsbürgerlichen Treuedienste und die ehrenvollen Charaktere der väterlichen Linie – und sind somit in einem ähnlichen Geiste verfasst wie das Ansuchen der Familie auf „arische Behandlung“ im Jahr 1938 mit dem sie in Berlin „bis zu hoher Stelle vor[drangen]“. Auch hier wollte die Familie durch die „besonderen Leistungen der Familienmitglieder“, sozialer und patriotischer Natur (Spenden und Stiftungen sowie Kriegsdienst und Dekorationen im Krieg), überzeugen. Besonders betont wird, ganz im Sprachduktus der Zeit, dass „die übrige Familie in ihrem ganzen Typus und ihrer ganzen Einstellung so gar nichts Jüdisches an sich trage“.⁹ Die ‚Negation‘ des Jüdischen in den *Familienerinnerungen*, sichtbar in einem deutlichen Assimilations-Narrativ, war somit auch in deren Entstehungszusammenhang begründet, wenn es auch an anderer Stelle über die

Familie des Großvaters Wilhelm Figdor heißt: „[Sie] waren Juden, fühlten sich aber, wie man das damals konnte, als Österreicher und wurden auch von Anderen als solche betrachtet.“¹⁰

Doch die Familienchronik scheint nicht nur aus dieser *kollektiven Verunsicherung* heraus entstanden zu sein, wie der jüdischen Herkunft der Familie, dem „Anschluss“ im Jahr 1938 und dem Vermögens- wie Besitzverlust, sondern zugleich höchst individuell motiviert von Hermine Wittgensteins *persönlichen Verunsicherungen* angesichts des Familienstreites mit dem Bruder Paul über die Notwendigkeit des Exils sowie einer generellen Tendenz des Auseinanderfallens des Familiengefüges und den damit verbundenen Verlust ihrer Position als Familienoberhaupt. Die Chronik beginnt mit Krieg, Zerstörung und Verzweiflung, so heißt es im Vorwort:

In dieser ernsten Zeit [1944], in der Menschen und Dinge gleichermaßen vom Untergang bedroht erscheinen, beginne ich noch rasch einige Familienerinnerungen festzuhalten, zum Teil um mich selbst daran zu erfreuen, zum Teil um den jüngeren Mitgliedern der Familie ihre Vorfahren näher zu bringen.¹¹

Doch nach Kriegsende herrscht Erleichterung darüber, was noch Bestand hat. Im Nachhinein rechtfertigen gerade diese ‚Überreste‘ des Familienbesitzes Hermines Beharren darauf, in Österreich zu verbleiben. Die *Familienerinnerungen* scheinen so eine Legitimation zu stiften, nicht nur in Zeiten der politischen, sondern auch der persönlichen Krise, und zwar als Strategie Hermines im Streit mit dem Bruder Paul: eine Rechtfertigung für ihre Entscheidung, 1938 in Wien zu bleiben und nicht wie er nach Amerika auszuwandern, wie er es erwartet hatte:

Paul verglich [unsere Situation] mit einem brennenden Haus und sagte, sie rechtfertige den Sprung aus dem Fenster, nämlich die Flucht aus Österreich unter Zahlung der Reichsfluchtsteuer; ich konnte und wollte aber diese Auffassung nicht teilen, da sie mich vor große seelische Verluste und vor Probleme gestellt hätte, die ich mich nicht zu meistern traute.¹²

Im Zuge dessen kommt es zu einer Idyllisierung der Familie und ihres bürgerlichen soziokulturellen ‚Rahmens‘, um den familiären Zusammenhalt in Zeiten des Auseinanderfallens wie auch ihre eigene Position als Familienzentrum zu beschwören. So präsentiert sie sich als eine Person, die ausschließlich in den Rahmen der Familie und sozialer Verpflichtungen integriert ist, was einen Neuanfang im Exil ziemlich erschwert hätte. Doch anders als es die Chronik suggeriert, zeigt die Gegenwart der frühen 1950er Jahre eine zer-

strittene Familie, die viel Geld verloren und die Grenzen ihrer Macht sowie ihre Abhängigkeit vom NS-Regime verspürt hat. Hat der Zweite Weltkrieg die Familie auch oberflächlich gesehen zusammengeschweißt, so unterstreichen die *Familienerinnerungen* dennoch den geschwisterlichen Konflikt durch die Rückbesinnung von Hermine auf die familiäre Herkunft und Tradition – während Paul sich in Amerika zu integrieren versucht, seine Wurzeln aufgeben muss, um neue zu finden.

Insbesondere die Diskrepanz zwischen *Selbst- und Außenbild* zeigt, dass die Familienchronik auch für die Autorin selbst geschrieben wurde, zur Ausbildung, Stärkung und Versicherung ihrer eigenen Identität – auch wenn ihre zurückgenommene Art und ein Gestus der Bescheidenheit das gesamte Werk durchziehen. So beschreibt sie im Text nur ihre häusliche Rolle und ihre Fremdheit gegenüber der gesellschaftlichen Wirklichkeit, kritisiert ihren „verträumten Egoismus, der mich förmlich hermetisch gegen meine Umwelt abschloß“¹³, beschreibt die Unterlegenheit gegenüber ihren Geschwistern, untertreibt ihre Talente und ihren Einfluss. Sie charakterisiert sich als „schweigsame“ und „weltfremde“ Person und bedient zahllose Bescheidenheitstopoi, die weder ihren Aufgaben noch ihren Pflichten in der Familie gerecht werden: ihre Doppelrolle in jungen Jahren als Malerin und engagierte Kunstsammlerin für ihren Vater, später als Gutsherrin und über siebzehn Jahre lang als Kinderhortleiterin. Ihre kritische Auseinandersetzung mit den Eltern, ihre Kritik an deren Erziehungsmethoden, die sie für den Tod dreier ihrer Brüder mitverantwortlich macht, ihre modernen Ansichten über Kunst wie ihr vielseitiges Engagement wird vom beschaulichen Stil der Chronik vollständig überdeckt. Der stilisierte Gegensatz zur ‚modernen‘ Schwester Margarete verleiht ihr selbst einen häuslichen, konservativen und konventionellen Charakter – eine Polarisierung, die in der Wittgenstein-Literatur einen unhinterfragten Niederschlag fand. Das hat mitunter die Deutung des Verhältnisses zwischen Hermine und Ludwig als Mutter-Sohn-Verhältnis mitprolongiert. Erheblich verstärkt wird dieser Eindruck durch den Schreibstil, der einen viel konservativeren Eindruck von der Familie hinterlässt, als sie es tatsächlich war. Obwohl in der Familienchronik die Unterstützung der Secession seitens des Vaters erwähnt wird, ebenso die Fortschrittsgläubigkeit in der Familie, die Vorlieben Margaretes für die Moderne und Ludwigs für einen ästhetischen Funktionalismus, jene der Autorin für Gustav Klimt und die französischen Impressionisten, ebenso zahllose Reisen und über die Monarchie bzw. die Republik Österreich hinausgehende Netzwerke, entsteht *nicht* der Eindruck einer dynamischen, ‚progressiven‘ Familie. Das präsentierte

Bild von Familie, die Rhetorik des Genres, der Schreibstil und die Sprache reflektieren eine vergangene Epoche und überformen so die inhaltlich ‚modernen‘, kritischen und traumatischen Elemente.

Hermine zeichnet idyllische Sphären des Rückzugs und verwendet die *Familienerinnerungen* vor allem als ein Instrument für die „Verinnerlichung des bürgerlichen Wertekanons“. ¹⁴ Damit signalisiert sie das Erfüllen einer sozialen Rollenerwartung, doch subkutan zeigen sich soziale und kulturelle Strategien der individuellen Positionierung und Selbstbehauptung. Insofern ist dieser Text eine aktive Auseinandersetzung mit der eigenen Identität und ein emanzipatorischer Akt der „schweigenden“ Hermine (Selbstbezeichnung), denn sie kompensieren den Kontrollverlust nach 1938 und geben ihr die Macht über das Erinnern und Vergessen. Denn mit dem Verfassen der *Familienerinnerungen* kommt es zu einer Hierarchisierung des Familiengedächtnisses: indem eine offizielle Form festgehalten wurde, bleiben alle anderen Variationen im Verborgenen. Hermine ist somit als Chronistin nicht nur Traditionsbewahrerin, sondern ihr Text wird selbst zum Kanon – der in der Familie nicht unumstritten ist.

Die Einstellung gegenüber den *Familienerinnerungen* changiert bei den Nachkommen der Familie Wittgenstein, den Stonboroughs, Sjögrens und Stockerts, zwischen Identifikation, Ablehnung und Gleichgültigkeit. ¹⁵ Für Hermines Großneffen Andreas Sjögren ist eine Familienchronik „a source of pride [satisfying] a normal curiosity one has of one’s family“. Auch Pierre Stonborough (geb. 1932), Enkel von Hermines Schwester Margarete, hat gegen eine Veröffentlichung nichts einzuwenden: Nun, nachdem alle Beteiligten verstorben sind, ist „nichts mehr privat, alles gehört der Geschichte“. Er verbindet mit einer Veröffentlichung sogar die Hoffnung, die disparaten Familienzweige mit Verweis auf die vorangegangene Generation einander anzunähern. Aus dieser Perspektive wird die Veröffentlichung der Familienchronik als dem Familiengeist zuträglich erachtet. Doch eine fixierte Familiengeschichte hat nicht nur Identitätspotenzial, sondern beherbergt auch Stoff für Konflikte. Deutlich wird dies dadurch, dass sich zwei Vertreter der Nachkommengeneration von der Chronik bewusst distanzieren. Cecilia Sjögren, Enkelin von Hermines Schwester Helene, hält die *Familienerinnerungen* an sich nicht für veröffentlichungswert, weil sie nur deshalb interessant seien, da Hermine die Schwester von Ludwig Wittgenstein bzw. die Tochter von Karl Wittgenstein war. Zudem ärgern sie „die Selbstbezeichnungen und die Unreflexivität der Selbstdarstellung“ ihrer Großtante, deren „Pseudo-Bescheidenheit“ und Verherrlichung der Geschwister ihr mangelndes Selbstbewusstsein reflektiere.

Damit will sie sich heute nicht mehr identifizieren, während hingegen in ihrer Kindheit die Chronik noch eine große Rolle gespielt habe. Ihre Mutter (Clara Sjögren, 1913–70) hatte ihren Kindern aus den Erinnerungen vorgelesen, mit dem Anliegen ihnen jene Welt, in der sie aufgewachsen war, nahe zu bringen, und darüber hinaus den Text reich bebildert und für jedes Kind kopiert und gebunden. Ihre Tochter hat dazu heute ein ambivalentes Verhältnis, auch weil die Schattenseiten von Karl Wittgensteins Erfolgen sowie die Selbstmorde dreier seiner Söhne zu wenig beleuchtet sind.

Auch der 1986 verstorbene Sohn von Margarete, Thomas Stonborough, distanzierte sich von der Familienchronik und nannte sie eine „Legende“, weil alles geschönt sei, statt zu zeigen, dass sich die Familienmitglieder nicht verstanden haben. Cecilia Sjögren interpretiert die Zuschreibung „Legende“ als Ausdruck dafür, sich von der Familie distanzieren und lösen zu wollen und resümiert: „Vielleicht ist das bei mir auch so.“ Die Ablehnung der Familienchronik scheint somit ein Zeichen von Emanzipation zu sein – doch sie signalisiert zugleich eine emotionale Involviertheit, die wiederum geradezu charakteristisch ist für Familienmitglieder, die mit „schlechtem Gewissen“ vom Familienerbe oder „im Schatten der Familie“ leb(t)en, so Pierre Stonborough mit Blick auf seinen Vater Thomas.

In der Frage nach dem jeweiligen Umgang mit der Familiengeschichte ist angesprochen, was Maurice Halbwachs die soziale Bedingtheit von Gedächtnis nannte: die Aktivität aller Familienbeteiligten beim Aushandeln einer geteilten Version der Vergangenheit. Gemeinhin gilt das Erinnern, Erzählen und Schreiben als ein interaktiver Prozess, der durch ein dialogisches Gegenwärtigen der Familiengeschichte Zusammengehörigkeitsgefühl stiftet. Doch scheint gerade die Existenz einer Familienchronik abweichende Vorstellungen zu konkretisieren und ein Konfliktpotenzial für die Zukunft in sich zu bergen. Damit zeigt sich das Familiengedächtnis als eine reiche Erkenntnisquelle, doch auch als ein unabschließbarer Prozess, der stets offen für neue Codierungen der Geschichte(n) ist.

Es wäre somit kurzsichtig, wegen des beschriebenen intentionalen und strategischen Charakters die *Familienerinnerungen* als unzuverlässige Quelle oder autobiographische „Legende“ zu disqualifizieren. Gerade der Blick auf diese Funktionen des Textes ermöglicht es, das Bild von Hermine Wittgenstein und der *Familienerinnerungen* selbst in der Forschung zu korrigieren.

Anmerkungen

- 1 Hermine WITTGENSTEIN, Familienerinnerungen, Typoskript, Wien 1948. Das Typoskript kursierte bislang nur im Familienkreis. Lediglich Auszüge v.a. zum Bruder Ludwig wurden bereits publiziert: Hermine WITTGENSTEIN, Mein Bruder Ludwig, in: Rush RHEES (Hg.), Porträts und Gespräche, Frankfurt a.M. 1987, S. 21–35; weiters in: Bernhard LEITNER, Die Architektur von Ludwig Wittgenstein. Eine Dokumentation, London 1973, S. 17–32. Das Editionsprojekt wird am Brenner-Archiv der Universität Innsbruck von Ilse Somavilla durchgeführt.
- 2 Dieser Aufsatz wurde auch am 28. Int. Wittgenstein Symposium am Kirchberg 2005 präsentiert. Vgl. weiters Nicole L. IMMLER, Das Familiengedächtnis der Wittgensteins: autobiographische Praxis und ihre Strategien. Die Familienerinnerungen von Hermine Wittgenstein und die autobiographischen Bemerkungen von Ludwig Wittgenstein. Kulturwissenschaftliche Reflexionen zu Konstruktion und Repräsentation, phil. Diss. Universität Graz 2005.
- 3 Nina LEONHARD, Öffentliche versus familiäre Geschichtserinnerung? Beobachtungen zur individuellen Deutung des Nationalsozialismus bei drei Generationen, in: Gerald ECHTERHOFF, Martin SAAR (Hg.), Kontexte und Kulturen des Erinnerns. Maurice Halbwachs und das Paradigma des kollektiven Gedächtnisses, Konstanz 2002, S. 203–223, S. 205.
- 4 Der Betrag bleibt in den *Familienerinnerungen* ungenannt. Die ‚Arisierung‘ hat die Familie einen Großteil oder ihre gesamten Auslandsdevisen gekostet. Die Angaben variieren sehr stark: In einem Gespräch schätzte Pierre Stonborough den Betrag auf etwa neun Millionen Dollar plus Manuskripte, Autographen etc. Allan Janik spricht von 1,1 Tonnen Gold. Das entspricht heute einem Betrag von etwa 18 Millionen Dollar. Howard Reich nennt in seinem Artikel *Rediscovered score – Pianist last legacy* über Paul Wittgenstein in der *Chicago Tribune* vom 11.8.2002 einen wesentlich geringeren Betrag von etwa 500.000 Dollar, allerdings wären dazu noch Kunstwerke und Liegenschaften zu rechnen.
- 5 Harald WELZER auf einer Tagung der Universität Bern zum Thema „leben schreiben. Auto/Biographisches Erzählen in Geschichte und Literatur“, 22.3.2003.
- 6 Vgl. Maurice HALBWACHS, Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, Berlin 1966.
- 7 Aleida ASSMANN, Schrift und Gedächtnis, in: Jan ASSMANN, Aleida ASSMANN, Christoph HARDMEIER (Hg.), Schrift und Gedächtnis. Beiträge zur Archäologie der literarischen Kommunikation, München ³1998, S. 265–284, S. 181.
- 8 Zit. n. Jerome S. BRUNER, Vergangenheit und Gegenwart als narrative Konstruktionen, in: Jürgen STRAUB (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte, Frankfurt a.M. 1998, S. 46–80, S. 67.
- 9 WITTGENSTEIN, Familienerinnerungen, S. 157. Dass der Großvater schließlich

doch als ‚Arier‘ und die Geschwister als Mischlinge ersten Grades eingestuft wurden, verdankten Hermine und Helene – die anderen Familienmitglieder waren emigriert bzw. lebten bereits im Ausland – wohl vor allem der für die ‚Arisierung‘ aufgewandten großen Geldsumme und weniger ihrem Verhandlungsgeschick oder dem großen Einfluss der übrigen Familienmitglieder, wie es die *Familienerinnerungen* suggerieren.

10 Ebenda, S. 3.

11 Ebenda, S. 1.

12 Ebenda, S. 158.

13 Ebenda, S. 96.

14 Miriam GEBHARDT, „Vom Ghetto zur Villa“ – familiale Erinnerungsstrategien im emanzipierten Judentum, in: Clemens WISCHERMANN (Hg.), *Die Legitimität der Erinnerung und der Geschichtswissenschaft*, Stuttgart 1996, S. 175–188, S. 176.

15 Vgl. dazu mehrmalige Gespräche und E-mails der Verfasserin mit Pierre und Françoise Stonborough, Cecilia und Andreas Sjögren. Vgl.: IMMLER, *Das Familiengedächtnis*, insbes. S. 328–335.

Historische Ausstellungen als „contested space“

Monika Sommer-Sieghart (Wien)

Jede Ausstellung ist eine Setzung: Die AusstellungsinitiatorInnen besetzen metaphorisch Diskursräume und real dreidimensionale Räume. Die Ausstellung ist eine in den Raum übersetzte inhaltliche Auseinandersetzung; oft ist eine konkrete Raumstruktur Anlass oder auch spezifischer räumlicher Kontext für eine Ausstellung. Museen und Ausstellungen eröffnen somit dem Publikum soziale, kognitive und somatische Erfahrungsräume. Am Beispiel des Museums hat Benedict Anderson aufgezeigt, wie Geschichte gemacht, von verschiedenen ProponentInnen konstruiert wird.¹ Neben anderen Institutionen und Agenturen der Moderne sind Museen an der Produktion von Wissen und von Geschichte beteiligt. Als Medien der Geschichtsdarstellung zeigen Museen und historische Ausstellungen, wie eine Gesellschaft ihre Vergangenheit interpretiert, wie sie bestimmter historischer Fakten gedenkt. Museen und Ausstellungen sind also keineswegs neutrale Räume der Wissensvermittlung und -popularisierung, die zeigen, wie ‚es‘ früher war, vielmehr manifestieren sich im Gezeigten kulturelle Muster, Ein- und Ausschlussmechanismen und – sozialwissenschaftlich gesprochen – soziale, ethnische oder religiöse In- und Outgroups.

Aus kulturwissenschaftlicher Perspektive eignet sich daher für die Analyse von Ausstellungen Stuart Halls Theorie von Kultur als ‚contested space‘²: In dem – für das Publikum im Verborgenen stattfindenden – Prozess des Ausstellungsmachens werden Sichtweisen und Deutungshierarchien verhandelt und anschließend zur Schau gestellt. Gesellschaftliche Gruppen und Themen, die in einer Ausstellung ‚Raum‘ einnehmen, erlangen Präsenz und Sichtbarkeit – und damit wiederum Bedeutung und Aufmerksamkeit. Die Aneignung der Vergangenheit ist ein Spannungsfeld konfligierender gesellschaftlicher Machtverhältnisse und Deutungsmuster, in deren Rahmen Identitäten und Alteritäten konstruiert werden. Gerade im „Jubiläumsjahr“ 2005 zeigt sich anhand mehrerer Beispiele, wie verschiedene, unterschiedlich einfluss-

reiche gesellschaftliche MeinungsmacherInnen mittels des Mediums Ausstellung um divergierende Deutungen der österreichischen Nachkriegsgeschichte ringen.³

In *einer* Ausstellung sind allerdings selten unterschiedliche Interpretationen der Vergangenheit dargestellt: die Ausstellungspraxis neigt vielmehr zur Vermittlung von Eindeutigkeiten.⁴ Ausstellungen sind somit auch ein Signifikations- und Kommunikationsraum mit eigener Aussagequalität, der von jedem/jeder BesucherIn individuell erlebt wird, da die Rezeption an persönliches Vorwissen und an Wahrnehmungsgewohnheiten gebunden ist. Nichts desto trotz: Das räumliche Arrangement von zwei- und dreidimensionalen Objekten, Texten⁵ und Ausstellungsmobiliar wie Vitrinen, Sockeln, Raumteilern etc. ergibt – gemeinsam mit der Lichtregie und dem Vermittlungsprogramm – ein Sinnkonglomerat, das gedeutet und interpretiert werden kann. Wer Ausstellungen, verstanden als „language of signs and symbols, of subtext and occasional subplot“⁶, in ihrer medialen Komplexität und ihrer räumlich-ästhetischen Qualität wahrnimmt und sich bei Ausstellungsbesprechungen oder bei Vergleichen von unterschiedlichen Ausstellungen nicht allein auf ihre inhaltliche Kernaussage beschränken möchte, den möchte dieser kurze Text zu einem aktiven Ausstellungsbesuch einladen, der sensibel ist für den konstruktiven Charakter und die kuratorischen Methoden des Ausstellungsmachens. ‚Aktiv‘ meint hier eine Reflexion verschiedener *settings* einer Ausstellung, worunter sowohl Rahmenbedingungen verstanden werden, innerhalb derer AusstellungsinitiatorInnen agieren, als auch Grenzziehungen gemeint sind, die sie selbst vornehmen (müssen).⁷ Der Text versteht sich insofern weder als Lektüreeanleitung noch als Gebrauchsanweisung für Ausstellungen, vielmehr als ein praxeologischer Vorschlag für eine systematische Wahrnehmung des Kommunikationsraums Ausstellung, an dessen Wissens- und Bedeutungsproduktion eine Vielzahl von – oft einander widerstrebenden – Interessen beteiligt ist.⁸

Erstes setting: Die Oberfläche, die Objekte

Die kuratorische Haltung gegenüber dem Objekt ist von weit reichender Konsequenz für die Gesamtkonzeption einer Ausstellung. Anke te Heesen und Petra Lutz haben diese Beziehung kürzlich so beschrieben: „Ausstellungen sind Verfahren, die Dinge zu ihren Möglichkeiten zu bringen, und es ist die Tätigkeit des Ausstellungsmachers, diese Möglichkeiten auszuschöpfen

und zu generieren.“⁹ Angesichts der Knappheit des hier vorgegebenen Rahmens möchte ich – Verkürzungen in Kauf nehmend – zwischen drei kuratorischen Praxen unterscheiden und eine kleine Ausstellungstypologie vorschlagen. Vorausschickend sei noch darauf hingewiesen, dass die Textintensität in Ausstellungen oft als ein Indikator für die den Objekten eigenständig zugemutete semantische Aussagequalität herangezogen werden kann.

1.) Ausstellungen mit ‚ontologisch-authentischen Objekten‘: Die KuratorInnen sind von der eigenständigen semantischen Aussagekraft des Objekts, sei es eines der Kunst oder anderer „Dingwelten“, überzeugt, vorausgesetzt es handelt sich um ein authentisches. Diese Objekte – so die Zuschreibung – tragen eine kulturelle Bedeutung ‚in sich‘ und vermitteln diese dem/der faszinierten BetrachterIn zum Zeitpunkt ihrer Anschauung, weshalb sie nahezu ohne erläuternden Text auskommen können. Die Inhalte der Ausstellung werden ausgehend von diesen „auratischen“ Objekten entwickelt.

2.) Ausstellungen mit ‚konstruiert-authentischen Objekten‘: Diese Ausstellungen nehmen ihren Ausgang von einer aussagenzentrierten Zugangsweise. Objekte aller Art (historische und zeitgenössische Kunst, Kunstgewerbe, Design, Alltagsgegenstände, Archivmaterial, Fotografien und Filme, Dokumente, Zeitungen, Tagebücher etc.) mit ihrer sinnlichen Anmutungsqualität werden als Belege der dem Publikum zur Diskussion angebotenen These herangezogen. Die AusstellungsmacherInnen operieren mit dem „Sexappeal“ der Objekte, ohne diese zu „Beeindrucksdingen“ (Gottfried Korff) zu degradieren, da gerade der Eigenwert des Objekts und seine soziale Biografie auf kulturell-historische Zusammenhänge verweisen, weshalb jedes auch nur erdenkliche Ding für eine bestimmte Erzählung fruchtbar gemacht werden kann. Die Unterscheidung zwischen einem *per se* existierenden authentischen und einem nicht-authentischen Objekt erhält eine neue Dimension: Ausgehend von der gesellschaftlichen Determiniertheit dieser kulturellen Wertigkeit wird sie zunächst aufgehoben – d.h. alle Dinge sind grundsätzlich gleichwertig –, um sie mit dem Akt des Auswählens und Zeigens zwangsläufig doch wieder bis zu einem gewissen Grad vorzunehmen. In Begleittexten wird diese kuratorische Setzung erläutert – Texte und die Materialität der Dinge verquicken sich.

3.) ‚Informationsausstellungen‘: Informationsausstellungen verweigern sich fast gänzlich den Objekten und jeglichem mit diesen möglicherweise verbundenen Fetischismus. Trotzdem wird das Medium Ausstellung gewählt, da es als Verfahren der Herstellung von Öffentlichkeiten und als Umschlagplatz von Wissen verstanden wird. Sie versuchen, einer als negativ interpretierten

Musealisierung durch die Objektlosigkeit vorzubeugen und auf diese Weise in bestimmten Diskursfeldern dynamisierende Impulse zu setzen, die sich einer Erhärtung oder Institutionalisierung entziehen.

Zweites setting: Leitnarrativ und storyline

Meist werden konzeptorientierte historische Ausstellungen von einem *Leitnarrativ* getragen, das entlang einer *storyline* die BesucherInnen durch die Ausstellung führt. Das Leitnarrativ hat die Funktion einer wissenschaftlichen These, die *storyline* ist die sie verdeutlichende, von Objekten aller Art (Kunstgegenstände, Installationen, dreidimensionale Dinge, Flachware, Musik etc.) unterstützte Argumentationskette.¹⁰ Das *display*, die durch Gestaltung und Lichtregie in Szene gesetzten Objekte – die im Depot vielleicht völlig unscheinbar sind, im Ausstellungskontext aber mit ‚sozialer Energie‘ (Stephen Greenblatt) ausgestattet sinn- bzw. bedeutungsgeladen erstrahlen¹¹ –, wird in den Dienst genommen, diese zu verifizieren. Susan M. Pearce bezeichnet diese Herangehensweise als *illustrated narrative*.¹² Das Leitnarrativ ist die von den AusstellungsinitiatorInnen intendierte Aussage; sie ist die Botschaft, die sie vermitteln möchten. Ablesen lässt sie sich – außerhalb der Ausstellung – oft am Design des für die Schau werbenden Plakats: Die Wahl des Titels, das Bildsujet und die Plakatfarben transportieren im Idealfall¹³ bereits griffig und kompakt die *main message*. Um beim Jubiläumsjahr 2005 zu bleiben: Eine Ausstellung mit dem Titel *Das neue Österreich*, deren Plakat in schwarzweiß die Zur-Schau-Stellung des unterzeichneten Staatsvertrags am Balkon des Belvedere zeigt und als Schmuck- bzw. Signalfarben ausschließlich rot-weiß-rot zeigt, transportiert den Anspruch, die Hauptausstellung des Jahres zu sein und spiegelt die offizielle Version der Geschichtsschreibung österreichischer Nachkriegsgeschichte, bei der nicht das Kriegsende und der Sieg der Alliierten über die nationalsozialistische Gewaltherrschaft als zentrales Ereignis im kollektiven Gedächtnis verankert oder bestätigt werden sollen, sondern der Abschluss des Staatsvertrags und der Abzug der vier Besatzungsmächte ungeachtet der historischen Kontinuitäten – wie etwa des Antisemitismus¹⁴ – zum Ausgangspunkt und Referenzereignis für die Erzählung der Erfolgsgeschichte des angeblich erneuerten Österreich herangezogen werden.

Innerhalb der Ausstellung erweisen sich meist Anfang und Ende, *intro* und *showdown*, als neuragische Punkte der Ausstellungsanalyse. Die Gestal-

tung der ‚Empfangssituation‘, die ersten Objekte, die oft die Funktion von *Leitobjekten* einnehmen, und der Einführungstext geben meist Aufschluss über das Ziel der Ausstellung, bauen die *storyline* auf. Das Ende wiederum entscheidet zu guter Letzt über die Abgeschlossenheit oder Offenheit des Narrativs: Erweist sich die *storyline* letztlich als schlüssig? Werden die Besucherin oder der Besucher mit einer klaren Aussage ‚entlassen‘ oder wird die Ausstellung als Konstrukt deklariert und stellt sich somit selbst in Frage? Erfüllt die Ausstellung die Erwartungshaltung des Publikums oder versucht sie, neue, nicht vorhersehbare Wege zu gehen? Schließlich ist auch ein Blick auf die Impressumtafel, die sich am Anfang oder Ende von Ausstellungen befindet, lohnend, verweist sie doch auf die AusstellungsakteurInnen und auf öffentliche oder private Institutionen (z.B. Sponsoren), die sich durch die Präsenz in der Ausstellung und/oder von der Institution Museum die Generierung von symbolischem Kapital (Pierre Bourdieu) für sich oder ihr Produkt erwarten.

Die bedeutungstragenden Sinnkonstruktionen einer Ausstellung beziehen sich jedoch nicht nur auf die Stringenz der Argumentation. Deren hegemoniale Erzählung gibt zwar vor, *wie* zu sehen ist, das heißt, sie schränkt die jedem Exponat inhärente Bedeutungspolysemie durch die Einbettung in die *storyline* scheinbar ein, doch durch das Arrangement von Objekten oder Objektensembles im Raum können sich in der Rezeption der BesucherInnen Sub- oder Gegenarrationen ergeben, die von den AusstellungsmacherInnen nicht intendiert waren. Gerade im Partikularen und Peripheren manifestieren sich oft auch in einer historischen Ausstellung kulturelle Widersprüchlichkeiten und Friktionen, die mit dem in der Schau gezeigten Thema vielleicht gar nicht direkt zusammenhängen.¹⁵ Ein Beispiel aus der Praxis: Bei einem Ausstellungsbesuch fiel bei der Lektüre der Ausstellungstexte – die aus pragmatischen und/oder pädagogischen Gründen eine bestimmte Anzahl an Zeichen nicht überschreiten sollen – auf, dass gender-gerechte Formulierungen nur dann verwendet wurden, wenn ‚noch Platz war‘, das heißt, dem Vermitteln von ‚historischen Fakten‘ wurde – aus vorgeblich funktionalen Gründen – Vorrang gegeben. Die in der Ausstellung präsentierte Geschichte, so der Gesamteindruck, wurde aus einer hegemonial männlichen Perspektive erzählt, Frauen müssen auch heute noch um Präsenz ringen.

Drittes setting: Der konkrete Raum und seine Codierung

Wenn Ausstellungen nicht allein als Inszenierungen in einem „neutralen“ Museumszusammenhang verstanden werden, sondern als Präsentationen an jeweils spezifisch codierten Orten, die eine „Hierarchie der Erinnerung“ (Jan Assmann) repräsentieren, so hat die Kulturgeografie besondere symbolische Bedeutung.¹⁶ Der konkrete Ort, an dem eine Ausstellung realisiert wird, nimmt entscheidenden Einfluss auf die Konstruktion ihres Leitnarrativs und in weiterer Folge ihrer *storyline*: Wird beispielsweise eine Ausstellung über die Geschichte der Kommunikationsmedien in einem Technischen Museum geplant und gezeigt, wird dieser institutionelle Rahmen, die spezifische Typologie dieser Kategorie von Museen und die antizipierten – vermutlich technikorientierten – Publikumserwartungen auf die Konzeption Einfluss nehmen. Umgekehrt gibt das institutionelle *setting* dem Ausstellungsthema eine bestimmte Codierung: Findet beispielsweise eine Schau über das Leben und Wirken des Schriftstellers und Bohemiens Peter Altenberg im Jüdischen Museum der Stadt Wien statt, schwingen bei den RezipientInnen andere Bedeutungskonnotationen mit, als wenn die Ausstellung im Wien Museum, dem Wiener Stadtmuseum, gezeigt werden würde. Der konkrete Ort einer Ausstellung ist Indikator für die dem Thema attestierte gesellschaftliche Relevanz bzw. für die damit verbundenen Bedeutungszuschreibungen – ob, um beim vorgenannten Beispiel zu bleiben, Peter Altenberg in erster Linie im Rahmen der Kultur des Wiener *Fin de siècle* oder jener des jüdischen Wien situiert wird. Museen und andere *locations* für Ausstellungen sind somit keine „neutralen“ Orte, sondern markieren einen ‚contested space‘: je bedeutsamer oder je zentraler gelegen der Ausstellungsort, desto höher die Aufmerksamkeit, die dem Projekt beigemessen wird. Das Image des Ortes wiederum wird von den leitenden Personen und den Inhalten, die sie propagieren, geprägt. Sie lenken die Erwartungshaltung des Publikums. Signalisiert und kolportiert ein Museumsdirektor, eine Museumsdirektorin beispielsweise Interesse für ‚alternative‘ Zugänge zur Vergangenheit, die bisherige Traditionen der Geschichtsdarstellung kritisch befragen, werden BesucherInnen enttäuscht sein, treffen sie just in diesem Museum auf eine Ausstellung, die die hegemoniale Geschichtsschreibung reproduziert.

Die hier zur näheren Betrachtung angeregten *settings* – Objekt, Erzählung und Ort – sind entscheidende Parameter und konstitutive Elemente im Entstehungsprozess von Ausstellungen. Sie sind sicherlich keineswegs die einzi-

gen, jedoch wesentliche Merkmale, entlang derer der konstruktive Charakter von Ausstellungen analysiert werden kann.

Anmerkungen

- 1 Benedict ANDERSON, Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a.M.-New York 1996.
- 2 Vgl. Stuart HALL, Die Frage der kulturellen Identität, in: DERS., Rassismus und kulturelle Identität. Ausgewählte Schriften 2, Hamburg 1994, S. 180–222; Stuart HALL (Hg.), Representation. Cultural Representations and Signifying Practices, London u.a. 2003 (Culture, media, and identities 2).
- 3 Vgl. Karin LIEBHART, Andreas PRIBERSKY, Heidemarie UHL, Das Jubiläumsjahr 2005 als museale Inszenierung, in: Zeitgeschichte (2006) (in Druck).
- 4 Die Ausstellung *700 Jahre auf dem Tisch* des Alimentariums im schweizerischen Vervay wagte das Experiment, dem Publikum in sieben divergenten Präsentationen das Thema Ernährung zu veranschaulichen. Vgl. Martin R. SCHÄRER, 700 Jahre auf dem Tisch, Ausstellungskatalog, Vervay 1992. – Selten werden in Museen oder Ausstellungen unterschiedliche wissenschaftliche Erklärungen, die oft im Kontext spezifischer Ideologien entstanden sind, dem Publikum als ungeklärt präsentiert. Ein in dieser Hinsicht erfreuliches Gegenbeispiel ist eine Installation im Museum der Stadt Bad Radkersburg in der Steiermark, wo es der/dem AusstellungsbesucherIn überlassen bleibt zu entscheiden, welcher wissenschaftlichen These zur etymologischen Herkunft des Ortsnamens sie/er Glauben schenken möchte.
- 5 Zum Thema Sprache im Ausstellungskontext vgl. Beatrice JASCHKE, Charlotte MARTINZ-TUREK, Nora STERNFELD (Hg.), Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen, Wien 2005.
- 6 Gaynor KAVANAGH, Melodrama, Pantomime or Portrayal? Representing Ourselves and the British Past through Exhibitions in Museums, in: Bettina Messias CARBONELL, Museum Studies. An Anthology of Contexts, Oxford 2004, S. 348–355, hier S. 349.
- 7 Ich danke meinen Kolleginnen vom Verein schnittpunkt ausstellungstheorie & praxis für die stets anregenden Diskussionen. Vgl. www.schnitt.org.
- 8 Vgl. dazu: Jana SCHOLZE, Medium Ausstellung. Lektüre musealer Gestaltung in Oxford, Leipzig, Amsterdam und Berlin, Bielefeld 2004 (Kultur- und Museumsmanagement); Uwe Christian DECH, Sehenlernen im Museum. Ein Konzept zur Wahrnehmung und Präsentation von Exponaten, Bielefeld 2003 (Kultur- und Museumsmanagement); Roswitha MUTTENTHALER, Regina WONISCH, Zur Schau gestellt. Be-Deutungen musealer Inszenierung, in: Michael BARCHET, Donata KOCH-HAAG, Karl SIEREK (Hg.), Ausstellen: Der Raum der Oberfläche, Weimar 2003.
- 9 Anke TE HEESEN, Petra LUTZ, Einleitung, in: DIES. (Hg.), Dingwelten. Das

- Museum als Erkenntnisort, Köln 2005 (Schriften des Deutschen Hygiene-Museums Dresden 4), S. 11–23, hier S. 17.
- 10 Der Begriff *storyline* wird von Ausstellungsgestaltern oft auch als ‚Drehbuch‘, als in Raumszenen gedachte Aussagen verstanden, z.B. bei Thomas GEISLER, *The making of Mahleriana – Vom Werden einer Ausstellung*, in: Reinhold KUBIK, Erich Wolfgang PARTSCH (Hg.), *Mahleriana – Vom Werden einer Ikone*, Wien 2005, S. 118–128.
 - 11 Vgl. Gottfried KORFF, *Museumsdinge deponieren – exponieren*, hg. von Martina Eberspächer, Gudrun Marlene König, Bernhard Tschofen, Köln–Weimar–Wien 2002.
 - 12 Vgl. Susan M. PEARCE, *Museums, Objects and Collections*, Leicester 1992.
 - 13 Dies ist freilich nicht zwingend, da über das Bildsujet und die grafische Gestaltung nicht allein die inhaltlich Verantwortlichen entscheiden. Die Gesetze von Marketing und Werbung müssen in einem dichten Konkurrenzfeld von Museen berücksichtigt werden, gilt es doch den Kampf um die Aufmerksamkeit der potenziellen BesucherInnen zu gewinnen. So wird schon bei der Ausstellungsproduktion die Gestaltung des Plakats zum umkämpften Terrain. Ein Praxisbeispiel: Anlässlich einer Ausstellung über John F. Kennedy einigten sich die Repräsentanten der Abteilung Marketing und die Kuratorinnen als Plakatsujet auf ein Foto, das den amerikanischen Präsidenten bei seiner berühmten Berliner Rede zeigte, d.h. in staatstragender Funktion. Um dieses Bild zu konterkarieren und auch auf die ‚anderen‘ Seiten des JFK hinzuweisen, der seinen Erfolg nicht zuletzt der Popularität seiner Frau Jacqueline Kennedy verdankte und dessen zahlreiche Affären erst Jahrzehnte nach seiner Ermordung in der Öffentlichkeit bekannt wurden, in der Öffentlichkeit aber den treuen Ehemann mimte, wünschten sich die Kuratorinnen ein helles kräftiges pink als Schmuckfarbe – eine Farbe, die keineswegs mit einem Politiker assoziiert wird. Die Abteilung Marketing – geleitet von einem Mann – argumentierte mit Hinweis auf das Publikum, das von dem von den Kuratorinnen favorisierten Plakatvorschlag nicht angesprochen werden würde, massiv dagegen. Da keine Entscheidung getroffen werden konnte, wurde unter Hinzuziehung anderer KollegInnen aus dem Museum basisdemokratisch abgestimmt. Schließlich bekam das Plakat die Schmuckfarbe rot. Das kritische Bild, das die Kuratorinnen in der Ausstellung von JFK zu zeichnen versuchten, spiegelte das Plakat keineswegs, spielte es doch nur auf den *Präsidenten* Kennedy an.
 - 14 Vgl. Jetzt ist er böse, der Tennenbaum. Ausstellung des Jüdischen Museums Wien. Die Zweite Republik und ihre Juden, Eine Ausstellung des Jüdischen Museums Wien, Wien 2005.
 - 15 Vgl. dazu Sabine OFFE, *Einstellungen – Ausstellungen – Entstellungen. Jüdische Museen in Deutschland und Österreich*, Wien–Berlin 2000.
 - 16 Vgl. dazu beispielsweise: Karen E. TILL, *Verortung des Museums. Ein geoethnographischer Ansatz zum Verständnis der sozialen Erinnerung*, in: Rosemarie BEIER (Hg.), *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*, Frankfurt a.M.–New York 2000, S. 183–206.

Die Fotografie als Sammlung

Ulrich Tragatschnig (Graz)

1. Festhalten

Wenn die Erfindung der Fotografie tatsächlich auch eine epistemologische Wende mit sich brachte, dann nicht nur, weil sie es ermöglichte, zuvor Unsichtbares (weil zu Kleines oder zu weit Entferntes oder zu stark Bewegtes) für ein breites Publikum sichtbar zu machen. Die neuen Voraussetzungen, unter welche die Fotografie den Wissensbegriff im 19. Jahrhundert zu stellen wusste, verdanken sich vielmehr auch ihren archivarischen Potenzialen.

Das *genus proximum* jener Institutionen, die unter den Begriff der Sammlung gestellt werden können, als „Zusammenstellung natürlicher oder künstlerischer Gegenstände, die zeitweise oder endgültig aus dem Kreislauf ökonomischer Aktivitäten herausgehalten werden, und zwar an einem abgeschlossenen, eigens zu diesem Zweck eingerichteten Ort, an dem die Gegenstände ausgestellt werden und angesehen werden können“¹, garantiert bereits einen engen Zusammenhang zwischen den Begriffen, die einerseits das Sammeln, andererseits das fotografische Abbilden bestimmen. So wie die Sammlung den Gegenstand aus seinen ursprünglichen Kontexten herauschält, heraushebt, um ihn an einem eigens dafür geschaffenen Ort aufzubewahren, (her)auszustellen, so bildet die Fotografie – nach Meinung vieler Theoretiker und nach Praxis vieler Fotografen – den Gegenstand ab, um ihn damit von allen bisher gegebenen Bezügen abzuschotten, ihn zu isolieren, um also sein Bild festzuhalten. Dass ein Foto nicht eigentlich geschaffen wird, sondern gleichsam wie von selbst (wenn auch im Rahmen eines zuvor festgelegten, technischen Programms) entsteht, dass dem Moment des Auslösens also ein physikalischen und chemischen Gesetzen streng gehorchender Prozess folgt, lässt teils heute noch an die Objektivität des fotografischen Bildes glauben. In den Augen ihrer ersten Propagatoren reichen Fotografien sogar an ein Ersetzen des mit ihnen Abgebildeten heran, sind „als falsche Präten-

dentem zu bezeichnen, die leugnen, was sie sind, und vorgeben, was sie scheinen“.² Unter diesen Voraussetzungen ist der Konnex von Fotografie und Sammlung so schlicht wie unspektakulär.

2. Festlegen

Allerdings liefern die bisher referierten Vorstellungen von Fotografie und Sammlung noch keine hinreichenden Gründe dafür, „sammeln“ und „wissen“ bzw. „sammeln“ und „erkennen“ miteinander in Verbindung zu bringen, solange etwas zu sehen eben noch keine hinreichende Bedingung darstellt, deshalb etwas zu wissen.³

Dementsprechend sieht Krzysztof Pomian die Funktion der Sammlung bzw. die funktionelle Homologie von Sammlungen im Allgemeinen erweitert: Um den Sammlungsgegenstand vom gleichfalls aus den ökonomischen Zusammenhängen gefallenem „Abfall“ (sei dieser nun ästhetisch oder nicht) klar zu distinguieren, werden die Sammlungsgegenstände als Vermittler, Repräsentationen, Sichtbarmachungen charakterisiert, die eine Verbindung zwischen dem Betrachter, der sie sieht, und dem Unsichtbaren, aus dem sie kommen, herzustellen haben (wobei als „unsichtbar“ ein sowohl räumlich und/oder zeitlich weit Entferntes oder überhaupt ein einer anderen Welt Zuzuordnendes verstanden wird):

Alle von uns untersuchten Sammlungen erfüllen ein und dieselbe Funktion: sie sorgen dafür, dass die Gegenstände, aus denen sie bestehen, die Rolle von Vermittlern zwischen den Betrachtern, welchen auch immer, und den Bewohnern einer Welt spielen, außerhalb der diese Betrachter stehen (wenn die Betrachter unsichtbar sind, handelt es sich bei dieser Welt um die sichtbare, und umgekehrt).⁴

Sammlungen generieren somit semiotische Qualitäten, welche eine Verbindung zwischen der Wahrnehmung und dem, wovon man spricht, „zwischen der Welt des Blicks und dem Universum der Rede“⁵ erst herzustellen erlauben. Mithin erfüllt sich die Funktion der Sammlung nicht mehr in rein konservatorischen oder ästhetischen Begrenzungen, sondern übersteigt diese in nicht nur mnemotechnischer, sondern vielmehr allegorisierender Richtung. Etwas „versinnlichen“, meint in diesem Zusammenhang, etwas zu versinnbildlichen, einem sinnlichen Ereignis abstrakte Bedeutungen beizumessen.⁶ Dementsprechend wird auch der Fotografie eine Verknüpfungsfunktion zwischen raum-zeitlich manifesten An- und Abwesenheiten attestiert:

Die Fotografie blickt ebenfalls mit der einen Seite ihres Wesens in die Vergangenheit, bzw. hat sie Strahlen für ihr Bild aus dieser Vergangenheit empfangen. Mit der anderen Seite sieht sie zu uns, in unsere Gegenwart, bzw. wir sehen das ihr eingeschriebene Bild. So spannt die janusköpfige Fotografie einen geschichtlichen Raum auf und thematisiert Zeit.⁷

Es ist von hier aus nur ein kleiner Schritt, der Fotografie ein allegorisches Potenzial zuzuschreiben. Dieses wird schon an der Kontingenz des Abgebildeten erkennbar,⁸ welche Beobachtungen ins Spiel bringt, die an Walter Benjamins Interpretation des Allegorischen heranreichen, „ist doch die Einsicht ins Vergängliche der Dinge und jene Sorge, sie ins Ewige zu retten, im Allegorischen eins der stärksten Motive“.⁹ Der Allegoriker folgt diesem, indem er die Dinge fixiert: „Wird der Gegenstand unterm Blick der Melancholie allegorisch, lässt sie das Leben von ihm abfließen, bleibt er als toter, doch in Ewigkeit gesicherter zurück“.¹⁰ Benjamins Worte klingen ganz so, als wäre ihm schon hier die Fotografie als Prototyp des Allegorischen vor Augen gestanden. Entsprechend leicht lässt sich seine Formulierung auf die Fotografie hin umlegen: „Hier treten die kleinen Tode der Belichtung hervor, jede Geste wird im Verschluss der Kamera im prägnanten Augenblick des Vollzugs fixiert. Wie das *tableau vivant* ist die Photographie ein in das Leben hineingeholtes und in eben dieser Geste das aufscheinend Lebendige mortifizierende Bild.“¹¹ In seiner Verbildlichung wird der Gegenstand gereinigt, fließt mit seiner „Lebensenergie“ auch seine Sinnlichkeit in hohem Maße von ihm ab. Er wird in ein System gebracht, eingestellt in einen Rahmen, der ein Links und Rechts, ein Oben und ein Unten aufweist und damit das in ihm Liegende mit Grammatik auszustatten weiß. Mortifikation dient der Ansiedlung von Wissen. Die Grenzen des Bildes wiederholen sich in den von der Sammlung gezogenen Grenzlinien, die den eingerahmten und also still gestellten Gegenstand als Grabumriss umgrenzen. Damit sind die wesentlichsten Voraussetzungen gegeben, ihn als Wissensbestandteil zu begreifen. In ihrer Rolle der Gegenstandswelt gegenüber stimmen die Prozesse des Fotografierens und Sammelns präzise überein: beide wissen sich in den Habitus eines melancholischen Blicks zu kleiden. Die dabei zur Schau gestellte, dem Gegenstand und seiner Abbildung entgegengebrachte Passivität als Selbstbeherrschung beziehungsweise als Geschehenlassen soll eine Objektivität des Blicks garantieren und wurde als solche zur moralischen Grundlage des Forschens,¹² genauso wie sie den festgehaltenen Gegenstand selbst infiziert, zum Sachsubstrat entkleidet. Fotografie und Sammlung werden damit als positivistische Wissensspeicher plausibel.

Die in Fotografie und Sammlung konventionalisierten Dinge sind aber nicht endgültig semiotisiert und damit stillgelegt. Das allegorische Potenzial von Fotografie und Sammlung wird nämlich nicht nur an der Kontingenz des Abgebildeten/Gesammelten erkennbar: Auch die Kontingenz, mit der die Fotografie das Abzulichtende in die Konventionalität des Bildes, die Sammlung das Gesammelte in die Konventionalität seiner Umgrenzung holt, spricht dafür, nicht nur dem Abgelichteten/Gesammelten, sondern dem fotografischen Produkt als solchem beziehungsweise den Grenzen der Sammlung selbst Ephemierität und Fragmentarität zu bescheinigen. Sammlungen hängen in Erfüllung ihrer Bedeutung stiftenden Pflichten von Konventionen ab. Denn die Bedeutung des jeweiligen in die Sammlung aufgenommenen Gegenstandes hängt nicht von dessen sinnlichen Qualitäten oder materiellen Eigenschaften ab (auch wenn diese für Pomian ein Feld von möglichen, virtuellen Bedeutungen, das hernach durch die Konventionen der Sammlung selbst erst ausgefüllt wird, umgrenzen). Der gesammelte Gegenstand gerät in einen museologischen, archivarischen Kontext, der fortan seine sozial kodifizierte Bedeutung bestimmt, je nachdem in welche Umgebung er in der Sammlung gebracht wird, je nachdem, wie sich der verbale Kontext, den die Sammlung produziert, aussieht, je nachdem welchem Publikum der Gegenstand ausgesetzt ist und wie sich dieses dem Gegenstand gegenüber verhält.¹³ Sammlungen semiotisieren ihr Material unweigerlich, weil sie selbst durch Konventionen bestimmt sind, welche sowohl die Auswahl der sammelnswerten Dinge regeln, als auch dem solcherart Inkludiertem eine konkrete Stelle zuweisen. Und dies alles passiert vor dem Hintergrund anderer Möglichkeiten zur Durchführung, Durchgestaltung des Prozesses.

Alles hier über das Sammeln Gesagte lässt sich auch mühelos auf die Fotografie übertragen. Fotos sind, anders als es die Vorstellung objektiven Ablichtens erwarten lassen würde, strikt konventionalisierte Bildformen. Jedenfalls spricht dafür alles, was sich vor und nach dem rein technisch-automatisierten Vorgang des Ablichtens ereignet: Der Fotograf selektiert die abzulichtende Welt, wählt in ihr seinen Stand- und Blickpunkt, wählt ein Filmmaterial, stellt seinen Apparat ein (selektiert also auch die ihm zur Verfügung stehenden Abbildungsprogramme). Diffizile Entscheidungen über Format, Trägermaterial, Ausschnitt, Belichtungs- beziehungsweise Entwicklungszeiten liegen schließlich nach dem Moment fotografischer Ablichtung zwischen Negativ und Positiv. Und eine Fotografie wird weiters erst in der gleichwohl stets von Konventionen beeinflussten Rezeption – in den Codes ihrer Lektüre also – tatsächlich zu einem „Bild“:

In seiner ganzen *Reinheit* funktioniert das Prinzip des natürlichen Abdrucks nur *zwischen* diesem Davor und diesem Danach, *zwischen* diesen zwei Serien von Codes und Modellen, in dem Sekundenbruchteil, in dem der Lichttransfer selbst stattfindet. Hier liegt seine Grenze. Nur in diesem unendlich winzigen Moment, in diesem Zwischenraum, in dieser Erschütterung der Dauer ist das Foto die reine Spur eines Aktes, nur in diesem Moment unterhält es zu seinem Referenten eine Beziehung der vollständigen Ko-präsenz und der physikalischen Kontiguität.¹⁴

Das von der Kamera erzeugte Bild ist nicht nur ein konventionalisierbares, sondern bringt – mit Roland Barthes gesprochen – gar die Notwendigkeit mit sich, von einer zusätzlichen Botschaft überlagert zu werden¹⁵ und bildet so die jederzeit veränderbaren Konventionalitäten mit ab, welche das Sammeln bedingen.

3. Überraschen

Einem Metadiskurs, der die Regeln jener Sprachspiele festlegt, in denen das Wissen (wissenschaftlich oder erzählerisch oder etwa künstlerisch) zu verhandeln ist,¹⁶ wird freilich die mit Fotografie und Sammlung erzielte Semiotisierung des Materials nur allzu leicht zum Signum einer Semiotisierung, welcher der Begriff des Wissens selbst unterliegt. Das Wissen selbst wird prekär, wenn die zu seiner Gewinnung, Verwaltung und Weitergabe dienenden Logiken und Institutionen auf keine einfachen Legitimationsstrategien mehr bauen können. Unter solch „postmodernen“ Voraussetzungen wird die Fotografie zum Prototyp des Sammelns, weil sie über ihre Rolle, Dinge festzuhalten, sie als Repräsentationen vorzustellen und also entsprechend den ihr anheim gestellten Konventionen zu semiotisieren noch hinausgeht, weil der Charakter ihres Aufnehmens ein spezieller ist.

Im Zuge der Diskussion um die Etablierung einer allgemeinen Bildwissenschaft tritt zutage, dass sich ein semiotisches Bildverständnis in einem kritischen Punkt klar von einer phänomenologischen Bildvorstellung unterscheidet. Während die Semiotik davon ausgeht, dass Bilder und Zeichen überall in eins zu setzen sind, meint der Phänomenologe, dass Bilder zwar in den allermeisten Fällen als Zeichen fungieren, darüber hinaus (oder eigentlich davor) aber auch ohne Zeichencharakter auftreten, ohne Sinnunterstellung betrachtet werden können:

Für Bildobjekte gilt, was für alle sichtbaren Gegenstände gilt: Sie lassen sich anschauen, ohne daß sie sich aufgrund des Angeschaut-Werdens in ein Zeichen ver-

wandeln [...] Der Satz *Ein Bild zeigt etwas, was es selbst nicht ist* besagt: *Der Bildträger zeigt ein Bildobjekt und ist selbst kein Bildobjekt*. Dieses künstlich anwesende Bildobjekt läßt sich ganz wie jede andere reale Sache auch ohne Sinn und Bedeutung anschauen.¹⁷

Gegen eine solche schwer näher spezifizierbare asemiotische Betrachtung kann der Semiotiker nicht wenig ins Treffen führen. Aber auch wenn die Intentionalität der menschlichen Wahrnehmung¹⁸ oder Barthes Funktionszeichen¹⁹ der phänomenologischen Sicht zu widersprechen scheinen, wird sie dennoch einem Auge jedenfalls gerecht: Dem Auge der Kamera. Dieses zeichnet prinzipiell alles vor ihm Liegende mit derselben Akkuratess und Genauigkeit auf. Der gezielt fokussierende und selektierende Fotograf ärgert sich zuweilen, wenn das von ihm erstellte Foto bei genauerer Betrachtung mehr zeigt, als es sollte. Oder er freut sich gemeinsam mit dem Erfinder der Fotografie, Henry William Fox Talbot, darüber, dass die Fotografie oft mehr als die ursprünglich mit ihrer Verwendung verbundenen Intentionen zufrieden stellt:

Zur Betrachtung photographischer Aufnahmen, die einen gewissen Grad von Vollendung besitzen, ist der Gebrauch einer Lupe zu empfehlen, wie ältere Menschen sie häufig zum Lesen benutzen. Eine solche Lupe vergrößert die Objekte zwei- bis dreifach und enthüllt oft eine Vielzahl kleiner Details, die niemand erwartet oder zuvor bemerkt hatte. Es geschieht häufig – und macht einen Reiz der Photographie aus –, daß der Photograph selbst, und unter Umständen erst nach langer Zeit, bei der Nachprüfung entdeckt, daß er viele Dinge mit aufgenommen hat, die ihm seinerzeit gar nicht aufgefallen waren.²⁰

Viel eher als dem menschlichen Auge kommen dem Auge der Kamera also auch Beiläufigkeiten in den Blick. Verglichen mit gemalten Bildern sind Fotografien um einiges weiter von ihrem Produzenten (und dessen Auge) entfernt, was sie weit beweglicher als andere Bilder macht, wie auch bereits zur Pionierzeit der Fotografie von Oliver Wendell Holmes, der an gleicher Stelle für die Errichtung von Fotosammlungen vehement eintrat, bereits erkannt wurde:

Die Sonne nimmt keine Rücksicht – weder auf Personen noch auf Sachen. Dies ist der eine unendliche Reiz fotografischer Abbildung. Eine vollkommene Fotografie ist – theoretisch gesprochen – absolut unerschöpflich. Auf einem Bild findet man nur, was der Künstler vor uns gesehen hat, aber in einer vollkommenen Fotografie verbergen sich so viele Schönheiten, unentdeckt wie Blumen in den Wäldern und Wiesen. [...] Diese Deutlichkeit der kleineren Einzelheiten eines Bauwerkes oder einer Landschaft gibt uns oft zufällige Aufschlüsse, die uns mehr fesseln als der Hauptgegenstand des Bildes.²¹

Die fotografische Sammlung ist nicht nur quantitativ unabschließbar, sondern wirkt auch qualitativ semiotisierenden Abgrenzungsmechanismen entgegen. Fotografien bilden nicht nur Gegenstände und ihnen gegenüber eingenommene Praktiken ab, sondern können gleichzeitig auch die damit erhofften Festlegungen unterwandern. Unbehelligt von allem, was mit ihnen an Bedeutung intendiert gewesen sein mag, unbehelligt auch von allem, was als Aura oder Restbestand eines dem Bild selbst anheim fallenden Kultwerts zu verstehen ist,²² können sie die Kontexte ihrer Präsentation und Interpretation weit flexibler als andere Bilder wechseln. Außer sie fallen dem Kunst-Kontext anheim und werden Teil einer Kunstsammlung. Doch das ist eine andere Geschichte.

Anmerkungen

- 1 Krzysztof POMIAN, *Der Ursprung des Museums. Vom Sammeln*, Berlin 1993, S. 16.
- 2 Vgl. Herta WOLF, *Das Denkmälerarchiv Fotografie*, in: DIES. (Hg.), *Paradigma Fotografie. Fotokritik am Ende des fotografischen Zeitalters 1*, Frankfurt a.M. 2002, S. 349–375, hier S. 372.
- 3 Vgl. Michael WILLIAMS, *Problems of Knowledge. A Critical Introduction in Epistemology*, Oxford 2001, S. 173–185.
- 4 Vgl. POMIAN, *Der Ursprung des Museums*, S. 40ff.; Zitat S. 44.
- 5 Ebenda, S. 46.
- 6 Der Semiotisierung des Materials via Sammlung kommt etwa Erzherzog Johann in den Gründungsstatuten des *Steiermärkischen Landesmuseum Joanneum* in Kantischer Diktion bei, wenn er die von ihm initiierten Sammlungen über die Aufgabe, „alles, was in Innerösterreich die Natur, der Zeitwechsel, menschlicher Fleiß und Beharrlichkeit hervorgebracht haben“ zu „versinnlichen“, hinausgehen sah. Die gesammelten und versinnlichten Gegenstände sollten auch „die Wissbegierde reitzen, jenes dem Selbstdenken, und hiemit der Selbstständigkeit so nachtheilige bloße Memoriren, jene schädliche Kluft zwischen dem Begriff und der Anschauung, der Theorie und der Praxis mehr und mehr ausfüllen helfen“; Gründungsstatuten des Joanneums vom 16.7.1811.
- 7 Otto HOCHREITER, *Im Zeichen des Janus. Portale, Türen und Tore in der Architekturfotografie 1840–1980*, Wien 1986, S. 8.
- 8 „As an allegorical art [...] photography would represent our desire to fix the transitory, the ephemeral, in a stable and stabilizing image. In the photographs of Atget and Walker Evans, insofar as they self-consciously preserve that which threatens to disappear, that desire becomes the *subject* of the image. If their photographs are allegorical, however, it is because what they offer is only a fragment, and thus affirms its own arbitrariness and contingency“, Craig

- OWENS, *The Allegorical Impulse: Toward a Theory of Postmodernism*, in: *October* 12 (1980), S. 67–86, zitiert nach: DERS., *Beyond Recognition. Representation, Power, and Culture*, hg. von Scott Bryson u. a., Berkeley–Los Angeles–Oxford 1992, S. 52–69, hier S. 56.
- 9 Walter BENJAMIN, *Ursprung des deutschen Trauerspiels*, in: DERS., *Gesammelte Schriften* 1,1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1991, S. 203–430, hier S. 397 [verfasst 1925].
 - 10 Ebenda, S. 361.
 - 11 Hubertus von AMELUNXEN, *Allegorie und Photographie. Untersuchungen zur französischen Literatur des 19. Jahrhunderts*, phil. Diss., Mannheim 1992, S. 86.
 - 12 Die Zusammenhänge zwischen Fotografie und neuem Wissenschaftsverständnis werden reflektiert in: Lorrain DASTON, Peter GALISON, *Das Bild der Objektivität*, in: Peter GEIMER (Hg.), *Ordnungen der Sichtbarkeit. Fotografie in Wissenschaft, Kunst und Technologie*, Frankfurt a.M. 2002, S. 29–99.
 - 13 Vgl. POMIAN, *Der Ursprung des Museums*, S. 79f.
 - 14 Philippe DUBOIS, *Der fotografische Akt. Versuch über ein theoretisches Dispositiv*, hg. und mit einem Vorwort von Herta Wolf, Amsterdam–Dresden 1998 (Schriftenreihe zur Geschichte und Theorie der Fotografie 1, hg. von Herta Wolf), S. 88f.
 - 15 Vgl. Roland BARTHES, *Le message photographique* [1961], in: *Œuvres complètes, Édition établie et présentée par Éric Marty, Tome 1 (1942–1965)*, Paris 1993, S. 938–948.
 - 16 Vgl. Jean-François LYOTARD, *Das postmoderne Wissen. Ein Bericht*, hg. von Peter Engelmann, Wien ⁵2005 (Edition Passagen 7).
 - 17 Vgl. Lambert WIESING, *Artifizielle Präsenz. Studien zur Philosophie des Bildes*, Frankfurt a.M. 2005, S. 68–70; vgl. auch Klaus SACHS-HOMBACH, *Das Bild aus phänomenologischer Sicht. Interview mit Lambert Wiesing*, in: DERS. (Hg.), *Wege zur Bildwissenschaft. Interviews*, Köln 2004, S. 152–169.
 - 18 Vgl. Ernst CASSIRER, *Philosophie der symbolischen Formen. Dritter Teil: Phänomenologie der Erkenntnis*, Darmstadt ¹⁰1994 [Erstdruck: 1929]; John R. SEARLE, *Intentionalität. Eine Abhandlung zur Philosophie des Geistes*, Frankfurt a.M. 1991 [Original: *Intentionality*, 1983].
 - 19 Für Barthes ist die Eigenschaft eines Gegenstands, unter anderem auch Funktionszeichen zu sein, eine unabwendbare Semantisierung: „sobald es eine Gesellschaft gibt, wird jeder Gebrauch zum Zeichen dieses Gebrauchs.“ Roland BARTHES, *Elemente der Semiotik*, Baden-Baden, 1979, S. 39.
 - 20 William Henry Fox TALBOT, *The Pencil of Nature*, in: Wilfried WIEGAND (Hg.), *Die Wahrheit der Photographie. Klassische Bekenntnisse zu einer neuen Kunst*, Frankfurt a.M. 1981, S. 45–89, hier S. 74.
 - 21 Oliver Wendell HOLMES, *Das Stereoskop und der Stereograph* [1859], wiedergedruckt in und zitiert nach: Wolfgang KEMP (Hg.), *Theorie der Fotografie* 1, 1839–1912, München 1999, S. 114–121, S. 117f.
 - 22 Vgl. zur Verdrängung des „Kultwerts“ durch den „Ausstellungswert“ beziehungsweise zum Verlust der Aura im Zeitalter der Fotografie: Walter BENJAMIN,

Das Kunstwerk im Zeitalter seiner technischen Reproduzierbarkeit, in: DERS., *Gesammelte Schriften* 1,2, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1991, S. 431–508; DERS., *Kleine Geschichte der Photographie*, in: DERS., *Gesammelte Schriften* 2,1, hg. von Rolf Tiedemann und Hermann Schweppenhäuser, Frankfurt a.M. 1991, S. 368–385.

Beschädigte Erinnerung? Fotografische Memoria
als Krisendiskurs der Moderne.
Eine Re-Lektüre von Roland Barthes' Essay
Die Helle Kammer

Eva Tropper (Graz)

„Einmal“, so heißt es in dem berühmten Fotografie-Aufsatz *Die Helle Kammer* von Roland Barthes,

erhielt ich von einem Photographen ein Photo von mir, dessen Entstehungsort mir trotz aller Bemühungen unerfindlich blieb; ich musterte die Krawatte, den Pullover, um herauszufinden, bei welcher Gelegenheit ich sie getragen hatte; vergebliche Mühe. Und trotzdem, *weil es eine Photographie war*, konnte ich nicht bestreiten, daß ich *da* gewesen war (auch wenn ich nicht mehr wußte, *wo*). Diese Verzerrung zwischen der Gewißheit und dem Vergessen verursachte mir eine Art Schwindel, so etwas wie die Angst vor der Aufdeckung [...], ich ging zur Ausstellungseröffnung wie zu einer Ermittlung, um endlich herauszufinden, was ich von mir nicht mehr wußte.¹

Das Unbehagen, von dem hier die Rede ist, ist das Unbehagen eines Subjekts, das sich erinnern will, aber sich nicht erinnern kann. Denn das Foto, das hier als ‚Zeuge‘ der eigenen Vergangenheit auftritt, beweist etwas, das dem individuellen Gedächtnis entfallen ist. Es wird zu einem Korrektiv; es überführt das sprechende Ich, dem damit gewissermaßen der Boden unter den Füßen weggezogen wird. Das Ich fühlt sich entthront; es muss zur Kenntnis nehmen: es ist nicht Herr über die eigenen Erinnerungen.

In der Tat können Fotos – und das ist die zentrale Problematik, die hier angesprochen wird – quer zur menschlichen Einbildungskraft stehen, weil sie nämlich nicht auf deren Hilfe angewiesen sind, um Eindrücke festzuhalten. Als analoges Medium ist die Fotografie in der Lage, physikalische Reize aufzuzeichnen, „ohne dass menschliche Subjektivität interveniert“.² Die Wahrnehmung einer Situation fällt daher nie mit dem vom Apparat produzierten Bild in eins. Das gilt umso mehr, als Fotos nur ‚nachträglich‘ betrachtet werden können. Sie ‚enthüllen‘ also, im Nachhinein, eine Version des Erlebten, die nie ganz (und zuweilen vielleicht gar nicht) mit der eigenen Erinnerung in Deckung zu bringen ist.

Es verwundert daher nicht, wenn das Sprechen über Fotografie und Erinnerung häufig unter dem Vorzeichen der ‚Krise‘ stattgefunden hat. Denn was in der Fotografie prekär wird, ist der Status des Subjekts. Diese Problematik ist von zentraler Bedeutung, wenn man sich dem Verhältnis von Foto und Erinnerung nähern will, wie es in jüngster Zeit wieder unter dem Schlagwort von der ‚Medialität des Gedächtnisses‘ eingefordert worden ist³. Denn in der Tat war (und ist) die Fotografie eine „memoriale Herausforderung“,⁴ die nicht lösgelöst von einer Krisengeschichte moderner Wahrnehmung und Erfahrung zu diskutieren ist. Das lässt sich mit Roland Barthes, aber auch mit Siegfried Kracauer zeigen. Fluchtpunkt dieser kurzen Problemskizze soll sein, inwiefern die Fotografie das Denken von Subjektivität, aber auch von Zeitlichkeit tangiert – und inwiefern damit auch eine neue Epistemologie des Eingedenkens einhergeht. Als was wird Erinnerung imaginiert – im Zeitalter technischer Reproduzierbarkeit?

Entthrontes Subjekt, fragmentiertes Subjekt: die Erfahrung von Alterität

Konzipiert man die Fotografie als ein Gedächtnismedium (als einen Speicher, in den Daten ausgelagert, also ‚externalisiert‘ werden können), dann erscheint sie gewissermaßen als ein „Mnemopathologe“⁵: Denn nicht nur hat das Programm des Fotoapparats keinerlei Selektionskriterien, es ist auch dazu programmiert, alles zu verbildlichen⁶. Was aus dem vom Apparat definierten Blickfeld nicht bewusst entfernt wurde, das wird – als nicht dazu gehörendes Detail etwa – zum Bild. So gesehen umgeht die Fotografie den Menschen schon bei der Einspeicherung, also bei der Selektion des Erinnerungswerten.⁷ Dieses Fehlen einer filternden und ordnenden Instanz ist bereits bei Siegfried Kracauer der Schlüssel für das prekäre Verhältnis von Foto und Erinnerung. In einem Aufsatz von 1927 kontrastiert er das ‚natürliche‘ Erinnerungsvermögen mit der mnemischen Struktur des Mediums:

Gleichviel, welcher Szenen sich ein Mensch erinnert: sie meinen etwas, das sich auf ihn bezieht, ohne daß er wissen müßte, was sie meinen. Im Hinblick auf das für ihn Gemeinte werden sie aufgehoben. Sie organisieren sich also nach einem Prinzip, das sich von dem der Photographie seinem Wesen nach unterscheidet. Die Photographie erfaßt das Gegebene als ein räumliches (oder zeitliches) Kontinuum, die Gedächtnisbilder bewahren es, insofern es etwas meint.⁸

Das ‚natürliche‘ Gedächtnis wird hier skizziert als ein Medium, das die Realität nach Maßgabe ihrer Bedeutsamkeit für ein Subjekt anordnet, während die Fotografie nur die Oberflächendimension der Dinge registriert. Damit wird sie zum Widerhaken für die Erinnerung, denn was sie zeigt, ist von keinem wahrnehmenden Bewusstsein angeeignet worden. Je größer der historische Abstand, so Kracauer, desto deutlicher stellt sich dieser Umstand für den Betrachter dar: Eine Aufnahme der Großmutter im Alter von 24 Jahren muss die Enkel, die sie nur als alte Frau kannten, befremden: Mit deren Identität nämlich hat das Foto nichts gemein. Statt also an eigene Wahrnehmungen anzuschließen und ein konsistentes Gedächtnisbild zurückzuwerfen, löst sich das Foto der Großmutter „in modisch-altmodische Einzelheiten auf“.⁹ Während das innere Gedächtnisbild, so Kracauers Argumentation, die Züge des erinnerten Menschen zu einer Ganzheit verdichtet, erscheint die Fotografie als ein loses Gemenge, das sich „aus Abfällen zusammensetzt.“¹⁰ Die Fotografie bedroht also das natürliche Gedächtnis, das seine Konturen aus dieser Abgrenzung überhaupt erst gewinnt: Als ein Filter, der nur das Bedeutungsvolle sammelt, und die Abfälle, das Gehaltlose, aussortiert. Seinen Fluchtpunkt sieht Kracauer im Subjekt, auf das hin sich die Erinnerungen zu einer Ganzheit ordnen.

In der etwa 50 Jahre später verfassten *Hellen Kammer* von Roland Barthes ist interessanterweise eine ganz ähnliche Opposition ausgearbeitet. Denn auch hier lassen Fotos den Akt der Erinnerung scheitern: Der um seine verstorbene Mutter trauernde Sohn, das sprechende Ich der *Hellen Kammer*, sehnt sich nach der ‚Wahrheit‘ und ‚Ganzheit‘ eines in Kracauers Sinn verstandenen Gedächtnisbildes. Doch die Fotos der Mutter erscheinen auch hier als ein ungefiltertes, loses Gemenge: „Auf die Zufälligkeiten dieser Aufnahmen angewiesen, erkannte ich manchmal einen Teil ihres Gesichts, ein bestimmtes Verhältnis von Nase und Stirn [...]. Ich erkannte sie immer nur in Bruchstücken wieder, das heißt, ihr Wesen entging mir, und folglich entging sie mir ganz.“ (75). Es sind die Figuren von ‚Ganzheit‘ versus ‚Fragment‘, von ‚Eigentlichkeit‘ versus ‚Oberflächenzusammenhang‘, mit denen in beiden Texten die Sehnsucht nach einer gelingenden Erinnerung und deren Bedrohung durch die Fotografie ausgearbeitet wird. Die Fotografie scheint auf diese Weise genuin mit der Erfahrung von Alterität und Fremdheit verknüpft. Unabhängig vom Betrachter zustande gekommen, lässt sie sich dessen ‚eigenen‘ Erinnerungen nicht assimilieren.

Die unmittelbare Verbindung von Damals und Jetzt: eine andere Zeitlichkeit

Es ist aber nicht nur das Denken von Subjektivität, sondern auch das Denken von Zeitlichkeit, das in der Fotografie problematisch wird. Denn die Fotografie isoliert einen Augenblick und löst ihn aus dem Zeitfluss heraus, um ihn – unvermittelt – in die Gegenwart des Betrachters zu transferieren. In Barthes' *Hellen Kammer* gewinnt diese Relation wieder in Abgrenzung zur Erinnerung Konturen. Während erinnerte Bilder als Rückstand einer kontinuierlichen Erfahrung gelten, „stockt“ im Foto die Zeit (101), und statt vergangenen Sinn mitzuteilen, liefert es nur einen isolierten Splitter vergangener Realität. Ohne Zuhilfenahme von Vermittlungsinstanzen (also von kulturellem beziehungsweise privatem Wissen, Kontextualisierungen, Texten) lässt sich das Foto nicht weiter durchdringen; es ist ‚ohne Gehalt‘, solange man ihm keinen zuschreibt. Nicht auf der Ebene von ‚Sinn‘ findet also der Bezug zur Vergangenheit statt, sondern auf der Ebene einer fast gewalttätigen Kollision von Damals und Jetzt, die den Betrachter in einen „Schwindel durch die zermalzte Zeit“ versetzt. Vor einem Kinderfoto der Mutter sagt sich das sprechende Ich, dem dieser Moment der Vergangenheit plötzlich zur Gegenwart geworden ist: „Sie wird sterben: ich erschauere wie der Psychotiker bei Winnicott vor einer Katastrophe, die bereits stattgefunden hat“ (106). Diese Erfahrung von Zeitlichkeit ist näher am Trauma als an der Erinnerung¹¹, woran in der *Hellen Kammer* eine ganze Rhetorik des Scheiterns von Memoria anschließt. Denn „die Photographie ruft nicht die Vergangenheit ins Gedächtnis zurück (nichts Proustisches ist in einem Photo).“ (92)

Nimmt man Barthes' Fotografie-Aufsatz wörtlich, dann besteht die Gefahr, ihn als einen rückwärtsgewandten Diskurs zu lesen, in dem der Verlust ‚gelingender‘ Erinnerung beklagt wird. Eine solche Perspektive übersieht jedoch, dass es sich bei der *Hellen Kammer* nicht einfach um eine theoretische Abhandlung, sondern auch um eine Erzählung handelt – und das heißt, dass eine rein inhaltsorientierte Lektüre in die Irre führen muss. Schon der erste Satz beginnt mit einer Wendung, die für fiktionale Texte typisch ist: „Eines Tages, vor sehr langer Zeit, stieß ich auf eine Photographie...“ (11). Hier wird ein Ich eingeführt, das sich – und zwar im Medium der Schrift, und nicht der Bildlichkeit – erinnert: An einen Tag „vor sehr langer Zeit“, von dem ausgehend der Text dann eine streng lineare Geschichte entwickelt: Es ist die Geschichte einer ‚recherche‘, auf die sich der Sohn begibt, eine Suche nach der ‚wahren Erinnerung‘ an die Mutter¹². Dass Barthes (der Mann, der immerhin den ‚Tod des Autors‘ ausgerufen hat!¹³) hier die Form einer auto-

biographischen Ich-Erzählung wählt, ist eine spektakuläre theoretische Entscheidung. Mit ihrer Hilfe gelingt es ihm, die Elemente der linearen, in der Zeit entwickelten und auf der Autorität eines Subjekts gründenden Erzählung mit der Diskontinuität der Fotografie zu konfrontieren – und damit subversiv aufzubrechen. Auf der Ebene der Textstruktur werden hier also jene Aspekte verhandelt, die im „Krisendiskurs der Moderne“¹⁴ problematisch geworden sind: die Geschlossenheit der Form, die Konsistenz und ‚Tiefe‘ des Subjekts, die Linearität des Erzählens, die Begriffe von ‚Wesen‘, ‚Ganzheit‘ und ‚Wahrheit‘. Dagegen wird nun die Fotografie als ein subversives Element gesetzt. Indem sie nämlich die Wirklichkeit nicht mehr nach Maßgabe eines ordnenden Bewusstseins registriert, konfrontiert die Fotografie Identitäten mit Alterität und sprengt die vermeintliche Geschlossenheit des Subjekts. Und indem sie Momente der Vergangenheit isoliert und unmittelbar mit der Gegenwart verschaltet, sprengt sie die Chronologie und Linearität der Geschichte¹⁵.

Die *Helle Kammer* ist also eine Erzählung, die mit Versatzstücken eines einheitsstiftenden Diskurses arbeitet, um diesen umso wirksamer in Frage zu stellen. So leidet das sprechende Ich an der Fotografie, weil diese, wie unablässig wiederholt wird, das Gelingen von Erinnerung verunmögliche. Der Text aber zeigt implizit etwas anderes: Nicht die Verunmöglichung, sondern die Veränderung von Erinnerung im fotografischen Zeitalter ist Thema der *Hellen Kammer*.

Überschreiben, aktualisieren, aneignen: eine neue Erinnerung, der Fotografie zum Trotz

Wie nun aber kann Erinnerung im Medium Fotografie funktionieren, wenn dieses vor allem Fremdheit und Diskontinuität erzeugt? Das Beispiel, das im Mittelpunkt der *Hellen Kammer* steht, gibt darauf implizit eine Antwort: Der Sohn nämlich findet, nach langer Suche, tatsächlich das ‚wahre Bild‘ der Mutter. Doch ist es ganz und gar nicht jenes ‚innere Gedächtnisbild‘ Kracaurs, in dem sich die Erinnerung an einen Menschen zu einer Ganzheit verdichtet. Im Gegenteil zeigt das Foto die Mutter so, wie sie der Sohn nie gesehen hat: als fünfjähriges Mädchen. Sie ist darauf sowohl in ihrem Aussehen als auch in ihrer Identität als ‚Mutter‘ fremd, nicht zu erkennen, den eigenen Erinnerungen nicht zu assimilieren. Dennoch wird gerade dieses Foto zum Erinnerungsbild, oder besser: zur Folie von Erinnerungen, mit denen es überschrieben und angeeignet wird. Denn, so erzählt das sprechende Ich,

kurz vor ihrem Tod sei die Mutter sehr schwach und pflegebedürftig gewesen: „sie war meine kleine Tochter geworden, hatte in meinen Augen wieder zum Wesen des Kindes zurückgefunden, das sie auf ihrem ersten Photo gewesen war“ (82). Das Foto wird also aus dem Erfahrungshorizont der Gegenwart heraus neu gelesen, indem das Kind mit der Erinnerung an die – wieder zum Kind gewordene – Mutter überschrieben wird. Die Bedeutung, die das Bild damit für die Erinnerung annimmt, ist dabei keineswegs in der Fotografie ‚gespeichert‘; vielmehr ist sie Teil eines Verfahrens, mit dem das vergangene, fremde Bild im Sinn der Gegenwart lesbar gemacht wird.

Zwei Figuren sind es, mit denen der Akt des Erinnerns hier ausgearbeitet ist: Zum einen ist es die Figur der Retrospektivität, mit der deutlich gemacht wird, dass Erinnerung im Medium Fotografie keine bloße Aktivierung bereitliegender Gedächtnis-Inhalte sein kann, weil diese deren Speicherung per definitionem verweigert. Zum anderen ist es die Erinnerungsarbeit an der Spur. Denn mit dem Bild der fünfjährigen ‚Mutter‘ gibt das Foto dem Betrachter zwar keine Chance auf Wiedererkennung oder Vergewisserung, aber es legt eine materielle Spur der Vergangenheit frei – eine Spur, die allerdings bedeutungslos bleibt, wenn sie keinen Spurenleser findet. Nirgendwo wird das deutlicher als an den Fotos, die unbeschriftet in Flohmarktkisten vor sich hin bleichen: Ihr ‚Gehalt‘, ihre einstige Bedeutung ist nicht zu rekonstruieren – sie tragen Spuren, die von niemandem mehr gelesen werden können. Diese „Fraktur zwischen Vergangenem und Gegenwärtigem“ ist, wie Vittoria Borsò es formuliert, ein „Urtrauma“ in der Krisengeschichte der Moderne.¹⁶ Dieses Trauma ist es, das Roland Barthes in der *Hellen Kammer* nachhallen lässt, wo die (problematische, gefährdete) Erinnerung das letzte Band ist, mit dem die Fraktur von Vergangenem und Gegenwärtigen noch aufgehalten werden kann. Die Erinnerung an die Mutter, deren Fotos für den Sohn nur unter größtem Kraftaufwand und für die anderen gar nicht lesbar sind, ist eine Anstrengung, sie nicht der Geschichte zu überantworten, sondern auf die Seite der Gegenwart zu ‚retten‘, denn „wenn ich nicht mehr da bin, wird niemand mehr sie bezeugen können: nichts wird bleiben als die gleichgültige Natur“ (105). Erinnerung funktioniert hier als Rückversicherung an der Spur – an der materiellen Spur, die das Medium freigelegt hat, und damit das Eingedenken auf die Probe stellt. Denn in erster Linie konfrontiert sie das Subjekt mit Alterität: Zu ihr in ein Verhältnis zu treten ist die ‚memoriale Herausforderung‘ der Fotografie.

Anmerkungen

- 1 Roland BARTHES, Die Helle Kammer. Bemerkungen zur Photographie. Übersetzt von Dietrich Leube, Frankfurt a.M. 1985 (französische Originalausgabe 1980), S. 96. In der Folge Seitenangaben im Fließtext.
- 2 Jens RUCHATZ, Fotografische Gedächtnisse. Ein Panorama medienwissenschaftlicher Fragestellungen, in: Astrid ERLI, Ansgar NÜNNING (Hg.), Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität, Berlin–New York 2004, S. 83–105, hier S. 88. Ruchatz weist darauf hin, dass auch unter Einbeziehung von bewusst eingesetzten Faktoren wie Motiv, Bildausschnitt, Belichtungsdauer etc. das Bild letztendlich nicht vom Fotografen hergestellt wird, sondern „von der chemischen Schicht und der Konstellation der auf sie treffenden Lichtstrahlen“. Der Unterschied zwischen „manuell-kognitiver und analog-registrierender <Einspeicherung>“ bleibt also qualitativ gegeben. Jens RUCHATZ, Fotografische Gedächtnisse, S. 89.
- 3 Zur ‚medialen Wende‘ in der Gedächtnisforschung vgl. z.B. ERLI, NÜNNING (Hg.), Medien des kollektiven Gedächtnisses.
- 4 Bernd BUSCH, Das fotografische Gedächtnis, in: Kai Uwe HEMKEN (Hg.), Gedächtnisbilder. Vergessen und Erinnern in der Gegenwartskunst, Leipzig 1996, S. 186–204, hier S. 202.
- 5 Wolfgang BEILENHOF, Licht – Bild – Gedächtnis, in: Anselm HAVERKAMP, Renate LACHMANN, Gedächtniskunst: Raum – Bild – Schrift. Studien zur Mnemotechnik, Frankfurt a.M. 1991, S. 444–471, hier S. 446.
- 6 Ebenda, S. 446
- 7 Vgl. Jens RUCHATZ, Fotografische Gedächtnisse, S. 88.
- 8 Siegfried KRACAUER, Die Photographie, in: Aufsätze II (1927–1931), hg. von Inka Mülder-Bach, Frankfurt a.M. 1990, S. 83–98, hier S. 86.
- 9 Ebenda, S. 84.
- 10 Ebenda, S. 86.
- 11 Zu Fotografie und Trauma vgl. z.B. John BERGER, Erscheinungen, in: DERS., Jean MOHR, Eine andere Art zu erzählen. Photo/Essay, Frankfurt a.M. 2000 (englisches Original 1982), S. 83–129, hier S. 86–87.
- 12 Die Tatsache, dass Barthes’ Mutter tatsächlich kurz vor Abfassen der *Hellen Kammer* gestorben war, verleitete viele Kommentatoren zu einer – wie ich meine verkürzenden – biographischen Lektüre, in der das sprechende Ich mit dem Autor in eins gesetzt und der Text als privates Bekenntnis von Barthes selbst verstanden wurde. Gegen eine solche Lesart spricht nicht zuletzt das langjährige Bemühen Barthes’, gerade die Rolle des Autors und des Zusammenhangs von ‚Leben‘ und ‚Werk‘ zu problematisieren. Vgl. z.B. die experimentelle Autobiographie *Roland Barthes par Roland Barthes* (1975)
- 13 Schon ein Jahr vor Foucaults berühmt gewordenem Vortrag „Was ist ein Autor?“ (1969), in dem die Auffassung vom Autor als kreatives, souveränes, sich selbst durchschauendes Subjekt verabschiedet wird, postuliert Barthes noch etwas drastischer dessen ‚Tod‘: Der Autor ist demnach nicht Subjekt freier Rede,

sondern Objekt verschiedener Diskurse. Vgl. Roland BARTHES, *La mort de l'auteur*, in: DERS., *Oeuvres complètes*, hg. von Éric Marty, Bd. II, Paris 1994, S. 491–495 (Erstaufgabe 1968).

- 14 Vittoria BORSÒ, *Gedächtnis und Medialität: Die Herausforderung der Alterität. Eine medienphilosophische und medientheoretische Perspektivierung des Gedächtnisbegriffs*, in: DIES., Gerd KRUMREICH, Bernd WITTE (Hg.), *Medialität und Gedächtnis. Interdisziplinäre Beiträge zur kulturellen Verarbeitung europäischer Krisen*, Stuttgart–Weimar 2001, S. 23–53, hier S. 49.
- 15 Mit dem berühmt gewordenen Begriff des ‚punctum‘ hat Barthes diese doppelte Bestimmung der Fotografie ausgearbeitet: Als sperriges Detail bricht das ‚punctum‘ den Zusammenhang des Bildes auf, und als isoliertes Fragment der Vergangenheit zersetzt es die historische Kontinuität.
- 16 BORSÒ, *Gedächtnis und Medialität*, S. 45.

Die Schlacht um die Vergangenheit. Historischer Revisionismus in Slowenien nach 1991

Oto Luthar (Ljubljana)

Der vorliegende Beitrag befasst sich mit der aktuellen Re-Interpretation des traumatischsten Abschnittes der slowenischen Geschichte. Im Mittelpunkt stehen dabei die Interpretationen jener Historiker, die bis zum Jahr 2004 im Kampf um die Vergangenheit eine marginale Rolle gespielt hatten bzw. mehr oder weniger erfolgreich die historischen Lehrbücher für Grund- und Mittelschule zu verbessern suchten. Die Diskussionsdynamik, damit aber auch die Einsicht in das, was während des Zweiten Weltkrieges in Slowenien eigentlich geschah, wurde bis vor kurzem von Journalisten, Politikern oder Amateurchistorikern bestimmt. Bemerkenswert ist, dass von ihnen die Geschichte immer noch als Beschreibung einer Reihe von vergangenen Ereignissen verstanden wird, deren Sinn noch erschlossen werden muss. Diese gegenwarts- und zukunftsorientierte Interpretation der Vergangenheit wurde allmählich zu einem immer erhitzteren dynamischen Schauplatz des Kampfes um die Sinngebung vergangener Ereignisse und Strukturen. Genauer gesagt, sie verwandelte sich zu einem großen Teil in die Suche nach dem idealen „Wir“ der Gegenwart. Was anfangs als Vergangenheitsdiskussion und Rekonstruktion der geschichtlichen Wahrheit erschien, verwandelte sich gute zehn Jahre nach der Verselbstständigung Sloweniens in einen „Kulturkampf“. In diesem „Kulturkampf“ machte sich unter anderem auch die Abwesenheit einer entsprechenden theoretischen, die Geschichtsschreibung betreffende Diskussion bemerkbar.

Kurz, anstatt einer Reihe von notwendigen Ergänzungen zum Geschichtsabschnitt zwischen 1941 und 1945 kam es schon zum zweiten Male in den letzten zehn Jahren zu einem verbissenen Kampf um eine Interpretation mit deutlich erkennbaren politischen Vorzeichen. Auch die Historiker sind wenigstens teilweise für den Versuch einer Umschreibung der Vergangenheit mit verantwortlich. Einigen Varianten dieser „Mitverantwortung“ ist auch dieser Beitrag gewidmet.

*

Obwohl etwas Ähnliches erwartet werden konnte, hat die gegenwärtige politische Kontaminierung der Vergangenheitsinterpretation viele sehr überrascht. Nicht zuletzt auch darum, weil in Slowenien so genannte „verbotene Themen“ schon vor gut zwanzig Jahren behandelt werden konnten. Es ist jetzt ein Vierteljahrhundert her, da zuerst im Rahmen der Literatur und später in Texten von Soziologen über die Insel *Goli otok* [der Name könnte als „Kahlinsel“ übersetzt werden]¹ und vom Unrecht, das durch Nationalisierung und Kollektivierung verursacht war, gelesen werden konnte. Die gleiche Zeitspanne trennt uns auch von der ersten ernsthaften Abhandlung des Verhältnisses von Geschichte und Ideologie.²

Am meisten verwunderte aber die Tatsache, dass die gewagtesten Behauptungen von ehemaligen regimenahen Historikern und ehemaligen Hütern der „revolutionären Überlieferung“ hervorgebracht wurden, die gute zehn Jahre nach der Niederlage des Sozialismus feststellten, dass es:

- notwendig sei, den „totalitären Systemtotalitarismus“ des slowenischen „Parteiterrors“ zu verurteilen, von dem der „Bürgerkrieg heraufbeschworen wurde“;
- nicht mehr politisch korrekt sei, von Kollaboration zu reden (Dorfwacht, Weiße und Blaue Garde und Heimwehr). Die Mitarbeiter der Okkupationsmächte müssten vielmehr als „Gegen-Partisanen“ bzw. als „Gegen-Kommunisten“ bezeichnet werden;
- dass die slowenischen Kommunisten ihrem Wesen nach „*Parteinationalisten*“ und „*Sozialrassisten*“ waren und größtenteils von „*Fanatikern*“ geführt wurden, unter denen „*bei diesem oder jenem in gewissen Sinne vielleicht sogar Zeichen von Geistesgestörtheit anzutreffen waren*“³;
- dass endlich einmal „*verstanden werden muss, wie die Partei die Slowenen ‚um die Nase herum‘ geführt hat*“.⁴

Einer der Gründe für den Neubeginn der Diskussion darüber, was während des Krieges und danach wirklich geschah, war auch die Gedenkfeier zum sechzigsten Jahrestag des Sieges über den Faschismus und Nazismus. Sie wurde von der slowenischen Regierung (in Zusammenarbeit mit dem slowenischen Staatspräsidenten) diesmal mit der staatlichen Gedenkfeier für die Nachkriegsopfer der slowenischen Heimwehr vereinigt und zusammen mit ihr veranstaltet. Da es bei dieser Gelegenheit von Neuem zur Aufteilung auf „reinen“ und „kommunistischen Partisanenkampf“, auf „Widerstand“ bzw.

„Partisanentum in Reinform“ und „Revolution und revolutionäre Gewalt“ kam und weil diesmal an der Diskussion sehr intensiv auch Historiker teilnahmen, hat Slowenien kurz vor der gesamteuropäischen Gedenkfeier zum Ende des Zweiten Weltkrieges den Höhepunkt einer revisionistischen Interpretation des Zweiten Weltkrieges und der Zeit unmittelbar danach erlebt. Von den Revisionisten wurde nämlich geschickt die Zusammenarbeit des rechten politischen Flügels zunächst mit den Italienern und dann mit den Deutschen uminterpretiert. Beängstigt wegen der Stärke der linken Widerstandsbewegung hatte diese politische Orientierung nämlich schon ein Jahr nach dem Kriegsbeginn in der italienischen Besatzungszone eigene Militäreinheiten gegründet, die von den Italienern ausgerüstet und besoldet wurden. Das, was sie selbst Dorfwachten nannten, wurde von der italienischen Besatzungsmacht als *Milizia volontaria Anticomunista* etikettiert. Nach der italienischen Okkupation organisierten sich diese Einheiten in eine der deutschen Besatzungsmacht treuen und ausgesprochen antisemitischen Gruppierung um, die sich Heimwehr nannte (slow.: „domobranči“). Demzufolge verwundert es nicht, dass von den Revisionisten unter anderem auch die Tatsache verschwiegen wird, dass von den Angehörigen der slowenischen Heimwehr zum 55. Geburtstag Hitlers nicht nur Treue dem Führer geschworen wurde, sie legten bei dieser Gelegenheit auch den Schwur ab, zusammen mit den Deutschen gegen die Alliierten zu kämpfen. Ebenso versuchen die Revisionisten immer wieder, jeder Thematisierung der Verbindung von Heimwehr und slowenischer katholischer Kirche aus dem Wege zu gehen. Mehr noch, immer stärker versuchen sie die Kollaboration als einen Konflikt moralischer Werte bzw. als Auseinandersetzung zwischen „gottlosem Kommunismus“ und katholischem Glauben vorzustellen.

Unter allen Umdeutungen der halb vergangenen slowenischen Geschichte ist am problematischsten wohl jene der so genannten *Konvertiten*, das heißt jener Historiker, die kurz vor der so genannten „demokratischen Revolution 1989“ und der Verselbstständigung bis ins kleinste Detail hinein die Geschichte einzelner Partisaneneinheiten erforschten, irgendwann nach 1991 aber plötzlich feststellten, dass es sich hier in Wirklichkeit um „Parteirassismus, Parteihimmel [...] Parteihölle (und) avantgardistischen Haß“ handelte.⁵ Wir haben es mit Autoren zu tun, die nicht selten behaupten, sie seien der Partei eigentlich unter Zwang beigetreten, in den 1990er Jahren von der Parteipolitik aber geheilt worden und infolgedessen auch ihre ehemaligen Vergangenheitskenntnisse einer kritischen Überprüfung unterworfen. Dabei gelangten sie, wie z.B. Jože Dežman, zur Erkenntnis, dass etwa die Befreiung von Primors-

ka und ihre Wiedervereinigung mit Slowenien der [slowenischen] „Republik im zweiten Jugoslawien“ zuzuschreiben ist. Im gleichen Zug werden von ihm die Partisanen, von denen Triest acht Monate vor der Gründung der Republik Slowenien (durch die jugoslawische Staatsverfassung von Februar 1946) befreit wurde, als „partisanische Guerilla“, „Rassisten“ und als „Koalition von Verbrechern“ bezeichnet. Zu bemerken ist noch, dass in solchen Interpretationen auch eine so genannte „kumulative Heroisierung“ bzw. eine „gute Geschichte“ der Heimwehr vorzufinden ist, die Gründe für die Kollaboration im revolutionären Terror sucht und sieht.

Eine andere Gruppe von Historikern wird von jenen gebildet, die sich den neuen politischen Verhältnissen anpassen möchten, obwohl sie sich bewusst sind, dass die jeweiligen politischen Machthaber von ihnen einerseits eine von allen Seiten annehmbare Erzählung der linearen Entwicklung der slowenischen Nation von der Ansiedlung bis zur Artikulation der nationalen Idee erwarten, andererseits aber die traumatischsten Abschnitte dieser Entwicklung für ihre diversen auf der Tagesordnung stehenden Parteiprojekte ausnützen möchten. Diese Interpreten zeichnet einerseits eine Art Wiederholung der Selbstzensur in Rede und Verhalten in den Jahren vor 1989 aus, andererseits wünschen einige unter ihnen die Nationalgeschichte in eine allgemein annehmbare und deshalb allgemeingültige Interpretation umzuwandeln. Dabei wird von ihnen vergessen, dass sich unter kein historisches Ereignis ein Schlussstrich bzw. eine endgültige Abschlussbilanz ziehen lässt. Genauer gesagt, dass jeder Versuch einer endgültigen, für alle annehmbaren und versöhnenden Interpretation von so genannten traumatischen und außerordentlichen Umbruchsereignissen und Prozessen der geschichtlichen Politik, nicht aber der Geschichtsschreibung anheim fällt.

Es verwundert also nicht, dass in den Werken dieser Autoren – hauptsächlich in Schulbüchern für Grund- und Mittelschulen – die Widerstandsbewegung und die Zusammenarbeit mit der faschistischen und nazistischen Besatzungsmacht als „Bürgerkrieg“, die erste antifaschistische Organisation (TIGR)⁶ als „illegale terroristische Gruppe“, die Kollaborateure wiederum als „gegen-kommunistische“, „gegen-revolutionäre“ und „partisanenfeindliche“ Mächte bezeichnet werden. Und der Grund für die Kollaboration (und damit ihr wirklicher Schuldträger) ist somit ihrer Meinung nach nicht im moralischen und politischen Projekt der Kollaborateure, sondern in der Widerstandsbewegung und der Revolution zu suchen.

In diesen Rahmen muss auch die Rede der ehemaligen Heimwehrangehörigen, ihrer Familienmitglieder und anderer Amateurchistoriker eingereiht

werden, von denen der Kommunismus zur „moralischen und geistigen Zivilisationsverschmutzung“ erklärt wird. In der Interpretation ihrer Grundannahme, bei den Angehörigen der Heimwehr handle es sich um tragische Opfer der Verschwörung slowenischer Kommunisten, halten auch sie an der Behauptung fest, der Widerstand gegen die Besatzungsmächte sei von den slowenischen Kommunisten nur organisiert worden, um die Revolution ausführen zu können. Vom Gesichtspunkt dieser Geschichtsinterpretation aus waren die Slowenen in der Zeit zwischen 1941 und 1945 einer „doppelten Aggression ausgesetzt: dem Angriff der Deutschen, Ungarn und Italiener [...] und dem Angriff slowenischer Kommunisten, die genau wussten, es gelte nun, die günstige und seit langem erwartete Gelegenheit auszunützen“.⁷

Eine ähnliche Argumentation ist auch in den Werken von einigen „außenstehenden Autoren“ vorzufinden, die „teilnahmslos, unparteiisch, vorurteilsfrei und ohne ein schon im Voraus bestimmtes Resultat“ zeigen möchten, wie die „Kommunisten [...] wirklich mit der Wahrheit und der menschlichen Würde“ umgingen.⁸ Die Ähnlichkeit liegt darin:

- dass uns auch diese Interpretation zu überzeugen sucht, die Kommunisten seien nach dem Zweiten Weltkrieg zur Macht gelangt, indem sie „den mehrschichtigen Freiheitskampf gegen den Okkupanten für ihre Pläne der Machtübernahme ausnützten und verzerrten“;

- weil die Kollaboration in Werken wie *Das zerrissene Volk* von Tamara Griesser-Pečar in Form von „beschränkter Zusammenarbeit mit dem Okkupanten“ auftritt bzw. als Vorbereitung auf eine militärische Organisation, die sich den westlichen Verbündeten erst dann anschließen sollte, wenn diese bis zur slowenischen Grenze vorgerückt wären;

- da auch in dieser Re-Interpretation die „Befreiung vom Faschismus“ nur unter Anführungszeichen auftritt, wird auch eine solchartige Korrektur des Kriegsgeschehens nicht wesentlich zum „Beginn eines kulturellen Dialoges in unserem immer noch so zerrissenen Volk“ beitragen können. Eher gilt gerade das Gegenteil, dass sie nämlich wesentlich zur Bewahrung der Spaltung beiträgt.

Wie kann eine weitere Politisierung der historischen Interpretation verhindert werden?

Unserer Meinung nach stehen mehrere Wege offen, genauer gesagt, wir können uns auf erprobte methodologische Vorgehensweisen und auf vergleichende Forschungen zu ähnlichen Fällen stützen.

Erstens, in Slowenien müssen wir vor allem lernen, mit der Tatsache zurechtzukommen, dass es keine endgültige Interpretation gibt. Noch so anerkannte und gute Autoren können uns nicht mehr als approximative Annäherungen an die Wahrheit anbieten. Alle suchen nämlich ihr Gleichgewicht auf dem engen Rückgrat zwischen den Fallstricken eines objektivistischen Determinismus und dem gähnenden Abgrund des subjektivistischen Relativismus zu bewahren. Die Geschichte lässt sich nur als Geflecht von verstreuten Epistemologien behandeln, deren Pluralität es aber dennoch zulässt, die menschliche Vorstellung der Vergangenheit bis zu einem gewissen Maße zu rekonstruieren.

Zweitens, die Geschehnisse in Slowenien während des Zweiten Weltkrieges können nicht losgelöst von gleichzeitigen Geschehnissen in Europa behandelt werden. Außerdem muss man ähnliche Diskussionen in Österreich, Frankreich, Großbritannien und in Holland verfolgen und analysieren. Deutschland z.B. ist schon seit einiger Zeit der Schauplatz einer heftigen Polemik über einen möglichen Vergleich zwischen der Ostfront und den alliierten Fliegerangriffen auf deutsche Städte. Dazu kommt noch die Auseinandersetzung hinsichtlich einer „reinen“ Wehrmacht bzw. der Mitschuld ihrer Angehörigen an den Kriegsverbrechen in Ost- und Südosteuropa. Diese Auseinandersetzung wurde sowohl von der bekannten Ausstellung *Vernichtungskrieg: Verbrechen der Wehrmacht 1941 bis 1945* angefacht als auch von der Diskussion, in deren Verlauf die dreifache Lüge der deutschen Schulbücher bloßgelegt wurde, in denen die deutsche Armee als eine unpolitische, ideologisch nicht kontaminierte und in den Genozid nicht verwickelte Militärorganisation dargestellt wurde.⁹

Alles bisher Gesagte rechtfertigt unserer Ansicht nach auch unsere Forderung, dass auch in der slowenischen Diskussion über gegenwärtige Verfälschungsversuche der Vergangenheit die Bezeichnung radikale Re-Interpretation oder historischer Negationismus angewendet werden muss.

Noch einmal und noch gründlicher sollten die bestehenden Benennungen überdacht werden, andererseits sollten sorgfältig neue Antworten auf die Frage „Wann ist die Kollaboration eine wirkliche Kollaboration?“ überprüft werden, mit dem Ziel, ein zutreffendes Unterscheidungsmerkmal zwischen einer wahren und einer angeblichen Kollaboration zu finden. Kann von einer „wahren“ Kollaboration wirklich erst dann gesprochen werden, wenn es zur Vereinheitlichung auf der Ebene von Ideen bzw. zur ideologischen und politischen Identifizierung mit dem Okkupanten kommt? Können wirklich alle anderen Formen von Kollaboration mit dem Okkupanten als eine Zusam-

menarbeit angesehen werden, die für wesentliche Lebensinteressen der Nation ungefährlich bzw. unschädlich ist? Wie sollen wir uns dann zum Antisemitismus der Heimwehr verhalten? Und was sollen wir mit der Bezeichnung „funktionelle Kollaboration“ anfangen?

Meiner Meinung nach ist es auch nötig, von Neuem die Frage nach den Opfern zu stellen, die unter den Schüssen von deutschen und italienischen Gewehren in den Händen von Heimwehrschützen fielen. Vor allem muss aber von Neuem auf die 86% der Zivilopfer aufmerksam gemacht werden, die ihr Leben wegen verschiedener Vergeltungsoperationen des Okkupanten ließen und die gewiss nicht in den Rahmen eines „nicht-internationalen“ Kampfes gehören. Außerdem sollte auch von den slowenischen Historikern endlich einmal die positivistische Geschichtsschreibung überwunden werden, die angesammelte Daten in Beweise übersetzt bzw. glaubt, Daten könnten sozusagen für sich selbst reden. In Wahrheit ist es nämlich so, dass es keinen Gesichtspunkt gibt, von dem aus sich die Geschichte „so wie sie wirklich war“ erzählen ließe, da schon die Problemauswahl und die Behandlung der Forschungsergebnisse das Resultat einer von Werturteilen gekennzeichneten Vorgehensweise ist. Mit anderen Worten, das Ereignis erlangt erst durch die Art und Weise, auf die es vorgestellt wird, seine Bedeutung. Erst durch eine spezifische Repräsentationsweise, die objektiviert werden kann, aber nie neutral ist, kann das Ereignis zum Bestandteil oder sogar zum Grundstein des kollektiven Gedächtnisses werden.

Abschließend soll deshalb noch einmal hervorgehoben werden, dass zwar die bewiesene Kollaboration mit einem rassistischen Regime die slowenische politische Führung der Nachkriegszeit keineswegs von der Schuld am Massaker an Heimwehrangehörigen und Zivilisten losspricht, dass aber dieses Massaker auch nicht als Argument für die Diskreditierung der Widerstandsbewegung dienen kann! Vor allem kann keiner Umschreibung der Geschichte zugestimmt werden, die sich durch eine Kolonialisierung der Vergangenheit das moralische Recht anmaßt, das gegenwärtige und zukünftige nationale Interesse zu interpretieren. Dabei geht es unserer Meinung nach um den (typisch politischen) Versuch, die Komplexität von Geschichtsereignissen zu vereinfachen und die Vorstellung der Gesellschaft auf einfache bipolare Gegensätze von Gut und Böse zu reduzieren. Ebenfalls zweifeln wir nicht daran, dass es sich sowohl bei der slowenischen populären para-geschichtlichen Umschreibung der Vergangenheit als auch bei einem Teil der professionellen Reinterpretation um eine bewusste Verschiebung der Rollen von Opfern und Tätern handelt, damit aber um den Versuch, die Nachkommen von

Heimwehssoldaten politisch-moralisch zu rechtfertigen. Insofern sind wir in der gegenwärtigen „Fachdiskussion“ immer auch Zeugen des Kampfes für die Definition des „Nationalinteresses“ und für die Macht über die slowenische Zukunft. Das historische Massaker an den Kollaborateuren wurde nämlich schon sehr früh in ein „symbolisches Massaker“ umgewandelt.

Anmerkungen

- 1 Vgl. z.B. Igor TORKAR, *Umiranje na obroke* [Sterben auf Raten] Delo, Ljubljana 1984; Branko HOFMAN, *Noč do jutra* [Die Nacht bis zum Morgen], Ljubljana 1981.
- 2 Wir haben hier die Abhandlung von Peter VODOPIVEC, *Pokus opredelitve razvoja slovenskega zgodovinopisja z vidika odnosa zgodovinske ideologije* [Versuch einer Bestimmung der Entwicklung der slowenischen Geschichtsschreibung vom Gesichtspunkt Geschichte-Ideologie] im Sinn, in: *Problemi* 13 (1984).
- 3 Jože DEŽMAN im Interview von Igor GUZELJ, vgl. Igor GUZELJ, *Naj se zgodovina odpre* [Die Geschichte soll sich öffnen], in: *Mag* 10, 9 (2003), S. 44–48.
- 4 Interview mit Jože DEŽMAN, in: *Mladina* 2005.
- 5 Jože DEŽMAN, *Moč preživetja*, [Die Macht des Überlebens], Celovec–Ljubljana–Dunaj 2004, S. 248–251.
- 6 Die Organisation TIGR wurde 1924 gegründet, und zwar von in Italien lebenden slowenischen „Antifaschisten“ und Befürwortern des Anschlusses von Triest, Gorica und Rijeka mit Umgebung an das Königreich Jugoslawien. Daher auch das Akronym TIGR (T = Triest, I = Istrien, G = Görz, R = Rijeka). Die Organisation stellte die Antwort auf den faschistischen Terror gegen Slowenen dar, und zwar in jenem Teil Sloweniens, der nach dem 1. Weltkrieg dem Londoner Abkommen nach als Kriegsbeute Italien zugesprochen wurde. Nachdem in Italien Mussolinis Faschisten an die Macht kamen, begannen sie, die mehrheitlich slowenische Bevölkerung in Goriško (Görz), im slowenischen Istrien und im westlichen Teil von Kranjsko (Krain) systematisch zu italianisieren. In den Schulen, Behörden und Kirchen wurde die slowenische Sprache verboten. Alle Namen von slowenischen Orten und ihren Bewohnern wurden ins Italienische umgeändert. In Jugoslawien wurden die Angehörigen von TIGR vor allem von nationalistischen Vereinigungen unterstützt, was wohl als Grund dafür angesehen werden kann, dass es 80 Jahre später (2005) in Slowenien zu einer ungewöhnlichen Auseinandersetzung kam, in der es darum ging, ob TIGR-Angehörige als Terroristen bezeichnet werden können. Von diesen ersten Antifaschisten wurden nämlich ungefähr hundert Angriffe auf faschistische Einheiten oder ihre Führer ausgeführt. Vgl. Porče SARDOČ, *Tigrova sled* [Tigr's Spur], Triest–Koper 1983.
- 7 Aktualno politični komentar Nove slovenske zaveze [Aktualpolitischer Kommentar des Neuen Slowenischen Bundes], in: *Zaveza*, Nr. 51, S. 2.

- 8 Tamara GRIESSER-PEČAR, *Razdvojeni narod. Slovenija 1941–1945. Okupacija, kolaboracija, državljanska vojna, revolucija*, Mladinska knjiga, Ljubljana 2004. Übersetzung des deutschen Originals: *Das zerrissene Volk. Okkupation, Kolaboration, Bürgerkrieg, Revolution*, Wien–Köln–Graz 2003.
- 9 Hier soll darauf verwiesen werden, dass der Mythos einer nicht inkriminierten Wehrmacht am sorgfältigsten vom israelischen Historiker Saul Friedländer zerstört wurde, der unter anderen auch durch sein epochemachendes Werk *Probing the Limits of Representation* bekannt wurde.

In einem nahen fernen Land. Als Österreicher in Slowenien

Ernst Bruckmüller (Wien)

Man wird kaum irgendwo so sehr dazu verleitet, dem Konzept der zentral-europäischen „Mehrfachkodierungen“¹ nachzugehen wie als Österreicher in Slowenien. Meine erste Begegnung mit Slowenien fand längst vor jeder realen Begegnung rein literarisch statt – eine durchaus angemessene Begegnungsart für Leute, die die Welt sowieso eher aus Büchern denn aus der so genannten Realität apperzipieren. Und es handelt sich auch um ein ganz aus unserer Zeit fallendes Buch, aus dem mir, genau genommen, auch nicht Slowenien entgegentrat, sondern Krain. Es war das Krain des früher durchaus bekannten, heute wohl weitgehend vergessenen Autors Friedrich von Gagern.² Er schrieb einige seinerzeit gut verkaufte Bücher, die sich mit der Jagd, mit Grenzen und Indianern, einmal auch mit einem Straßenbau an der slowenisch-kroatischen Grenze beschäftigten. Mir aber fiel – schon vor meiner Matura – sein wohl seltsamstes Buch in die Hände, „Schwerter und Spindeln“.³ Es erschien 1939 – und in der Tat, schon auf der ersten Seite begegnen wenig verdeckte antisemitische Töne (die ich damals nicht erkannte) und das ganze Buch ist von einem ungebrochenen deutschen Überlegenheitsgefühl des krainischen Landadeligen über das slowenische Landvolk geprägt. Zudem ist es in einer heute wohl eher seltsam anmutenden Sprache geschrieben, die gerne Stabreime assoziierte, die man daher am ehesten als „wagnerianisch“ beschreiben kann und über die man heutzutage bloß lachen würde. Außerdem wäre sie für die meisten Leser oder Leserinnen des frühen 21. Jahrhunderts glatterdings unverständlich. Ein sagenhafter deutschnationaler und antisemitischer Schmöcker also, 1939 nicht unwillkommen. Und dennoch – das Buch ist gleichzeitig von einer tiefen Verbundenheit mit jenem seltsamen Land Krain, seinen Wäldern, seinen irgendwo auftauchenden und irgendwo versickernden Karstflüssen und dem einmaligen Karstsee von Zirknitz/Cerknica, seinen zahllosen Kirchen auf ebenso zahllosen Hügeln und Bergen und seinen Bewohnern, „deutschen“ Adeli-

gen und „slawischen“ Bauern geprägt.⁴ Man lernt das Schloss Mokritz/Mokrice kennen, über der Save und ganz nahe der kroatischen Grenze gelegen, wo Gagern aufwuchs und wo er als kleiner Bub schon im Valvasor und seiner *Ehre des Herzogthums Krain* schmökern durfte, dem wohl glanzvollsten Produkt barocker Gelehrsamkeit, welches jenes Grenzland der europäischen Geistesgeschichte geschenkt hat.⁵ Später durfte er auch die Urkunden im kleinen Archiv ordnen und hat sich bei all dem schon einige historische Kenntnisse angeeignet. Und da wuchs beim jungen Gagern der Plan, seinen Vorfahren (mütterlicherseits stammte Gagern aus einer der zahlreichen Linien der Grafen Auersperg) und diesem Land ein literarisches Denkmal zu setzen. Auch die väterlichen Vorfahren (die Schwertahnen) kamen dann dazu, doch die Erzählung über die Spindelahren (also die Auersperg und ihre zahlreichen und verwirrenden Vorfahren) bildet den eigentlichen Schwerpunkt des Buches.⁶ Beim späteren Wiederlesen insbesondere jener Kapitel, die sich mit dem 15. Jahrhundert befassen („Menschen um Ladislaus“, „Haus Österreich“, „A.E.I.O.V.“), fiel mir bei der Beurteilung Friedrichs III. die doch sehr differenzierte, schon irgendwie an Alphons Lhotsky erinnernde, vom gewöhnlichen deutschnationalen Anti-Friedrich- und Anti-Habsburg-Vorurteil deutlich abweichende Annäherung an diese so seltsame Persönlichkeit auf. Doch da gleiten wir schon ins Fachsimpeln ab. Wie auch immer, als es später – privaten Neigungen folgend – zu häufigeren Besuchen in Slowenien kam, erschien vieles bekannt und vertraut – freilich nur unter den deutschen Namen, wie sie Gagern verwendete – Laibach und Rudolfswerth, Auersperg und die adeligen Raufbolde des Spätmittelalters, Baumkircher und Erasmus Lueger, dessen Felsennest angeblich einen rückwärtigen Ausgang ins grüne und fruchtbare Wippachtal hatte (während die kaiserlichen Belagerer vorn auf dem kalten und öden Karst saßen). Man kam also mit einem bestimmten Bild dorthin, und dieses Bild war, um es rundheraus zu sagen, von einem Blick „von oben“ und „von außen“ bestimmt – von oben, vom „deutschen“ Adel, und von außen, von Wien her, und das war eben der Blick vom Zentrum auf die Peripherie, auf eine sehr sympathische, in vieler Hinsicht besondere Peripherie, aber doch auf ein Randgebiet. Man könnte auch sagen – ein austro-chauvinistischer Blick, der den Betroffenen gönnerhaft eine gewisse Eigenständigkeit beließ, aber im besseren Wissen, dass das alles halt doch Altösterreich war und nicht viel mehr. Wer als Österreicher nicht zugibt, dass er auch heute noch nicht frei ist von solchen Prägungen, ist entweder schon sehr weit fortgeschritten im Kampf gegen seine Vorurteile – oder er (sie) nimmt es mit der Wahrheit nicht ganz genau.

Dass man umgekehrt mit gewissen Vorurteilstrukturen konfrontiert wurde, in denen die Österreicher entweder nicht existierten (so sprach die Großmutter meiner aus Ljubljana stammenden Frau zu ihrer Haushaltshilfe davon, ich sei ein „nemec“, ein Deutscher also) oder als ein eher verdächtiges Volk wahrgenommen wurden (manche Leute in Ljubljana waren gar nicht erbaut, als sie hörten, dass meine zukünftige Frau einen Österreicher heiraten wollte), war natürlich auch befremdlich.⁷ Dazu kamen, im kommunistischen Jugoslawien, noch weitere kleinere oder größere Kulturschocks, etwa das Erlebnis eines „obrambni dan“ (ein „Verteidigungstag“ zur militärischen Erziehung der Jugend, wohl um Ostern herum), das den harmlosen Spaziergänger mit einer Bande von Kindern mit roten Halstüchern konfrontierte, die jeden Unbekannten mindestens für einen imperialistischen Spion hielten und daran gingen, einem sogar die Hosentaschen umzudrehen – bis man sich mit einiger Heftigkeit der Buben entledigte und schlicht und einfach davonlief. Oder das Erlebnis von Weihnachten, das kein Feiertag war – im Gegenteil, am 25. Dezember wurden mit großer Regelmäßigkeit von der Universität oder sonst wo Sitzungen einberufen, damit man ja nicht zu Hause bleiben und mit der Familie feiern konnte. Eines der am häufigsten gehörten Vokabel war der allgegenwärtige „okupator“, eigentümlicherweise immer in der Einzahl gebraucht, obwohl es sich um zehntausende deutsche und italienische Soldaten, Polizisten und Angehörige sonstiger nationalsozialistischer und faschistischer Organisationen gehandelt haben muss, die zwischen 1941 und 1945 das zerrissene und auf Deutschland, Italien und Ungarn aufgeteilte Slowenien besetzt und seine Bewohner drangsaliert hatten. Der „Okkupator“ war bis in die Spiele der Kinder hinein präsent, die „nemci“ und „partizani“ spielten, wobei sie die Anregungen auch aus Kinderbüchern erhielten, in denen das Heldentum von Kindern gefeiert wurde, die als Kuriere der Befreiungsfront OF („Osvobodilna fronta“) fungiert hatten. Später erhielten diese Kinder in der Schule und an den Universitäten eine vormilitärische Erziehung (was hier festgehalten sei, um die heute wieder gern gehörte Geschichte vom guten alten friedlichen Tito-Jugoslawien dorthin zu verweisen, wo sie hingehört – in das Reich der Mythen und Legenden).

Zahlreiche Denkmäler für die Opfer und Helden des Partisanenkampfes erinnern bis heute an die schlimme Zeit von 1941–1945. In den letzten Jahren gesellen sich freilich zunehmend Kreuze und Gedenksteine für die Opfer der Partisanen dazu – bis 1989 oder 1990 waren jene einfach nur verabscheuungswürdige Kollaborateure gewesen, die ihr Schicksal jedenfalls

verdient hatten. Wie auch immer – man lernte langsam, dass dieses so schöne und so nahe Land eine schwere jüngere Vergangenheit hatte, und man musste auch lernen, dass an dieser schweren Vergangenheit Menschen aus Österreich in diversen Uniformen des Dritten Reiches einen verhältnismäßig großen Anteil hatten. Denn Hitler und seine begeisterten Gefolgsleute – nicht nur, aber doch in großer Zahl aus Kärnten und der Steiermark – wollten das vom Deutschen Reich besetzte Slowenien „wieder deutsch“ (wann war es das jemals gewesen?) machen und wer sich dagegen wehrte, wurde ausgesiedelt, deportiert, umgebracht (die Leichen der nächtens in Maribor Erschossenen, so erzählt man, wurden gleich nach Graz gebracht und dort begraben). Während aber die Untaten des „Okkupators“ und das Heldentum der Partisanen vor 1989 öffentlich überaus präsent waren, wurde über die Opfer des „Volksbefreiungskampfes“ auf der anderen (bürgerlichen, katholischen) Seite nicht gesprochen. Auch in Familien, die nach 1945 von Verfolgungsmaßnahmen betroffen waren, wurde geschwiegen, nicht selten bis 1990 und noch später. Zu tief saß die Angst vor den seither Mächtigen (und den noch lebenden Verantwortlichen für die Krodelitäten nach 1945, so wurde etwa dem späteren jugoslawischen Außenminister Mitja Ribičič auch nach 1990 niemals der Prozess gemacht).

Aber hier soll nicht „Geschichte“ geschrieben werden, sondern es geht um symbolische Wahrnehmungen, geronnen in „Codes“ des kollektiven Bewusstseins, und die haben sich nicht erst seit 1918 und 1945 zwischen Slowenien und Österreich auseinander entwickelt, trotz der kulturellen Nähe, ja vielfachen Übereinstimmungen in zahlreichen kulturellen Bereichen zwischen den beiden Staaten und Nationen. Sieht man sich die Bauernhöfe in Oberkrain oder in den alpinen Teilen der slowenischen Untersteiermark an, so sehen diese den im österreichischen Kärnten oder der österreichischen Steiermark gelegenen recht ähnlich. Und wenn man in der Untersteiermark das Wirtschaftsgebäude „marof“, den Getreidekasten „kašta“, die Scheibtruhe „šajtrga“ und die Mehtruhe „mentrga“ nennt, so verweisen diese Lehnwörter doch auf ein kulturelles Kontinuum, das die bäuerliche Welt über die Grenzen von Sprachen oder (seit dem 19. Jahrhundert) Nationen hinweg verbindet. Überlappungen des kulturellen Gedächtnisses zeigen auch nicht wenige Persönlichkeiten: Erinnert sei hier an Joseph Ressel, der in Ljubljana als Slowene (allenfalls mit tschechischen Wurzeln) gilt⁸, an den Grazer Nobelpreisträger Fritz Pregl, der aus Ljubljana kam, seine wissenschaftliche Tätigkeit ausschließlich in Graz (und Innsbruck) vollzog und daher hier als „Österreicher“ angesehen wurde, oder an Josef Stefan, den großen Physiker

und Lehrer Boltzmanns in Wien, einen Kärntner Slowenen, der dem größten einschlägigen Forschungsinstitut in Ljubljana den Namen gab und dort als größter slowenischer Naturwissenschaftler verehrt wird. Die Liste ließe sich fortsetzen. Sie zeigt zumindest, dass sehr viele unserer alltäglichen nationalen Vereinnahmungen zumindest auf grobe Vereinfachungen zurückzuführen sind.

Verweisen solche Dispute auf nationale „Mehrfachkodierungen“ (Moritz Csáky), so ist auf einem anderen Feld viel mehr das historische Bemühen um sichtbare Trennung zu beobachten, übrigens ganz ähnlich wie etwa auch in Ungarn zwischen dem Ausgleich und 1914. Es geht dabei vor allem auch um Städtebilder. Natürlich sehen die alten Zentren von Maribor/Marburg, Ptuj/Pettau oder Ljubljana/Laibach denen von Graz oder Leibnitz ähnlich. Erste Differenzierungen sind schon in der späten Monarchie zu beobachten: Das „Deutsche Haus“ in Celje/Cilli, erbaut knapp vor dem Ersten Weltkrieg, ist eine „deutsche“ Burg im Feindesland, der slowenische „Narodni dom“ in derselben Stadt ein recht hübsches Jugendstilgebäude. Nach dem Erdbeben in Ljubljana im Jahre 1895 baute man hier sehr zielstrebig im Jugendstil, während die ärarischen Bauten (etwa die Tabakfabrik) noch dem k.k. Staatsstil verpflichtet waren. Mit Jože Plečnik und Maks Fabiani gab es nun auch zwei bedeutende slowenische Architekten, die insbesondere seit 1918 ganz neue architektonische Akzente setzten. Solche ebenso eigenständigen wie großzügigen öffentlichen Bauten wie Plečniks Markthallen in Ljubljana (erst unter italienischer Besatzung 1943 fertig gestellt), seine National- und Universitätsbibliothek oder seine überaus stimmungsvolle Gestaltung des Friedhofes Žale finden im Österreich der Zwischenkriegszeit nicht ihresgleichen (der Wiener Gemeindebau war eine ganz andere Bauaufgabe und ist damit nicht vergleichbar). Beide haben sich nach ihren bedeutenden Wiener Anfängen verselbstständigt und verliehen den von ihnen gestalteten Häusern, Plätzen und Straßenzügen ein ganz unverwechselbares Profil. Nach 1945 ist man diesen Weg weitergegangen, natürlich jetzt sozialistisch (ein typischer Wohnbau mit relativ großen Wohnungen im Zentrum von Ljubljana, bevorzugt von Funktionären des Regimes bewohnt, in Sichtbeton- und Ziegelbauweise, wurde daher auch mit Recht der „Kreml“ genannt). Die Industrialisierung wurde vorangetrieben, die Städte sollten ein neues Antlitz erhalten. Ljubljana wurde durch neue Hochhäuser geprägt, von denen man zwei ziemlich zentral platzierte, dorthin, wo früher einmal die Ursulinen ihren Garten hatten. Aber auch diese zuweilen megalomanische Architektur erscheint immer noch geprägt von gewissen Qualitäten, die diese Architekten eben

doch als Schüler des großen Plečnik ausweisen – so scheußlich wie sehr viele Städte in anderen sozialistischen Staaten ist daher das sozialistische Ljubljana niemals geworden. Die allerletzte Schicht von Architektur weist freilich keine solchen Konnotationen mehr auf – es ist die internationale Glasfronten-Pest, die sich seit etwa 15 Jahren nun auch über Slowenien ausbreitet. Die absolute Internationalität dieser Nicht-Architektur hat immerhin den Vorteil, dass sie niemand mehr „national“ ausdeuten kann. Das mag uns allen, die wir unter den verschiedenen Wellen nationaler Vereinnahmungstendenzen leiden, nun doch ein gewisser Trost sein.

Wie immer entwickelt die Geschichte selbst, vor allem der sogenannte wissenschaftliche Betrieb derselben, eine kräftige Mythomotorik. Besonders fruchtbar ist immer die Beschäftigung mit jenen Anfängen, über die man so wenig weiß. Während es bis ins 18. Jahrhundert als zentraler Fortschritt der Geschichte der Alpenslawen angesehen wurde, dass sie von Missionaren aus Aquileja und Salzburg christianisiert wurden, hat sich seit der Romantik die Sichtweise eingebürgert, dass damit die tausendjährige Unterjochung durch die Franken bzw. „Deutschen“ begonnen habe. Es war nicht zufällig ein Gedicht des bis heute als größter Nationaldichter gefeierten France Prešeren, mit dem diese neue Interpretationslinie ihre gültige literarische Gestaltung fand. In dem Gedicht *Krst pri Savici* (Die Taufe beim Savica-Fall) dreht er die historiographische Tradition, nach der die Slawen, welche in drei Aufständen („carmula“) im 8. Jahrhundert gegen die Annahme des Christentums revoltierten, unsägliche Greueltaten begangen hätten, einfach um und schreibt diese den über die Heiden letztlich siegreichen Christen (also den Baiern) zu.⁹ Das hatte und hat weitreichende Folgen. Erstens wurde damit eine sozusagen naturgegebene Gegnerschaft zu den „Deutschen“ festgeschrieben, die ja seit tausend Jahren nichts anderes im Sinne hatten, als die Slowenen als Volk zu vernichten. Dass seit dem 19. Jahrhundert die Zahl der Slowenen in Kärnten tatsächlich dramatisch zurückging und dass Hitler tatsächlich versucht hat (oder versuchen ließ), die Slowenen zu germanisieren, hat solche Vorstellungen sozusagen im Nachhinein legitimiert. Zweitens wurde als Agent der Germanisierung der „deutsche“ Adel in den slowenischen Gebieten identifiziert. In der Tat stellte sich dieser Adel im Zeitalter der nationalen Differenzierung und des Endes des traditionellen Landesbewußtseins zumeist auf die „deutsche“ Seite – sehr schön erkennbar an der Haltung jenes Grafen Anton von Auersperg, besser als Anastasius Grün bekannt ist, der mit France Prešeren befreundet war. Auf das Programm des „Vereinigten Slowenien“, eines neuen slowenischen Kronlandes, bestehend aus Krain und den

slowenisch besiedelten Teilen von Kärnten, der Steiermark, von Görz und Istrien (samt Triest!), reagierte er ausgesprochen ablehnend und sprach den Slowenen die Fähigkeit zur Staatsbildung einfach ab.¹⁰ Wie auch immer: In der slowenischen Nationalbewegung verfestigte sich das Selbstbild einer Nation von Untertanen, unterdrückt von ihren deutschen Grundherren und – zusätzlich – germanisierenden Beamten aus Wien oder Graz. Diese Bilder wurden wissenschaftlich mehr oder weniger solide durch den von Ludwik Gumpłowicz geprägten Historiker Jan Peisker untermauert, wobei die Untertänigkeit schließlich schon unter den Awaren begann und unter den Franken nur fortgesetzt wurde.¹¹ Sie wurden von der liberalen ebenso wie von der katholischen Richtung der Nationalbewegung übernommen und trivialisiert (und von dem großen Schriftsteller Ivan Cankar bis zur „Knechtschaft“ fortgebildet), schließlich von den kommunistisch geführten Partisanen weiterentwickelt und radikalisiert.¹² Fatalerweise hat man damit übrigens genau jene deutschnationale Herrschaftsideologie übernommen, die den Slowenen eigene politische Gestaltungsfähigkeiten absprach – was es zweifellos erleichterte, dass bis ins frühe 20. Jahrhundert soziale Aufsteiger aus dem Slowenischen zu „Deutschen“ wurden, oder wenigstens zu „Deutschtümlern“ („nemškutarji“) und damit zu „Renegaten“ ihrer nationalen Pflicht. Dass das Deutsche und die Deutschen als Folge der Hitler-Invasion 1941 – und der sofort einsetzenden brutalen Germanisierungsversuche, die ihrerseits vom alten Bild der unterwürfigen, von deutschen Herren zu beherrschenden Slawen vorbereitet wurden – nach 1945 geächtet bzw. vertrieben wurden, wird vor diesem Hintergrund verständlicher, ohne dass dieses Verständnis auf die damit verbundenen neuerlichen Grausamkeiten ausgedehnt werden soll.

In den letzten Wochen des Jahres 2005 hat das beliebte Spiel um gewisse Symbole, die von beiden Nationen (oder Teilen davon) beansprucht werden, wieder von Neuem begonnen, was mit großer Regelmäßigkeit die „nationalen“ Leidenschaften beiderseits der Grenze in Wallung bringt. Dass die slowenische Regierung auf einer der neuen Euro-Münzen unbedingt den Kärntner Fürstenstein abbilden möchte, wurde nördlich der Karawanken mit Entrüstung vermerkt. Jener slowenische Historiker (Peter Štih), der – historisch korrekt – vermerkte, das alte Karantanien und dessen Fürstenstein habe nichts mit dem modernen Slowenien zu tun, es handle sich dabei „nur“ um einen neuzeitlichen nationalen Mythos,¹³ wurde seitens eines nationalistischen Politikers herb gescholten, samt der Forderung, solche Historiker gehörten von der Universität Ljubljana entfernt – wenn die Geschichtswis-

senschaft ihre Mythos-kritische Aufgabe ernst nimmt, wird sie eben gleich des nationalen Verrates beschuldigt. Da eine weitere slowenische Euro-Münze mit der Abbildung eines Lippizaners versehen werden soll, wird sich die zwischenstaatliche Vergrämung über die gewohnte Kärnten-Slowenien-Verstimmung hinaus wohl auch bis Wien ausbreiten. Damit wird den endlosen Kapiteln über mehrfach kodierte Nationalsymbole wieder ein neues hinzugefügt. Uns geht eben der Stoff nie aus. Das ist die, bei allem aufgeregten Unfug, der sich da wieder einmal breit macht, doch beruhigende Folgerung, die auch Moritz Csákys extrem fleißiges Forscherleben in seiner nächsten Lebensphase begleiten wird, *ad multos annos*.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Moritz CSÁKY, Mitteleuropa/Zentraleuropa – ein komplexes kulturelles System, in: Österreichische Musikzeitschrift, 1–2 (2005), S. 9–16.
- 2 Friedrich von Gagern, 26.6.1882–15.11.1947, geboren auf Schloss Mokritz/Mokrice, gestorben in Geigenberg bei St. Leonhard am Forst; auf dem Friedhof von St. Leonhard am Forst ist er auch begraben. Der Name „Gagern“ war daher dem aus St. Leonhard am Forst stammenden Autor schon von Kindesbeinen an vertraut, was die Neigung, etwas von jenem zu lesen, zweifellos befördert hat. – Der dritte Band der Enciklopedija Slovenije (Ljubljana 1989) hat Gagern übrigens einen knappen, aber durchaus treffenden Artikel gewidmet (S. 175). Vgl. ferner Österreich Lexikon, ³2004, Bd. I, S. 450, hier auch die neuere Literatur.
- 3 Friedrich von GAGERN, Schwerter und Spindeln. Ahnen des Abendlandes, Berlin 1939.
- 4 Das klingt dann etwa so: „Auf aberhundert Höhen und Hügeln, Wächterbergen und Opferstätten stehen mit all ihren Türmen nach Abend, Altären nach Morgen vielhundert weiße Kirchen, jede mit ihrem Heiligen oder ihrer besonderen Mutter der Gnaden; hunderte von horstenden Schlössern, Burgen, Herrenhöfen schauen aus Holz und Hag auf des Gaues wachsenden Herzstrom, auf vielgefacht Fruchtgefeld, silberschauende Auen, grüngolden Rebgegend, lindenvernistete Weiler, breitüppige Marktflecken hinab ... Föhnhauch und Firnhauch, Welschglut von Schneeherbe durchgekühlt, harzener Ruch und salzener Seewind und Brodem südbrauender Eichensümpfe, slawischer Sehnsuchtssang und bajuwarischer Bluttrotz; – eine andere Welt, in unserer großen Heimat ein Park der Wunder: Krain.“ (GAGERN, Schwerter und Spindeln, S. 96f.)
- 5 Johann Weichard Freiherr von VALVASOR, Die Ehre des Herzogthums Krain, 15 Bücher in vier Bänden, Laibach–Nürnberg 1689. Ein unveränderter Nachdruck erschien in Rudolfswerth (Novo mesto) 1877.

- 6 Ein junger slowenischer Historiker hat dem Geschlecht der Auersperg erst kürzlich eine sehr beachtenswerte und umfassende Monographie gewidmet: Miha PREINFALK, *Auerspergi. Po sledih mogočnega tura* [Die Auersperger. Auf den Spuren des mächtigen Auerochsen], Ljubljana 2005 (Thesaurus memoriae, Dissertationes 4). Eine Übertragung ins Deutsche ist in Vorbereitung.
- 7 Das gilt ausdrücklich nicht für die Historikerkollegen, die mich sehr freundlich aufnahmen. Diese Freundschaften haben sich in der Regel als ebenso bereichernd wie haltbar erwiesen, was hier – mit dem gebührendem Dank – auch besonders hervorgehoben werden soll.
- 8 Ernst BRUCKMÜLLER, Josef Ressel – ein gemeinsamer „lieu de mémoire“ Mitteleuropas?, in: Jacques LE RIDER, Moritz CSÁKY, Monika SOMMER (Hg.), *Transnationale Gedächtnisorte in Zentraleuropa*, Innsbruck u.a. 2002 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 1), S. 99–108.
- 9 Vgl. Darja MIHELIČ, *Vstaja imenovana „carmula“* (Karantanija, druga polovica 8. stoletja) [Die Aufstände, genannt „carmula“ (Karantanien, zweite Hälfte des 8. Jahrhunderts)], in: Vincenz RAJŠP u.a. (Hg.), *Melikov zbornik. Slovenci v zgodovini in njihovi srednjeevropski sosede* [Festschrift für Vasilij Melik. Die Slowenen in der Geschichte und ihre mitteleuropäischen Nachbarn], Ljubljana 2001, S. 197–214.
- 10 Vasilij MELIK, A. A. Auersperg in slovenski narod [A. A. Auersperg und die slowenische Nation], in: *Zgodovinski časopis* 41 (1987), S. 285–296.
- 11 Sergij VILFAN, *Wirtschaftsgeschichte und Rechtsgeschichte – der Grazer Beitrag zur Theorie*, Graz 1985 (Kleine Arbeitsreihe zur Europäischen und Vergleichenden Rechtsgeschichte 1).
- 12 Sergij VILFAN, *Zgodovinska pravotvornost in Slovenci* [Die historische Rechtsentstehung und die Slowenen], Ljubljana 1996, spricht (S. 17) vom „Mythos der tausendjährigen slowenischen Knechtschaft“ („mit o tisočletju slovenskega hlapčestva“), den er auf die Phase der nationalen Konflikte zurückführt, in welchen die Slowenen nicht nur wegen ihrer quantitativen Kleinheit, sondern auch wegen des Mangels an einem eigenen nationalen Staat mit einem starken Handicap eintraten.
- 13 Vgl. „Knežji kamen predstavlja enotnost dežele Koroške“. Knežji kamen razstavili na sedežu koroške deželne vlade [„Der Fürstenstein symbolisiert die Einheit des Landes Kärnten“. Der Fürstenstein am Sitz der Kärntner Landesregierung aufgestellt], in: *Delo*, 1.12.2005, http://www.delo.si/index.php?sv_path=41,35,103272&src=csr, Zugriffsdatum: 13.12.2005.

Das Baby im Pionierlager – Ein Versuch zur Zähmung der Erinnerung

Éva Kovács (Wien–Budapest)

„Der Mensch errichtet eine neue Stadt, die Stadt erzieht ein neues Heer“ – mit diesen Worten eröffnete János Kádár, Generalsekretär der *Ungarischen Sozialistischen Arbeiterpartei* (MSZMP – *Magyar Szocialista Munkáspárt*) am 10. Juli 1971 die so genannte Pionierstadt Zánka am Plattensee. Die Pseudostadt der Pioniere war *per definitionem* kein normales Pionierlager, sondern eine moderne Siedlung für 3000 EinwohnerInnen mit kompletter Infrastruktur, wie Eisenbahn, Asphaltstraßen, Hafen, Wasserturm, Tankstelle, Post, Bibliothek, Restaurant, Kino, Theater, Stadion und eigenen Medien (Rundfunk- und Fernsehstudios, die Zeitschrift *Zánkai Képek/Bilder aus Zánka*).¹ Die Stadt war ganzjährig geöffnet und wurde jährlich von rund 20.000 Pionieren besucht.

Als Vorbild für die gigantische Investition dienten die sowjetischen Pionierstädte *Artek*, *Sputnik* und *Orjonok*, weshalb neben dem Landesbund der Pioniere auch das Bildungsministerium und die Staatspartei als Initiatoren auftraten. Schon im Februar 1970 fasste das Zentralkomitee der MSZMP den formellen Beschluss, dass staatliche Organisationen – wie die Pionierstadt Zánka – eine effektivere Rolle in der „kommunistischen Erziehung der Jugendlichen“ spielen sollten.² In der Vorstellung der Parteiführung fungierte Zánka also in erste Linie als eine „Ausbildungsbasis der Heere der kommunistischen Jugend“, und darüber hinaus auch als Ort der sozialen und politischen Mobilisation. Im Jahre 1973 verfügte das Bildungsministerium, dass die Aufgabe der Pionierstadt darin bestehen sollte, die positive Diskriminierung der aus nachteiligen Lebensbedingungen stammenden Kinder – hauptsächlich begabter Kinder aus dem ländlichen Bereich – voranzutreiben.³ Nichts demonstriert die Zweitrangigkeit der Erholungsfunktionen dieser Pionierstadt deutlicher als ihre räumliche Entfernung von zwei Kilometern vom Plattensee – ein normales Pionierlager wäre in der Nähe des Sees gelegen, um den Kindern ein mehrmals tägliches Baden zu ermöglichen.

Viel wichtiger war die bereits oben erwähnte politische und „zivilisatorische“ Aufgabe des Lagers sowie seine symbolische Mission: nämlich die Kinderfreundlichkeit des Sozialismus zu demonstrieren.

Die Pionierstadt fungierte bis zur Wende als politische Ausbildungsbasis. Innerhalb von 30 Jahren wurde sie von drei Millionen Pionieren aus der ganzen Welt besucht. Nach der Wende wurde sie entpolitisiert und in eine „Zánka Kinder- und Jugendzentrum GmbH“ übergeführt. Unter Verwendung einiger ihrer sozialistischen Reliquien haben ehemalige Mitarbeiter ein Museum eingerichtet, das man heute besichtigen kann.

*

Vor einigen Jahren leitete ich ein Seminar am Lehrstuhl für Kommunikationswissenschaft der Universität Pécs zum Thema: „Gedächtnis des Sozialismus“. Einer meiner Studenten, der sich mit der Sozialgeschichte von Zánka beschäftigte, brachte mir eine CD-Rom mit dem Titel „Így láttam Zánkát“/ *Wie ich damals Zánka sah*. Er war völlig ratlos, was er mit dieser CD tun konnte. Er hatte sie vom Pioniermuseum als Geschenk erhalten, aber so weit wir wussten, konnte man sie auch im Museum bestellen oder kaufen. Obwohl sie also auch ein Konsumprodukt hätte sein können, blieben sowohl Autor als auch Hersteller auf dem Cover ungenannt.

Als wir die CD abspielten, erschien am Bildschirm das folgendes Cover: ein zerknittertes Papier als Hintergrund; in der linken Ecke das ehemalige Emblem der Pionierstadt; oben in der Mitte der Titel „Wie ich damals Zánka sah – Multimedia“ in soliden *Times New Roman* Buchstaben; darunter eine Fotomontage, die einer zeitgenössischen Postkarte ähnelte, in der sich das Emblem und der Titel wiederholten, aber diesmal in der historisierenden Schriftart *Old English*; ganz unten stand noch „Gratisexemplar für das Museum der Pioniergeschichte Zánka“. Das ganze Cover erschien ziemlich dilettantisch und konfus, die Wiederholungen und das Chaos der Schriftarten zeugten kaum von einem professionellen Design. Das Menü an der rechten Seite schien ebenfalls sehr fantasielos: Begleitmusik, Startseite, Menü, Vorige Seite, Nächste Seite, Ende.

Nach dem Genuss der unter dem Titel „Begleitmusik“ abgespeicherten – und uns interessanterweise unbekannten⁴ – offiziellen Lagerhymne, eröffnete das Menü dem Benützer, der Benützerin – nach der puritanischen Startseite – eine verwirrende Vielfalt. Unter den – in den viermal acht Kategorien geordneten und mit vielsagenden Titeln versehenen Kategorien –

war kein wie immer geartetes System zu erkennen. Die Präsentation von Hunderten von Amateurfotos, die jemand anscheinend ohne Selektion und Komposition gescannt hatte, folgte offenkundig keinem anderen Kriterium als der einstigen Struktur der Pionierstadt und den Aktivitäten ihrer ehemaligen BesucherInnen.

Einführungsspaziergang	Flugschau	Pflanzenlehrpfad	Haus der Naturwelt am Plattensee
Lager 6	Hindernissen	Studio	Spaziergang im Herbst
Allgemeine Tagesordnung	Karneval	Ansichtskarten aus Zánka	Spaziergang im Sommer
EGYT /Europäisches Kindertreffen	Internationales Pioniermuseum	Dokumente	Spaziergang im Winter
Ausflug mit dem Schiff	Museum der Pioniergeschichte	Notenblätter zu Liedern aus Zánka	Pioniertagebuch einer Familie
Ausflug mit dem Bus	Galerie der Kinderkunstwerke	Waldspaziergang	Nach Zánka geschickte Ansichtskarten und Fotos
Der gepanzerte Zug	Haus der Volkskunde	Abschlussfest	Fotos von Universitätsstudenten
Heerestechnischer Park	Parkwald	Feuerwehr	Ein Film von Universitätsstudenten, „Zánka '74“

Diese Vielfalt könnte das beabsichtigte Produkt eines bescheidenen, aber besessenen Archivars sein, der alle seinen Fotos – egal, ob sie neue Information beinhalten und von guter Qualität sind – für zukünftige Generationen bewahren wollte. Die Homogenisierung könnte in diesem Fall unter Umständen ein Mittel der Verweigerung ehemaliger Machthierarchien darstellen. Wenn man zum Beispiel das Europäische Kindertreffen einst als eines der wichtigsten Ereignisse bewertet hatte, so findet es sich heute dennoch zwischen Ausflügen, Notenblättern oder dem Karneval gleichgestellt auf einer Ebene. Vielfalt und Homogenisierung könnten jedoch auch Zeichen einer unreflektierten Erinnerung sein, welche die persönlichen Erfahrungen aus der Vergangenheit noch nicht adäquat thematisieren kann. Wichtiges und Unwichtiges lassen sich nicht trennen: der Autor „sammelt sich selbst“⁵ und zeigt alles, was er hat. Nach der Analyse der Bilder wurde auch klar, dass der anonyme Sammler nur seine eigenen Fotos archiviert und gar nicht vorgehabt hatte, eine allgemeine Dokumentation von Zánka zu produzieren.

„Wie ich damals Zánka sah“ lautet der Titel, doch schließt sich daran sofort die Frage an, ob denn der Autor Zánka heute noch so sieht wie zum Entstehungszeitpunkt der Bilder? Sollte es sich bei dieser CD um ein Kultobjekt so genannter „Ostalgie“ handeln, wie es zum Beispiel die *Best of Communism* Musik-CD darstellt oder die luftgefüllten Konservendosen mit der Aufschrift *Last Breath of Communism*? Was für eine Identitätspolitik verbirgt sich hinter dieser Selbstrepräsentation? Einige Ethnologen versuchen die Ostalgie als aktive Arbeit am Selbst zu erklären, als eine kritische Reflexion der sozialistischen Vergangenheit, die keine Sehnsucht nach der Rückkehr dieser Vergangenheit habe.⁶ Nun stellt sich die Frage, ob dieser CD ein solches Moment eigen ist, das als Beleg für eine derartig reflexive beziehungsweise ironische Erinnerung⁷ herhalten könnte, ob sich diese sozusagen „auf frischer Tat ertappen“ lässt? Sollte es sich bei dieser CD wirklich um mehr handeln als um eine unkritische Zeitreise zurück in den Sozialismus?

Nach dem Durchblättern der Themenbereiche der ersten drei Spalten mit ihren rund 700 Fotos stößt der Benutzer, die Benutzerin unerwarteterweise auf drei Themenkreise, die ihn/sie stutzig werden lassen. Die belanglosen Titel „Spaziergang im Herbst“, „Spaziergang im Winter“ und „Spaziergang im Sommer“ lassen ähnlich langweilige Bilder erwarten wie in den vorangegangenen Kapiteln, zum Beispiel verschiedene Fotos von den Lagergebäuden in den genannten Jahreszeiten. Hinter obigen Titeln fand sich jedoch ganz besonderes Material.

Schon das erste Bild überraschte. Es stellte keinen Spaziergang im herkömmlichen Sinne dar. Es war vielmehr ein Privatfoto eines einjährigen Babys aus dem Jahr 1981 – also sicher kein Pionier. Allem Anschein nach musste es sich um das Kind eines Lehrers oder einer Lehrerin handeln, die in der Pionierstadt tätig gewesen waren. Auch der Schauplatz war unerkennbar – das Photo hätte überall und nirgends aufgenommen worden sein können. Wen also stellt dieses Bild dar?⁸

Beim weiteren Durchblättern stieg die Frustration, denn es folgte gezählte 123 Mal ein ähnliches Bild desselben Babys. Es handelt sich hierbei um eine typische Fotografieattitüde, die schon von Susan Sontag so leidenschaftlich verurteilt worden war.⁹ Mehr als hundert Bilder ohne das berühmte *Punctum*, das Roland Barthes als das Wesentliche des Fotos analysiert hat¹⁰, ohne ein verstehbares beziehungsweise assoziierbares Narrativ, das man als BesucherIn einer öffentlichen virtuellen Ausstellung dieser Bilder wiedergeben könnte. Auch Zánka findet man nur sporadisch und verschwommen in den Bildern. Manchmal sind im Hintergrund einige Gebäude, die eventuell in Zánka stehen könnten, erkennbar, zentral ist jedoch stets das Baby. Und tragischerweise wiederholt es sich in den Serien vom Herbst 1982, Sommer 1982 und Winter 1983 ...

*

Es hat den Anschein, als ob der Autor der CD im Prozess der Archivierung das Private und das Öffentliche fatal vermischt und den Dokumenten des Lagers spontan die Dokumente seines eigenen Lebens hinzugefügt hätte. Oder doch nicht? Auch im Sozialismus waren – mittels eines ideologisierten „Freundschafts“-Begriffes – das Private und das Öffentliche vermischt. Der *Newspeak* der kommunistischen Ideologie verlieh dem Wort „Freundschaft“ eine neue, politische Bedeutung. „Freundschaft“ hieß kommunistisch: Seine Genossen so sehr zu lieben wie die eigene Familie und die eigenen Freunde.¹¹ Die Welt verwandelte sich in eine große Familie beziehungsweise in einen Freundeskreis. Dies sollte nicht nur dem Ziel der Entpolitisierung des Privatlebens dienen, sondern einer Beraubung der Intimität – einer Intimität, die zu gefährlich, weil unkontrollierbar war. Die von mir persönlich auch erlebte, aber retrospektiv unerzählbare Absurdität dieses sozialistischen *Newspeak* soll hier mittels einiger zeitgenössischen Losungen und Namen aus dem Pionierlager Zánka illustriert werden, wie zum Beispiel „Unser Freund, der Arbeitermilizionär“¹²,

„Park der Freundschaft der Völker“, „Internationales Lager für Frieden und Freundschaft“.¹³

Unser gegenwärtiger Habitus – in dem wir heute diese Fotos sowohl bewusst ablehnen als auch unbewusst vor ihnen zurückschrecken – zeigt, dass die Vermischung des Privaten und Öffentlichen in dieser Sammlung inzwischen höchstwahrscheinlich unhaltbar geworden ist. Nichtsdestotrotz war das, was wir heute als *fatal Error* dieser Dokumentation erleben, damals die strenge Alltagsrealität der Pädagogen, die dort tätig waren und sich der sozialistischen Ideologie gegenüber loyal verhielten. Kein Wunder also, dass sich „Kinderfreundlichkeit“ und „Freundschaft“ als Losungen der Pionierstadt und des sozialistischen Systems als solchem auf das Privatleben auswirkten. Diese Wirkung konnte noch stärker sein, wenn man jahrelang im Lager gelebt und dort eine Familie gegründet hatte. Es hat den Anschein, als ob unser – noch immer anonymer – Autor einen Teil seines Familiengedächtnisses als historisches Material für uns musealisiert hätte, als ob ihm die Unterscheidung zwischen der Pionierstadt und seinem Zuhause unnötig, wenn nicht gar unmöglich gewesen wäre.

Erinnerungstheoretisch würde dies bedeuten, dass sein Gedächtnis eingekapselt wurde und für die Erinnerungsarbeit unerreichbar blieb. Der „Stummfilmcharakter“ der CD und ihre Textlosigkeit stärken diese Hypothese. Ein anderer Erklärungsansatz wäre eine – schon oben erwähnte – nostalgische Haltung gegenüber der Periode des Sozialismus, mittels derer das Individuum seine Erinnerungen verschönert und nur die positiven Elemente dieser Erinnerungen selektiert, um sie uns zu zeigen. Trotz allem aber wird man den Verdacht nicht los, dass es manchmal unerträglich sein muss, den Lageralltag derart mit dem Familienleben zu harmonisieren, und dass es auch bis heute unmöglich ist, diese ehemaligen Diskrepanzen und Konflikte spurlos zu verwischen.

*

Unter den letzten Kapiteln finden wir eines mit dem viel versprechenden Titel: „Pioniertagebuch einer Familie“. Da die Pioniertagebücher¹⁴ ziemlich gut erhalten und bekannt waren gab der Titel Anlass zu Hoffnungen, den Autor der CD endlich identifizieren zu können, und damit auch die Rolle der Kinderfotoserien besser zu verstehen. Auch ließ der ungewöhnliche Titel – ganze Familien pflegten keine Pionierlager zu besuchen – vermuten, dass es sich um kein reales Pioniertagebuch handeln würde, sondern womöglich

um einen lustigen – wahrscheinlich für eine Familie inszenierten – Scherz.

Das „Pioniertagebuch einer Familie“ beinhaltete eine handgezeichnete Cartoongeschichte mit der – im ehemaligen Ostblock sehr berühmten – Zeichentrickfilmfigur *Krtek*, dem Maulwurf.¹⁵ Der Titel der Geschichte lautete: „Das Guckloch – Zur Erinnerung an den kleinen Maulwurf in der Pionierstadt, 1977–83“. Dieses Pioniertagebuch in Cartoonform war von den Kollegen des Autors zusammengestellt worden, als dieser Zánka verließ. Aus der Geschichte wird klar, dass es sich bei dem Autor der CD um István K. handelt, den Hauptlehrer, der auch im lokalen Rundfunkstudio tätig war, der 1977 als Single nach Zánka gekommen war und im Lager ein neues Leben begonnen hatte. 1980 lernte er eine schöne Maulwürfin kennen und im selben Jahr wurde auch ihr kleines Maulwurf-Baby geboren. Bis 1983 diente er fleißig den Pionieren und der Partei, während die kleine Maulwurffamilie miteinander froh zusammenlebte. 1983 begann er in der nahe gelegenen Stadt Veszprém an der Hochschule für Marxismus und Leninismus zu studieren und bekam daraufhin ein Angebot für eine Arbeitsstelle in Kesztlőc. Also zogen die Maulwürfe in ein schönes Familienhaus nach Kesztlőc.

Die Geschichte ist lustig, erreicht aber kaum den humoristischen Standard der originalen *Krtek*-Serie. Eine Systemkritik der Pionierstadt gegenüber ist nur in Form von *Understatements* präsent. Im Jahr 1983 hatte man wahrscheinlich noch Angst, offen zu reden. Die Cartoongeschichte blieb deshalb sehr naiv und infantil, nur manche nebensächlichen Einzelheiten verweisen auf die ärmliche Umwelt und auf die lebensfremden Aufgaben in der Pionierstadt. Die Diskrepanz, wie man in einem Lager sein eigenes Kind erziehen kann, während man ganztätig für die Pioniere tätig sein muss, wird in der Geschichte abgebildet. Es wird jedoch nicht thematisiert, was für eine Kinderstadt Zánka gewesen sein muss, da sie doch nicht einmal über einen Kindergarten verfügte. Wie es 20 Jahre später von István K. auch nicht problematisiert wird, was für eine herbe Zeit er dort verbracht hatte ...

*

István K. gehört sicher nicht in die Reihe jener „Täter“, die ihre Erinnerung in der Öffentlichkeit verleugnen müssen. István K. war ein *homo kádáricus*, der eine durchschnittliche Kaderkarriere machte. Er konnte sein Maulwurfsloch, die Pionierstadt, verlassen und aus dem Lagerleben ins „normale“ Zivilleben wechseln. Trotzdem ist in seiner Erinnerung kein solcher Wechsel zu beobachten. In seiner Erinnerung ist er bis heute *Krtek* geblieben, der

naive, stumme¹⁶ und unbeschwerte Maulwurf, der seine schlechten Erfahrungen unterdrückt und seine Emotionen ohne Reflexion wiederholt.

Eine Haltung, die bereits in folgendem alten Witz zum Ausdruck kommt: Der kleine Maulwurf klettert aus dem Maulwurfloch und sieht sich um: Die Sonne scheint, die Vögel singen, das Gras ist grün und der Himmel ist blau. „Wie fantastisch ist es hier draußen“, begeistert er sich an der Landschaft. Dann geht er zurück ins Loch zu seinem Vater und sagt: „Papi, warum leben wir hier unten, wenn oben alles heller, schöner und lustiger ist?“ „Weil es unsere Heimat ist“ – antwortet sein Vater.

Anmerkungen

* Das Zustandekommen des vorliegenden Textes wurde durch ein Research Fellowship des Internationalen Forschungszentrums Kulturwissenschaften (IFK-Wien) ermöglicht, dem ich an dieser Stelle dafür meinen Dank aussprechen möchte.

1 Vgl. Zoltán HAULIS, Zánka: Múlt és jelen között. Az értékrekonstrukció mint kommunikációs stratégia [Zánka zwischen Vergangenheit und Zukunft. Die Wertekonstruktion als kommunikative Strategie] Manuskript, Pécs 2002; Tamás MIKLÓS, Az úttörővárostól a közhasznú társaságig [Von der Pionierstadt zur NGO], in: Éva BALOGH, András MARKÓ, László TÓTH (Hg.), Kultúra és rendszerváltás [Kultur und Systemwechsel], Budapest 2000, S. 192–222.

2 Az MSZMP Központi Bizottságának állásfoglalása ifjúságpolitikai kérdéseken. 1970. február 18–19. [Die Erklärung des Zentralkomitees der MSZMP in jugendpolitischen Fragen. 18.–19. Februar 1970], in: Henrik VASS, A Magyar Szocialista Munkáspárt határozatai és dokumentumai 1967–1970 [Erklärungen und Dokumente der MSZMP 1967–70], Budapest 1964, S. 488–524.

3 Verordnung des Bildungsministerium Nr. IV, 28671/1973.

4 Es soll hier kurz erwähnt sein, dass ich im Jahre 1976 eine der jungen Besucherinnen der Pionierstadt war, und zwar eines Lagers für bildende Künste – obwohl ich in der Großstadt Pécs im relativen Wohlstand lebte. Mein Bruder war später in einem Kurs für „ideologische Bildung“, woraus ihn mein Vater nur mit Hilfe seiner Parteiverbindungen „befreien“ konnte. Zánka kenne ich also relativ gut, nicht nur als unbeteiligte Beobachterin.

5 Siehe James CLIFFORD, Sich selbst sammeln, in: Gottfried KORFF, Martin ROTH (Hg.), Das historische Museum. Labor, Schaubühne, Identitätsfabrik, Frankfurt a.M. 1990, S. 87–106.

6 Vgl. Ina MERKEL, Az „ostalgia“ mint identitáspolitika. Észrevételek a keletnémet kultúra átalakulásáról [Die „Ostalgie“ als Identitätspolitik. Einige Bemerkungen über die ostdeutsche kulturelle Wandlung], in: Café Babel 39 (2000), S. 163–169; vgl. Ina MERKEL, Utopie und Bedürfnis. Die Geschichte der Konsumkultur in der DDR, Köln–Weimar–Wien 1999.

- 7 Éva KOVÁCS The Cynical and the Ironical – Remembring Communism in Hungary, in: *Regio* (2003), S. 155–169.
- 8 Mein Aufsatz verzichtet bewusst auf Illustrationen. Der Leser, die Leserin kann sich ein ganz x-beliebiges, simples Foto vorstellen, und dies wird genau jenem Photo entsprechen, das man auf der CD sieht.
- 9 Susan SONTAG, *On Photography*, London 1977.
- 10 Roland BARTHES, *La chambre claire: note sur la photographie*, Paris 1980.
- 11 Vgl. Ildikó SZABÓ, *A pártállam gyermekei* [Die Kinder des Parteistaats], Budapest 2000, S. 137–216.
- 12 Die Arbeitermiliz wurde 1956 gegründet, um die Lage nach der Revolution zu „konsolidieren“. Die paramilitärische Organisation existierte bis 1990.
- 13 Zánka war tatsächlich ein internationales Pionierlager: Algerien, Angola, die BRD, Belgien, Bulgarien, Chile, die DDR, Dänemark, Finnland, Frankreich, Irak, Italien, Jugoslawien, Korea, Kuba, die Mongolei, Norwegen, Österreich, Polen, Rumänien, Schweden, Syrien, die Sowjetunion, die Tschechoslowakei, Vietnam und Zypern delegierten Pioniere zum Plattensee. Gleichzeitig war es aber typisch, dass sich die Kinder im Lager – außer bei offiziellen Veranstaltungen, bei denen man niemand kennen lernen konnte – kaum treffen durften.
- 14 Das Pioniertagebuch war ein Protokoll, das die Pioniere selber führen mussten. Familien führten kein Tagebuch ...
- 15 „Der kleine Maulwurf, die wohl bekannteste tschechische Zeichentrickfigur, entstammt der Feder von Zdenek Miler und wurde jahrelang bei Kratky-Film in Prag gezeichnet. (...) Seit der WDR den kleinen Maulwurf und seine Freunde in den 60er Jahren in Prag entdeckte – geboren wurde er bereits 1957 –, gehört er zum festen Bestandteil des deutschen Kinderprogramms. (...) In insgesamt 80 Ländern wurde der kleine Maulwurf zum Erfolg, in Deutschland firmierte er zum Teil unter dem Namen „Pauli“, wobei dieser Titel nur in der Videoedition verwendet wurde und beispielsweise in den Büchern nicht auftaucht. In der tschechischen Originalfassung heißt der Maulwurf „Krték“ und ist dort der Star des tschechischen Sandmännchens.“ Siehe Harald LEINWEBER, *Der kleine Maulwurf*, in: <http://web.archive.org/web/20041025174005/http://www.krtek.de>, Zugriffsdatum: 25.10.2004.
- 16 „Legendär ist auch die reine Lautsprache des Maulwurfs, der wohl nur „Jej“ (bei Freude), „Jääj“ (bei Angst) und „Oij“ (bei Erstaunen, Freude) sagen kann. Auch „Juj“ ist (bei Erstaunen, Freude) bekannt. Ich bin mir nicht sicher, ob manche Anklänge von „hele“ (schau mal) und „tady“ (hier) evtl. auch darauf verweisen, dass der Maulwurf durchaus Tschechisch spricht.“ Vgl. LEINWEBER, *Der kleine Maulwurf*, 2004.

Kleine Reise in die Baedeker-Vergangenheit

Werner Sollors (Harvard)

Für M. C.

Wer reisen will,
Der schweig fein still,
Geh steten Schritt,
Nehm nicht viel mit,
Tret an am frühen Morgen,
Und lasse heim die Sorgen

Philander von Sittewald, 1650

(Einleitungsgedicht deutscher *Baedeker*)

Das Durchblättern von alten, vom Geist des Positivismus beseelten *Baedekern* bietet nicht nur ein unterhaltsames Vergnügen. Man erlebt manchmal auch ein melancholisches Rendezvous mit Orten des kulturellen Gedächtnisses. „Passports, though not necessary in the United States, may be useful in procuring delivery of registered and poste restante letters“, liest man zum Beispiel im *Baedeker The United States with Excursions to Mexico, Cuba, Porto Rico, and Alaska*, 4. Auflage von 1909, vor der Warnung, dass für nicht aus Amerika kommende, aus Robbenfell hergestellte Kleidungsstücke ein strenges Importverbot besteht.¹ Zur Weiterreise nach der Ankunft stand ein Eisenbahnnetz von 286.000 Meilen zur Verfügung, „more than one-half of the total mileage of the world“.² Es war ein Netz, das im Jahr 1907 von über 815 Millionen Passagieren benutzt wurde. Acht große Eisenbahnlinien führten zu den fünf Bahnhöfen in New Orleans; drei weitere Linien gab es für den Nahverkehr.³ Über die Lage der Stadt erfährt der Leser: „A great part of the city is below the level of the river during the high flood tides, which last for a few days each year, and is protected by a levee or embankment“.⁴ Der Reiseführer findet die spanischen und französischen Straßennamen in New Orleans „picturesque“, aber er moniert: „the Anglicized pronunciation will sometimes puzzle a stranger“.⁵

Der Österreich-Ungarn-*Baedeker* in der 20. Auflage von 1884 empfiehlt einen Sarajevo-Besuch vor allem in der ersten Wochenhälfte, „wo möglich *Mittwoch*, weil dann Markt ist“, denn „Freitags, Samstags, Sonntags ist die Stadt wegen der mohammedanischen, jüdischen, christlichen Feiertage weni-

ger belebt“. *Baedeker* findet, dass die „zahlreichen Minarets (c. 70) und die kleinen, gartenumgebenen Häuser“ einen „oft malerischen Anblick“ bieten.⁶ Empfohlen wird vor allem der Bazar, „ein Gewirr von verschiedenen Gassen, welche von Holzbuden mit dahinterliegenden feuersicheren steinernen Magazinen eingfasst sind“. ⁷ *Baedeker* macht den Leser neugierig auf „die schönen Kupferwaaren, die Silber-Filigranarbeiten, die Teppiche“, die man auf dem Bazar in Sarajevo mit Hilfe eines Dolmetschers ergattern kann, aber er warnt auch: „Viele sog. orientalischen Sachen sind übrigens österreichischer Herkunft“. ⁸ Bei der Weiterfahrt weist *Baedeker* noch auf die steinerne Brücke über die Narenta in Mostar hin, „im J. 1500 von den Türken erbaut, in einem Bogen von 30m Spannweite“. ⁹

In *Baedekers* Handbuch für Reisende nach *Palästina und Syrien*, 5. Auflage von 1900, erfährt man folgendes: „Die Mitnahme von Waffen ist auf den Hauptrouten [...] überflüssig, auf den übrigen Routen aber notwendig. In diesem Fall tragen in die Augen fallende Waffen wesentlich zur Erhöhung des Ansehens des ‚Franken‘ bei“. ¹⁰ Hatte man in der *Baedeker*-Redaktion bei Karl May nachgelesen? Den Reisenden wird erklärt, dass auf der Straße „den Frauen auch nur nachzusehen“ für „unanständig“ gilt und „unter Umständen gefährliche Folgen haben kann“, dass man „sich überhaupt nie in allzu große Vertraulichkeit“ mit Orientalen einlassen solle, dass es aber andererseits „ein eigentliches Proletariat dort nicht giebt, daß Leute ohne geringste Bildung und selbst Kinder eine angeborne Würde des Benehmens zeigen, die oft in Erstaunen versetzt“. ¹¹ Gaza wird als „eine halb ägyptische Stadt“ beschrieben, die stets „als Bindeglied zwischen Ägypten und Syrien gedient“ hat, „auf einem 30m h. Hügel mitten in Baumgärten“ gelegen, und mit reicher Vegetation. „Gaza hat heute weder Mauern noch Thore“¹², heißt es weiter. Das Reisen mit Reitkamelen wird detailliert beschrieben und als „sehr angenehm“ empfohlen, denn „man kann zu Kamel bequem lesen; auch braucht man den Zügel nicht in der Hand zu halten“. ¹³ Deshalb werden Entfernungen auch zum Teil in „Kamelstunden“ (d.h. Einheiten von 4 km) angegeben. ¹⁴

Nicht nur der implizite Kontrast zwischen einst und jetzt, sondern auch die kleinen Wandlungen von einer Auflage zur nächsten machen die Lektüre oft faszinierend. Wurde zum Beispiel die kleine Leichenhalle auf der Südostseite der Île de la Cité aus dem Jahr 1864 den Reisenden in *Paris-Baedeker* des 19. Jahrhunderts noch zum Besuch empfohlen, so liest man in der englischen Version *Paris and Environs with Routes from London to Paris*, 16. Auflage von 1907: „Morgue (closed to the public)“, immerhin noch gefolgt von einer detaillierten Beschreibung des schaurigen Ortes

where the bodies of unknown persons who have perished in the river or otherwise are exposed to view for identification. They are placed in a refrigerator and frozen at a temperature of 5-7° Fahr. before being laid on the marble slabs in the ‚salle d'exposition‘, which is kept at a temp. of 25° and is shut off from the public by a glass partition. In this congealed condition they may be kept, if necessary, for three months. The bodies brought here number 700-800 annually.¹⁵

Dieser Detailreichtum ist in der französischen Ausgabe *Paris et ses environs*, 17. Auflage von 1911, stark reduziert; und zu „la Morgue, dont l'entrée n'est pas publique“ erfährt man noch: „C'est un bâtiment où sont exposés les morts inconnus (env. 1000 par an), afin qu'on en puisse établir l'identité; il doit être démolí prochainement“.¹⁶ Gab es vielleicht auch Varianten in verschiedenen sprachigen Ausgaben der *Baedeker*? Im deutschsprachigen *Baedeker Paris und Umgebung*, 19. Auflage von 1923, liest man nur noch knapp: „Die kleine Leichenhalle (*Morgue*) soll abgerissen werden“.¹⁷

Beim Vergleich verschiedener Ausgaben der Österreich-*Baedeker* fallen solche Veränderungen und andere Ungereimtheiten auf, die sich zum Teil auf Gepflogenheiten aus der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg beziehen, manchmal vielleicht aber auch andere Entwicklungen deutlich machen. Der *Österreich-Ungarn-Führer* von 1884 enthält zum Beispiel zur Route von Salzburg nach Berchtesgaden eine Beschreibung des mit zwei Sternen ausgezeichneten Königssees, in der es heißt: „Am östl. Ufer stürzt der *Königsbach* an der rothen Felswand in den See. Etwas weiter, an der tiefsten Stelle des Sees (188m), weckt ein Pistolenschuss, gegen die w. Felswand abgefeuert, ein lang nachhallendes Echo“.¹⁸ *Baedekers Süddeutschland und Österreich*, ebenfalls aus dem Jahr 1884, berichtet wortgleich dasselbe.¹⁹ *Baedeker* schien also anzunehmen, dass der Reisende nicht nur in Syrien, sondern auch hierzulande bewaffnet unterwegs war. Doch macht es stutzig, dass die ansonsten ganz ähnliche Beschreibung der gleichen Route im Handbuch *Österreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien)*, 28. Auflage von 1910, eine kleine Variante aufweist: „Am ö. Ufer stürzt der im Hochsommer unansehnliche *Königsbach* an der roten, 800m h. Felswand in den See. Etwas weiter, an der tiefsten Stelle des Sees wecken zwei Schüsse (½M), w. gegen die *Brentenwand* abgefeuert, ein zweimal nachhallendes Echo“.²⁰ Hat denn *ein* Schuss 1910 nicht mehr gereicht? Zeichnet sich hier etwa eine Militarisierung ab? War Munition billiger geworden? Oder hatte der *Baedeker* vielleicht auf den Bericht eines Reisenden reagiert?

Zum Wiener Operettenbesuch im Theater an der Wien gab *Baedeker* 1884 noch einen Stehparterrepreis von „1 fl.“ an,²¹ 1910 war der billigste Platz mit

„2.10-2.60 K.“ in der Galerie.²² Was war mit dem Stehpublikum passiert? Oder ging das „eigentliche Proletariat“ 1910 nicht mehr so oft in die Operette? Unter den kaum zu beantwortenden Ungereimtheiten sind einfache Sachinformationen, die sich änderten: lag Salzburg laut *Baedeker* 1884 noch 412m über dem Meeresspiegel,²³ so hatte es 1910 433m erreicht,²⁴ wer weiß warum. Und der Pass in den Dolomiten zwischen Welschnofen und Vigo di Fassa oder Moëna sank im gleichen Zeitraum von 1750m auf 1742m.²⁵ Doch in diesem Fall variieren auch Beschreibung und Namen leicht. 1884 hieß es bei Welschnofen: „Ein leichter und lohnender Übergang führt von hier an den romantischen Karrerseen vorbei über den *Caressa-Pass* (1750m) zwischen l. Rothwand, r. Latemar nach (4½-5 St.) *Moëna* oder *Vigo* im Fassathal“.²⁶ 1910 gibt es eine neue Straße, die gelobt wird, aber der Pass heißt jetzt *Karerpaß* und führt nach *Vigo di Fassa*.²⁷ Der Pass lag und liegt an der Grenze zwischen deutsch- und italienischsprachigen Ortschaften. Kann es sein, dass sich die Heterogenität dieser europäischen Region 1884 noch in einem losen Mischsprachgebrauch bemerkbar machte: auf der deutschen Seite konnte man vom „Caressa-Pass“ reden, auf der italienischen von „Vigo im Fassathal“; 1910 waren „Karerpaß“ und „Vigo di Fassa“ von Sprachmischungen gereinigt (die ja auch in New Orleans befremdeten). War Sprachenvielfalt, war ethnische Pluralität 1910 problematischer als 1884?

Der durch verschiedene Gegenden der Donaumonarchie Reisende wurde 1884 ebenso wie 1910 beruhigt, dass er mit dem Deutschen gut durchkomme: „Die magyar. Sprache gehört bekanntlich, wie die finnische u. türkische, zum finnisch-tatarischen (altaischen) Sprachstamm und ist mit den europäischen (indo-germanischen) Sprachen nicht verwandt“. So heißt es gelehrt im Einleitungsteil zum ungarischen Kapitel 1884; doch es geht weiter: „Zu einer Reise in Ungarn ist die Kenntnis derselben nicht erforderlich, da deutsch in den Hôtels [...] und von den besseren Ständen fast überall verstanden wird“.²⁸ Dennoch folgt ein kleiner Sprachführer des Magyarischen. Der Führer von 1910 fasst es allgemeiner:

Die Kenntnis der deutschen Sprache ist in den slawischen und italienischen Teilen der Monarchie genügend verbreitet um dem Reisenden Verlegenheiten zu ersparen. Bahn- und Zollbeamte, Gendarmen, Schutzleute, wie auch die Bediensteten der Hotels und Bahnrestaurants sprechen fast durchweg deutsch.²⁹

Man bemerkt nebenbei das Verschwinden der „Hôtels“ zugunsten der „Hotels“. Und Prag kam 1884 noch mit *einem* Stadtplan aus, 1910 waren es mit folgender Begründung zwei: „Die Straßennamen usw., sind seit 1894 nur in

tschechischer Sprache [...] angebracht. Unser Übersichtsplan gibt die tschechischen Straßennamen“ [es folgen hier drei Worterklärungen, Anm. d. Verf.], „der zweite Plan, die Altstadt, die Kleinseite und den Hradschin umfassend, die altbekannten deutschen Namen“.³⁰

Die Sprachgrenzen und die Zusammensetzung der Bevölkerungsgruppen scheinen an Bedeutung zu gewinnen. So schreibt *Baedeker* 1884 zur Strecke von Prag nach Dresden über den später so schwer belasteten Gedächtnisort Theresienstadt: „Vor (78km) Stat. Theresienstadt (*Bahnrestaur.*) über die *Eger*, die bei der 2½km n. gelegenen Festung *Theresienstadt* (Hôtel Kronprinz Rudolf) in die Elbe mündet. Vom Bahnhof *Aussicht auf die malerischen Basaltkegel des *Mittelgebirges*“.³¹ 26 Jahre später lautet es ähnlich, aber doch mit einem gravierenden Unterschied, der gerade bei diesem Ort so bleiern schwer klingt:

Vor (78km) Stat. Theresienstadt (*Bahnrest.*) über die *Eger*; es beginnt das deutsche Sprachgebiet. ½ St. n. die ehem. Festung *Theresienstadt* (Gasth.: Erzherzog Karl; Restaur. Deutsches Haus) an der *Eger*, die unterhalb in die Elbe mündet. – Jenseits Aussicht auf die malerischen Basaltkegel des *Mittelgebirges*.³²

Die Aussicht hatte ihren Stern verloren, aber viel wichtiger scheint die hinzugefügte Bemerkung, dass hier das deutsche Sprachgebiet beginne.

Diese kleine Einfügung mag Teil einer wachsenden deutschen Nervosität in der Donaumonarchie gewesen sein. Jedenfalls gab es 1910 einen 1884 noch fehlenden Teil zur Bevölkerungsstatistik, in der aus der Volkszählung 1900 berichtet wurde. Danach gab es etwa 11,3 Millionen „*Deutsche*, die zu 4/5 in zusammenhängender Masse die Donaugegend bis zur March und über die Leitha hinaus, die Alpenländer, den W. und N. Böhmens und das nördliche Schlesien bewohnen, aber in größeren und kleineren Sprachinseln über die ganze Monarchie verteilt sind“; dann etwa 8,75 Millionen *Magyaren*, die, „wie die Deutschen innerhalb Österreichs, an Zahl jedem einzelnen der andern Volksstämme überlegen sind“; gefolgt von 3 Millionen Rumänen, nahezu 8 Millionen Tschechen, Mähren und Slowaken, 4,3 Millionen Polen, 3,8 Millionen Ruthenen, 3,4 Millionen Kroaten und Serben, 1,3 Millionen Slowenen und eine Dreiviertel-Million Italiener.³³ Dazu kam noch die religiöse Vielfalt im Habsburgerreich, die der *Baedeker* 1910 ebenfalls skizziert: 3/4 der Gesamtbevölkerung war römisch-katholisch, 1/5 griechisch-katholisch und orthodox, und es gab 4,2 Millionen Protestanten, 2 Millionen Juden und 610,000 Moslems.³⁴

Diese Vielfalt scheint 1910 für den *Baedeker* bedrohlicher geworden zu sein, als sie es 1884 noch war. Selbstverständlich fehlen ethnische und religiöse

Hinweise auch in den älteren *Baedekern* nicht, wie man ja schon im Sarajevo-Eintrag sah, wo es in einer mathematisch nicht ganz klaren Passage weiter heißt: „die Hauptstadt von Bosnien, Sitz der Behörden des österreich. Occupations-Gebietes, eines kathol. Erzbischofs und eines griechischen Metropolit, mit 21,377 Einw. (25,000 Mohammedaner und 1000 Juden) und einer 2500 Mann starken österreich. Garnison“.³⁵

Ebenso wird 1884 die Geschichte Siebenbürgens ausführlich dargestellt,³⁶ und, in der Gegend der Wasserscheide zwischen Donau und Weichsel, werden die 16 freien Zipser Städte an der Tatra, „die, im XII. Jahrh. durch eingewanderte Sachsen gegründet, bis heute deutsches Wesen und Sprache bewahrt haben“, kurz aber liebevoll beschrieben, darunter auch

*Leutschau*³⁷, ung. *Lőcse* (**Zum Reichsadler*), Hauptort der Zips, alte Stadt mit 7042 meist deutschen Einw. Schöne goth. Kirche *St. Jacob* aus dem XIII. Jahrh., dreischiffige Hallenkirche mit schlankem Turm; im Innern zierliches Tabernakel, mehrere gutgeschnittene Altäre, Gemälde und Grabsteine. Grosse Orgel.³⁸

Auch die schöne Aussicht auf die Tatra wird noch erwähnt.

Im *Baedeker Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien)* von 1910 tauchen bezeichnend viele neue Hinweise auf deutsche Bewohner von Ortschaften auf, Hinweise, die 1884 noch fehlten; und darüber hinaus wird die Darstellung fremder Einflüsse, über die zuvor noch frei berichtet wurde, gelegentlich gestrichen. So ist zum Beispiel Olmütz 1884 „zweite Hauptstadt von Mähren“ und eine „starke Festung mit 20,176 Einw. (einschliesslich der 4-5000 Mann starken Garnison)“, ³⁹ 1910 hat Olmütz „21,900 überwiegend deutsche Einw. (einschl. 3600 Mann Besatzung)“. ⁴⁰ Reichenberg ist 1884 „die zweite Stadt Böhmens (28,090 E.)“, ⁴¹ 1910 dagegen hat Reichenberg an der Neiße „38,000 (mit Vororten 70,000) deutsche Einwohner“. ⁴² Über Znaim (auf der Strecke von Dresden nach Wien) heißt es 1884:

Alte Stadt (12,254 E.), von Ottokar I. 1226 gegründet, auf der Höhe des l. Thaya-Ufers schön gelegen, bekannt durch den Waffenstillstands-Abschluss zwischen Erzherzog Karl und Napoleon nach der Schlacht von Wagram 1809. An Stelle der früheren Festungswerke umgeben hübsche Anlagen die Stadt.⁴³

1910 dagegen liest sich die Beschreibung so:

Von Ottokar I. 1226 zur Stadt erhoben, auf der Höhe des l. Thaya-Ufers schön gelegen, hat 16,300 deutsche Einw. und bedeutende Tonwarenindustrie. Die früheren Festungswerke sind in Anlagen umgewandelt.⁴⁴

Da *Baedeker* offensichtlich in späteren Ausgaben frühere Texte revidiert, ist auffällig, dass hier „deutsch“ hinzugefügt und „Napoleon“ weggelassen wurde.

Hinweise auf Franzosen wurden auch in der Beschreibung von Graz reduziert. 1884 schrieb *Baedeker* über den Grazer Schlossberg: „Seine schon im XV. Jahrh. zum Schutz gegen die Türken angelegten Befestigungen sprengten am 18. Juli 1809 die Franzosen in Folge des Waffenstillstands“.⁴⁵ 1910 dagegen erfährt der Leser nur, dass der Schlossberg „seit der Sprengung der Werke infolge des Wiener Friedens von 1809 von Parkanlagen umgeben [ist]“.⁴⁶ Im Salzburg-Eintrag wurden fremde Einflüsse sogar aus der Kulturgeschichte entfernt. 1884 befindet sich hinter Schloss Mirabell: „der schöne *Mirabellgarten* im altfranzösischen Geschmack mit Marmorstatuen“.⁴⁷ Dagegen heißt es 1910: „Der das Schloß umgebende *Mirabellgarten* bietet mit seinen Terrassen, geschnittenen Hecken und Marmorstatuen ein gutes Beispiel der Gartenkunst vom Anfang des XVIII. Jahrhunderts“.⁴⁸ Umgekehrt war es im Fall der *Akademie der Wissenschaften in Wien*, der der *Baedeker* 1910 einen Stern gibt und schreibt: „1753-55 von dem franz. Architekten *J. N. Jadot de Ville Issey* erbaut, mit prächtigem, 381qm großem Festsaal, der im J. 1848 viel genannten ‚Aula‘“.⁴⁹ 1884 fehlte die Angabe des französischen Architekten noch.

Es ist kaum möglich, aus diesem unrepräsentativen Flanieren durch alte *Baedeker* gültige Schlussfolgerungen zu ziehen. Vielleicht war das Klima im Hause *Baedeker* in Leipzig deutsch-nationalistischer geworden. Vielleicht war die Begeisterung über die Volkszählungsergebnisse von 1900 so groß, dass danach ethnisch aufgeschlüsselte Einwohnerzahlen ständig benutzt wurden. Vielleicht war die stärkere Ausrichtung auf Nationalitäten 1910 Teil der Moderne, deren andere Aspekte die Entwicklung moderner Kunst und Architektur einschlossen; so erwähnt die Auflage von 1910 auch den „auf allen Gebieten sich versuchende[n] Farbenvirtuos[en] *Gust. Klimt*“ und die „Ausbildung eines modernen Stils“ in Otto Wagners Architektur.⁵⁰

Vielleicht war aber auch an einigen kleinen Veränderungen von 1884 bis 1910 das Nahen des Ersten Weltkriegs wie ein Hauch zu spüren, ein Ereignis, das unter anderem erhebliche Neuauflagen vieler *Baedeker* nötig machen sollte. Im *Österreich-Baedeker* von 1920 wurden jedenfalls keine Schüsse mehr am Königssee abgefeuert.

Anmerkungen

- 1 The United States with Excursion to Mexiko, Cuba, Porto Rico and Alaska. Handbook for Travellers by Karl Baedeker, Leipzig ⁴1909, S. XIV.
- 2 Ebenda, S. XV.
- 3 Ebenda, S. 631.
- 4 Ebenda, S. 632.
- 5 Ebenda, S. 633.
- 6 Oesterreich-Ungarn. Handbuch für Reisende von K. Baedeker, Leipzig ²⁰1884, S. 329.
- 7 Ebenda, S. 329f.
- 8 Ebenda, S. 330.
- 9 Ebenda, S. 332.
- 10 Palästina und Syrien. Handbuch für Reisende, hg. von K. Baedeker, Leipzig ⁵1900, S. XXXIII.
- 11 Ebenda, S. XLII.
- 12 Ebenda, S. 141.
- 13 Ebenda, S. 210.
- 14 Vgl. ebenda.
- 15 Paris and Environs with Routes from London to Paris. Handbook for Travelers by Karl Baedeker, Leipzig-London-New York ¹⁶1907, S. 268.
- 16 Paris et ses environs. Manuel du voyageur par Karl Baedeker, Leipzig ¹⁷1911, S. 287.
- 17 Paris und Umgebung. Handbuch für Reisende von Karl Baedeker, Leipzig ¹⁹1923, S. 259.
- 18 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 95f.
- 19 Vgl. Süd-Deutschland und Oesterreich. Handbuch für Reisende von K. Baedeker, Leipzig ²⁰1884, S. 330.
- 20 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien). Handbuch für Reisende von Karl Baedeker, Leipzig ²⁸1910, S. 161f.
- 21 Vgl. Oesterreich-Ungarn [1884], S. 7.
- 22 Vgl. Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 14.
- 23 Vgl. Oesterreich-Ungarn [1884], S. 87.
- 24 Vgl. Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 142.
- 25 Vgl. Oesterreich-Ungarn [1884], S. 139; Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 206.
- 26 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 139.
- 27 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 206.
- 28 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 263.
- 29 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. XI.
- 30 Ebenda, S. 282.
- 31 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 221.
- 32 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 300.
- 33 Vgl. ebenda, S. XIX.
- 34 Vgl. ebenda.
- 35 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 329.

- 36 Vgl. ebenda, S. 345–348.
- 37 Im Original in Fettdruck.
- 38 Ebenda, S. 311.
- 39 Ebenda, S. 258.
- 40 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 352.
- 41 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 258.
- 42 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 343.
- 43 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 251.
- 44 Österreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien). Handbuch für Reisende von Karl Baedeker, Leipzig ²⁸1910, S. 340.
- 45 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 417.
- 46 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 236f.
- 47 Oesterreich-Ungarn [1884], S. 91.
- 48 Oesterreich (ohne Galizien, Dalmatien, Ungarn und Bosnien) [1910], S. 146.
- 49 Ebenda, S. 41.
- 50 Ebenda, S. 24.

Leutschau – Lőcse – Levoča als multiple Orte des Gedächtnisses

Elena Mannová (Bratislava)

„Wir Zipser, damals noch Deutsche, waren von dem glühendsten Patriotismus beseelt, und es gab wohl kein Komitat in ganz Ungarn, welches auf dem Altar des Vaterlandes an Gut und Blut so viel Opfer brachte, als unsere Zips“ – erinnert sich an die Revolutionstage von 1848/49 in Leutschau die Witwe nach einem dortigen Baumeister am Ende des 19. Jahrhunderts.¹ Im Januar 1849, ein paar Tage nachdem die 30-jährige Stadtbürgerin ihr fünftes Kind zur Welt gebracht hatte, wurde die Stadt von der kaiserlichen Armee besetzt. „Zur Strafe für den Patriotismus“ ihres Mannes wurden bei ihr zwölf Soldaten einquartiert, sie waren „frech und brutal“: „Ich hatte sehr schöne Büsten von Göthe und Schiller, verschiedene Figuren aus der Mythologie, sie zerschlugen sie alle, sagend, das sind Kossuth und seine Kinder.“ Sieben Mal wechselten sich in ihrem Haushalt Truppen beider Seiten ab. „Was wir den Oesterreichern zu geben gezwungen waren, gaben wir freiwillig unseren Vaterlandsvertheidigern.“ Endlich kam der gefürchtete Regierungskommissar Adam Mariássy mit den Russen: „In einem Zimmer waren 5 oesterreichische Soldaten, dazu gab man mir 65 Russen, doch waren diese sehr friedliche Leute, der Sergeant erlaubte ihnen nicht laut aufzutreten [...] Aber die Oesterreicher gaben uns zu schaffen, sie legten mitten im Zimmer Feuer, und brannten uns den Fussboden ganz aus.“²

Das starke regionale Bewusstsein („wir Zipser“), „ungarländischer“ Patriotismus, Identifizierung mit magyarischen Helden und Feindbilder von den Österreichern und auch von den mit ihnen kämpfenden slowakischen Freiwilligen („rohe Hurbanisten“) – diese persönliche Erinnerung unterscheidet sich nicht von den üblichen deutsch- und ungarischsprachigen historiographischen Schilderungen in Ungarn vor 1918. Unterschiedlich ist nur die Erwähnung der „deutschen“ Erinnerungsfiguren Goethe und Schiller und vor allem die Gender-Optik. Die alte Leutschauerin erzählt alle „großen“ Ereignisse aus der Perspektive ihres Hauses. Neben den von ihr anlässlich

des 50-jährigen Jubiläums der Revolution erwähnten „historischen“ Daten (sicher auch unter Einfluss von zeitgenössischen Interpretationen der Revolution) erwähnt sie ihren verhafteten Ehemann, ein Abenteuer ihrer Kinder mit einer „Miniatur Kanone“, das Kochen für die Offiziere, konkrete Formen der Requirierungen, die Veranstaltung eines „regelrechtes Picknicks“ für ungarische Soldaten mit „Haluschken“, Branntwein und Tanz. Die Frauenperspektive ergänzt das pro-magyarische Narrativ mit lebensweltlichen Elementen, beraubt es damit zwar um eine gewisse Faszination, wenn die alltägliche Normalität der mythisierten Revolution in farbigen *Beschreibungen* dargestellt wird, aber die *Argumentation* steht im Einklang mit Geschichtsbildern der Zipser Sachsen sowie mit der offiziellen ungarischen Gedächtnispolitik der 1890er Jahre. „Schicksalhafte“ Ereignisse von 1848/49 wurden zu „Fixpunkten“ der zipserdeutschen und ungarischen Geschichtswahrnehmung. Für die Bevölkerungsmehrheit dieser pluralistischen Region – die Zipser Slowaken – galten später unterschiedliche Relevanzkriterien des Erinnerns. Vor 1918 waren sie meistens loyale ungarische Staatsbürger, erzogen in magyarisierten Schulen. Unter Einfluss der Geschichtspolitik der Ersten Tschechoslowakischen Republik und des slowakischen Nationalismus begann sich ihr konkurrierendes Gruppengedächtnis (auf der Basis des Opfermythos und des „historisch begründeten“ Feindbilds der Magyaren) zu formieren. Menschen in der Zips erinnerten sich an unterschiedliche Vergangenheiten, obwohl sie sie (zumindest territorial) gemeinsam erlebt hatten.

Das multiethnische „Herz der Zips“

Die Stadt Leutschau (slow. Levoča, ung. Lőcse) entstand an der Stelle älterer slawischer Siedlungen im 13. Jahrhundert und wurde zum Zentrum der deutschen Kolonisation der Zips. Die reiche Handelsstadt gehörte später zu den Hauptorten der Renaissance und des Humanismus in Ungarn. Danach stagnierte der Handel und ein definitives Ende der Blüte bedeutete für die Stadt Leutschau die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts, als ihr die wichtige Eisenbahnlinie auswich. Am Anfang des 20. Jahrhunderts wohnten hier etwa 7000 Menschen, in den 1930er Jahren ca. 9000, die Mehrheit bildeten Slowaken.³ Vor 1918 gehörten sie fast ausschließlich zu niedrigeren sozialen Schichten. Wohlhabende Bürger, die die Funktionen der Stadtverwaltung besetzten, waren Deutsche, und so hatte Leutschau nach außen einen deut-

schen Charakter. Die starke Assimilierung zum Magyarentum und nach 1918 die Migration von Slowaken verursachte allerdings die Verringerung ihrer Zahl.⁴ Die Anzahl magyarischer Einwohner wuchs seit dem 18. Jahrhundert mit der Ankunft des Komitatsadels und des Beamtentums. Die Situation änderte sich rapid während des Dualismus, als immer mehr Stadtbewohner Ungarisch als ihre Muttersprache deklarierten. Nach der Etablierung der Ersten Tschechoslowakischen Republik bekannte sich eine sinkende Zahl der Einwohner zur ungarischen Nationalität.⁵ Fast drei Viertel der Leutschauer waren Katholiken, das übrige Viertel bildeten Lutheraner, Juden und Griechisch-Orthodoxe.⁶

Alle Stadtbürger charakterisierte ein markanter Lokal- und Regionalpatriotismus. Bei den Zipser Deutschen gründete sich ihr starkes Regionalbewusstsein ursprünglich auf die ethnische Vielfalt der Zips, doch am Ende des 19. Jahrhunderts identifizierten sie sich schon ganz mit der ungarischen Seite.⁷ Die Redaktion der Leutschauer Zeitung *Zipser Bote* forderte, dass jeder Zipser seinen Patriotismus durch den Besuch ungarischer Schulen und das Erlernen der ungarischen Sprache pflegen sollte.⁸ Ihre Entfremdung vom Habsburgerhaus und von Österreich wurzelte in Erinnerungen an heldenhafte antihabsburgische Kämpfe des ungarischen Adels, an das Leid und Unrecht während der Rekatholisierung⁹ und an die Verletzung der Selbstverwaltung durch Joseph II.¹⁰ Ihre Achtung und Loyalität gehörte dem ungarischen König, selten titulierte man Seine Majestät als Kaiser. Während sich im Kontext der ganzen Habsburgermonarchie die kollektiven Identitätsstiftungen im Spannungsverhältnis zwischen nationalen Konzepten (hier dem magyarischen) und Österreich-patriotischen Gesamtstaatskonzepten bewegten,¹¹ entwickelte sich die Situation hier anders. In der Zips konkurrierten nicht-magyarische ethnisch-nationale Gedächtnisse mit dem ungarischen Gesamtstaatsgedächtnis, das sich aber nicht supranational profilierte, sondern für die magyarische Staatsnation eintrat.

Das Lokalbewusstsein der deutschsprachigen Einwohner von Leutschau beruhte vor allem auf der Erinnerung an die glorreiche „deutsche“ Vergangenheit der Stadt als Zentrum der autonomen Provinz der Zipser Sachsen und als königliche Freistadt mit einflussreichem deutschen Bürgertum, wobei sich eine Rivalität mit Käsmark, einem weiteren bedeutenden Zentrum der Zips, herauskristallisierte. Als sich Ungarn im Rahmen des Modernisierungs- bzw. Nationalisierungsprozesses allmählich in eine ethnisch homogene Landschaft transformieren wollte, hatten die Zipser Deutschen nicht viele Alternativen. In den Zipser Städten und Dörfern lebte zwar eine wesentlich

größere Zahl Slowaken als Magyaren, doch das soziale und kulturelle Prestige der Slowaken war niedrig und die slowakische Nationalbewegung besonders in dieser Region schwach entwickelt. Die einzige reale Alternative für eine relativ kleine deutschsprachige Gruppe schien die aktive Partizipation am Prozess der Magyarisierung.¹² Sie waren ökonomisch vom ungarischen Markt abhängig, viele konnten in drei Sprachen kommunizieren. Die Offenheit des magyarischen Nationalismus, der für eine sprachliche und kulturelle Assimilierung Möglichkeiten im staatlichen Apparat und andere Vorteile anbot, ebenso wie gewaltsame Formen der Assimilation, vor allem im Schulwesen, beeinflussten die pro-ungarische Loyalität der Zipser Sachsen. Ebenso dienten die katholische und die evangelische Kirche als Instrumente der Magyarisierung. Der Mythos des gemeinsamen Freisinns und gemeinsamer historischer Erfahrungen verband sie mit der ungarischen Staatsidee und mit der magyarischen Kultur.¹³ Ihre promagyarische Haltung überdauerte auch den Umsturz und erodierte erst in den letzten Jahren der Ersten Tschechoslowakischen Republik. Deutschnationale und nationalsozialistische Ideologie hatten deshalb in diesem Milieu keine tiefen Wurzeln.¹⁴

In Leutschau hatten die hiesigen Deutschen eine sprachlich-kulturell bunte Nachbarschaft und so war der „soziale Rahmen des Erinnerns“ von Alteritäten geprägt. Slowakisch-, deutsch-, ungarisch-, tschechisch-, jiddisch- oder romasprachige Leutschauer waren ebenso wie andere Staatsbürger gezwungen, ihre „Nationalität“ bei den Volkszählungen sowie beim Ausfüllen von amtlichen Formularen zu deklarieren. Den Kindern und Jugendlichen in den Schulen, den Männern in der Armee, allen im öffentlichen städtischen Raum – vor allem bei offiziellen Festen – wurde das staatsnationale historische Narrativ vermittelt: vor 1918 das ungarische, danach das slowakische beziehungsweise tschechoslowakische. Deutsche Straßennamen, Firmenaufschriften oder Plakate wurden von ungarischen und nach 1918 von slowakischen ersetzt bzw. ergänzt. In den Straßen wie in Kaffeehäusern konnte man seit dem Ende des 19. Jahrhunderts immer häufiger Ungarisch hören, viele magyarisierten ihre Familien- und Vornamen, sogar einige Grabinschriften trugen Spuren der Magyarisierung und auch der vorher florierende Kinderaustausch zum wechselseitigen Erlernen der Sprache begann vor dem Ersten Weltkrieg nachzulassen, weil das Deutsch der Stadtbewohner immer mehr dem Magyarischen zu weichen begann.¹⁵ Doch Schwierigkeiten beim Durchsetzen des ungarischen Theaters deuten an, dass nicht alle Bürger die ungarische Sprache genügend beherrschten. Auf dem Rathaus wurde ungarisch amtiert, slowakische Akten und Protokolle erschienen erst nach dem Um-

bruch (seit 1920), aber die Mehrheit der Beamten und Angestellten war nach wie vor durch die monarchistische Ära geprägt. In den katholischen Kirchen wurde in 1920er Jahren slowakisch und ungarisch gepredigt, deutsch nur einmal monatlich. Evangelische Gottesdienste wurden in deutscher Sprache, seit 1921 auch in slowakischer zelebriert. Trotz Protestaktionen, vor allem von Frauen, wurde die slowakische Unterrichtssprache eingeführt, 1921 wurde zudem die deutsche Staatsrealschule gegründet. Die Mehrheit ihrer Schüler gab als Muttersprache Ungarisch an, was sich in den nächsten Jahren zugunsten des Deutschen änderte. Gedenkfeiern offizieller tschechoslowakischer Jubiläen wurden auf dem deutschen Realgymnasium oft mit der *Zipser Hymne* eröffnet. Die einzige Zeitung, die in der Stadt nach dem Ersten Weltkrieg herausgegeben wurde, war eine ungarische.

Bei den Wahlen gewann Hlinkas Volkspartei zumeist die Mehrheit der Stimmen, an zweiter Stelle war die Zipserdeutsche Partei gemeinsam mit magyarischen Parteien, gefolgt von den Kommunisten. Die Vielzahl deutsch- bzw. ungarischsprachiger Vereine erweiterte sich in der Zwischenkriegszeit durch das slowakische und tschechoslowakische Vereinsleben. Zahlreiche Vereine bildeten lokale Filialen, die von ihren Zentralen vor allem in Bratislava und Prag beeinflusst waren. Zur Nationalisierung von deutschsprachigen Leutschauern hat der Deutsche Kulturverband beigetragen, es ist aber nicht gelungen, einen Deutschen Turnverein zu gründen. Konflikte zwischen deutschen und slowakischen Mitgliedern der freiwilligen Feuerwehr, die einen sozialen Kern hatten (deutsche Handwerker wollten die Aufnahme slowakischer Arbeiter verhindern), führten zur Spaltung des Vereins. Im alten Zipser „Historischen Verein“ wurde der ungarische Patriotismus allerdings nicht vom Deutschnationalismus abgelöst und trotz Bemühungen sudetendeutscher Aktivisten beharrte er auf einer regionalen Identität. Und obwohl sich viele Vereine laut Statuten „ethnisch“ profilierten und dementprechende Integrations- und Exklusionsmechanismen zur Verfügung hatten, war die Mitgliedschaft oft heterogen. Dreisprachige Reden und Programme charakterisierten fast alle öffentlichen kulturellen Veranstaltungen im städtischen Rahmen in der Zwischenkriegszeit. Auf dem Korso promenierte man nicht nach ethnischen Kriterien, sondern nach sozialen: Sonntagnachmittag spazierten auf dem Schießplatz zuerst Dienstmädchen und Soldaten, abends Studenten und „bessere Leute“. Trotz Bestrebungen, Elemente des Alltagslebens als ideologische Waffen zu instrumentalisieren, war die Lebenswelt der Leutschauer entlang der nationalen Trennungslinien *eindeutig* nicht geteilt.

Andererseits führten Erinnerungskonflikte zur Nationalisierung einzelner Gruppen der multiethnischen Stadt. Als einer der bedeutendsten Konflikte ist der Sturz des Honvéd-Denkmal zu nennen. Die Stadt ließ das Denkmal des ungarischen Heimwehrkämpfers als Andenken an die Schlacht am Branisko (1849) im Jahr 1876 auf dem Hauptplatz errichten. Zu diesem Symbol der antihabsburgischen Revolution marschierten jedes Jahr am Vorabend des 15. März Fackelzüge, dort wurden Kränze niedergelegt, Reden gehalten, Hymnen gesungen. Noch im November 1918 beschwor hier die hiesige Garnison den Treueid auf Ungarn. Nach dem Zerfall der Monarchie wurde das Honvéd-Denkmal mit Holzbrettern verhüllt. Als die Leutschauer Öffentlichkeit ihren Protest gegen den neuen Staat auch durch das Ignorieren einer festlichen Sokol-Turnübung im August 1919 demonstrierte, wurde in der Nacht darauf das „provokative“ Honvéd-Denkmal von tschechischen Sokols demoliert. Der ikonoklastische Akt erweckte starke Emotionen. Die Stadtbürger reagierten mit schwarzer Kleidung, auf dem Rathaus und auf der Kirche wurden schwarze Fahnen gehisst, die Geschäfte blieben geschlossen. Studenten initiierten eine große antitschechoslowakische Demonstration mit ungarischen Symbolen. Ein Mädchen, das den zertrümmerten Honvéd mit Blumen schmücken wollte, wurde von einem Gendarmen verletzt. Unter den Demonstranten waren viele Slowaken, die die Nachkriegsteuerung dem tschechoslowakischen Regime zuschrieben und sich vor dem „tschechischen Atheismus“ fürchteten. Der slowakische Gespan meldete, dass die Slowaken beim Anblick der Magyaren und Deutschen, die die Trümmer der Statue beweinten und küssten, gedacht hätten, dass es sich dabei um einen Heiligen handelt. Er verurteilte die Demolierung, weil es sich um eine Unterminderung der Staatsautorität handelte, erklärte aber zugleich, dass es zu einem Missverständnis gekommen sei: Die tschechischen Sokols orientierten sich nicht an den hiesigen Verhältnissen, sie verstanden kein Ungarisch und hatten unterschiedliche Erfahrungen mit nationalen Konfliktsituationen. (Noch zehn Jahre danach dachten hiesige tschechische Gendarmen – četníci, dass es sich um eine Statue von Kossuth handelte, also um einen für sie noch evidenten Repräsentanten der ungarischen Unterdrückung.) Die tschechische Presse in Prag informierte über eine magyarische hochverräterische Demonstration und beschuldigte vor allem den Kommandanten der Leutschauer Garnison – einen Deutschen. Die slowakischen Zeitungen kritisierten den Radikalismus der Sokols, der die eventuelle Kooperation mit Zipser Magyaren und Deutschen bedrohte. Verschiedene Gruppen haben also dem Denkmal und dem Akt seiner Zerstörung unterschiedliche Bedeutungen

zugeschrieben. Sein Platz blieb drei Jahrzehnte leer, bevor er mit einem slowakischen Nationalhelden besetzt wurde. Zum 100. Jubiläum des „slowakischen Aufstandes 1848/49“ wurde hier die Plastik von Ľudovít Štúr enthüllt, also einer gesamtslowakischen Erinnerungsfigur, obwohl sich mit der lokalen Tradition des hiesigen evangelischen Lyzeums eher Ján Francisci oder Professor Michal Hlaváček verbanden.

Leutschau als Topos und Medium des kollektiven Gedächtnisses

In festlichen Reden, Ritualen, in historischen Arbeiten, Romanen¹⁶ und in der Reiseliteratur, auf Ansichtskarten, Gedenkgegenständen, Ausstellungen, im Film oder im Internet erschien und erscheint als Erinnerungsort entweder die ganze Stadt oder aber einzelne Elemente ihrer Geschichte und Topographie. In unterschiedlichen Medien wurden als *Topoi*¹⁷ des Gedächtnisses einzelner Erinnerungskollektive etwa das Zentrum der Zipser Sachsen, der spätgotische Künstler Meister Paul von Leutschau, die Weiße Frau, der Wallfahrtsort Marienberg und das evangelische Lyzeum als ein Zentrum der slowakischen Nationalbewegung formuliert, symbolisch tradiert oder aber vergessen. Andererseits stellt die Stadt selbst ein *Medium* der unterschiedlichen Gedächtnisse dar. Sie erscheint als Summe von Orten, von Erinnerungsknoten, in denen die *images* der Geschichten, Kulturen und Erfahrungen deponiert sind.¹⁸ Im Grundriss des mittelalterlichen Hauptplatzes, im Renaissance-Rathaus und in Bürgerhäusern, in zahlreichen Kirchen, im berühmten riesigen Altar in der Pfarrkirche des Heiligen Jakob, in Denkmälern und Gedenktafeln, in Straßennamen, im Museum der Zips (Spišské múzeum) sowie in staatlichen Archiven werden historische Epochen, politische Ereignisse und kulturelle Systeme repräsentiert und ihre Spuren als „Erbe“ unterschiedlichen Nationalgemeinschaften gesichert.

Aber auch die historiographische Erinnerungsarbeit hängt eng mit der Politik zusammen. Nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich unterstützte die Mehrheit der Zipser Heimatforscher die ungarische Staatsidee und auch deutschsprachige Autoren publizierten ihre Werke auf Ungarisch. Die ursprünglich – nach außen – vorwiegend deutschsprachige Zips mit *Lőcse* in ihrer Mitte wurde als die stärkste Bastei des Magyarentums im Norden dargestellt.¹⁹ In der Zwischenkriegszeit kämpften um die „richtige“ Interpretation der Zipser bzw. Leutschauer Geschichte mehrere Historiographien, zum ersten Mal auch die slowakische. Zipser und Nicht-Zipser deutsche

Historiker, Sprachwissenschaftler und Volkskundler, ebenso wie ungarische, tschechische, slowakische und polnische wollten den wichtigen Anteil des eigenen Volkes an den kulturellen und wirtschaftlichen Erfolgen der Region und der Stadt in der Vergangenheit beweisen und die Teilnahme der jeweils anderen negieren oder wenigstens vermindern.²⁰ Das Kernproblem der Polemiken war die Besiedlung der Zips, die vor allem aufgrund der Entwicklung von Ortsnamen erforscht wurde. Umstritten war auch die ethnische Zuordnung der Kunst, wobei die Hervorhebung eines „deutschen Genius“ und der „deutschen Mission“ sowie die Kontinuität der Zipser Kunst mit mittelalterlichen deutschen Siedlungsräumen im Vordergrund standen. Aus deutschnationaler Perspektive wurde der Opportunismus, „die schlechte Haltung“ und „Charakterschwäche“ der Ahnen der Zipser Deutschen heftig als „völkischer Selbstmord“ kritisiert: Die einzige Rettung aus der „Degeneration“ durch Mischehen, Sprachmischung und „geistige Mischung“ konnte angeblich nur die deutsche Kultur bringen. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte sich das deutsche Narrativ über die Zips und Leutschau nur im Westdeutschland fortsetzen. Sein Ton wechselte dabei von einem kämpferischen zu einem nostalgischen, in dem sich Opfer der Vertreibung an ihre alte Heimat erinnerten. Die zuvor heftig kritisierte promagyarische Haltung der Zipser Deutschen wurde aus dieser Perspektive nunmehr positiv gesehen, weil sie das Eindringen großdeutscher Ideen und der nationalsozialistischen Ideologie verhindert habe. Autonomistische Slowaken und die deutsche Minderheit in der Slowakei sind in diesen neuen deutschen Erzählungen fast als Verbündete gegen einen gemeinsamen Feind – die Tschechen – dargestellt.²¹ Nach 1989 konnte die „Biographie“ der Zipser Deutschen auch in der Slowakei öffentlich präsentiert werden. Die Vertreter der hiesigen Karpatendeutschen wollen neben einem wichtigen deutschen Beitrag für die wirtschaftliche und vor allem kulturelle Entwicklung der Slowakei auch das Bild eines „friedlichen Zusammenlebens im Herzen Europas“ fixieren.²² Tragische Ereignisse aus den Jahren 1939–1945 werden dabei zwar erwähnt, aber nur marginal, eine weitaus größere Aufmerksamkeit wird den deutschen Opfern der Jahre 1944–1946 gewidmet.

Hingegen standen im Zentrum des slowakischen historiographischen Narrativs über *Levoča*, das sich nach 1918 und vor allem nach 1945 entwickelte, das Thema der slawischen Besiedlung und die Rolle des evangelischen Lyzeums in der slowakischen Nationalbewegung.²³ Jene paar Jahre, die die jungen Anhänger von Štúr in Levoča verbrachten, bedeuten für die Geschichte der Stadt nur eine Episode, doch für die Nationalerzählung ein wichtiges

Kapitel. Die slowakische marxistische Historiographie wiederum schenkte pflichtgemäß der Arbeiterbewegung und „revolutionären Traditionen“ sehr viel Raum und lobte die Stadt als „kleines Moskau“. Kunsthistorische Denkmäler der Stadt, an der Spitze der berühmte gotische Altar von Meister Paul (Pavol), nach wie vor Basis eines überregional bzw. international wirksamen Images von Levoča, werden von slowakischer Seite meistens ohne ethnische Konnotationen beschrieben. Die Deutschen wurden in slowakischen Texten über die Geschichte von Levoča nur selten hervorgehoben, zumeist wurde nur die deutsche Kolonisierung und die „Aktivierung der Gesinnungsgenossen des Faschismus“ nach 1935 erwähnt.

Aber auch die offiziellen amtlichen Benennungen markieren den Anspruch des (National-) Staats auf die Stadt. Aus dieser Hinsicht sollte *Lőcse* einen „magyarischen“ und magyarisierten Gedächtnisort darstellen und *Levoča* einen „slowakischen“. Der Gedächtnisort *Leutschau* erscheint in zipserdeutschen promagyarischen Narrativen ebenso wie in deutschnationalen Texten reichsdeutscher oder sudetendeutscher Provenienz und hat dort unterschiedlichen Inhalt und Sinn. In deutschnationalen Varianten steht im Mittelpunkt die Ideologie des Kulturträgertums: die zivilisatorische Rolle der Zipser Sachsen und die Kunstleistungen von Meister Paul. Die ungarische Version der Stadtgeschichte sowie des Lokalgedächtnisses basiert auf dem „ungarländischen“ Patriotismus und auf dem Widerstand gegen die Habsburger, der in der Legende von der Weißen Frau (die die antihabsburgischen Kämpfer verraten haben soll) und in Erinnerungen an die Revolution von 1848/49 dargestellt wurde. Das slowakische nationale Geschichtsbild widmet hingegen die größte Aufmerksamkeit dem Levočaer Lyzeum im Vormärz. Die populäre Bezeichnung von Levoča als „slovenský Norimberg“ („slowakisches Nürnberg“) erkennt einerseits „deutsche Verdienste“ an der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen architektonischen Ausstattung der Stadt an, aber zugleich wird die Slowakisierung dieses urbanen Raums betont. Die slowakisch-marxistische Version der Stadtgeschichte wiederum bezieht sich vorrangig auf die Arbeiterbewegung der Zwischenkriegszeit. Aus denselben Elementen der städtischen Vergangenheit wurden in der Wissenschaft, aber auch in anderen Praxisformen der Geschichtsschreibung (in politischen Reden, im Unterricht, in Broschüren für Touristen etc.) mehrere Gegenerzählungen rekonstruiert. Eine ethnisch und politisch differenzierte „Gegengeschichte“ eröffnen die konfessionellen Varianten der Stadtgeschichte. In der katholischen Auffassung des Bildes von Levoča spielen Prozessionen auf den Marienberg eine wichtige Rolle und dem Verweis auf das soziale und

kulturelle Prestige des reichen evangelischen Stadtbürgertums wurde das „Zauberbild“ der Jungfrau Maria – und damit auch die katholische Bevölkerungsmehrheit – entgegengesetzt.²⁴

Leutschau als ein zentraleuropäischer Gedächtnisort, geprägt durch spezifische Prozesse des Erinnerns und Vergessens, verweist darauf, dass auch in einem kleinstädtischen Raum das Spannungsfeld von pluriethnischen bzw. -kulturellen Repräsentationen die Erinnerungskultur vor 1918 nachhaltig geprägt hat bzw. noch in der Zwischenkriegszeit relevant war. Die institutionalisierte Formierung von Partialgedächtnissen mit ideologischer Absicht zielte zwar auf die Abgrenzung einzelner Gruppen, doch die Interaktionen im lokalen Rahmen zeigen, dass die kollektiven Lebenswelten nur selten feste und unüberschreitbare Grenzen hatten. Aus der politischen Perspektive nach 1918 konnte zwar die Struktur der Stadtöffentlichkeit als dualistisch wahrgenommen werden (das deutsch-magyarische Lager versus das slowakisch-tschechische), aber zahlreiche interne Spannungen zwangen alle zum Kompromiss und oft zur Kooperation. Und so mussten auch unterschiedliche Interpretationen der Leutschauer Vergangenheit und Gegenwart akzeptiert werden.²⁵

Anmerkungen

- 1 Staatsarchiv Levoča, Personalbestand Viktor Greschik, Karton 8, Manuskript Alt Leutschau in historischen Einzel-Darstellungen, 1932, S. 1226–1235.
- 2 Ebenda, S. 1232.
- 3 1880: 51%, 1910: 46%, 1919: zusammen mit Tschechen 57%, 1938: 81%. Ivan CHALUPECKÝ, Jozef SULAČEK, *Dejiny Levoče* [Geschichte von Levoča] 2, Košice 1975, S. 74, 227.
- 4 1880: 33%, 1910: 20%, 1919: 16%, 1938: 5%, ebenda.
- 5 1880: 10%, 1910: 36%, 1919: 22%, 1938: 3%, ebenda.
- 6 1910: 73% Katholiken, 14% Evangelische A.B., 11% Israeliten, 11% Griechisch-Orthodoxe, ebenda.
- 7 An Beispielen einzelner Reden und Texte der Lehrer an Zipser Mittelschulen zeigt dies Joachim von PUTTKAMER, *Schulalltag und nationale Integration in Ungarn. Slowaken, Rumänen und Siebenbürger Sachsen in der Auseinandersetzung mit der ungarischen Staatsidee 1867–1914*, München 2003, S. 371–373.
- 8 Jörg MEIER, *Untersuchungen zur deutschsprachigen Presse in der Slowakei. Sprache und Geschichte der Zeitung „Zipser Anzeiger/Zipser Bote“*, Leutschau 1993, S. 172.
- 9 Hugo GROTHE, *Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips. Ein illustriertes Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte*, Crimmitschau 1927, S. 202.

- 10 Erich FAUSEL, Das Zipser Deutschtum. Geschichte und Geschehnisse einer deutschen Sprachinsel im Zeitalter des Nationalismus, Jena 1927, S. 21.
- 11 Eva Maria HOIS u.a., Gedächtnis/Erinnerung und Identität – Konstruktionen kollektiver Identität in einer pluriethnischen Region, in: Moritz CSÁKY, Astrid KURY, Ulrich TRAGATSNIG (Hg.), Kultur – Identität – Differenz, Innsbruck u.a. 2004, S. 215–254, hier S. 216.
- 12 Milan OLEJNÍK, Impact of external factors upon the formation of ethnicity – the case of German community living in the region of Zips (Slovak Republic), in: Internetzeitschrift Človek a spoločnosť (Košice) <http://www.saske.sk/cas/4-2002> (5.2.2004), S. 4.
- 13 Dušan ŠKVARNA, Multietnicita Spiša a národnoemancipačné procesy na ňom [Die Multiethnizität der Zips und die nationalen Emanzipationsprozesse], in: Ryszard GLADKIEWICZ, Martin HOMZA (Red.), Terra Scepusiensis. Stavbádania o dejinách Spiša [Der Stand der Forschung zur Geschichte der Zips]. Levoča–Wrocław 2003, S. 671–678, hier S. 675.
- 14 OLEJNÍK, Impact of external factors, S. 4.
- 15 FAUSEL, Das Zipser Deutschtum, S. 64.
- 16 Z.B. Mór JÓKAI, A lőcsei fehér asszony [Die weiße Frau von Leutschau], Budapest 1885; L. N. ZVĚŘINA, Levoča. Román, Praha 1926.
- 17 Vgl. Patrick SCHMIDT, Zwischen Medien und Topoi: Die *Lieux de mémoire* und die Medialität des kulturellen Gedächtnisses, in: Astrid ERLI, Ansgar NÜNNING (Hg.), Medien des kollektiven Gedächtnisses, Berlin 2004, S. 25–43.
- 18 Nicolas PETHES, Diesseits der Leitha, jenseits der Lethe. Zehn Thesen zum Raumkonzept der kulturwissenschaftlichen Gedächtnisforschung, in: Amália KERÉKES u.a. (Hg.), Leitha und Lethe. Symbolische Räume und Zeiten in der Kultur Österreich-Ungarns, Tübingen–Basel 2004, S. 1–8, hier S. 3.
- 19 János MIRKVA, Lőcse szab. kir. város kalauza és műtörténeti emlékei. Útmutató turisták részére [Stadt- und Denkmalführer der königlichen Stadt Lőcse. Straßenverzeichnis für Touristen], Lőcse o. J. [nach 1909], S. 9.
- 20 Vgl. als Überblick der unterschiedlichen Geschichtsschreibungen zum Thema Zips: GLADKIEWICZ, HOMZA (Red.), Terra Scepusiensis, Vendelín JANKOVIČ, Spišská historiografia [Die Zipser Historiographie], in: Richard MARŠINA (Hg.), Spišské mestá v stredoveku [Zipser Städte im Mittelalter], Košice 1974, S. 159–172.
- 21 Diese Motive überdauern nachhaltig. Vgl. Adalbert HUDAK, Die deutschen Siedlungen in der Slowakei, in: Gotthold RHODE (Hg.), Tausend Jahre Nachbarschaft. Deutsche in Südosteuropa, München [1981], S. 102–113.
- 22 Ondrej PÖSS, Karpatskí Nemci. Die Karpatendeutschen, Bratislava 2002.
- 23 Vgl. Michal SUCHÝ, Dejiny Levoče 1 [Geschichte von Levoča], Košice 1974.
- 24 Ján STRAKA, Mariánské milostivé miesto Hora levočská [Der gnadenvolle Marienort Leutschauer Berg], Košice 1899, S. 8–9.
- 25 Die Forschungsarbeiten für diesen Beitrag ermöglichte die Grant-Agentur VEGA, Projekt No. 2/4185/24.

Heimat[en]. Zur Konstruktion des Steirischen

Dieter A. Binder (Graz)

1945, gezeichnet vom traumatischen Erlebnis des Kriegsendes und der nun offenen Konfrontation mit dem Nationalsozialismus,¹ überwiegt auf Bundes- und Länderebene ein antinationalsozialistischer Grundkonsens.² Der strikten Kontrolle durch die Alliierten hält man ein scheinbar mit der Moskauer Deklaration von 1943 legitimes Bewusstsein entgegen, als „erstes Opfer des Nationalsozialismus“ die Jahre 1938 bis 1945 gleichsam an die deutsche „Reichsgeschichte“ abtreten zu können. Diesem Gefühl, das bei Politikern, die aus den KZs befreit worden waren,³ durchaus verständlich ist, steht allerdings von Beginn an das Problem der Partizipation einer erheblichen Anzahl der Österreicher/Steirer am nationalsozialistischen Regime entgegen. Zunächst im Gleichklang mit den Alliierten, dann unter dem Druck der Alliierten wird der Versuch unternommen, auf einer juristischen Ebene – „Entnazifizierung“ – die Vergangenheit zu „bewältigen“. 1948 beginnt mit der Unterscheidung zwischen Minderbelasteten und Belasteten jenes Wählerpotenzial der „Ehemaligen“ sichtbar zu werden, das sich 1949 erstmals an den Wahlen in Österreich nach dem Ende des Nationalsozialismus beteiligen wird können. Hier setzt spätestens das „Wettrennen“ der Parteien um deren Stimmen ein.

Unter dem Landeshauptmann Karl Maria Stepan entwickelten Viktor von Geramb und sein Kreis ab Herbst 1934 ein Konzept der „steirischen Heimat“, das dem Versuch Stepans entsprang, in einem neuen Heimatgefühl die politische Fragmentierung der Gesellschaft zu überwinden. So rühmte man noch in den 1960er Jahren das große Laienspiel Paula Groggers über die Liebe Erzherzog Johanns zu Anna Plochl, an dem die Einwohner Öblarns 1936 und 1937 unabhängig von ihrer jeweiligen politischen Überzeugung teilgenommen hatten, als jenen geglückten Versuch, unter dem Bild der „Heimat“ alle gesellschaftlichen Gräben überwunden zu haben.⁴ Ernst Hanisch konstatiert für 1948 die „Rückkehr der Gegenaufklärung“,⁵ nachdem unmittel-

bar nach dem Kriegsende eine bescheidene kulturelle Pluralität zu beobachten war. Erleichtert wurde diese von ÖVP und SPÖ getragene Haltung, die KPÖ war ohnehin marginalisiert, durch den weitgehenden Abzug der Briten aus der Steiermark, die das Land nun an der langen Leine begleiteten.

Die Begründung der „Heimat“ aus der Krise kommt diesem politischen Kontext zugute, auf die „ständestaatliche“, auf die nationalsozialistische, folgte nun die demokratisch legitimierte, um den Wiederaufbau ringende „Heimat“. Die politisch zerrissene Gesellschaft sollte in der „Heimat“ geeint werden. Amalgamierend wird das Schicksal der eigenen Generation erzählt, „die zwei Weltkriege und zwei Bürgerkriege mitgemacht hat und die weiß, dass es endlich genug ist mit einer Zeit, in der man sich innerhalb eines Landes und eines Volkes immer wieder nur eingesperrt hat, sich bekriegt und befehdet hat bis zum Kampf mit der Waffe in der Hand.“⁶ Erster und Zweiter Weltkrieg, der partielle Schutzbundaufstand im Februar 1934, der Juliputsch der Nationalsozialisten im gleichen Jahr, der in der Steiermark besonders heftig ausfiel, die vom „autoritären Ständestaat“ Inhaftierten des sozialdemokratischen, des kommunistischen und des nationalsozialistischen Lagers werden gleich; die von den Nationalsozialisten unter rassistischen und politischen Vorzeichen in KZs und Vernichtungslager verbrachten Steirer werden gleichgesetzt mit jenen Nationalsozialisten, die nach dem Mai 1945 in Entnazifizierungslager und Gefängnisse verbracht worden sind. Aus dem „deutschen Bollwerk“ wird ein „abendländisches“ an der Grenze zum kommunistischen Europa.⁷

In der männerbündlerischen Heimat⁸ der 1950er Jahre haben die Frauen ihren Platz als „Mütter, die das Leben weitergegeben haben“,⁹ da „die Liebe der Mütter [...] dieses Land erschaffen“ hat.¹⁰

Durch Jahrhunderte hindurch ist die steirische Bäurin mit roten Augen im Rauch der Rauchstube gestanden und hat ihre Kinder ausgetragen und aufgezogen und ist die erste Dienstmagd des Hauses gewesen. Und wenn sie heute auch vor dem Sparherd steht und wenn sie vielleicht schon mit dem Propangas kocht oder mit dem Elektroherd, die Hüterin der heiligen Herdflamme, das heißt die Hüterin der Seele des Hauses, muss sie bleiben.¹¹

Damit entsprach man dem Frauenbild des *Mariazeller Manifests*, das ausdrücklich „eine formalrechtliche Gleichstellung der Geschlechter“ ablehnte.¹² Oder wie es der Volksbildungsreferent Franz Maria Kapfhammer formulierte, käme dem Mann „die politische Führungsaufgabe“ als dem „Priester des Hauses“ zu.¹³

Die Erzherzog Johann-Jahre 1959 und 1982 – in ihrer das Jahr über andauernden Präsenz eigentlich nur mit der *Kulturhauptstadt Graz* 2003 vergleichbar – sind steirische Mobilisierung und 1959 gleichzeitig Plattform für die ÖVP, um innerhalb der Bundespartei die Frontstellung der (Reform-)Bundesländer gegen die „Niederösterreicher“ zu eröffnen.¹⁴ 1982 wiederholt sich das Bild ohne bundespolitischen Ansatz, jetzt dient der Johann-Mythos als Folie für den anlaufenden Landtagswahlkampf. Hier provoziert man gezielt die Analogisierung, der im Wahlkampfauftakt befindliche Landeshauptmann wird zum Stellvertreter Erzherzog Johanns auf Erden, der Modernisierer, zu dem Mann mit den besten Ideen und Beratern. Bei „der Identitätsfindung“ wird „in eine bereits fernere, dadurch weniger problematische, aber konsensfähigere Vergangenheit ausgewichen“; Erzherzog Johann wird „als ‚Prototyp des steirischen Menschen‘ herausgestrichen“, und damit wird „eine konkrete historische Standortbestimmung mit ihrem gesellschaftlichen und kulturellen Hintergrund und ihrem bedrohlichen globalen Bezugsrahmen umgangen“.¹⁵

Wo aber bleibt die Moderne in diesem Kontext? Sie formierte sich vorerst außerhalb der Politik und durch eine Generationsablöse.¹⁶ Die *Urania* unter Wolfgang von Schaukal und Bernhard Baule war eine Plattform, die jungen Künstlern und Intellektuellen offen stand. Hier und im *Grazer Hochschulstudio* begegnete man auch Schlüsselfiguren jener Szene, die ab 1959 mit dem *Forum Stadtpark* einen organisatorischen Nukleus für den „steirischen“ Aufbruch Ende der 1960er Jahre schuf.¹⁷ Zu dieser vom Krieg noch betroffenen Generation schlossen die „jungen Wilden“ auf. Die Generationsablöse innerhalb der ÖVP-Parteistruktur, der beamteten Kultur und der Kulturkritik erleichtert in den 1960er Jahren den Marsch durch die Institutionen. Die ÖVP unter Josef Krainer sen. profitierte davon, denn sie hatte den ressortmäßigen Zugriff und konnte sich als die moderne Partei präsentieren. Hanns Koren, für die rückwärts gewandten Heimatmacher unbestritten einer der ihren, bildet die Tarnkappe für den Paradigmenwechsel, den die junge Generation herbeiführte, und er stand zu diesem Paradigmenwechsel, als sich die Reaktion formierte.¹⁸

Die Moderne als Heimat wird kurz und teilweise wild umstritten in den frühen 1970er Jahren sichtbar. Plötzlich passen Steireranzug und Grenzüberschreitungen zusammen. Aus der festgeschriebenen „Tracht“ wird ein Modeartikel, deren unterschiedliche Varianten nicht nur Kitsch, sondern auch Pluralismus ahnen lassen. Wolfgang Bauer wird mit Försterkragen und Weinglas von Günter Waldorf aufs Titelblatt der *manuskripte* gesetzt. Dem

„Bollwerk Heimat“ sprießen zarte Knospen eines neuen Verständnisses: Heimat wird andeutungsweise zur Brücke zum Nachbarn, wird Fluchtort für Gefährdete. Schrittweise nimmt man verdrängte Codes der regionalen Geschichte auf, die jüdische Steiermark wird sichtbar,¹⁹ die slowenische Steiermark tritt ins Bewusstsein.²⁰ Heimat ist nicht mehr der laviert deutschnationale Monopolbetrieb. Heimatgefühl wird gleichsam privatisiert und hat Erfolg – STS „will wieder heim nach Fürstenfeld“ und Hubert von Goisern ist die alpine Antwort auf die Geigen von Toni Stricker. Das Fach „Heimatkunde“ in den Volksschulen geht im „Sachunterricht“ auf.

Doch die Ängste, die dem kurzen Gefühl der Freiheit nach der Wende 1989/90 und einer einsetzenden ökonomischen Krise folgen, werden alsbald politisch instrumentalisiert. Der radikale Oppositionshabitus der Haiderischen FPÖ im Aufwind fordert Grenzen. Aus den pluralen Trachtenziten soll wieder Uniform werden, „Volkskultur und Blasmusik“ ist wiederum ein politisches Ressort geworden und der Bürgermeister von Graz kehrt zur Bollwerkmetaphorik „Innerösterreichs“ zurück, um seine Ablehnung eines EU-Beitritts der Türkei im Juni 2005 „historisch“ zu legitimieren.²¹

Anmerkungen

- 1 Es ist dabei nicht unerheblich, dass im von der steirischen Politik getragenen Verständnis der „Akt der Befreiung“ 1945 nicht im Zusammenbruch des nationalsozialistischen Regimes in den ersten Maitagen unter dem Einmarsch der sowjetischen Truppen gesehen wird, sondern in der Ablöse der sowjetischen Besatzungsmacht, die den größeren Teil der Steiermark besetzte, durch die der Briten im Juli 1945. Charakteristisch für diese Sichtweise ist auch das Verhalten der katholischen Kirche des Landes, die im Mai 1945 Dankgottesdienste für das Kriegsende zelebrieren ließ und sichtlich nicht das Ende des NS-Terrors zum Anlass nahm. Letztlich galt der Dank „den Befreiern von den ‚Befreiern‘“, wie dies zuletzt 1995 bei der Eröffnung der exzellenten Ausstellung *Die Briten in der Steiermark* von politischer Seite unter dem Applaus der Anwesenden geschehen ist. Sehr rasch erfolgte die Umdeutung des sowjetischen Einmarsches in die Steiermark, eingebettet in die Rahmenerzählung des Kalten Krieges, als ein Beispiel für die „Steppenvölker“, die in „mediterran bestimmte Kulturräume brachen“, da diese „Völker [...] bis in unseren Raum immer dann“ kamen, „wenn sie ihre Weideländer an Stärkere verlieren – wie es das unerbittliche Gesetz der Steppe ist –, wenn sie weitausgreifende Raubzüge durchführen oder wenn sie von Weltherrschaftsideologien getrieben werden.“ Gerhard PFERSCHY, Grenzfunktionen des steirischen Raumes, in: *Die Steiermark. Brücke und Bollwerk*, Graz 1986, S. 2.

- 2 Diese Haltung, die etwa in der Ausstellung *Niemals vergessen!* und dem damit verbundenen Begleitband zum Ausdruck kommt [„Niemals vergessen!“ Ein Buch der Anklage, Mahnung und Verpflichtung, Wien 1946] kann nicht mit einem „antifaschistischen Grundkonsens“ umschrieben werden, da die unterschiedliche Interpretation des „Ständestaates“, wie sie schon im Wahlkampf 1945 deutlich artikuliert wurde, einen solchen verhinderte. Allerdings umfasste der „Antinationalsozialismus“ nur eine vehemente Ablehnung des sichtbaren Terrors, der totalitären Herrschaftspraxis etc. und nicht eine umfassendere Fragestellung, die letztlich auf die Teilnahme der Bevölkerung an dieser Herrschaftspraxis abzielte. Auf die Steiermark bezogen formulierte dies der unter Anm. 1 zitierte Artikel scheinbar zeitlos. „Randzonen wie die unsere sind sicher dem Wechselspiel der Machtentwicklungen ausgesetzt, ihre Zuordnung wird immer wieder problematisiert, ist stärker abhängig von der Entscheidung starker Persönlichkeiten und der Bevölkerung, die ihnen folgt.“ (PFFERSCHY, Grenzfunktionen, S. 7.) Damit wird gleichsam eine mentalitätsgeschichtliche Theorie des Slogans „Führer befiehlt, wir folgen Dir!“ geliefert.
- 3 Hier seien aus steirischer Sicht Alfons Gorbach und Karl Maria Stepan angeführt.
- 4 Vgl. dazu Dieter A. BINDER, Die politisch-historische Instrumentalisierung des Erzherzog Johann-Mythos, in: ÖGL 43 (1999), S. 281–295.
- 5 Ernst HANISCH, Der lange Schatten des Staates. Österreichische Gesellschaftsgeschichte im 20. Jahrhundert, Wien 1994, S. 426.
- 6 Hanns KOREN, Europa und die Jugend, in: Hanns KOREN, Reden, Graz 1966, S. 395–408, hier S. 396.
- 7 Eine derartige Sichtweise wird emotional heute noch gelegentlich abgelehnt. Vgl. Alfred ABLEITINGER, Der vergewaltigte Wiederaufbau, in: Kleine Zeitung vom 8. Mai 2005, S. 26. Dort schildert der Autor die vom Verfasser mitbetreute Ausstellung *Wo keine Steiermark, da kein Österreich* im Grazer Joanneum als Zeitzeuge und als Historiker. Mangels nicht eintreffender öffentlicher Unterstützung für seine darin zum Ausdruck gebrachte Position wird unter Wechsel der literarischen Form und des Mediums nachgedoppelt und der Rahmen für den Ruf nach Zensur und obrigkeitsstaatlichem Verbot der Ausstellung und ihrer Sichtweise mitgetragen. [Vgl. Alfred ABLEITINGER, Eine Ausstellung als „Ärgernis“. Ein Interview, in Verbindung mit dem Kommentar von Ernst Brandl, Schwarz-weißer Wiederaufbau. Die grüne Mark in Bildern des Landesarchivs, in: Zur Zeit 23 (2005), S. 21.] Schließlich gibt Ableitinger seine Position unmissverständlich zu erkennen. „Auch ich bin Produkt einer Sozialisation, in der nicht für zentral gehalten wurde, was in der NS-Zeit geschehen ist“. Er sehe die Zweite Republik zwar als nicht frei von Defiziten, aber doch in überwiegendem Ausmaß als Erfolgsgeschichte. Es sei „nicht zwingend“, bezüglich des Umgangs mit der NS-Vergangenheit „den Spiegel vorzuhalten.“ Zit. n. Gerlinde PÖLSLER, Vergewaltigung oder Ärgernis?, in: Falter (Steiermark) 27 (2005), S. 6.
- 8 Vgl. Dieter A. BINDER, Die Heimatmacher. Das restaurative Klima in der Steiermark 1955, in: Historisches Jahrbuch der Stadt Graz 34/35 (2005), S. 167–188.

- 9 Hanns KOREN, Die Ordnung des Gemeinwesens, in: KOREN, Reden, S. 409–421, hier S. 411.
- 10 Hanns KOREN, Euch ist das Schicksal des Landes in die Hand gegeben, in: KOREN, Reden, S. 263–272, hier S. 269.
- 11 Ebenda.
- 12 Mariazeller Manifest (Kurzfassung), in: Maximilian LIEBMANN, Das „Mariazeller Manifest“ als Teil einer Doppelstrategie, in: Ulfried BURZ, Michael DENDARSKY, Werner DROBESCH (Hg.), Brennpunkt Mitteleuropa. Festschrift für Helmut Rumpler, Klagenfurt 2000, S. 639–657, S. 652.
- 13 Franz M. KAPFHAMMER, Familie und Heim, in: Die Heimat lädt dich ein. Eine Gabe an die steirischen Jungbürger, Graz 1959, S. 27.
- 14 Dieter A. BINDER, Steirische oder Österreichische Volkspartei, in: Robert KRIECHBAUMER, Franz SCHAUSBERGER (Hg.), Volkspartei. Anspruch und Realität. Zur Geschichte der ÖVP seit 1945, Wien–Köln–Weimar 1995, S. 559–600.
- 15 Eduard STAUDINGER, Wandel der Denkmäler, in: Sterz. Zeitschrift für Literatur, Kunst und Kulturpolitik 21 (1982), S. 3–5.
- 16 Vgl. Dieter A. BINDER, Heimatsuchen. Versuche zur Kulturgeschichte eines Bundeslandes, in: Alfred ABLEITINGER, Dieter A. BINDER (Hg.), Steiermark. Die Überwindung der Peripherie, Wien–Köln–Weimar 2002, S. 551–634.
- 17 Auch bei diesem Aufbruch spielte der Umgang mit der nationalsozialistischen Vergangenheit, bzw. deren verdrängende Amalgamierung, in der „steirischen Heimat“ eine wesentliche Rolle, da die „Jungen“ innerhalb dieser Gruppe ihre Widersacher sehr konkret im einschlägigen Milieu verorten konnten. Vgl. Kurt BARTSCH, Das Forum Stadtpark Graz und seine Zeitschrift „manuskripte“ in den 1960er Jahren: Eine Avantgarde, in: Kurt BARTSCH, Gerhard MELZER (Hg.), Trans-Garde. Die Literatur der „Grazer Gruppe“. Forum Stadtpark und „manuskripte“, Graz 1990, S. 9–21.
- 18 Vgl. BINDER, Heimatsuchen.
- 19 Dies wurde ab 1988 durch die Errichtung eines weithin sichtbaren Gedenkstein für die Opfer des Holocaust über den Resten der 1938 zerstörten Grazer Synagoge, die Errichtung einer neuen Zeremonienhalle auf dem Grazer jüdischen Friedhof, nachdem der ursprüngliche Bau 1938 zerstört und 1945 nur durch einen Notbau ersetzt worden war, und schließlich ab 1998 durch den Neubau der Synagoge sichtbar. Vgl. Gerald LAMPRECHT (Hg.), Jüdisches Leben in der Steiermark. Marginalisierung, Auslöschung, Annäherung, Innsbruck 2004.
- 20 Vgl. Christian STENNER (Hg.), Steirische Slowenen: Zweisprachigkeit zwischen Graz und Maribor, Graz [1994].
- 21 Steiermark: Graz „Bollwerk gegen Türken“, in: Die Presse, 1.7.2005; „Bollwerk“ gegen Türkei-Beitritt, in: Der Standard, 1.7.2005.

Peter Rosegger und der Kampf ums Heine-Denkmal in Deutschland

Dietmar Goltschnigg (Graz)

Und immer noch bin ich lieber der kleine angefeindete Waldpoet, als der große Dichter Heinrich Heine, dessen ohnehin zweifelhaftes Andenken durch diese sonderbare Denkmalschnorrerei aufs Tiefste entwürdigt wird. (Peter Rosegger, *Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug*, 1894)

In der deutschen Gedächtniskultur stellt Heinrich Heine einen Sonderfall dar. Kein anderer Schriftsteller hat seine Nachwelt so extrem polarisiert wie er. Das kühne und zugleich naive Unterfangen seiner Verehrer, drei Jahrzehnte nach seinem Tode die Erinnerung an ihn in einem Denkmal auf deutschem Boden zu verewigen, steigerte zwangsläufig den widerständigen Hass seiner Feinde, deren Zahl nun noch beträchtlich größer war als schon zu seinen Lebzeiten. Die Errichtung eines Denkmals galt als jene augenfällige Konstitutionsform des Gedächtnisses, die sich in der Gründerzeit – meist zur historischen Legitimation des neu geschaffenen Nationalstaates – enormer Popularität und weiter Verbreitung erfreute, so dass man dieser Epoche geradezu eine „Denkmalseuche“ zu attestieren vermeinte.¹ Kaum war der Plan eines Denkmals für Heine in seiner Geburtsstadt von den Zeitungen verkündet worden, war dies keine bloß lokale Düsseldorfer Angelegenheit mehr, sondern wurde zur nationalen Frage hochgespielt, die das ganze neue Reich betraf und darüber hinaus den deutschsprachigen Kulturraum Mitteleuropas insgesamt. Dass dieser Denkmalstreit nicht nur in der deutschen, sondern auch in der österreichischen Presse ein lautstarkes Echo fand, belegt das Beispiel Peter Roseggers.

Das Scheitern des Düsseldorfer Heine-Denkmals wurde am 24. Januar 1893 endgültig besiegelt, als der dortige Stadtrat infolge des preußischen Vetos den Beschluss fasste, das Platzangebot für ein Heine-Denkmal zurückzuziehen. Daraufhin signalisierte überraschend die Stadt Mainz ihre Bereitschaft zur Übernahme des Denkmals. Zur Werbung dafür veranstaltete der Journa-

list Hans R. Fischer in der *Frankfurter Zeitung* im März 1894 eine Umfrage unter deutschen Dichtern und Intellektuellen.² Auch der populäre steirische Volksschriftsteller Peter Rosegger wurde um eine Stellungnahme gebeten, die dieser aber mit der nicht besonders plausiblen Begründung verweigerte, er „kenne weder Mainz noch Heine gut genug, um über die Sache eine bestimmte Meinung äußern zu können“.

Rosegger war im Jahrzehnt zuvor rüden Angriffen von Seiten der österreichischen Deutschnationalen um Georg Ritter von Schönerer ausgesetzt gewesen, und zwar aus zwei Gründen: zum einen als „Judenknecht“, der gut bezahlt für „Judenblätter“ schreibe und seine Bücher in jüdischen Verlagen publiziere; zum andern jedoch – und dieser Vorwurf ist wesentlich erstaunlicher – wegen seines Antisemitismus, der zwar alle bekannten moralischen, religiösen und sozioökonomischen Vorurteile gegen die Juden als die Protagonisten der krisenanfälligen Moderne instrumentalisierte, den Deutschnationalen aber dennoch nicht radikal genug erschien, weil er das modernste antisemitische Argument, den Rassismus, aus Gründen christlicher Nächstenliebe ablehnte. Wie widersprüchlich die so genannte „Judenfrage“ in den politischen Lagern Österreichs abgehandelt wurde, belegt auch die Tatsache, dass Rosegger – dank den Angriffen von Seiten der Deutschnationalen – von dem 1891 in Wien gegründeten liberalen *Verein zur Abwehr des Antisemitismus* zum Ehrenmitglied ernannt worden war – eine Auszeichnung, die der Volksschriftsteller allerdings zurückgewiesen hatte.³

In dieser Situation wurde er nun um seine Meinung zum Mainzer Heine-Denkmal befragt und übte Stimmenthaltung, weil er es sich weder mit seinen antisemitischen noch mit seinen jüdischen Mitbürgern verscherzen wollte. Als jedoch zur Überraschung des Befragten die Begründung seiner Stimmenthaltung in ihrem vollen Wortlaut von der *Frankfurter Zeitung* mit einem süffisanten Kommentar veröffentlicht wurde („Peterchen hatte da ein Böckchen geschossen. Es gab keinen Gebildeten, der geglaubt hätte, Rosegger kenne nicht Heine, den er so oft in seinem ‚Heimgarten‘ erwähnt.“⁴) und andere Blätter wie der *Pester Lloyd* oder der *Berliner Boersen-Courier* dem steirischen Dichter Unbildung und Opportunismus vorwarfen, fühlte er sich provoziert und publizierte in seinem Grazer Familienblatt *Heimgarten* eine ausführlichere Stellungnahme unter dem viel sagenden Titel *Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug*.⁵ Seine Parteinahme fiel nun unmissverständlich aus. Der ganze Artikel erweist sich als ironisch-satirische Abrechnung mit Heine und der ihn reklamierenden jüdischen Presse. Gegen ihre Widersacher pflegen die jüdischen Journalisten, so verteidigte sich Rosegger, „mit cynischer Rück-

sichtslosigkeit vorzugehen“, sie selber seien aber „von einer lächerlichen Empfindsamkeit, die es als Beleidigung des ganzen Stammes“ auffasse, „wenn einer Heinrich Heine nicht“ kenne: „Die Heinegötzei, die sie jetzt treiben in Deutschland, ist dumm und frech. Vor diesem Geßlerhut neigen wir uns nicht.“⁶ Was Heine selber anbelangt, wiederholte Rosegger, dass dieser ihn „nie interessiert“ habe.⁷ Zwar sei er früher „mehrmals sozusagen durch einen guten Instinct an Heine gerathen, [...] aber außer einigen Liedern war und blieb ... [mir] dieser menschliche und literarische Charakter widerlich, und so habe ... [ich] darauf verzichtet, ... [mich] näher vertraut zu machen mit solch boshaft höhrendem Geiste“.⁸ Die bescheidenen Heinestudien, die er nunmehr nach dem „Wuthgeschrei im papierenen Lager Israels“⁹ betrieben habe, hätten seine instinktive Abneigung gegen Heine, vor allem gegen den Satiriker, nur noch verstärkt. Denn die Satire, gemeinhin „das Schoßhündchen der Poesie“, sei im Falle Heines zur „Bestie“ ausgeartet, die man „in den Winkel“ schleudern müsse: „Es ist ein Unterschied, ob das Schlechte verspottet wird, um es zu bessern, oder das dem Menschen Heilige, um es zu tödten. Es ist ein Unterschied, ob man die Sünde schildert, um an sie zu locken, oder um von ihr abzuschrecken.“ Der Denkmalfrage erteilte Rosegger sodann „nothgedrungen“ die gebührende Antwort: „Dem Dichter Heinrich Heine aus dem Gelde seiner Verehrer ein Denkmal in – Paris.“¹⁰ „Und immer noch“, so Roseggers abschließende, mit einem neuerlichen Angriff verschränkte Demutsgeste, „bin ich lieber der kleine angefeindete Waldpoet, als der große Dichter Heinrich Heine, dessen ohnehin zweifelhaftes Andenken durch diese sonderbare Denkmalschnorrerei aufs Tiefste entwürdigt“¹¹ werde.

Rosegger war damals im ganzen deutschsprachigen Raum ein durchaus prominenter Schriftsteller, und so verwundert es nicht, dass auch sein Urteil über Heine eine bemerkenswerte Resonanz fand. Die liberale und sozialdemokratische Presse belächelte „diesen schlichten und treuherzigen Bauern, dessen keusche Gesinnungen durch die Kenntniß von Heine's Schriften noch nicht befleckt“¹² seien. Und so sah sich Rosegger abermals zu einer Replik genötigt, die er mit der Klage einleitete, dass über die 37 Bände seiner Schriften „in gewissen Blättern seit jeher nicht soviel geschrieben worden“ sei „als über seine anfangs gleichgiltige, dann nach Einblicknahme und Provocation scharf ablehnende Haltung gegen das Heine-Denkmal“: „Ich pflege die Dinge beim Namen zu nennen und man kann nicht leicht deutlicher und entschiedener seine Meinung sagen, als ich es in genanntem Falle gethan habe.“¹³ Den ihm einst feindlich gesinnten deutschnationalen Kreisen hatte sich Ro-

segger, der nach seinen eigenen Worten als „Christ und Deutscher selbst ein geborener Antisemit“¹⁴ war und sich programmatisch zu einem „vernünftigen Antisemitismus“¹⁵ bekannte, nunmehr offenbar erfolgreicher anbietet.

Indessen war auch das Mainzer Heine-Denkmal vorzeitig zum Scheitern verurteilt. Der dortige Stadtrat beschloss am 31. Oktober 1894 die endgültige Ablehnung des Monuments. Roseggers nur ironisch gemeinter Vorschlag, „dem Dichter Heinrich Heine aus dem Gelde seiner Verehrer ein Denkmal“ zu errichten, freilich nicht in Deutschland, sondern in Paris, sollte sieben Jahre später, am 24. November 1901, auf überraschende Weise realisiert werden. Das Geld dafür kam aus Österreich, und zwar aus einer von der freisinnigen Bürgerschaft Wiens veranstalteten Spendenaktion, die binnen kurzer Zeit so viel Geld zusammengebracht hatte, dass Heines Grab nicht nur bekränzt, sondern mit einem neuen Marmordenkmal geschmückt werden konnte, das vom dänischen Bildhauer Louis Hasselriis errichtet wurde (der schon im Auftrag der österreichischen Kaiserin Elisabeth das 1891 vollendete Heine-Denkmal auf Korfu geschaffen hatte). So gab es nun also drei internationale Heine-Denkmäler: auf Korfu, in New York (Ernst Herters am 8. Juli 1899 enthüllter Loreley-Brunnen) und in Paris, aber noch lange keines in Deutschland.

Als im Jahre 1906 auf Initiative des einflussreichen Berliner Kritikers Alfred Kerr neuerlich zur Errichtung eines Heine-Denkmal in Deutschland aufgerufen wurde,¹ druckte die Berliner *Staatsbürger-Zeitung* am 17. Februar exakt zur 50. Wiederkehr von Heines Todestag Roseggers Artikel *Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug!* im vollen, unveränderten Wortlaut wieder ab – mit der von der Redaktion vorausgeschickten Begründung, dass es „anlässlich der jetzt wieder einsetzenden Heine-Beweihräucherung durch gewisse Kreise [...] ganz am Platze“ sei, „unserer schnellebenden und schnellvergessenden Zeit die treffliche Abfuhr des österreichischen Dichters wieder ins Gedächtnis zurückzurufen“.¹⁷ Der Wiederabdruck von Roseggers Heine-Pasquill fand bei den vielen Feinden des Dichters entsprechenden Widerhall, der dann nur noch durch das im Juli 1906 erschienene monumentale Pamphlet *Heinrich Heine. Auch ein Denkmal*¹⁸ des rabiaten Antisemiten Adolf Bartels übertroffen wurde. Mit vereinten Kräften und unterstützt von Heimatschriftstellern wie Peter Rosegger und Adolf Bartels war es den völkisch-nationalen und klerikalen Lagern gelungen, die Errichtung eines Denkmals für den „Dichterjuden“ Heine in Deutschland bis auf weiteres zu verhindern.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Richard MUTHER, Die Denkmalseuche, in: DERS., Studien Bd. 2, Wien 1901, S. 100f.; zu Heine vgl. Dietrich SCHUBERT, „Jetzt wohin?“ Heinrich Heine in seinen verhinderten und errichteten Denkmälern, Köln-Weimar-Wien 1999; ferner: Ute KRÖGER, Der Streit um Heine in der deutschen Presse 1887–1915. Ein Beitrag zur Heine-Rezeption in Deutschland, Aachen 1989.
- 2 Vgl. Hans R. FISCHER, Das Heine-Denkmal, in: Frankfurter Zeitung 18. März 1894, S. 1f.
- 3 Vgl. Hildegard KERNMAYER, Ingrid SPÖRK, Günther A. HÖFLER, „...dass auch der Jude sozusagen ein Mensch sein kann“. Peter Rosegger und die Judenfrage, in: Gerald SCHÖPFER (Hg.), Peter Rosegger 1843–1918, Graz 1993, S. 333–344, insbesondere S. 335.
- 4 FISCHER, Das Heine-Denkmal, vgl. auch Hans R. FISCHER, Heinrich Heine im Lichte unserer Zeit, München 1894, S. 31.
- 5 Peter ROSEGGER, Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug. Eine Entgegnung, in: Heimgarten 18 (1894), S. 519–523.
- 6 Ebenda, S. 521.
- 7 Ebenda, S. 519.
- 8 Ebenda, S. 520.
- 9 Ebenda, S. 523.
- 10 Ebenda, S. 522.
- 11 Ebenda, S. 523.
- 12 Franz MEHRING, Heine und sein Denkmal, in: Die Neue Zeit 12 (1893/94), Bd. 2, S. 161–165.
- 13 Peter ROSEGGER, Nach der Heine-Hetze. Eine Erinnerung, in: Heimgarten 18 (1894), S. 946–948.
- 14 Peter K. ROSEGGER, Meine lieben Feinde, in: DERS., Mein Weltleben. Erinnerungen eines Siebzigjährigen. Neue Folge. Bd. 2, Leipzig 1916, S. 93.
- 15 Peter ROSEGGER, Der vernünftige Antisemitismus, in: Heimgarten 20 (1896), S. 942.
- 16 Alfred KERR, Wider die Philister! Zu Heines 50. Todestag (17. Februar 1906), in: Die neue Rundschau 17/1 (1906), S. 245f.
- 17 Peter ROSEGGER, „Nun kenne ich Heinrich Heine gut genug!“ Auch eine „Heine“-Erinnerung, in: Staatsbürger-Zeitung, 17. Februar 1906.
- 18 Adolf BARTELS, Heinrich Heine. Auch ein Denkmal, Dresden-Leipzig 1906.

Das Josephinische Trauma und die Sprache der österreichischen Aufklärung

Franz L. Fillafer (Wien)

Die Hinrichtungsstätte der österreichischen „Jakobiner“ galt vielen enttäuschten Parteigängern Josephs II. als Schindanger zerschlagener Hoffnungen der Aufklärung in der Habsburgermonarchie. Diese von der Staatsgewalt 1794 und 1795 inszenierten und zu Schauprozessen gegen die Aufklärung stilisierten Urteilsvollstreckungen an verschwörerischen Staatsverbrechern lebten in verzweifelt-sarkastischen Sprichwörtern fort, die auf die Hingerichteten anspielten, wie „Mein lieber Hackel, das ist ein Spektakel“ oder „Pötz Wetter, Herr Prandstätter“¹: Die Bewältigungsversuche der politischen Traumatisierung operierten mit einem Stil verzweifelter Selbstrelativierung, erzwungener Denunziation und makabrer Doppeldeutigkeit, der charakteristisches Erbstück der Sprache der österreichischen Aufklärung ist.

I.

Die Positionen in der Auseinandersetzung um Aufklärung und Josephinismus überschritten kulturelle und konfessionelle Grenzen innerhalb der Habsburgermonarchie, gleichermaßen traten Radikalisierungen und brüske Zurückweisungen, Inversionen und Vorwürfe der Inversion von Aufklärungsansprüchen und Aufklärungsterminologie² *innerhalb* von Biographien enttäuschter Josephiner in verschiedenen Abfolgen auf.³ Diese Glaubwürdigkeitsverluste, Enttäuschungszustände und Einschüchterungsversuche des josephinischen Traumas⁴ sollen hier als kleine Hommage an Moritz Csákys Forschungsarbeit anhand der zeitgenössischen Möglichkeitsbedingungen und Artikulationsstruktur des Sagbaren, anhand der Sprache der österreichischen Aufklärung, skizziert werden. Politische Aneignungsstrategien aus unterschiedlichen Richtungen und eine linguistisch-intellektuelle Eigendynamik determinierten eine *longue durée* dieser maßgeblich im josephinischen Jahr-

zehnt kodifizierten Sprache der österreichischen Aufklärung, die weit über 1800 hinausreichte: Die gemeinsame Rhetorik und der gemeinsame Stil mit seinen Phrasen und Schutzbehauptungen verschleierte und verschärfte, so meine Ausgangshypothese, horizontale und vertikale Verständigungsschwierigkeiten innerhalb der Monarchie und nährten das Gefühl der Ausweglosigkeit, das im josephinischen Trauma kulminierte.

Ein Josephiner aus Debreczen und ein Josephiner aus Laibach hatten vermutlich weniger miteinander gemein als Gegner der Reform oder prononcierte Aufklärungsverächter aus diesen beiden Städten: Die polyzentrischen Aneignungskonflikte und Deutungskämpfe⁵ um die Aufklärung wurden jedoch – dies bringt eine weitere Erschwernis retrospektiver Trennschärfe mit sich – wenn auf Deutsch, dann zu einem Gutteil in der standardisierten Sprache der österreichischen Aufklärung mit ihren rhetorisch erzwungenen Offenbarungseiden und submissiven Geprängeformeln ausgetragen. Dieser Kodifizierungs- und Formalisierungsschub der Sprache der österreichischen Aufklärung, so explizit er – wie die parallelen Veränderungen in der Staatsverwaltung – auf Äquidistanz der Sprachgemeinschaften abgezielt haben mag, ergreift die mimetischen Techniken und die Wirklichkeitsreferentialität, den philosophischen Artikulationsspielraum vorausgesetzter Reproduzierbarkeit der Realität in der Sprache: „Vielleicht“, formuliert Ignaz Matthes von Heß in einer Vorlesung von 1781,

ist es eben darum, weil man uns mit auszehrenden Wörtern bisher abspeiste, höchst nöthig, eben diese Kost, bey welcher Seele und Menschenglück verhungern mußten, diätisch zu untersuchen und aufzufinden, warum nicht bloß keine Nahrung, sondern [...] Gift, Austrocknung, sieche Menschlichkeit als Folgen sich zeigten. Wörter und eben die heiligen Wörter alle, die sich das Syndrium der Schulen als heilige Sprache als Hieroglyphen, als Bannsprache und Verdammung erdacht; womit sie uns Elende zu Boden geworfen, diese Wörter müssen wir untersuchen.⁶

II.

Der obrigkeitlich oktroyierte Aufklärungsjargon des späten 18. Jahrhunderts konnte schon während des josephinischen Jahrzehnts als Herzstück der Uniformitätspolitik des Regimes, als Anlass zur Kritik an Gleichschaltungspraktiken der Zentralgewalt und als Mittel der Widersetzlichkeit gegenüber josephinischen Lippenbekenntnissen und Inkonsistenzen der instrumentellen Aufklärung dienen. „Mit dem Scheidewasser scharfer Verstandesmäßigkeit

keit“, so wird im 1914 erschienen Band der *deutsch-österreichischen Literaturgeschichte* die Aufklärung als bilderstürmerischer Sinnstiftungswandel eingeordnet, „zersetzte [die Aufklärung] den Symbolismus der österreichischen Weltanschauung und zerstörte, indem sie die Symbole zerstörte, auch den Sinn für die tieferen Wahrheiten und höheren Erkenntnisse, die ihnen zugrunde lagen“. ⁷ Die Ordnungsvorstellungen, Normsetzungen und linguistischen Praktiken rund um die Aufklärung transformierten sich freilich in den einzelnen Regionen der Habsburgermonarchie mit oftmals gegenläufigen Stoßrichtungen und Selbstidentifikationen.

Diese kulturpsychologische und sozialgeschichtliche Eigendynamik der Sprache der österreichischen Aufklärung wurde durch das franziszeische Regime verkompliziert: Die politische Ausschaltung einer eigenständigen Aufklärungstradition bei gleichzeitiger Fortschreibung ihrer Formen – die Erosion der Signifikate – ließ die Artikulations- und Konnotationsschablonen des Allgemeinwohls und der Vaterlandsliebe als überkommenes Phrasenbrimborium oder semantische Falschmünzerei erscheinen. Retrospektive Selbstbezeichnungen enttäuschter Josephiner und rückwirkende Verdammungen der Aufklärung resultierten ebenso aus diesem Prozess wie unbeirrbar, zusehends antiquiert wirkende Loyalitätsbeteuerungen ⁸: „Es mangelte nicht an gemeinsamen Wörtern, Redensarten, sondern am gemeinsamen Verständnis verschiedenster sozialer und intellektueller Phänomene.“ ⁹

Ungeachtet der Einbettung der Sprache der österreichischen Aufklärung in die parodistisch-äsoische und satirische Volksstücktradition darf Joseph von Sonnenfels' *Über den Geschäftsstil* (1784) als Markstein in der Herausbildung einer spezifischen Aufklärungsterminologie gelten. ¹⁰ Mein kurzer Essay versteht sich als Ergänzungsversuch zu Leslie Bodies Pionierstudie ¹¹, seit der zumeist eine Gegensätze hypostasierende Vereinheitlichungsabsicht des österreichischen Geschäftsstils, jedoch weniger die inhärenten Spannungsverhältnisse dieser Art von kodifizierter Prosa hervorgehoben wurden: Die angestrebte Ausschließbarkeit der Täuschung durch die „zweideutige“ ¹² Sprache und Aufhellung des „Begriffswirrwarrs“, also die Errichtung eines konsistenten Bezeichnungssystems, tritt mit der Eindämmung allfälliger zentripetaler Schwungkkräfte innerhalb der Monarchie in eine beziehungsvolle Kovariation. Das semantische Freiheitsversprechen durch rhetorisch regulierte Sprachökonomie – für die der Duktus ostentativer Unbeirrbarkeit und Allgemeingültigkeit in Josephs Willensäußerungen bürgt – erwies sich für Zeitgenossen als ebenso trügerisch wie der von Freiheitszugeständnissen unterfütterte josephinische Benevolenzdirigismus ¹³.

Sonnenfels' Sprachregulierung ist eine Parabel des aufgeklärten Universalismus: Aus der Zwiespältigkeit dieser universalistischen Anstrengungen – Obrigkeitshörigkeit und Machbarkeitsfixierung, Emanzipation und Kontrolle – erwuchs eine skeptische Grundhaltung gegenüber Begriffsusurpationen, eine Sensibilisierung für unintendierte Konsequenzen und eine satirisch-affektgeladene Perspektivierung von Ausschließlichkeitsansprüchen. Die formale und stilprägende Wirkung, die der aufgeklärte Absolutismus in seiner Terminologie über Lehrbücher und Kolleginstruktionen gerade auf nicht-deutschsprachige angehende Beamte weit ins 19. Jahrhundert ausübte, darf nicht unterschätzt werden. Standardisierte Vorschriften für die Geschäftsaufsätze, Kanzleieingaben und Gliederungsmuster „abgekürzter Gestalt“ werden im *Geschäftsstil* unablässig herangezogen, kombiniert mit eingehogter Pluralität, die ein einzigartiges Mischungsverhältnis, ja Übernahmesystem von Fremd-, Lehn-, und Provinzialtermini gewährleistet: Stilvorgaben, wie die durch das Sonnenfels'sche Regulativ sakrosankt festgesetzte „Latinität“ der Sprache (vorzugsweise geschult an Lessing und Wieland), blieben in all den zahlreichen Neuauflagen des Geschäftsstils explizit unangetastet, während Spielarten deutscher Bildungsideologie (Goethe, Herder) unberücksichtigt bleiben mussten. Diese Selbstbescheidung, die deutschbildungsbürgerlich argumentierende Bewunderer des Josephinismus in späteren Jahren als typisches Eigenbrötlertum und Blendwerk des franziszeischen Regimes verachteten, harmonierte mit der zielstrebigem staatlichen Teilanerkennung des Josephinismus um 1800, zur gleichen Zeit als sich bekennende Josephiner wie Ayrenhoff, Schreyvogel und Steigentesch gegen die im nördlichen Deutschland propagierte Gallophobie verwahrten.¹⁴

III.

Die Diskrepanzen und Antagonismen innerhalb der plurizentrischen Monarchie waren entscheidend für die Kriterien und Prinzipien, mittels derer die Aufklärung erklärt, definiert und kommemoriert wurde¹⁵. Das josephinische Reformwerk konnte als doppelt unösterreichisch abgetan werden, als Plagiat eines preußischen Kasernenhofrationalismus oder Abklatsch westeuropäischer, kryptorevolutionärer Ideengebäude. Josephs Regierungsagenda wurde als Überlegenheit an Aufklärung gegenüber Preußen und Franzosen gepriesen oder als universalistische Scheinrechtfertigung der Zentralisierung und Germanisierung empört zurückgewiesen. Pluridirektionale Affinitäten und Naheverhältnisse (etwa zwischen protestantischer Romantik und Kaiser-

staat, Josephinismus und Zentralgewalt, Aufklärung und lokalem Partikularismus), die in zeitgenössischen Diatriben vehement als Selbstentäußerungen kritisiert wurden, verkomplizierten die politisch-kulturellen Orientierungen und Zugehörigkeitsgefühle. Erkenntnisleitende Kriterien und Prinzipien waren innerhalb der Monarchie paradoxen Brechungen unterworfen, abstrakte Selbstidentifikationen und Feindbilder erwiesen sich als lokal inkongruent und fluktuierend: Diese paradoxe Beanspruchungsdynamik zeigt sich etwa an der Akzeptanz des Aufklärungskosmopolitismus als anwendungsorientierte, an der Binnendiversität der Monarchie exemplifizierte Gesamtstaatsidee. Diese Wurzeln – man denke an die klassizistische Attitüde der Repräsentation des Gesamtstaatsmythos – waren nicht zu verleugnen und trugen mit dazu bei, dass der hingebungsvollen, nationsübergreifenden Opferbereitschaft für den Staat ab dem frühen 19. Jahrhundert ein doppelter Effekt des Aufgepfropften anhaftete, dass sie ebenso wie die Aufklärung als antiquiert erschien, ja, dass man die Gesamtstaatsdoktrin als Herbeizitieren des Ausländischen und Geborgten mit im Kampf gegen die Aufklärung ausgebildeten Argumenten kritisieren konnte.¹⁶ Die Stilisierung der nationalen Argumentationsweise als „progressiv“ im 19. Jahrhundert gewann durch diesen doppelten Kontrast innerhalb der Habsburgermonarchie zusätzliche Schubkraft. Gleichzeitig mit dem aufklärerisch-legalozentrischen Staatskult (der den Gesamtstaat als utilitaristischen und kosmopolitischen Modellfall präsentierte) konnten aufklärerische Emanzipationsansprüche mit reichhaltigen westeuropäischen Referenzen als Vehikel antizentralistischer, antijosephinischer und antideutscher Sentiments eingesetzt werden.

IV.

Innerhalb des komplexen Systems¹⁷ der Monarchie lag die Aufklärung somit mehrfach im Kreuzfeuer der Kritik. Was bedeutete dies für die Sprache der österreichischen Aufklärung? Die linguistische und symbolisch-kommunikative Mehrsprachigkeit der Monarchie wurde durch die Hypostatisierung der vorgefertigten, universalen Amtssprache neu akzentuiert, Auffassungsunterschiede und Verständigungsschwierigkeiten *um* und *in* unterschiedlichen Rede- und Sprechweisen eskalierten (man denke an die Konflikte über die Toleranzpatente und Sprachpatente, aber auch an die Traumbilder und Tiersatiren, die Broschürengruppen der *Möglichkeiten und Unmöglichkeiten* sowie der *Wahrscheinlichkeiten* und *Unwahrscheinlichkeiten*¹⁸).

Joseph von Sonnenfels hatte in den 1780er Jahren eine Garantieerklärung doppelter Konvertibilität der Begriffe der Aufklärung, also des *Tauscherts* innerhalb der pluriethnischen Monarchie und der (politischen) *Einlösbarkeit* der Worte und ihrer Begriffscodierung, konzipiert:

Kann ein Staat dazu gelangen, der *wörtlichen Zusage*, oder gewissen anderen Zeichen ebendasselbe Zutrauen zu verschaffen, daß, wie das Geld die Waren vorstelle, sie wieder das Geld selbst vorstellen, so werden diese willkürlichen Zeichen die Verrichtung des Geldes machen, und seinen Mangel auf Dauer völlig ersetzen können. Keine Sorgfalt wird also zu groß sein, welche der Regent der Aufrechterhaltung des gemeinschaftlichen Zutrauens zuwendet.¹⁹

Sonnenfels' präskriptive Hoffnung einer Kompensation der Begriffsarmut der österreichischen Aufklärung durch Wortglaubwürdigkeit und Wortgläubigkeit – also durch *Vertrauen* und *Zutrauen* – wurde durch die politische Erosion der Signifikaten der Aufklärungsterminologie und die Verschärfung der politischen Auffassungsdivergenzen und Vertrauenseinbußen mit dem Ende der josephinischen Regierungszeit von vielen Autoren vollends ins Reich der Phantasie verwiesen.

Gleichzeitig bedienten sich Autoren verschiedener Provenienz und intellektueller Selbstdefinition im Rahmen einer linguistischen und metaphorischen „inneren Zweisprachigkeit“ (Leslie Bodi) der Versatzstücke der aufklärerisch-absolutistischen Kanzleiprosa mit mannigfaltigen Argumentationsrichtungen. Diese polyvalent-verfremdungsanfällige Sprache, in der die Auseinandersetzungen ausgetragen wurden, stellte – zur Zeit einer beginnenden ethnozentrischen Fokussierung von Positionen – eine transkulturelle deutsche politische Umgangssprache dar, die zeitgenössische Selbstverständigungs- und Repräsentationstaktiken sowie Prestigestiftungsinstanzen (Kundmachungen, Ausführungsbestimmungen, regierungskritische Flugblätter, Affiches, Preisfragen, antizentralistische Broschüren, Journale) langfristig prägte. Dass die Konstruktion vermeintlich naturwüchsiger, soziokulturell und schichtspezifisch distinkter Sprachgemeinschaften sich ebenso in dieser Aufklärungsterminologie entfaltete, nährte Invektiven gegen ihren heuchlerischen Charakter und ihr staatsgefährdendes Potenzial.

Dieses aus der Pflanzschule josephinischen Vereinheitlichungsstrebens gewachsene polyzentrisch-aufklärerische Reflexionsniveau wurde *politisch* zu gleichen Teilen von der franziszeischen Staatsgewalt und dem diametral entgegengesetzten, antizentralistischen und ethnisch-lokalen Dominanzstreben ausgeschaltet. *Sprachlich* existierten die Möglichkeitsbedingungen dieses Re-

flexionsspielraums nach dem Scheitern der josephinischen Reformen weiter (Sonnenfels' *Geschäftsstil* war als Lehrbuch bis 1848 in Gebrauch): Durch die franziszeische Adaption der instrumentell-funktionalen Aspekte der josephinischen Aufklärung – die auf Gesetzestreue und Gehorsamspflicht pochende, klassizistische Wohltätigkeitspropaganda – ebenso wie durch widerständige, regierungskritische josephinische Überlieferungsstränge, die in anti-nationalen und ethnozentrischen Spielarten auftreten konnten. Politische Kontrahenten traten einander solcherart mit dem gleichen linguistischen und philosophischen Rüstzeug entgegen: Dies führte zu erschütterten Rückzugsgefechten, omnipräsenten Verdächtigungen – die Fragwürdigkeit der Intersubjektivität der Sprache wurde eifrig debattiert – und satirischen Abgrenzungsbedürfnissen (einander überbietende Unparteilichkeits- und Unvorgreiflichkeitsposen verschärften diese Orientierungskrise²⁰).

V

Das josephinische Trauma provozierte Manöver resignativen und retrospektiven politischen Selbstschutzes, eine Verstärkung der charakteristischen Staatsidolatrie, oftmals gepaart mit eskapistischer Geistesaristokratie und euphemistischen, doppeldeutigen Ehrerbietigkeitsfloskeln.²¹ In verschiedenen Regionen der Monarchie war die Sprache geprägt von multifunktionalen politischen Opportunitätsphrasen, einer Hypersensibilität gegenüber Meinungen und permanenter sarkastisch-makabrer Selbstrelativierung. Die expressive und intentionale Adaption und Reorientierung der Aufklärungsterminologie durch die franziszeische Staatsgewalt wirkte für viele überzeugte Josephiner als frustrierender Irrläufer, sie verfehlte aber ihr Ziel insofern nicht, als die Unterscheidbarkeit zwischen Reformwilligkeit und mildtätiger Verbesserungsrhetorik bleibend verwischt wurde.

Diese vielgestaltigen Stellvertreterkriege und intellektuellen *renversements des alliances*, die die Aufklärung in der Habsburgermonarchie charakterisierten, wurden mit distinkten politischen und kulturellen Erwägungen denunziert und ausgeblendet: Es lässt sich zeigen, dass die als konservativer Eigenständigkeitsbeweis verstandene, aber auch die in liberaler Distanziertheit attestierte konstitutive Rückwärtsgewandtheit Österreichs und seiner Reichsidee (*homo austriacus*, *österreichischer Stil*) diese Ausblendung der Aufklärung verstärkten.²² Dieser kurze Problemaufriss mag präliminarisch zu erklären helfen, weshalb im oben genannten Füllhorn der *Deutsch-österreichi-*

schen Literaturgeschichte 1914 in lakonischem Ton der „Gesamtmösterreicher“ erscheint, „der in der Schule der ‚Aufklärung‘ raisonieren und kritisieren gelernt hatte und immer gleich, sobald er seine Position gesetzt hatte, mit der ankränkelnden Negation zur Hand war“²³.

Anmerkungen

Ergänzende Überlegungen zu den hier präsentierten Thesen werden in meinem Aufsatz *Das Josephinische Trauma und das Ende der Aufklärung in der Habsburgermonarchie. Eine Problemskizze* angestellt, in: András F. BALOGH, Helga MITTERBAUER (Hg.), Zentraleuropa – ein hybrider kultureller Kommunikationsraum [in Druckvorbereitung].

- 1 Vgl. Walter Consuelo LANGSAM, Emperor Francis II and the Austrian ‚Jacobins‘ (1792–1796), in: *American Historical Review*, 50/3 (1945), S. 471–490, hier S. 483.
- 2 Vgl. Stephen LESTITION, Kant and the End of Enlightenment in Prussia, in: *Journal of Modern History* 65 (1993), S. 57–122.
- 3 Hier nur zwei Beispiele: Leopold Aloys Hoffmann, der anfänglich die Prager *Predigtkritiken* mit beißend-sarkastischer Süffisanz für Wien ausbaute, verteilte späterhin Aufklärung und Josephinismus in seiner *Wiener Zeitschrift*, „sie (die Zeitschrift) erschrickt nicht vor der Tollwuth der Aufklärungsbarbarei und ihrer falschen Apostel. Sie hat den Mut, die geheimschleichende Bosheit verrätherischer Volksführer überall, wo sie ihr begegnen wird, ohne Schonung zu entlarven.“, *Wiener Zeitschrift*, I, 1792, S. 4. Ferenc Verseghy, ein ungarischer Dominikaner, Feldgeistlicher, Pamphletist und vehementer Bekämpfer „katholischer Mißbräuche“ bemühte sich 1793 um einen Zensorenposten, wurde aber als unzuverlässig abgewiesen und verkehrte daraufhin in jakobinischen Zirkeln Martinovits’ und Hajnóczys, siehe István THÓT, Paradoxes of Anticlericalism in Eighteenth Century Hungary, in: Jean MONDOT (Hg.), *Les Lumières et leur combat. La critique de la religion et des Églises à l’époque des Lumières*, Berlin 2004, S. 239–244.
- 4 Vgl. Roger BAUER, *Die Welt als Reich Gottes*, Wien 1974, S. 39–46.
- 5 Zu Aneignungslogiken der Aufklärung (*la morphologie patrimoniale*) vgl. Dominique POULOT, *‚Surveiller et s’instruire‘: La Révolution française et l’intelligence de l’héritage historique*, Oxford 1997.
- 6 Ignaz Mathes von HESS, *Kleinere Schriften über Schulwesen, Erziehung und Wissenschaften*, Wien 1781, S. 93.
- 7 Eduard CASTLE u.a., *Deutsch-österreichische Literaturgeschichte 2, I. Abteilung von 1750–1848*, Wien 1914, S. 251.
- 8 „Erst wenn die Welt sich von der Sprache getrennt hat, fällt der Sprache zu, die Welt zu setzen.“ Bernhard BÖSCHENSTEIN, *Leuchttürme. Von Hölderlin zu Celan. Wirkung und Vergleich*, Frankfurt a.M. 1977, S. 296.
- 9 Peter MELICHAR, *Zur Soziogenese des Intellektuellen in Österreich, vor allem im josephinischen Wien*, phil. Diss. Uni Wien 1993, S. 195.

- 10 Zahlreiche Publikationen folgten dem *Geschäftsstil*, Joachim J. N. SPALOWSKY, Abhandlung der Ökonomie und der dazugehörigen Wissenschaften, Wien 1787, mit Ausführungen über Speciesfacti und Anredephrasen; Christoph von KESSLER, Theoretisch-praktischer Unterricht für angehende Beamte und für jene, die Geschäfte bey den Stellen zu betreiben haben, Wien 1791.
- 11 Leslie BODI, Sprachregelung als Kulturgeschichte. Sonnenfels: Über den Geschäftsstil (1784) und die Ausbildung der österreichischen Mentalität, in: Gotthart WUNBERG, Dieter A. BINDER (Hg.), Pluralität. Eine interdisziplinäre Annäherung, Wien 1996, S. 122–148.
- 12 „Man vermeidet die Zweydeutigkeit durch das Eigenthümliche der Wörter, welche den Gedanken so ausdrücken, daß er nur nach der absichtsmäßigen Bedeutung genommen [...] werden kann.“ Joseph von SONNENFELS, Über den Geschäftsstil. Die ersten Grundlinien für angehende Kanzleibeamten, Wien 1784, S. 51.
- 13 „Jeder behält in diesem Freystaate [der Sprache] das Recht der freyen Stimme“, Joseph von SONNENFELS, Über den Geschäftsstil [1784], Wien 1802, S. VII.
- 14 Vgl. Roger BAUER, Laßt sie koaxen, die kritischen Frösche in Preußen und Sachsen, Wien 1977.
- 15 Hier lässt sich Moritz Csáky's Unterscheidung der „exogenen“ und „endogenen“ Faktoren der Pluralität der „zentraleuropäischen Region“ anwenden, Moritz CSÁKY, Historische Reflexionen über das Problem einer österreichischen Identität, in: Herwig WOLFRAM, Walter POHL (Hg.), Probleme der Geschichte Österreichs und ihrer Darstellung, Wien 1991, S. 29–47.
- 16 So wurde die – oft aus gesamtstaatlicher Sicht – gegen die ausländische (westeuropäische oder preußische) Aufklärung gerichtete Rhetorik der Unverträglichkeit mit der Monarchie argumentativ auf die Binnendiversität des Reichs übertragbar (mit Parolen, die Volks- und Spracheinheit gleichsetzten); dies ist eine der einschneidendsten Konsequenzen der Auseinandersetzung um die Aufklärung.
- 17 Vgl. jüngst Moritz CSÁKY, Zentraleuropa – ein komplexes kulturelles System, in: Österreichische Musikzeitschrift 1 (2005), S. 3–17 und Moritz CSÁKY, Operetta, in: Jean-Jacques NATTIEZ u.a. (Hg.), Enciclopedia della musica IV, Storia della musica europea, Torino 2004, S. 976–1001.
- 18 Vgl. Johann RAUTENSTRAUCH, Joseph II. Ein Traum, Wien 1781; Joseph-Valentin EYBEL, Die Gimpel-Insel oder der Stiefbruder des Linnaeus, Wien 1783; Johann RAUTENSTRAUCH, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten in Österreich, Leipzig [Wien] 1786; Johann Jacob FEZER, Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten von einem unpartheiischen Beobachter entworfen, Philadelphia [Wien] 1785.
- 19 Joseph von SONNENFELS, Grundsätze der Policy, Handlung und Finanzwissenschaft, München 1787, S. 175f.
- 20 Vgl. DERS., Von der Bescheidenheit im Vortrage seiner Meinung. Eine Rede an die Zuhörer bey dem Eingange der Vorlesungen, Wien 1772.
- 21 Adalbert FÄULHAMMER, Politische Meinungen und Stimmungen in Wien in den Jahren 1793 und 1794 [Programm des k.u.k. Staatsgymnasiums in Salzburg], Salzburg 1893.

- 22 Vgl. Matthias RETTENWANDER, Das Fortleben des Josephinismus, in: Helmut REINALTER, Harm KLUETING (Hg.), Der aufgeklärte Absolutismus im europäischen Vergleich, Wien 2002, S. 303–329.
- 23 CASTLE u.a., Deutsch-österreichische Literaturgeschichte 2, S. 252.

Die zentraleuropäische Kulturerfahrung in den polnischen Projekten Constant von Wurzbachs

Lucjan Puchalski (Breslau)

In der Vorrede des *Biographischen Lexikons des Kaiserthums Österreich* heißt es, dass die „Verherrlichung Österreichs in seinen besten Namen“ die „nächste Absicht“ des Verfassers war, der nach „zwei Decennien“ mühevoller Arbeit „dem Fachmann jeder Art“ ein behilfliches Handbuch an die Hand geben wollte, wo man Wissen über alle „denkwürdigen Personen, welche 1750 bis 1850 im Kaiserstaate und in seinen Kronländern gelebt haben,“¹ finden konnte. Es ist Constant von Wurzbach in der Tat gelungen, ein allein durch seinen Umfang beeindruckendes patriotisches Werk zu schreiben, das einerseits bis heute eine verlässliche Quelle für historische Studien bildet, andererseits als ein spezifischer Ort des Gedächtnisses betrachtet werden kann, in dem die komplizierte pluralistische Wirklichkeit der Habsburgermonarchie dokumentiert worden ist. Der Autor erbrachte damit eine Leistung, die in ihrem Charakter und Umfang an das spätere *Kronprinzenwerk* erinnert, obwohl natürlich die beiden Werke unter verschiedenen historischen Umständen konzipiert worden sind und sich in ihren programmatischen Zielsetzungen unterscheiden. Gemeinsam ist ihnen das in der rationalen Tradition der Aufklärung wurzelnde patriotische Bekenntnis zur österreichischen Gesamtstaatsidee, die im späten 19. Jahrhundert zunehmend unter Druck der nationalen Ideologien geriet und deshalb auch durch solche Werke verteidigt werden musste, auch wenn dadurch die Widersprüche und Schwachstellen in der gesellschaftlichen und politischen Wirklichkeit der Monarchie nicht verhüllt werden konnten.²

Wenn man die vielen Bände des riesigen Projekts durchblättert, gewinnt man Einblick in Zeitläufte, Schicksale und Leistungen, die sich in einem Raum abgespielt haben, von dem einst Joseph Freiherr von Hormayr geschrieben hat:

Auf dem kolossalen Flächenraume von Kronstadt bis Salzburg, und von Krakau bis Triest, auf einem unerschöpflichen Boden, wo Geist und Fleiß alles in Gold um-

zaubern können, was sie berühren, lebet und wirkt ein Völkerverein von mehr als 22 Millionen Menschen, an Anlagen, Sitten, Sprache, Verfassungen unendlich verschieden, zusammenvereinigt in verschiedenen Epochen, durch die verschiedensten Zufälle des Krieges, der Erbfolge und wechselseitiger Verbindungen – dennoch alle Eins, Jeder für Alle, Alle für Jeden. Damit es ihm nicht an einem Nahmen und Symbol, den ungeheuren Radian nicht an einem Brennpunkte gebreche, heißt der Verein: das Erbkaiserthum Österreich.³

Aus derselben Staatsphilosophie ging das *Biographische Lexikon* Wurzbachs hervor, ein Werk, das die in der Tradition der barocken Herrscherhagiographie stehende Konvention des *Österreichischen Plutarch* im Sinne des bürgerlichen Bildungsethos und des liberalen Zeitgeists des späten 19. Jahrhunderts zu demokratisieren und zu modernisieren suchte. Unverändert blieb allerdings der gesamtstaatliche patriotische Ansatz Hormayrs. Beide Autoren verstanden das Kaisertum Österreich als ein supranationales politisches Gebilde, das den zusammenhaltenden Rahmen für die vielen Völker, Sprachen und Traditionen Zentraleuropas darstelle. Dementsprechend wurden in das Lexikon Wurzbachs Autoren aufgenommen, die verschiedenen Sprachen und Kulturkreisen angehörten: „Es sind darin ferner alle Theile der Monarchie und alle Stände berücksichtigt, und es muß insbesondere auf die italienischen, slavischen und magyarischen Namen, die in anderen Lexiken fast ganz vernachlässigt sind, hingewiesen werden.“⁴

Der multikulturelle Anspruch des Werkes war dabei keine abstrakte Vorstellung, die auf theoretischen Prämissen aufgebaut war. Es war vielmehr eine Position, die sich aus biografischen Umständen des Verfassers ergab, der den von Hormayr genannten Raum von Krakau bis Triest aus eigener Erfahrung und Anschauung kannte. Der in Laibach (Ljubljana) 1818 geborene Wurzbach trat mit 19 Jahren in die k.k. Armee ein und kam als Kadett nach Krakau. 1841 wurde er zum Unterleutnant befördert und nach Lemberg versetzt. Da aber die Aussichten auf eine Militärkarriere eher trüb waren, hat er 1843 an der Lemberger Universität zum Doktor der Philosophie promoviert. Die Promotion erfolgte unter den Auspizien des k.k. Feldmarschall-Leutnants Franz Ritter Dahlen von Orlaburg und war der erste Fall dieser Art in der ganzen Monarchie.⁵ Im selben Jahr verließ Wurzbach die Armee und wurde Scriptor an der Universitätsbibliothek in Lemberg, wo er bis 1848 angestellt blieb. Dann wurde er nach Wien berufen: Zunächst teilte man ihn der Hofbibliothek zu, aber schon 1849 bekam er die Ernennung zum Bibliothekar der administrativen Bibliothek im Ministerium des Innern. Die weitere Karriere im Staatsdienst verlief sehr erfolgreich. Ihre abschlie-

Bende Krönung war die Erhebung in den Ritterstand 1874, die gleichzeitig mit der Pensionierung erfolgte. Im Ruhestand zog Wurzbach nach Berchtesgaden um und setzte dort seine Arbeiten am *Biographischen Lexikon* fort.

Die zehn Jahre, die Wurzbach in Galizien verbrachte, ließen in ihm ein reges Interesse an Polen und dessen Geschichte erwachen. Kurz nach seiner Ankunft in dem ursprünglich fremden Land lernte er Polnisch und gewann Zutritt zu einer völlig neuen Tradition, die in seinen Augen ein wesentlicher Bestandteil der habsburgisch geprägten geistigen Landschaft Zentraleuropas war. Die wissenschaftliche Erkundung und Vermittlung dieser Tradition an die deutschsprachigen Österreicher wurde damals zu einer Aufgabe, der sich Wurzbach in besonderer Weise widmete. Seinem Interesse an dem Land, seiner Sprache und seiner Vergangenheit lag eine polonophile Haltung zugrunde, die er u.a. den Anregungen von Anastasius Grün und Nikolaus Lenau verdankte;⁶ diese Haltung blieb aber immer auf dem Boden des politischen Universalismus der österreichischen Staatsidee. Sie führte nie zu einem nationalen Exklusivitätsanspruch, der das Fremde ausgeklammert bzw. abgewertet hätte, sondern bedeutete Besinnung auf Kontexte und Zusammenhänge, in denen der österreichisch-zentraleuropäische intellektuelle Standort des Verfassers zum Vorschein kam.

Einen besonderen Platz unter diesen Projekten nimmt die Arbeit *Die Sprichwörter der Polen, historisch erläutert, mit Hinblick auf die eigenthümlichsten der Lithauer, Ruthenen, Serben und Slovenen und verglichen mit ähnlichen anderer Nationen* ein, die 1852 erschienen ist (ihre erste Fassung *Die Sprichwörter der Polen und Ruthenen* wurde bereits sechs Jahre früher in Lemberg veröffentlicht). Es ist keine bloße auf den philologischen Sammelfleiß zurückgehende Zusammenstellung der polnischen Sprichwörter, sondern eine primär volkskundlich und kulturwissenschaftlich orientierte Untersuchung, in der das angeführte Material mit sachkundigen Kommentaren versehen wurde, wo in einem interdisziplinären Verfahren historisches, ethnographisches und philologisches Wissen aufeinander treffen. Das Thema bezieht sich zwar prinzipiell auf die polnische Sprache und Tradition, aber schon im Titel merkt man den komparatistischen Ansatz der Verfassers, der auf seine zentraleuropäische Bildung und Erfahrung zurückgeführt werden kann (das gilt auch für die von Wurzbach bereits 1846 herausgegebene Sammlung *Die Volkslieder der Polen und Ruthenen*). Ihre heterogene Beschaffenheit erweckte das Interesse an dem jeweils Fremden und Anderen in einem viel stärkeren Grade, als dies in den einheitlich strukturierten Nationalstaaten Westeuropas der Fall war. Im Bereich der Wissenschaft machte es sich eben als Vorliebe für kom-

paratistische Fragestellungen bemerkbar.⁷ Ein gutes wissenschaftsgeschichtliches Beispiel dafür ist der aus Mähren stammende Franz Thomas Bratranek, den Wurzbach während seines Aufenthalts in Galizien kennen gelernt haben muss. Er war 1841 bis 1843 als Adjunkt für Philosophie an der Universität Lemberg tätig und dann von 1851 bis 1881 als Professor für deutsche Literatur an der Jagiellonen-Universität in Krakau. Er vertrat eine ähnlich polonophile Einstellung wie Wurzbach und erwarb sich dann große Verdienste als Übersetzer und Vermittler der polnischen Literatur. Zu seinen wichtigsten Leistungen gehört die Abhandlung *Parallelen zwischen der deutschen und der polnischen Literatur*, die 1851 entstand und 1853 veröffentlicht wurde.⁸ Denselben komparatistischen Denkansatz findet man übrigens ein halbes Jahrhundert später in der positivistisch orientierten Literaturwissenschaft, die an den Universitäten der Monarchie besonders stark vertreten war.⁹

Der zentraleuropäisch geschulte Blick Wurzbachs wirkte sich auch auf die Strukturierung der oben genannten Arbeit aus. Angesichts der sprachlichen Vielfalt des herangezogenen Materials konnte sie nicht nach üblichen Prinzipien der alphabetischen Anordnung vorgenommen werden. Die erste Gruppe bilden „historische Sprichwörter“, dann folgen „culturhistorische Sprichwörter“, anschließend werden Sprichwörter besprochen, „welche auf einer Sage beruhen“ und „sprichwörtlich gewordene Gnomem, Denk- und Reimsprüche“. Im Endeffekt wird der Leser mit einem Gefüge konfrontiert, dessen bunte Vielfalt auf den ersten Blick verwirren mag. So erklärte diese Struktur der Verfasser selbst:

Ich zog diese Eintheilung jeder andern üblichen z. B. der nach gewissen Schlagwörtern, oder gar nach der alphabetischen Anordnung aus dem Grunde vor, weil letztere bei Sprichwörtern in ihrer Muttersprache angewendet, dem Einheimischen wohl das Suchen erleichtern kann, welcher Zweck aber hier durch ein zu Ende des Buches angebrachtes Real-Register erreicht wird. [...] Daß ich sie nicht nach Sprachen abgetheilt, und die polnischen angesondert, dann die russischen, serbischen, lithauischen ec. angereiht habe, geschah deshalb, weil ich die verwandten Sprichwörter dieser Völker zusammenstellte, wodurch ich Wiederholungen vermied, und die Sache mehr übersichtlich gestaltete.¹⁰

Das Material ist also so strukturiert, dass Verwandtschaften und Affinitäten zwischen verschiedenen Sprachen und Traditionen hervorgehoben werden können. Auch wenn Wurzbach natürlich in erster Linie die geistige Physiognomie der polnischen Tradition erkunden und den deutschsprachigen Österreichern vermitteln will, kommt es ihm gleichzeitig darauf an, Brücken zu schlagen, durch das Fremde das Eigene besser kennen zu lernen und zu

verstehen, auch wenn er manchmal einräumen muss, dass dies nicht möglich ist:

Was nun die ‚geschichtlichen Sprichwörter‘ insbesondere anbelangt, so habe ich dieselben chronologisch angeordnet und hie und da Seitenblicke ins Gebiet der Geschichte des Volkes, wie einzelner Menschen gethan. Man dürfte Neues darin finden; selbst auf einige im Deutschen üblichen Sprichwörter, deren Ursprung bis nun unbekannt, dürfte einiges Licht geworfen worden sein. [...] Die in der III. Abtheilung angeführten Sagen und Märchen dürften zum größten Theile den Deutschen ganz fremd sein und mehrfaches Interesse bieten. Man wird darin auf Manches stoßen, was bei mehreren Völkern sich im Sprichworte erhalten hat, doch von jedem anders erzählt wird, und diese Abweichungen dürften Aufschlüsse über das bei einer oder der andern Nation Vorherrschende geben. In der IV. Abtheilung versuchte ich durch Vergleichung mit ähnlichen oder verwandten Sprüchen anderer Nationen, durch Parallelstellen, entlehnt aus Klassikern und der Weisheit orientalischer Schriftsteller, meinem Buche den Charakter eines Volksbuches zu geben, worauf ich bei der Anlage und Durchführung des ganzen Werkes vorzüglich bedacht war. Nur stehn manche Sprichwörter so eigenthümlich, so national da, daß bei diesen auch jede Vergleichung wegfallen mußte.¹¹

In dem zitierten Fragment fällt auf, dass der Terminus „Volksbuch“ in der Auffassung von Wurzbach eine besondere Bedeutung gewinnt. Der Begriff verliert hier seinen romantischen Hintergrund und wird gleichsam auf dem Boden der pluralistischen sozial-kulturellen Wirklichkeit der Habsburgermonarchie neu konstruiert. Er impliziert ein Verfahren des Autors, das die behandelten Inhalte und Botschaften nicht auf eine Sprache und Tradition beschränken, sondern den Blick darüber hinaus richten lässt, um Gemeinsamkeiten und Parallelen zwischen verschiedenen Ethnien und Volksgruppen zu ermitteln. Der Anspruch auf das Attribut „Volk“ wird erfüllt, wenn der damit zu bezeichnende Gegenstand sich auf die verschiedenen Volksstämme der Monarchie bezieht, um sie analog zu der politischen Gemeinschaft des Staats auch auf der kulturellen Ebene anzusprechen und enger zu verbinden. Ein österreichisches Volksbuch wird seinem Namen erst dann gerecht, wenn es diese zusammenführende und transkulturelle Funktion erfüllt. Wurzbach verleiht also dem Begriff eine Sinngebung, die aus seiner pluralistischen zentraleuropäischen Kulturerfahrung hervorgeht und erst vor diesem Hintergrund verständlich wird.

Im Jahre 1853 realisierte Wurzbach sein nächstes polnisches Projekt: *Die Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte und Kirchengeschichte des einstigen Königreichs Polen*. Wie man bereits dem Titel entnehmen kann, ist das kein Stadtführer für fremde Besucher in der Manier der aufkläreri-

schen Stadtbeschreibungen, wie etwa *Die Skizze von Wien* von Johann Pezzl. Wurzbach schrieb keine Abhandlung über die Kunstschatze der Krakauer Kirchen, sondern erstellte vielmehr ein Register der dort vorhandenen Grabstätten der „Könige, Feldherren, Bischöfe, Gelehrten, Heiligen und anderen mehr oder weniger denkwürdigen Personen,“ um eine Art „Nationalfriedhof, eine Lapidargeschichte des Volkes“¹² entstehen zu lassen. Diese Monumente bilden eine herrliche historische Kulisse, die recht anschauliche und beeindruckende Einblicke in Vergangenheit der ganzen Nation ermöglicht. So definierte Wurzbach das Programm seines Werkes beim Anblick der Wawelschen Kathedrale:

Die Wände geben uns Kunde von jenen Männern, welche groß durch ihre Tugenden, ihr Wissen, ihre Thatkraft, zur Verherrlichung ihres Volkes, jeder in seiner Art, beigetragen. Unser Verdienst aber, wenn wir von Stätte zu Stätte, von Grab zu Grab, von Denkmal zu Denkmal, von Altar zu Altar gehen, und das Gesehene oder Gelesene aufzeichnen, besteht nur darin, daß wir diese Chronik von Stein auf Papier übertragen, um Allen, die die Größe eines Volkes nicht kennen, dieselbe in seiner erhabensten Gestalt zu zeigen; jenen aber, die im Übermuth des ihnen verliehenen Glanzes keiner Vergangenheit gedenken, zuzurufen: sic transit gloria mundi.¹³

Man merkt hier, dass Wurzbachs Interesse am Polentum auch dadurch motiviert war, dass die polnische Tradition in seinen Augen den Höhepunkt ihrer Entwicklung schon hinter sich hatte und nun einen besonderen dekadenten Reiz auszuüben vermochte. Die alte polnische Hauptstadt betrachtet er als eine Art museale Installation. Sie fasziniert ihn als ein Ort des Gedächtnisses, in dem die ganze Gloria des polnischen Volkes gespeichert ist, aber auch Wissen über die Gesetze der historischen und politischen Entwicklung, vor allem über die Brüchigkeit und Vergänglichkeit der politischen Machtstrukturen, deren Bestand nie von unbegrenzter Dauer ist. Diese in der lateinischen Formel „sic transit gloria mundi“ formulierte Auffassung ist auch ein Bestandteil der zentraleuropäischen Kulturerfahrung. Darin klingt einerseits der barocke Vanitas-Gedanke mit, der an die Lebendigkeit der barocken Tradition in der gesamten Region erinnert, auf der anderen Seite artikuliert sich hier die zentraleuropäische Skepsis gegenüber der Geschichte und allen Erscheinungsformen des Heroismus.¹⁴ Dieselbe Skepsis findet man übrigens auch in dem 1850 erschienenen Gedichtzyklus Wurzbachs *Von einer verschollenen Königsstadt*, wo die polnischen Erfahrungen des Autors literarisch verarbeitet und stilisiert wurden. Im Gedicht *Die Kathedrale* wird der Besuch in dem Wawelschen Dom, wo die sterblichen Überreste der polnischen Könige ruhen, mit folgender Reflexion pointiert:

So ziehen sie, die Völker, von der Erde
Und jene ew'ge Macht, die einst ihr „Werde“
Rief und die Aehre groß zieht aus dem Staub,
Läßt sie auch werden der Vernichtung Raub.¹⁵

Bei seiner ganzen Bewunderung für die Gloria der polnischen Geschichte behält der Verfasser eine nüchterne Distanz zu allen kriegerischen Leistungen der Vergangenheit:

Mir raunt in dieser tiefen Grabesruh'
Geschichte andre ernste Mahnung zu:
Was ist der Heldengröße Loos hieniden?
Im Leben überzieht sie uns mit Krieg
Und walt ein Lavastrom von Sieg zu Sieg,
Und todt erstarret sie zum Marmorfrieden,
Und macht durch überkommne Heldensagen
Der nachgebornen Kinderherzen zagen.
O hättet ihr statt Schwert und Hetmanstab
Den Oelzweig und des Friedens Palm' geschwungen,
Es hätten stolz an eurem Marmorgrab
Des Friedens Hymnen Enkel euch gesungen.
Der Friede ist des Fürsten höchster Preis.¹⁶

Aus diesem Friedenslob kann man auch die nüchterne ideologische Pragmatik des Vielvölkerstaates heraushören, so wie sie mit der kaiserlichen Maxime „viribus unitis“ vorgegeben war. So begegnet der Verfasser den nationalen Konflikten und Ideologien seiner Zeit mit tiefer Skepsis, indem er sie aus der Perspektive des christlichen Universalismus relativiert, wie etwa im dem Gedicht *Zwei Wanderer*, wo bei der Begegnung des polnischen Sibirienflüchtlings mit einem russischen Bauern alle nationalen Animositäten und Vorurteile zugunsten einer natürlichen menschlichen Solidarität überwunden werden.

Denselben christlichen Universalismus findet man auch in der Arbeit über die Krakauer Kirchen. Indem der Verfasser den Lauf der polnischen Geschichte von den Grabstätten und Kunstwerken der Krakauer Kirchen abzu- lesen versucht, rückt sein Sujet in den vertrauten Kontext des lateinischen Katholizismus, dessen Universalität in dem ganzen zentraleuropäischen Raum immer noch eine bedeutende Rolle spielte, weil sie eine politisch nützliche gemeinsame Plattform für dessen viele Sprachen und Ethnien bildete und deshalb in der offiziellen Gesamtstaatsrhetorik immer wieder thematisiert wurde.¹⁷ Diese lateinische Universalität fand Wurzbach in der Beschriftung

der Monumente und Grabstätten der kirchlichen Innenräume. Er führte deshalb diese lateinischen Texte sehr ausführlich an: Sie nehmen mehr als die Hälfte des Gesamttextes ein. Indem die einzelnen Schicksale und Handlungen im Medium der lateinischen Sprache und unter Rückgriff auf vertraute christliche Topoi vermittelt werden, gewinnt eine fremde historische Wirklichkeit leicht erkennbare Konturen und lässt sich ohne weiteres in den zentraleuropäischen Zusammenhang einordnen, zumal ihre Inhalte so stilisiert werden, dass sich darin die Geschichte der ganzen Region widerspiegelt:

Neben dem alten Palaste der polnischen Könige auf dem Berge Wawel steht dieser großartige Tempel, der herrlichste unter den Kirchen der alten Krönungsstadt; in seiner Pracht und Ausschmückung, in seinem Bau und der gewaltigen Ausdehnung, ein Werk seiner Könige, die dereinst darin gesalbt wurden. Die Wiege ihres Ruhmes im Leben ist sie nun die Grabesurne ihrer Asche. Wenn sie mit ihrer Ritterschaft an die Grenzen des Landes eilten, dieselben gegen den anstürmenden Feind zu vertheidigen, so empfingen sie in diesen heiligen Hallen in Demuth den Segen, der ihre Waffen feite gegen die Ungläubigen, die ihr Land und ihr Volk bedrohten; rückgekehrt aber brachten sie dem Herrn der Welten, der ihnen den Sieg verliehen, ihr Dankopfer dar, und hingen die Trophäen ihrer gewonnenen Schlachten an den Wänden auf.¹⁸

In dieser Schilderung wird die Frage der Bedrohung durch den nach Westen expandierenden Islam aufgegriffen, eine Frage, der sich die christlichen Herrscher Polens stellen mussten, aber es war zugleich eine historische Erfahrung, die im kollektiven Gedächtnis der gesamten Region tief eingeprägt war. Wurzbach thematisiert also die polnische Geschichte unter Rückgriff auf einen historischen Topos, der für ganz Zentraleuropa von Bedeutung war und deshalb in dem riesigen Raum zwischen Krakau und Triest leicht entziffert und als eigen identifiziert werden konnte.

Im Spannungsgeflecht des Eigenen und des Fremden bewegen sich alle polenbezogenen Schriften Constant von Wurzbachs, der bei seiner Auseinandersetzung mit diesem Sujet immer einen spezifisch österreichisch-gesamtstaatlichen Standpunkt beibehielt. Er war zwar ein leidenschaftlicher Bewunderer und Befürworter des Polentums, aber seine während des Aufenthalts in Galizien entstandenen polnischen Projekte atmen den Geist der zentraleuropäischen Offenheit und Pluralität. Sie sind auf Prämissen aufgebaut, die in vielfacher Hinsicht auf den besonderen intellektuellen Hintergrund dieser Region und ihre spezifischen kulturellen Codes rekurren. Sie gehören damit in dieselbe zentraleuropäische Denklandschaft, aus der später das *Biographische Lexikon* hervorgegangen ist.

Anmerkungen

- 1 Constant von WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Österreich, Bd. 1, Wien 1856, S. III (Vorrede).
- 2 Vgl. Christiane ZINTZEN, Das Kronprinzenwerk *Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild*. Ein deliberater Rund- und Umgang mit einem enzyklopädischen Textkosmos, in: Klaus AMANN, Hubert LENGAUER, Karl WAGNER (Hg.), Literarisches Leben in Österreich 1848–1890, Wien u.a. 2002, S. 843–858.
- 3 Joseph von HORMAYR, Österreichischer Plutarch, oder Leben und Bildnisse aller Regenten und der berühmtesten Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler des österreichischen Kaiserstaates, Bd. 12, Wien 1814, S. X (An die Leser des österreichischen Plutarch).
- 4 WURZBACH, Biographisches Lexikon, Bd. 1, S. VIII (Vorrede).
- 5 Vgl. dazu die Ankündigung der Promotion von Wurzbach: Gegenstände der öffentlichen Vertheidigung, welcher nach vollendeten strengen Prüfungen zur Erlangung der filosofischen Doctorswürde an der k.k. Franzens-Universität zu Lemberg (...) Constantin von Wurzbach (...) am 6. Juli 1843 um 1 Uhr Mittags sich unterziehen wird, Lemberg 1843.
- 6 Vgl. Michał CIEŚLA, Konstant Wurzbachs Beziehungen zum Polentum, in: Lenau-Forum 1 (1969), S. 23–36, hier S. 24 und 27.
- 7 Vgl. Moritz CSÁKY, Die Wiener Moderne. Ein Beitrag zu einer Theorie der Moderne in Zentraleuropa, in: Rudolf HALLER (Hg.), nach kakanien. Annäherung an die Moderne (Studien zur Moderne 1), Wien u.a. 1996, S. 59–102, hier S. 97.
- 8 Vgl. Eugeniusz KLIN, Deutsch-polnische Literaturbeziehungen. Bausteine der Verständigung von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Köln u.a. 1988, S. 117–127.
- 9 Vgl. Lucjan PUCHALSKI, Polnische und deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Lemberg im intellektuellen Spannungsfeld der Moderne um 1900, in: Peter STACHEL, Cornelia SZABO-KNOTIK (Hg.), Urbane Kulturen in Zentraleuropa um 1900 (Studien zur Moderne 19), Wien 2004, S. 285–315, hier S. 297.
- 10 Constant von WURZBACH, Die Sprichwörter der Polen, historisch erläutert, mit Hinblick auf die eigenthümlichsten der Lithauer, Ruthenen, Serben und Slovenen und verglichen mit ähnlichen anderer Nationen, Wien 1852, S. VIII (Vorrede).
- 11 Ebenda, S. VIII–IX.
- 12 Vgl. Constant von WURZBACH, Die Kirchen der Stadt Krakau. Eine Monographie zur Geschichte und Kirchengeschichte des einstigen Königreichs Polen, Wien 1853, S. IV (Einleitung).
- 13 Ebenda, S. 8.
- 14 Vgl. Zoran KONSTANTINOVIĆ, Fridrun RINNER, Eine Literaturgeschichte Mitteleuropas, Innsbruck u.a. 2003, S. 359–363.
- 15 Constant von WURZBACH, Die Kathedrale, in: DERS., Von einer verschollenen Königsstadt, Wien 1850, S. 53.

- 16 Ebenda, S. 55–56.
- 17 Vgl. Moritz CSÁKY, Paradigma Zentraleuropa: Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes. Religion – Mythos – Nation. Einführende Überlegungen, in: Moritz CSÁKY, Klaus ZEYRINGER (Hg.), Pluralitäten, Religionen und kulturelle Codes (Paradigma Zentraleuropa 3), Innsbruck u.a. 2001, S. 9–17, hier S. 13.
- 18 WURZBACH, Die Kirchen der Stadt Krakau, S. 3.

Das leere (zentraleuropäische) Zentrum und die lebendige Peripherie – Gedanken zu Musils „Kakanien“-Kapitel im *Mann ohne Eigenschaften* in einem lateinamerikanischen Kontext

Michael Rössner (München)

Robert Musils Roman *Der Mann ohne Eigenschaften* ist zweifelsohne eines der bedeutendsten Erzählwerke des zu Ende gegangenen Jahrhunderts; mit Joyces *Ulysses* zählt es zu den meistzitierten Büchern, und trotz der schweren Übersetzbarkeit – die auch zu oft recht unbefriedigenden Versionen in den Fremdsprachen geführt hat – und der engen Bindung des Romans an einen österreichisch-zentraleuropäischen und historisch situierbaren Kontext ist es weltweit im „Kanon“ präsent; es wird freilich nur selten genau gelesen. Wir wollen in dieser kleinen Reflexion wenigstens einen Textausschnitt etwas genauer lesen, den Schluss des achten Kapitels des Romans, das den schönen Titel „Kakanien“ trägt und somit nicht ganz unschuldig am Entstehen einer Web-Plattform sein dürfte, die Moritz Csákys Arbeiten einige Impulse verdankt.¹

In diesem ausschließlich als Reflexion ohne klare Zuordnung zu einer Figur des Romans oder auch zu einem fassbaren Erzähler-Ich formulierten Kapitel geht es um das alte Österreich, also die zentraleuropäischen Länder und Regionen der einstigen Donaumonarchie.² Am Schluss trägt Musil jedoch eine allgemeine These vor, die in die immer noch aktuelle und schon recht abgedroschene Identitätsdebatte zu passen scheint:

[...] es ist immer falsch, die Erscheinungen in einem Land einfach mit dem Charakter seiner Bewohner zu erklären. Denn ein Landesbewohner hat mindestens neun Charaktere, einen Berufs-, einen National-, einen Staats-, einen Klassen-, einen geographischen, einen Geschlechts-, einen bewußten, einen unbewußten und vielleicht auch noch einen privaten Charakter; er vereinigt sie in sich, aber sie lösen ihn auf, und er ist eigentlich nichts als eine kleine, von diesen vielen Rinnsalen ausgewaschene Mulde, in die sie hineinsickern und aus der sie wieder austreten, um mit anderen Bächlein eine andere Mulde zu füllen. Deshalb hat jeder Erdbewohner auch noch einen zehnten Charakter, und dieser ist nichts als die passive Phantasie unausgefüllter Räume; er gestattet dem Menschen alles, nur nicht das eine: das

ernst zu nehmen, was seine mindestens neun anderen Charaktere tun und was mit ihnen geschieht; also mit anderen Worten, gerade das nicht, was ihn ausfüllen sollte. Dieser, wie man zugeben muß, schwer zu beschreibende Raum ist in Italien anders gefärbt und geformt als in England, weil das, was sich von ihm abhebt, andere Farbe und Form hat, und ist doch da und dort der gleiche, eben ein leerer, unsichtbarer Raum, in dem die Wirklichkeit darinsteht wie eine von der Phantasie verlassene kleine Steinbaukastenstadt.

Die neun Charaktere, die der Erzähler da in essayistischer Scheinbar-Beliebigkeit vor uns ausbreitet, lassen sich freilich zumindest zwei grundverschiedenen Kategorien zuordnen: Charakter 1 bis 6 – Beruf, Nation, Staat, Klasse, Geschlecht und „Geographie“ (gedacht war hier wohl an die beliebte Klimatheorie) konstituieren kollektive Identitäten (und es mag ein wenig verwundern, dass Musil hier die Konfessionen nicht erwähnt); die letzten drei dagegen stellen beinahe spielerische Varianten eines individuellen Charakters dar, bei dem der Erzähler offenbar zwischen der nach außen gerichteten Persona (dem bewussten), dem nach innen gerichteten Selbstbild (dem privaten) und – Tribut an die sich durchsetzende Psychoanalyse – einem unbewussten Charakter unterscheidet. So weit ließe sich diese spielerische Zerlegung der Identität ja durchaus nachvollziehen, ohne die Selbstgewissheit zu verlieren – denn der bewusste (vielleicht in Zusammenarbeit mit privatem und unbewusstem) Charakter könnte das Subjekt konstituieren, das eben all die anderen Charaktere steuert, das Zentrum, von dem die Beziehungen zu diesen kollektiven Identitäten, an denen man partizipiert, ausgehen, und bei dem sie wieder zusammenlaufen. Kurioserweise stellt der Erzähler diese drei individuellen Charaktere jedoch mit den kollektiven sechs gleich und lässt das Subjekt nur noch in der beeindruckenden Metapher der Mulde, durch die sie als „Rinnsal“ hindurchfließen, eine passive Existenz führen. Nicht Zentrum und Ursprung der Persönlichkeit ist der Erdbewohner mehr, sondern lediglich die Spur des Durchflusses der – kollektiven und individuellen – Charaktere oder Identitäten. Angesichts dessen bietet die reflektierende Stimme des Textes aber doch so etwas wie ein „Zentrum“ an, ein groteskes Zentrum freilich, denn es ist nichts als die Leere zwischen den anderen Räumen, geprägt durch diese, von denen sie sich abhebt, aber doch leer – und eben dadurch die Alleinvertretungsansprüche der anderen Charaktere/Räume/Zentren aufhebend, ironisierend, *unernst* machend. Hier scheint es fast, als würde Robert Musil in den 1920er Jahren die Grundgedanken postmoderner und poststrukturalistischer Theorie vorwegnehmen: Verlust des Zentrums und des Ursprungs, Reduktion der Sinnproduktion auf wechselseitige

Verweise zwischen den Signifikanten. Diese *conditio humana* ist natürlich nicht an bestimmte historische und geografische Kontexte gebunden, wohl aber die Möglichkeit, sie sich bewusst zu machen, wie die Erzählerstimme weiter ausführt:

Soweit das nun überhaupt allen Augen sichtbar werden kann, war es in Kakanien geschehen, und darin war Kakanien, ohne daß die Welt es schon wußte, der fortgeschrittenste Staat; es war der Staat, der sich selbst irgendwie nur noch mitmachte, man war negativ frei darin, ständig im Gefühl der unzureichenden Gründe der eigenen Existenz und von der großen Phantasie des Nichtgeschehenen oder doch nicht unwiderruflich Geschehenen wie von dem Hauch der Ozeane umspült, denen die Menschheit entstieg. (MoE I, S. 34f.)

Dieses „Sich selbst irgendwie nur noch mitmachen“, das hat die Germanistik ursprünglich sehr schlüssig als Vorahnung des Untergangs der Monarchie erklärt, als ein halb unbewusstes Gefühl des eigenen anachronistischen Charakters als übernationales Staatsgebilde in einer Welt, die zunehmend von der Konkurrenz der Nationen geprägt war; aber was soll dann diese wohl nicht nur ironisch zu verstehende Bewertung als der „fortgeschrittenste“ Staat? Will man das nicht bloß als eine Art Galgenhumor angesichts des unaufhaltsam nahenden Weltuntergangs deuten (wie es offensichtlich Generationen von Interpreten taten), dann muss man bei dem Ingenieur und Nietzsche-Kenner Musil tatsächlich in Erwägung ziehen, dass er hier in im eigentlichen Wortsinn essayistischer Weise die zwischen Quantenmechanik und Nietzsches philosophischen Neuansätzen sich vorbereitenden Erkenntnisse des Subjektverlusts und der Aufhebung der Kriterien von wahr und falsch bzw. einer binären Logik vorausnimmt – also eine Art poststrukturalistische Position lange vor dem Strukturalismus formuliert und damit tatsächlich ein „fortgeschrittenstes“ Selbstbewusstsein benennt, nämlich eines, das bereits in dem vom Roman ins Auge gefassten Zeitpunkt – also den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg – eine Art „prä-poststrukturalistische“ Aufhebung des Subjekts realisiert.

Was haben wir nun unter dieser salopp als „prä-poststrukturalistisch“ titulierten Subjektaufhebung zu verstehen? Nun, den unterschiedlichen Tendenzen der Philosophie und Wissenschaftstheorie des Poststrukturalismus ist wohl vor allem eines gemeinsam: ihre Gegnerschaft gegenüber dem wenigstens seit Descartes die europäische Denkweise prägenden Vernunftprinzip, das als Logo-, Phallo-, Phallogo-, Euro-, usw. Zentrismus aufgefasst und als solcher dekonstruiert wird. Insbesondere die Ansätze von Gilles

Deleuze und Félix Guattari (*Anti-Oedipe*, *Mille Plateaux*³) haben mit dem Bild der vollständig vernetzten Rhizom-Wurzel, die sie gegen die sich verzweigende, aber letztlich logisch auf einen einzigen, zentralen Ursprung rückführbare Wurzel setzten, diese Betrachtungsweise anschaulich gemacht: Kein Zentrum, kein Ursprung, keine logische Ableitung, stattdessen überall Vernetzung, Beziehung aufeinander, die aber keiner logischen Folge oder Herleitung entspräche und die vor allem auf nichts mehr verweist.

In den letzten beiden Jahrzehnten des vergangenen Jahrhunderts sind viele dieser Überlegungen in die Post-colonial Studies eingegangen, in denen es – nach Überwindung des Logozentrismus und – aus der Gender-Perspektive – des „Phallogozentrismus“ nun um eine Überwindung des Eurozentrismus geht, aber doch nicht mit völliger Konsequenz: Wohl relativieren sich auch nach Homi Bhabhas Theorien⁴ Zentrum und Peripherie wechselseitig, wohl ist die Hybridität, wie er sie versteht, die notwendige Folge des Kontakts, ja überhaupt der Ausbildung von Zentrum und Peripherie, die solches ja nur im wechselseitigen Bezug aufeinander sein können und daher den Gegensatz immer schon mitdenken und damit in sich aufnehmen, zur Selbstdefinition verwenden müssen, wohl gibt es ein Dazwischen (*In-between*) und einen Dritten Raum (*Third space*), aber trotz der Aufgabe der ontologischen Verschiedenheit ist ein Zentrum wenigstens durch die Machtverhältnisse auszumachen, gibt es marginalisierte Subalterne, die nicht direkt am Kommunikationsprozess teilnehmen können.⁵

Diese zwischen den radikal dezentrierenden Theorien und der soziohistorischen Realität vermittelnde Haltung ist wohl auch für Moritz Csákys Forschungsansätze bezeichnend, wie etwa seine Idee der „mehrfach genutzten“ und damit zwangsläufig hybridisierten Gedächtnisorte im zentraleuropäischen Raum zu suggerieren scheint, in dem eben durch diese wechselseitige Überlagerung und In-Bezug-Setzung paradoxerweise das Zentrum ausfällt, eine Dezentrierung und/oder Vervielfältigung des Zentrums eintritt, die in ähnlicher Weise die lateinamerikanischen Kulturen kennzeichnet, wie ich an anderer Stelle⁶ näher ausgeführt habe. In dieser Perspektive lassen sich, wie im Rahmen eines von Moritz Csáky angeregten Symposiums⁷ gezeigt wurde, die Ansätze der Post-colonial studies, obwohl sie für eine völlig andere Situation, nämlich die der ehemaligen britischen Kolonien zu Ende des 20. Jahrhunderts, entwickelt wurden, auch für die Beschreibung der zentraleuropäischen Kulturen unter den Habsburgern fruchtbar machen.

Allerdings ist schon für den lateinamerikanischen Bereich die Anwendung dieser „angelsächsischen“ Post-colonial studies heftig umstritten, weil der

lateinamerikanische Raum sich von den ehemaligen britischen Kolonien ja in der Tat dadurch unterscheidet, dass eine weitgehende ethnische Substitution oder Verschmelzung zwischen Eroberern und Urbevölkerung stattgefunden hat und die Position der Peripherie daher mehr mit der europäischen Peripherie (etwa in den heutigen mittel- und osteuropäischen Ländern – MOEL, wie die amtliche Bezeichnung lautet) vergleichbar ist als mit den akkulturierten, aber im Wesentlichen von den ursprünglichen Ethnien getragenen Gesellschaften des ehemaligen Empire.

Die ethnische Vermischung und die Pluralisierung der Zentren lässt sich im 19. Jahrhundert sowohl für Lateinamerika wie für den zentraleuropäischen Raum feststellen. Und in derselben Phase kann man beobachten, dass es für beide Räume so etwas wie ein Defizit der Nationsbildung gibt. Wenn Musil oben zwischen „Nation“ und „Staat“ unterscheidet, dann bezieht sich das auf ein Thema, das in seinen Ausläufern in Österreich noch die politische Diskussion zu Ende des 20. Jahrhunderts bestimmt hat: denn im zentraleuropäischen Raum fallen die – im 19. Jahrhundert fast ausschließlich als Sprach-Nation aufgefasste – Nation und der Staat eben nicht zusammen. Die Nationsbildung im zentraleuropäischen Raum – das braucht hier wohl nicht weiter ausgeführt zu werden⁸ – steht im 19. Jahrhundert gerade bezüglich der kleinen Nationen gerade erst am Anfang, die starke ethnische, religiöse und sprachliche Vermischung in diesem Raum, die die oben angesprochenen Phänomene von Dezentrierung und Polyzentrismus bewirkt, wirkt einer Nationsbildung entgegen.⁹

Ebendiese ist zur selben Zeit auch in Lateinamerika problematisch, wo sich nach der Unabhängigkeit zahlreiche größere und kleinere Staatengebilde entwickelt haben, die nun allesamt nach europäisch-romantischem Vorbild zur Nationswerdung streben und dafür nach Anhaltspunkten im kollektiven Gedächtnis suchen. Problematisch bleibt dabei die Identifizierung mit den eben vertriebenen Kolonialherren ebenso wie mit den immer noch unterdrückten Indios – da ist allenfalls eine sehr distante Bezugnahme auf die indianischen Hochkulturen der fernen Vergangenheit möglich, die dem ebenso vagen und symbolischen Hellenismus der deutschen Kultur des ausgehenden 18. Jahrhunderts zu entsprechen scheint. Die Funktionsstelle der Nation als „bessere Gegenwelt“, als „Freiheits-Alternative“ zum Europa des Ancien Régime steht ebenfalls nicht mehr zur Verfügung; sie ist durch die USA besetzt und das Ancien Régime ist nach 1848 einigermaßen in die Krise geraten. Dazu kommt, dass vor allem in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts eine massive Wanderung aus den europäischen Ländern nach Latein-

amerika einsetzt und die Immigranten erst recht eine Perspektive für eine kollektive Identität brauchen. So entscheidet sich etwa Argentinien dafür, ausgerechnet den durch die „neue Zeit“ und die Immigranten verdrängten „vogelfreien“ Gaucho zum Identifikationssymbol für eben diese Immigranten zu machen,¹⁰ während man sich gleichzeitig kulturell an französischen Vorbildern orientierte und zunehmend unter US-amerikanischen Einfluss geriet. So erhält auch bei den lateinamerikanischen Intellektuellen der leere Raum, der „alles gestattet“, „nur nicht das ernst zu nehmen, was die anderen [...] Charaktere tun“, eine dominante Stellung, und das blieb nicht ohne Auswirkung auf die Essayistik in diesen Ländern: Kein Zufall, dass als grundlegendes Bild der argentinischen Essayistik zu Beginn des 20. Jahrhunderts die Leere oder Farblosigkeit¹¹ auftritt, die man dann gern mit der unendlichen Weite der Pampa in Bezug setzt.

Die lateinamerikanische Kulturtheorie hat aufgrund dieser Situation schon wesentlich früher als die Post-colonial studies ähnliche transdisziplinäre Ansätze entwickelt, die Bhabhas Hybriditätsbegriff nahe kommen, gleichzeitig aber auch immer in Gefahr stehen, ihrerseits in Ontologisierungen zu verfallen (so etwa bezüglich des eine ethnische wie kulturelle Rassenmischung ansprechenden *Mestizaje*-Begriffs, der in Mexiko beinahe zu einer Art Staatsdoktrin wurde). Wenn man allgemein vom „continente mestizo“ sprach (Eduardo Galeano) und die Vorteile der Rassen- und Kulturmischung – die freilich nur symbolischen Charakter hatte und in der Praxis an der Marginalisierung der indigenen Bevölkerung wenig änderte – dafür in Anspruch nahm, sich selbst als idealen Endpunkt der Entwicklung des Menschengeschlechts zu immer höherer Schönheit zu sehen (J. Vasconcelos, *Die kosmische Rasse* in Mexiko, 1925), dann musste die Vorstellung einer allgemeinen Hybridität postkolonialer Gesellschaften geradezu als Angriff auf die eigene Identitätskonzeption aufgefasst werden.

Vielleicht auch aus diesem Grunde bestanden zunächst die erwähnten Vorbehalte gegen eine Anwendung von Theorien aus dem Dunstkreis der Post-colonial studies auf den Subkontinent. Die Vorbehalte haben es aber auch damit zu tun, dass man im eigenen lateinamerikanischen Denken schon viel früher und vor allem präziser Modelle entwickelt zu haben meint, die die „hybride“ Realität der lateinamerikanischen Kulturen erfassen. Walter Dignato hat dafür als Alternative zum „post-kolonialen Diskurs“ den Begriff „post-okzidental“ vorgeschlagen. Bei der Frage, wie eine solche post-okzidentale Schreibpraxis zu benennen wäre, lassen sich zahlreiche eigenständige Ansätze der lateinamerikanischen Theorie nennen, die ähnliche Bilder

verwenden, wie sie in Musils Romantext und in Bhabhas Theorie auftreten, so das Konzept der „Heterogenität“ der lateinamerikanischen Kultur des chilenischen Kulturosoziologen José Joaquín Brunner: Brunner, das sich gegen den Mythos von der verlorenen „ursprünglichen Identität und Reinheit“ wendet und die lateinamerikanische Kultur in das Bild des „gesprungenen/zerbrochenen Spiegels“ fasst, der ein Durcheinander verschiedenster Facetten populärer und hoher, Massen- und Folklorekultur reflektiert, die durch keine „Ordnung“ mehr auf irgend einen Fortschritt, ein Ziel oder eine Richtung fokussiert werden; oder die Identitätsbildung durch „Ent-Totalisierung“ des spanisch-kolumbianischen Kommunikationstheoretikers Jesús Martín-Barbero, bei der an die Stelle der Suche nach nationaler oder kontinentaler „Identität“ ein ungelöstes Spannungsverhältnis von Historischem und Gegenwärtigem in einem „dritten Raum“, einem „Dazwischen“ tritt, das für eine „Entterritorialisierung“ des Volkstümlich-Ursprünglichen der Peripherie und seine „Reterritorialisierung“ im Zentrum sorgen soll.¹²

Lassen wir nun vor diesem Hintergrund Musils – natürlich nicht kulturtheoretische, sondern mit höchster Selbstironie als literarisch-essayistische Reflexion vorgetragene These auf uns wirken: Die „neun“ Charaktere und der zehnte sind wohl nicht bloß als Untergangsstimmung im alten Österreich zu lesen, sondern auch als Vorwegnahme des Grundgedankens der – zweifelsohne ihrerseits vom Denksystem der Quantenphysik beeinflussten – Poststrukturalisten: der Aufhebung des Zentrums, was in Altösterreich angesichts der wechselseitigen Überlagerung von Sprachen, Religionen und Ethnien eben besonders nahelag (siehe dazu etwa Fritz Mautners Gedanken zur Sprachkritik¹³). Wenn man die „Hybridität“ der altösterreichisch-zentraleuropäischen Kultur so fasst – also nicht im Sinne des „mestizaje“-Gedankens als essentialistische Neubildung eines Zentrums aus der Fusion zweier alter Zentren, sondern als essenzielle Leere, vor der nur Relationen zwischen Peripherien bestehen, trifft sich das dann nicht mit der Entwicklung des Denkens in Lateinamerika, wo man auch an die Stelle der alten Mestizaje-Doktrin zunehmend als das Eigene eben das Hybride als Relationales, als Bewegung der De- und Reterritorialisierung ohne Re-Zentrierung setzt?

Das führt uns zurück zu Musil, dessen Kakanien-Text ja auch als eine Darstellung des eigenen Erzählverfahrens, der Utopie des Möglichkeitssinns gedeutet werden kann, der ja eben die Fähigkeit ist, „alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen, als das, was nicht ist“. (MoE I, S. 16) Diese Ko-Präsenz der realisierten und nicht

realisierten Möglichkeiten, die sich wieder in die Vorstellungswelt der Quantenmechanik übertragen ließe,¹⁴ hebt natürlich die binäre Logik auf und eröffnet den Weg zu einem Denken, das gewiss im 21. Jahrhundert auch im geisteswissenschaftlichen Bereich dominant sein wird. In diesem Sinne erweist sich das Denken der – polyzentristischen und polyperspektivischen – Peripherie (Lateinamerika, Zentraleuropa) ganz offensichtlich als lebendiger und fruchtbringender als jenes im „Zentrum“, gleichgültig, ob man darunter die europäischen Großmächte am Vorabend des Ersten Weltkriegs oder – in unseren Tagen – die USA verstehen will.

Anmerkungen

- 1 Es geht natürlich um die Web-Plattform „Kakanien revisited“ (www.kakanien.ac.at), die in ihrer Selbstdarstellung – nicht in der deutschen, aber in mehreren anderen Sprachversionen – Musils Roman auch als Bezugspunkt nennt.
- 2 Wenngleich Kakanien eine Doppelfunktion als realer Raum und utopische Durchkreuzung desselben aufweist – vgl. dazu Alice BOLTERAUERS in Kakanien Revisited (26.12.2003) veröffentlichter Artikel „Kakanien‘ – oder was eine mitteleuropäische Landschaft sein könnte. Anmerkungen zu Robert Musil“, S. 1–6.
- 3 Vgl. z.B. die deutsche Ausgabe des Vorworts zu Mille Plateaux: Gilles DELEUZE, Félix GUATTARI, Rhizom, Berlin 1977.
- 4 In diesem Kontext können diese natürlich nur angedeutet werden. Siehe etwa: Homi K. BHABHA (ed.), Nation and Narration, London–New York 1990 und DERS., The Location of Culture, London–New York 1994.
- 5 Siehe dazu vor allem Gayatri C. Spivaks Werk, insbesondere den Aufsatz „Can the Subaltern speak?“ Gayatri Chakravorty SPIVAK, „Can the Subaltern Speak? Speculations on Widow Sacrifice“, in: Cary NELSON, Lawrence GROSSBERG (Hg.), Marxism and the Interpretation of Culture, Urbana 1988 [first published in: Wedge 7, 8 (1985); wieder abgedruckt in: Colonial Discourse and Post-Colonial Theory, ed. by Laura Chrisman and Patrick Williams, New York 1994].
- 6 Michael RÖSSNER, Mestizaje und hybride Kulturen: Lateinamerika und die Habsburger-Monarchie in der Perspektive der Postcolonial Studies, in: Johannes FEICHTINGER, Ursula PRUTSCH, Moritz CSÁKY (Hg.), Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck u.a. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2).
- 7 Diese Tagung (2002) wurde in dem eben zitierten Band dokumentiert: FEICHTINGER, PRUTSCH, CSÁKY (Hg.), Habsburg postcolonial.
- 8 Für eine nähere Behandlung dieser Frage ist das natürlich nicht der Ort. Vgl. zu neueren Forschungsansätzen der „Post-1989-Zeit“ etwa die jüngste Publikation von Otto DANN, Miroslav HROCH, Johannes KOLL (Hg.), Patriotismus und

Nationenbildung am Ende des Heiligen Römischen Reiches, Köln 2003 (Kölner Beiträge zur Nationsforschung 9).

- 9 Vgl. dazu Moritz CSÁKYs Ausführungen zur „Modernisierung in Zentraleuropa“ in seiner Studie: „Pluralistische Gemeinschaften: Ihre Spannungen und Qualitäten am Beispiel Zentraleuropas“, in: Eve BLAU, Monika PLATZER (Hg.), *Mythos Großstadt. Architektur und Stadtbaukunst in Zentraleuropa 1890–1937*, München–London–New York 1999, S. 44–56. Dort erfährt man übrigens auch, dass Wien und Buenos Aires um die Jahrhundertwende einen ähnlich hohen Prozentsatz von nicht in der Stadt geborenen Bürgern aufweisen.
- 10 Vgl. dazu meinen Aufsatz „Der Gaucho als argentinische Identitätsfigur zwischen Politik, Literatur und Sport von den Unabhängigkeitskriegen bis zum Fußball-WM-Maskottchen“, in: *Kultur-Diskurs. Kontinuität und Wandel der Diskussion um Identitäten in Lateinamerika im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Michael Riekenberg, Stefan Rinke, Peer Schmidt, Stuttgart 2001, S. 85–102.
- 11 So bei Eduardo MALLEA, *Historia de una pasión argentina*, Buenos Aires 1937 und Ezequiel Martínez ESTRADA, *Radiografía de la pampa*, Buenos Aires 1933.
- 12 Vgl. Hermann HERLINGHAUS, Monika WALTER (Hg.), *Posmodernidad en la periferia. Enfoques latinoamericanos de la nueva teoría cultural*, Berlin 1994 (mit Beiträgen von Brunner, Martín-Barbero, García Canclini, Nelly Richard, Carlos Monsiváis, Beatriz Sarlo, u.a.) und Jesús MARTÍN-BARBERO, *Communication, Culture, and Hegemony. From the Media to Mediations*, London–Newbury Park–New Delhi 1993.
- 13 Vgl. Fritz MAUTHNER, *Erinnerungen*, München 1918, S. 32f., wo die Situation des Prager Juden, der zwischen den Sprachen Deutsch, Tschechisch, Jiddisch und Hebräisch lebt, als Ausgangspunkt für die wechselseitige Relativierung der Sprachen und schließlich zur Kritik an Sprache überhaupt gesehen wird. Nicht uninteressant ist wohl, dass gerade Mauthner über Jorge Luis Borges einen wesentlichen Einfluss auf „postmoderne Tendenzen“ der neueren lateinamerikanischen Literatur gehabt hat – vgl. dazu Silvia DAPÍA, *Die Rezeption der Sprachkritik Fritz Mauthners im Werk von Jorge Luis Borges*, Köln 1993.
- 14 Man denke an Erwin Schrödingers Gedankenexperiment mit der Katze („Schrödingers Katze“), die in einer Todesfalle mit Wahrscheinlichkeit 50% tatsächlich zur Hälfte tot und zur Hälfte lebendig ist, bis wir nachsehen und damit Wirklichkeit „schaffen“ sowie Anton Zeilingers Erklärungen hierzu und weitere Beispiele zum Verhältnis von Logik, Wirklichkeit und Information, in: Anton ZEILINGER, *Einsteins Schleier. Die neue Welt der Quantenphysik*, München 2003.

Kulturgeschichte, Wissenschaft und Orientalismus. Zur Diskussion des „frontier orientalism“ in der Spätzeit der k.u.k. Monarchie

Andre Gingrich (Wien)

Ein Aspekt jener Art von Kultur- und Geistesgeschichte, für deren innovative Erschließung Moritz Csáky so Vortreffliches geleistet hat, ist geprägt durch die zentraleuropäische Auseinandersetzung mit dem „Orient“. Der vorliegende, dem Jubilar gewidmete Beitrag geht der Frage nach, wie sich die Auseinandersetzung mit dem islamischen „Orient“ in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie im Feld der damaligen Geisteswissenschaften gestaltete. Nach einigen einleitenden, allgemeinen und konzeptuellen Überlegungen zum „Orientalismus“ im Zentraleuropa dieser Periode befasst sich der Hauptteil mit zwei der bedeutendsten damaligen Vertreter der Orientwissenschaften. Daraus wird als Schlussfolgerung im letzten Abschnitt ein Plädoyer für Wissenschaftsgeschichte als kritische, aber respektvolle Kulturgeschichte abgeleitet.

1. Differenzierungen des „Orientalismus“ in Zentraleuropa

Der von Edward Said (1978)¹ angeregte Reflexionsprozess hat der Forschung zweifellos wichtige Impulse verliehen.² Zugleich hat sich dabei allerdings die Notwendigkeit weiterer Differenzierungen erwiesen, um dem Begriff des „Orientalismus“ sein wissenschaftliches Potenzial zu erhalten und der Gefahr einer ideologischen Instrumentalisierung wirksam zu begegnen. Dies scheint mir zum einen gut gelungen durch den Nachweis eines „Okzidentalismus“, den es quasi als Pendant auch in der muslimischen Welt und darüber hinaus in Form von grundlegenden, stereotypisierten Vorstellungen über den „Westen“ gibt.³ Zum anderen aber gilt keineswegs in allen europäischen Kulturen jenes historische Grundmuster von „fernen, kolonial unterworfenen Regionen in Übersee“, das Said primär anhand der britischen und französischen Beispiele als konstitutiv abgehandelt hat. Diesem „klassischen“

Konzept des Orientalismus hat etwa schon Maria Todorova (1997) ihren Begriff des „Balkanismus“⁴ diametral entgegen gestellt, der seinerseits mitdefiniert ist durch jene umgekehrte, südosteuropäische Erfahrung von eigener, imperial-kolonialer Unterwerfung durch ein „nahes und orientalisches“ Reich, nämlich das osmanische. Weitere Differenzierungen wären wiederum für jene anderen Teile Europas ohne jegliche direkte koloniale Begegnungen mit der islamischen Welt angezeigt, wie etwa für Skandinavien und Deutschland.

Für Russland, aber auch für Teile Südeuropas (Spanien, Italien) und vor allem für den zentraleuropäischen Kulturraum habe ich demgegenüber das Konzept eines „frontier orientalism“ vorgeschlagen,⁵ das in sich selbst noch weiter zu differenzieren wäre. Große Gemeinsamkeiten stellen in diesen Fällen jedenfalls spezifischere Formen von ausgeprägten kulturellen, wirtschaftlichen, aber eben auch politisch-militärischen Verflechtungen und Auseinandersetzungen mit der islamischen Welt dar: Diese währten viele Jahrhunderte hinweg, lange vor Beginn der eigentlichen europäischen Kolonialzeit, und sie galten einer „nahen islamischen Welt“ jenseits einer umstrittenen, gemeinsamen „Grenze“. Die von Todorova und Said jeweils sehr stark betonte koloniale Erfahrung hat also im „frontier orientalism“ insgesamt weniger Gewicht als die vorkolonialen Traditionen und Mythen (zu den „Türkenkriegen“ hierzulande etwa oder zum „andalusischen Erbe“ in Spanien). Dieses besonders große Gewicht der vorkolonialen Mythen und Traditionen verbindet sich im „frontier orientalism“ später mit durchaus vorhandenen, aber doch eher begrenzten kolonialen Erfahrungen in benachbarten Randregionen der islamischen Welt – für Russland im Kaukasus und in Zentralasien, für Italien in Libyen und Albanien, für Spanien in Nordwestafrika, und für Österreich-Ungarn in Bosnien. Diese räumlichen und zeitlichen Begrenztheiten der eigenen, aktiven kolonialen Rolle gegenüber dem islamischen Orient führen um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert im „frontier orientalism“ zu einer an Kontrasten und Traditionen reicheren Vielfalt der Auseinandersetzungen mit der islamischen Welt, als dies in den einfacher und bipolarer strukturierten Grundformen des klassischen „Orientalismus“ und des „Balkanismus“ anzutreffen war. Im „frontier orientalism“ reichen die kontinuierlicheren Formen kontrastreicher Vielfalt immerhin von populären Ortsnamen („Heidenschuss“) und Legenden (Kolschitzky und der Kaffee) über die Ausstattung höchster Symbole (etwa die seinerzeitige Inschrift „1683 – schau Mahomet, du Hund“ oberhalb des Haupttors des Wiener Stephansdoms) hin zu blutrünstigen Mythen, welche die imperiale und später nationale Identität umrankten (der angebliche Ursprung der Farben Rot-Weiß-

Rot aus einer Episode der Kreuzzüge); zugleich schloss dies aber auch die aktive und positive Pflege von aufgeklärtem künstlerischen Schaffen mit ein (etwa in *Die Entführung aus dem Serail* oder *Nathan der Weise*). Der „frontier orientalism“ durchzieht somit die volkstümlichen Traditionen ähnlich intensiv wie hegemoniale politische Interessenslagen, und er beeinflusst die feinen Künste oder auch die Geschichtsschreibung ebenso wie das kollektive Selbstverständnis, wichtige Geschlechterbilder ebenso wie zentrale Imaginationen zu „Fremdem und Eigenem“.

Nähert man sich unter derartigen Prämissen den Vertretern der wissenschaftlichen Befassung mit der islamischen Welt in Zentraleuropa, dann ist ein solches Vorverständnis zwar von Edward Saids Anregungen informiert, zugleich aber davon doch deutlich verschieden. Weder wird man in diesem Fall geneigt sein, a priori den „neugierigen, redlichen Forscher“ zu unterstellen, wie es vor Said sicherlich allzu oft der Fall war, noch sind andererseits jene Erwartungshaltungen über „koloniale Arroganz und abgehobene Ignoranz“ um jeden Preis abzudecken, die seit Said manchmal üblich geworden sind. Das Konzept des „frontier orientalism“ erlaubt es vielmehr, auch für die akademische Welt der Spätphase der Donau-Monarchie zunächst auszugehen von intensiven kulturellen und historischen Kontexten kontrastreicher Vielfalt, die auf langen Traditionen fußte und eigenständiges Suchen erlaubte.

2. Glaser und Musil: Zwei zentraleuropäische Wissenschaftler in Arabien

Die in diesem Kontext zu reflektierenden, werksgeschichtlichen Biografien sind jene von Eduard Glaser (1855–1908) und Alois Musil (1868–1944). Diese Auswahl ist zwar subjektiv, aber nicht willkürlich: Sie betrifft zwei wissenschaftliche Autoren, deren Hauptwerke bis heute anerkannte, weitgehend unbestrittene Leistungen darstellen. Gemeinsam war Glaser und Musil des Weiteren, dass sie in Wien studierten, aber in den böhmischen Ländern geboren und aufgewachsen waren, und dass sie einen großen Teil ihres akademischen Wirkens den Kulturen der arabischen Halbinsel widmeten – Glaser jenen im Süden und Musil jenen im Norden Arabiens. Glaser blieb zeitlebens ein schwieriger Außenseiter, Musil wirkte so lange mit Unterstützung höchster Machtzentren, bis diese selbst untergingen. Da mittlerweile zu beiden Forschern eine Fülle biographischer und werksgeschichtlicher Analysen vorliegen, beschränke ich mich hier auf einige wesentliche Aspekte.

Eduard Glaser wuchs in Deutsch-Rust, Komotau und Prag auf, in einer wenig begüterten und zugleich kaum religiösen jüdischen Familie (die entfernt mit jener des späteren Bundeskanzlers Bruno Kreisky verwandt war). Seine frühe Begeisterung für Entdeckungsreisen und geografische Erkundungen veranlasste ihn bereits in jungen Jahren zu Fuß nach Paris zu wandern, nur um dort einem internationalen Geografie-Kongress beiwohnen zu können. Mittellosigkeit und unbändiger Einsatzwille blieben die Wesenszüge eines kurzen, weil entbehrungsreichen Forscherlebens, in dessen Verlauf sich Glaser mit nahezu allen überwarf, deren Kooperation er eigentlich suchte. Dessen ungeachtet gilt Glaser bis heute als einer der zwei, drei bedeutendsten Gelehrten aller Zeiten zu Kultur und Geschichte Südarabiens und des Jemen.

Mit seinem Wiener Universitätslehrer für Semitistik, David H. Müller, überwarf sich Glaser frühzeitig und nicht grundlos. Müller war selbst ein Schüler des deutschen Orientalisten Eduard Sachau und vertrat eine etwas realitätsnähere Variante von dessen abgehobener, primär literarischer Form von Orientalistik und Islamwissenschaft, auf welche viele von Saids Kriterien und Kritiken eines „akademischen Orientalismus“ durchaus zutrafen. Weil Glaser aber auf der Priorität landeskundlicher Empirie insistierte, bevorzugte Müller einen weniger unbotmäßigen Schüler, der später scheiterte. Glaser brach entrüstet sein Studium ab und blieb ohne universitären Abschluss.⁶ Verschiedene Stellen der k.u.k. Monarchie förderten seine erste Reise, trotz oder zunächst auch gerade wegen des Argwohns, mit dem man Glasers bestehende Kontakte in die wissenschaftlichen Metropolen der rivalisierenden Mächte Frankreich und Großbritannien beäugte. Als diese Förderungen sich dem Ende zuneigten, wandte sich Glaser in einem Schreiben sogar persönlich an Kaiser Franz Joseph, um seine Dienste für die Errichtung einer k.u.k. Kolonie im Raum des südlichen Roten Meeres anzubieten, allerdings ohne Erfolg. Völlig unrealistisch war Glasers Vorstoß freilich nicht: Im Vorfeld der österreichischen Beteiligung am Bau des Suez-Kanals hatte der spätere Admiral Tegetthoff tatsächlich etliche Jahre zuvor (1857), allerdings mit negativem Ergebnis, die Möglichkeit der Errichtung einer Strafkolonie auf der südjemenitischen Insel Soqatra erkundet.⁷ Neben der „habsburgischen Option“ zur Unterstützung seiner Pläne war für Glaser im Nordjemen selbst die Kooperation mit den kolonialen osmanischen Stellen teilweise unvermeidlich. Die Osmanen regierten allerdings nur die größten Städte und hatten über den Rest des Landes kaum je die Kontrolle. Außerhalb der Städte reiste Glaser meist in der Verkleidung eines einheimisch-arabischen Gelehrten. Dies

gelang perfekt, er blieb weitgehend unerkannt. Inwieweit Glaser über seine vier Reisen außerhalb der Städte⁸ dann Berichte für die Osmanen anfertigte, ist bis heute wenig geklärt. Kaum bekannt ist auch, dass Glaser eine letzte Jemen-Reise auch dadurch zu finanzieren trachtete, dass er sich anlässlich des ersten Zionisten-Kongresses an Theodor Herzl wandte, um dessen Interesse für Südarabien zu wecken.⁹ Zum Glück für Glasers heutigen Ruf in der arabischen und islamischen Welt blieb auch dieser Vorstoß ergebnislos. Glaser starb vereinsamt in München, wo er am jüdischen Friedhof begraben ist. Sein Ruf in der wissenschaftlichen Welt, und dabei auch im Jemen selbst ist ungebrochen. Kontinuitäten und Diskontinuitäten in der Kulturgeschichte Südarabiens waren sein großes Thema. Bis in die 1990er Jahre waren Angehörige von insgesamt vier Generationen von Forscherinnen und Forschern damit befasst, sein verstreutes und größtenteils unpubliziertes Lebenswerk zu erschließen, zu edieren und bei der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zu publizieren. Geografie, Kunstgeschichte, Archäologie, Epigraphik, Arabistik, Geschichte und Anthropologie Südarabiens wären ohne Glasers Werk heute undenkbar. Auch in der arabischen Welt ist das anerkannt. Zusammen mit al-Hamdani, dem größten mittelalterlichen Gelehrten Südarabiens, nennen einheimische Forscher und Enzyklopädien des Jemen bis heute in einem Atemzug den Namen Eduard Glasers.

Alois Musils Weg war wohl weniger entbehrungsreich, aber nicht minder tragisch und zugleich verdienstvoll. Dass auch in seinem Fall einseitige Vereinnahmungs-Versuche für „nationale“ Geschichtsschreibungen ganz unangebracht wären, belegt die seit der Kindheit erworbene Zweisprachigkeit (tschechisch und deutsch) dieses Gelehrten ebenso wie die Tatsache, dass der Schriftsteller Robert Musil sein Cousin zweiten Grades war. Nach seiner Weihe zum katholischen Priester und mithilfe wohlwollender, hoher kirchlicher Förderung kam Alois Musil nach Wien, wo er seine Studien fortsetzte. Hier gewann er durch seine moderate sowie durch konsequente Logik überzeugende Haltung in der Amtskirche, an der Universität Wien und schließlich auch bei Hof zunehmend an Ansehen und Respekt. Sein wissenschaftliches Interesse war zweifellos auch aus theologischen Motiven gespeist und wandte sich zunehmend den Kulturen und Sprachen des Nahen Ostens zu. Dort war er vor Ort in verschiedenen offiziellen und inoffiziellen Missionen tätig.¹⁰ Es ist unbestreitbar, dass diese Missionen Musils im Vorfeld des Ersten Weltkriegs den k.u.k. Interessen gegenüber dem Osmanischen Reich und im östlichen Mittelmeer dienlich waren und sein sollten. Nicht zu Unrecht hat einer der bedeutendsten britischen Anthropologen des 20. Jahrhunderts Alois

Musil deshalb als „Lawrence of Moravia“ charakterisiert.¹¹ Wie sein Pendant T.E. Lawrence war Alois Musil also auch als Kundschafter tätig für die Krone, der er diente. Und ähnlich wie der Autor der *Seven Pillars of Wisdom* entwickelte auch Alois Musil eine glühende und für einen Spion eher unpassende Begeisterung für die Menschen und Kulturen, unter denen er tätig war. T.E. Lawrence versuchte dabei, bestimmte nordarabische Stämme zum Aufstand gegen die Osmanen zu bewegen; Musil war unter anderem dafür tätig, dass bestimmte (andere) nordarabische Stämme nicht gegen die Osmanen tätig wurden. Während T.E. Lawrence dies allerdings als seine Haupttätigkeit betrachtete, mit der er jene eines spätromantischen Schriftstellers verband, sah Musil sich selbst primär als Wissenschaftler und Diplomat. Beides verband er mit kühler Empirie, was ihn wohl zu einem verlässlicheren Kundschafter, sicher aber zu einem hervorragenden Wissenschaftler machte. Ob Alois Musil tatsächlich eine Rolle in der sogenannten „Sixtus-Affäre“ spielte, mit der Kaiser Karl eine rettende Wende im Ersten Weltkrieg herbei zu führen trachtete, scheint bis heute umstritten. (Musil war vor dem Krieg auch ortskundiger Expeditionsbegleiter von Prinz Sixtus von Bourbon-Parma in Arabien gewesen.) Tatsache ist jedenfalls, dass er ein enges Verhältnis zum Thronfolger und jungen Kaiser sowie insbesondere zu Kaiserin Zita hatte. Dies geriet ihm nach 1918 in Wien schnell zum Nachteil. Bei Kriegsende noch Dekan der Theologischen Fakultät an der Universität Wien, sah sich Alois Musil durch vielerlei Anfeindungen bald darauf veranlasst, in die neu gegründete Tschechoslowakische Republik (zurück) zu übersiedeln. Nach einer Periode, in der er dort seine geistliche Tätigkeit fortführte, Reiseerinnerungen verfasste und fallweise auch als Berater für führende tschechische Politiker fungierte, zog sich Musil zunehmend aus dem öffentlichen Leben und schließlich in ein Kloster zurück. Er schrieb tschechische Kinderbücher und kümmerte sich nicht weiter um sein großes, unpubliziertes und hauptsächlich in deutscher Sprache verfasstes wissenschaftliches Arabien-Manuskript. Zum Glück für die Forschungsgeschichte machten Freunde und Gönner einen amerikanischen Mäzen auf diesen Umstand aufmerksam, der eine Übersetzung ins Englische und vor allem die Druckkosten finanzierte.¹² 1928 erschien Musils Magnum Opus im Verlag der Geographical Society in New York. Musil musste noch den Einmarsch von Hitlers Wehrmacht und den Verlauf des Zweiten Weltkriegs erleben, bevor er starb.

The Manners and Customs of the Rwala Bedouins (1928)¹³ ist ein monumentaler Klassiker zur Lebenswelt eines der größten nordarabischen Beduinenvölker geblieben. Vergleichende Ökologie, Ethnographie, Arabistik, und

Religionswissenschaften bauen gleichermaßen bis heute darauf auf. Eine Erinnerungstafel an einem bekannten Wahrzeichen Syriens berichtet neuerdings auch dort von Musils Wirken. Während sich andere akademische Theologen (wie etwa der Begründer der „Kulturkreislehre“ in der Wiener Völkerkunde, Wilhelm Schmidt) in jener Zeit doktrinär und anachronistisch bemühten, den Ursprung der Gottesidee spekulativ quer durch alle Räume und Zeiten nachzuweisen, hatte Alois Musil vernünftigerweise im Nahen Osten danach gesucht und mithilfe dieser sinnvollen Inspiration Bleibendes geleistet.

3. Wissenschaftsgeschichte als Kulturgeschichte: Einige Schlussfolgerungen

Würde man den „Bodensatz“ der damaligen wissenschaftlichen Leistungspyramiden untersuchen, so wäre das Ergebnis wahrscheinlich ein anderes. Für das durch ihre Werke vertretene Fächerspektrum stellten Glaser und Musil jedoch zweifellos die Spitze der Leistungspyramide dar. Dies gilt nicht nur für Zentraleuropa. Auch in Frankreich, Großbritannien und in anderen Zentren der zeitgenössischen wissenschaftlichen Forschung gab es in diesen Fächern nichts annähernd Vergleichbares. Der die Zeiten überdauernde Erfolg und Gehalt der wissenschaftlichen Hauptwerke von Glaser und Musil wurzelt bei beiden Autoren in der kreativen Verbindung von zwei Faktoren. Dies waren hartnäckig erworbene Kompetenzen in der einheimischen Sprache in ihren regional relevanten Versionen und langandauernde Aufenthalte vor Ort unter einheimischen Gewährsleuten. Mit diesen methodischen Prioritäten für einheimisches Wissen waren sowohl Musil als auch Glaser entscheidende Vorläufer dessen, was man wenige Jahre später – im Gefolge zweier anderer Mitteleuropäer, nämlich von Franz Boas und Bronislaw Malinowski – „ethnografische Feldforschung“ und „teilnehmende Beobachtung“ zu nennen begann.¹⁴ Ich meine, dass die Kontexte eines politischen, kulturellen und künstlerischen „frontier orientalism“ in der gemeinsamen Heimatregion sich ausgesprochen förderlich auf die Herausbildung dieser einsamen, internationalen akademischen Leistungsspitze auswirkte. Im Rahmen der lange gewachsenen, kontrastreichen Vielfalt war es in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie eine selbstverständlichere Option als anderswo geworden, sich mit dem „nahen Islam jenseits der Grenze“ durch solche wissenschaftliche Interpretationen und Analysen auseinander zu setzen, die durch landeskundliche Erfahrung und einheimisches Wissen empirisch abgestützt waren.

Freilich spielte dafür das zunehmende Interesse Österreich-Ungarns am Osmanischen Reich als potenziellem Alliierten eine förderliche Rolle. Zugleich dürfte es aber wohl ebenso förderlich gewesen sein, dass das Haus Habsburg in Nord- und Südarabien eben keine eigenen kolonialen Interessen wahrnahm. Die Absenz von britischen oder französischen Arbeiten aus dieser Zeit, die jenen von Glaser und Musil gleichwertig gewesen wären, etwa über Ägypten oder Marokko als den „eigenen“ Kolonialgebieten, wäre demnach kein Zufall. Hier scheint nämlich Vieles eher in Richtung auf kurzfristiger angelegte, „angewandte“ und Auftragsforschung gedrängt zu haben, mit geringeren Erträgen von bleibendem Wert. Hingegen waren in der Donaumonarchie die Milieus von „frontier orientalism“ und von nicht direkten kolonialen Interessenslagen an Arabien eher günstig für die Herausbildung von internationalen Leistungsspitzen in der Grundlagenforschung zum Nahen Osten.

Dabei habe ich in diesem Beitrag die Verstrickungen von Glaser und Musil mit imperialen Interessenslagen gerade deshalb so deutlich hervorgehoben um zu zeigen: Was auf den ersten Blick allen Kriterien der Saidschen Analyse zu entsprechen scheint, entpuppt sich bei sorgfältiger Abwägung teilweise als deren Gegenteil. Said interpretiert in seiner Analyse den „akademischen“ primär als eine spezialisierte Subvariante des „klassischen“ Orientalismus: Da wie dort hätten muslimische Menschen keine eigenen Stimmen in den klassisch-orientalistischen Interpretationen. Die Musliminnen und Muslime in Glasers und Musils Schriften hingegen haben durchaus „eigene Stimmen“, sie kommen in den Zitaten und Ausführungen der Autoren detailliert und fast durchwegs namentlich zitiert zu Wort: Das entsprach den methodischen Prioritäten dieser beiden Autoren, aber auch ihrem persönlichen Auftreten unter ihren örtlichen Gewährsleuten in Arabien. Die imperialen und kolonialen biografischen Verstrickungen von Glaser und Musil sind freilich unbestreitbar: Zum einen machten einige dieser „Entdeckungszusammenhänge“¹⁵ die Autoren in gewissem Ausmaß zu „Nutznießern“ der entstehenden habsburgisch-osmanischen Allianz. Zum anderen waren auch manche „Verwertungszusammenhänge“ ihrer akademischen und nicht-akademischen Aktivitäten in ungleichen und bescheidenen Ausmaßen für die hegemonialen Seiten des „frontier orientalism“ brauchbar: Musil war zweifellos ein „Gehilfe“ bei der Aufrechterhaltung der brüchigen osmanischen Herrschaft in Nordarabien, Glaser wäre in Südarabien jedenfalls dazu bereit gewesen. Der Stellenwert dieser Hilfsdienste bleibt noch zu überprüfen, sollte jedoch nicht überschätzt werden.

Diese Überlegungen erlauben, für Glasers und Musils Forschungsprozesse zwar bezüglich der beiden Rahmendimensionen des „Entdeckungs-“ und des „Verwertungszusammenhangs“ eine deutliche, aber doch beschränkte und partielle Einbindung in die osmanische Kolonialverwaltung und in die imperialen Seiten des „frontier orientalism“ zu identifizieren. Zugleich bleiben aber in den Werken Glasers und Musils die „Begründungszusammenhänge“ und die innovative Seite der „Entdeckungszusammenhänge“ aus wissenschaftsgeschichtlicher Sicht zentrale und dominante Aspekte. In ihrer inhaltlichen Dimension repräsentieren die wissenschaftlichen Hauptwerke dieser beiden Autoren daher nicht „intellektuelle Subvarianten“ des „frontier orientalism.“ Diesbezüglich sind diese Hauptwerke primär eben keine orientalistischen Ideologeme, sondern gute wissenschaftliche Forschung von bleibendem Wert.

Der weitere kulturelle und ökonomisch-politische Kontext des „frontier orientalism“ in den letzten Jahrzehnten der Donaumonarchie scheint also eher als der klassische Orientalismus die Hervorbringung einer akademischen Leistungsspitze gefördert zu haben, welche in inhaltlicher Hinsicht imstande war, die ideologischen Grundlagen von jeglichem Orientalismus radikal in Frage zu stellen und zu transzendieren. Dass gerade beide Träger dieser akademischen Leistungsspitze, bei allen sonstigen Unterschieden ihrer Biografien, Grenzgänger zwischen ihren eigenen Herkunftskulturen waren, ist wohl kein Zufall. Wer Unterschiede und Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen am eigenen Leib von frühester Jugend an erfahren hat, dem eröffnen sich besonders günstige, empathische Zugänge auch für das Verständnis jener islamischen Kulturen hinter der nahen, umstrittenen Grenze. Damit verweisen uns beide Biografien selbst aber auch nachdrücklich darauf, wie fruchtbar die Erarbeitung von Wissenschaftsgeschichte als Kulturgeschichte sein kann. Auch für diese Einsicht verdanken wir die entscheidenden Impulse Moritz Csáky.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Edward SAID, *Orientalism*, New York 1978.
- 2 Vgl. Barbara HARLOW, Mia CARTER (eds.), *Imperialism and Orientalism. A Documentary Sourcebook*, Oxford 1999.
- 3 Vgl. Ian BURUMA, Avishai MARGALIT, *Okzidentalismus. Der Westen in den Augen seiner Feinde*, München–Wien 2005 (orig. *Occidentalism. The West in the Eyes of its Enemies*, New York 2004).
- 4 Maria TODOROVA, *Imagining the Balkans*, Oxford 1997.

- 5 Andre GINGRICH, *Frontier Myths of Orientalism: The Muslim World in Public and Popular Cultures of Central Europe*, in: Bojan BASKAR, Borut BRUMEN (eds.), *Mediterranean Ethnological Summer School, Piran/Pirano*, MESS II, Ljubljana 1998, S. 99–127; (Deutsche, bearbeitete Übersetzung: *Grenzmythen des Orientalismus. Die islamische Welt in Öffentlichkeit und Volkskultur Mitteleuropas*, in: Erika MAYR-OEHRING, Elke DOPPLER (Hg.), *Orientalische Reise: Malerei und Exotik im späten 19. Jahrhundert*, Wien 2003, S. 110–129). Andre GINGRICH, *Österreichische Identitäten und Orientbilder: Eine ethnologische Kritik*, in: Walter DOSTAL, Helmuth A. NIEDERLE, Karl R. WERNHART (Hg.), *Wir und die Anderen. Islam, Literatur und Migration. Wiener Beiträge zur Ethnologie und Anthropologie* 9 (1999), S. 29–35.
- 6 Vgl. Walter DOSTAL, *Eduard Glaser – Forschungen im Yemen. Eine quellenkritische Untersuchung in ethnologischer Sicht*. Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 545, Wien 1990 (Veröffentlichungen der Arabischen Kommission 4), S. 19–21.
- 7 Vgl. Alfred JANATA, *Österreicher im Jemen: Personen und Aktionen*, in: Alfred JANATA, unter Mitarbeit von Herbert KARNER und Renate MEISSNER, *Jemen. Im Land der Königin von Saba*, Wien 1989, S. 21–53, hier S. 22–25.
- 8 Vgl. Walter DOSTAL, *Ethnographica Jemenica. Auszüge aus den Tagebüchern Eduard Glasers, mit einem Kommentar versehen*. Sitzungsberichte der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 593, Wien 1993 (Veröffentlichungen der Arabischen Kommission 5), S. 7–10.
- 9 Vgl. Peter ROHRBACHER, *Die Geschichte des Hamiten-Mythos*, Wien 2002 (Beiträge zur Afrikanistik 71), S. 253.
- 10 Vgl. Erich FEIGL, *Musil von Arabien. Vorkämpfer der islamischen Welt*, Wien-München 1985.
- 11 Vgl. Ernest GELLNER, *Anthropology and Politics. Revolutions in the Sacred*, Grove, Oxford 1995, S. 212–228, hier S. 212.
- 12 Vgl. Karl Johannes BAUER, *Alois Musil: Wahrheitssucher in der Wüste*, Wien 1989.
- 13 Alois MUSIL, *The Manners and Customs of the Rwala Bedouins*, New York 1928.
- 14 Vgl. Andre GINGRICH, *Ruptures, Schools, and Nontraditions: Reassessing the History of Sociocultural Anthropology in Germany*, in: Frederik BARTH, Andre GINGRICH, Robert PARKIN, Sydel SILVERMAN, *One Discipline, Four Ways: British, German, French, and American Anthropology. The Halle Lectures*, Chicago 2005, S. 59–153.
- 15 Vgl. Jürgen FRIEDRICHS, *Methoden der empirischen Sozialforschung*, Opladen 1980, S. 50–59.

Plurikulturalität und Grenzziehungen. Über eine Erzählung von Sa'adat Hassan Manto

Anil Bhatti (New Delhi)

I.

Wittgensteins Frage – „Wenn die Grenze zwischen zwei Ländern strittig wäre, würde daraus folgen, dass die Landesangehörigkeit jedes einzelnen Bewohners fraglich wäre?“ – hätte Bhishan Singh, die Hauptfigur von Sa'adat Hassan Mantos Erzählung *Toba Tek Singh* (1955), auch stellen können, wenn er nicht schon wahnsinnig wäre.¹ Mantos geniale Urdu-Erzählung, die aus der großen Zahl der literarischen Verarbeitungen der Teilung des indischen Subkontinents („Partition“ im indischen Sprachgebrauch) hervorragt, ist eine Reflexion über die mörderische Logik dieser Grenzziehung und der Gründung von Indien und Pakistan im Jahre 1947. Die Teilung hat große Bevölkerungsgruppen nach Religionsmerkmalen (Moslems gegen Hindus und Sikhs) getrennt, einen Bevölkerungsaustausch erzwungen, Migrationströme über eine künstlich gezogene Grenze in Bewegung gesetzt und einen der schlimmsten Massenmorde des vergangenen Jahrhunderts verursacht. Im wahrsten Sinne des Worts war die Teilung eine Wahnsinnsidee.

Um die radikale Absurdität der Grenzziehung als Wahnsinn zu unterstreichen, verlegt Sa'adat Hasan Manto (1912–1955) das Problem der „Partition“ in eine Irrenanstalt in Lahore (Pakistan). Wenige Jahre nach der Teilung fällt es den jeweiligen Regierungen in Indien (Hindustan) und in Pakistan ein, dass nach dem Austausch von ‚normalen‘ Gefangenen jetzt auch die Insassen von Irrenanstalten gemäß dem Prinzip der Religionszugehörigkeit ausgetauscht werden sollten. Moslemische Irre in Indien sollten also nach Pakistan und die Hindus und Sikhs sollten nach Indien. Was könnte dann realistischer und einleuchtender sein als dieser Einfall, der die bittere bürokratische Logik einer Kafka-Parabel besitzt?

In der Irrenanstalt werden die Teilung und der ontologische Status der neuen geographischen Entität „Pakistan“ lebhaft diskutiert. Wo war man denn?

Wenn man sich jetzt in Hindustan befand, wo lag dann Pakistan? Und wie konnte man jetzt in Pakistan sein, ohne sich bewegt zu haben, wo man doch vorher in Hindustan war? Die zentrale Gestalt in der Erzählung ist Bishan Singh, ein Sikh, der aus dem Ort „Toba Tek Singh“ im Punjab stammt. In der Irrenanstalt grübelt Bishan Singh über die neue Lage seines Heimatorts nach. Ist dieser Teil Punjabs in Indien oder Pakistan? Seit fünfzehn Jahren, so heißt es, steht Bishan Singh stets auf den Beinen; richtig geschlafen hat er die ganze Zeit nicht. Sein Sprachrepertoire hat er auf einen Satz aus Urdu bzw. Hindustani, Punjabi und Englisch, also aus den drei Sprachen, die im Punjab zwischen Indien und Westpakistan präsent waren, reduziert bzw. konzentriert: „Aupar di gar gar di annex di bedhyanan di mung di daal off di laltain [...]“. Bishan Singhs Sprachtext, den er variiert und im Zorn auch durch einen Fluch („fiteh muhn“) auf Pakistan und Hindustan gleichermaßen höchst effektiv steigert, ist für uns das Kauderwelsch eines Wahnsinnigen. Aber in dieser Konzentration drückt der Satz auch ein Moment des Widerstands gegen die Logik der kolonialen Teilung aus. Denn das Gebiet des Punjab war ein plurikultureller Kommunikationsraum mit einem Sprachkontinuum, das im komplexen Zusammenhang des kolonialistischen Eingriffs in verschiedene Sprachen geteilt und kodifiziert wurde. Bishan Singhs Satz versinnbildlicht die Zerstörung seiner Sprachenwelt und wirkt als Zeichen für die lebensweltliche Zerstörung insgesamt. Sein Kauderwelsch wirkt als Kommentar der Geschichte über die Teilung als letzte Konsequenz der Kolonialgeschichte des Subkontinents.

Durch den Besuch eines moslemischen Nachbarn aus seiner Stadt erfährt Bishan Singh, dass seine Familienmitglieder nach Hindustan emigriert sind. Als er abgeschoben werden soll, erfährt er von einem Wächter, dass Toba Tek Singh in Pakistan liegt. Bishan Singh leistet Widerstand gegen den Austausch. Er verflucht den Unsinn von Hindustan und Pakistan, bricht im Niemandsland des Stacheldrahts zwischen Indien und Pakistan zusammen und wird somit zur Chiffre für den Widerstand gegen die Teilung. Er wird sprachlich-metonymisch mit dem Namen seines Herkunftsorts eins und liegt als Toba Tek Singh-Bishan Singh in einem geographischen Nicht-Ort zwischen den staatlichen Resultaten des Kolonialismus, zwischen Indien und Pakistan also, nun endlich nach fünfzehn Jahren des Stehens, auf dem Boden: „Dort hinter dem Stacheldraht war Hindustan. Hier hinter dem gleichen Stacheldraht war Pakistan. Dazwischen, auf einem Stückchen Land ohne Namen, lag Toba Tek Singh.“²

„Partitions“, Teilungen – sie galten im vergangenen Jahrhundert als Lösung für Konflikte, und sie waren doch keine Lösungen. Die Teilung von Bengalen im britischen Indien im Jahre 1905 war der Vorgriff auf die Teilung des ganzen indischen Subkontinents im Jahre 1947. Historische Entsprechungen finden wir in den Konflikten in Irland, Israel/Palästina, Zypern und Jugoslawien. Damit verwoben sind die Grenzziehungen in Deutschland und Korea. Es gibt noch mehr Beispiele.³ Die Teilung Indiens bildet einen Referenzpunkt für die gewaltsamen Risse in der Lebenswelt des indischen Subkontinents im vergangenen Jahrhundert. Sie birgt die wichtige Einsicht, dass der gewaltsame Akt der Teilung eine Permanenz gewinnt, die im Widerspruch zu der Willkürlichkeit der Teilung steht. Die emblematische Figur des Flüchtlings, der „displaced person“, bleibt als Fragezeichen über dem Drang nach politischer Eindeutigkeit und Endgültigkeit stehen. In Mantos Erzählung führen der Zerfall der Sprache in Wahnsinnsätze und Bishan Singhs Tod die religiöse und territoriale Logik von *Partition* ins Absurde.

Mantos Erzählung zeigt auch das Scheitern der Neutralität als Haltung in einem latenten Kriegszustand, denn der Stacheldraht ist auch eine Schlachtlinie, die den Widerspruch zwischen den postkolonialen Staatsvisionen Indiens und Pakistans evident macht. Pakistan als homogenisierter islamischer Staat und Indien als verfassungsmäßig säkularer Staat geraten in Widerspruch zu einander, und die Aufrechterhaltung der zwei Lager ist notwendig für die Aufrechterhaltung von Differenzen: religiöse Differenzen und Sprachdifferenzen sind die hervorstechendsten Merkmale. Da Bishan Singh sich zwischen zwei neuen Welten nicht entscheiden will, muss er sterben. Er fällt um wie ein Baum, der seinen Platz räumen muss, damit der latente Krieg weitergeht.⁴ Bishan Singhs Tod unterstreicht auch die Tatsache, dass die Geschichte irreversibel ist. Die Lakonik in der Erzählweise verhindert folgerichtig jeden nostalgischen oder revanchistischen Zug.

Das Stückchen Land, das Bishan Singhs Körper auffängt, war aus der Sicht der kolonialen Logik letztendlich lediglich ein kartographischer Riss in einer Fläche. Die Grenze zwischen Indien und Pakistan war das Ergebnis einer bürokratischen Pfuscherei, die auf ihre Art die Macht der kartographischen Imagination (map making) im Zusammenhang mit dem Kolonialismus erwies.⁵ Das Bild des Stacheldrahts bei Manto betont auch die Tatsache, dass „Partition“ eine harte Grenze schafft, die den fließenden Charakter der Übergänge in großen plurikulturellen Räumen einfriert. Die Ablehnung einer harten Grenze mag als Charakteristikum der plurikulturellen Sichtweise gel-

ten. Im europäischen Zusammenhang – durchaus vergleichbar mit der indischen Situation – hat etwa Hofmannsthal den Gedanken an fließende Grenzen hervorgehoben, um die Besonderheit eines übernationalen Österreichs in einer Zeit zu charakterisieren, in welcher Europa sich dem nationalen Problem widmete.⁶ In Indien wie Europa hat die Entstehung von homogenisierten Nationen, dort wo das Heterogene und das Polygene (Hofmannsthals Ausdruck) existierten, die Geschichte nach dem Ersten Weltkrieg entscheidend geprägt und sie zum Zeitalter der Grenzziehungen gemacht.

II.

Insofern als man den Mythos des Turmbaus zu Babel unter anderem auch als eine Erzählung gegen die Sprachenvielfalt lesen kann, ist Mantos tragische Erzählung gewissermaßen eine Fortschreibung des Widerstands gegen diesen Mythos. Der Mythos von Babel, schreibt Jürgen Trabant, sei als „Gründungstext europäischer Kultur“ für die „europäische Sprachideologie“ wesentlich konstitutiv: „Einheit der Sprache ist gut, paradiesisch, Vielfalt der Sprache ist schlecht, sie ist *Strafe und Verlust*, Verlust der ursprünglichen paradiesischen Einheit und der ursprünglichen richtigen Wörter.“⁷ Das bedeutet, dass jegliche Bemühung, sprachliche Vielfalt als etwas Positives zu denken, daher auch weitgehend zum Scheitern verurteilt ist. Die Entstehung der Sprachenvielfalt war in dieser Interpretation eine Katastrophe und der paradiesische Urzustand der Monoglossie bestimmt die europäische kulturelle Imagination als Idealzustand. Dieser Gedanke wirkte in der Ideologie des Kolonialismus nach.

Mantos kurze Erzählung ist auch eine Parabel über das koloniale Unternehmen überhaupt. Das wissenschaftliche Interesse im Kolonialismus wollte ordnungsstiftende Strukturen herstellen. Die Beherrschung des vermeintlichen indischen Chaos erfolgte bekanntlich durch eine beisspielslose Entfaltung klassifikatorischer und taxonomischer Energie, wodurch Indiens seltsame, zusammenhängende Diversität durch lineare, monochrome Modelle ersetzt wurde. Die Parzellierung der komplexen Gesellschaftsstruktur im Kolonialismus diente sicherlich dem Herrschaftsmechanismus, aber die klassifikatorische Energie des kolonialen Unternehmens war auch Ausdruck der Angst vor dem vermeintlichen Chaos der Vielfalt im Herzen der kolonialen Finsternis. Der Widerstand des wahnsinnigen Bhishan Singh ist insofern auch ein Widerstand gegen das politische Endergebnis eines langen, lang-

wierigen und komplexen kolonialen Prozesses, der zur Zerstörung einer plurikulturell funktionierenden Kommunikationssphäre führte.⁸ Diese öffentliche Sphäre war keine ideale, befriedete Gesellschaft, aber sie war eben nur eine vielfältige, diverse, mehrsprachige Gesellschaft. „Mehrfachkodierung“ (Moritz Csáky) war ein Normalzustand.⁹ In der kolonialen Situation werden kulturelle Strukturen konstruiert, die dann den Status der substanziellen Naturwüchsigkeit beanspruchen. Der Dekonstruktionsprozess im postkolonialen Denken besteht vielfach darin, diesen Anspruch gegen den Strich zu bürsten, um seine Kontingenz evident zu machen. Die vorkoloniale Periode war selbstverständlich keine befriedete Zeit. In ihr lagen aber alternative Konstruktionen im System von Macht und Herrschaft, Ausbeutung und Widerstand. Warum die Geschichte einen bestimmten Weg eingeschlagen hat, bleibt dann der Punkt, an dem Analyse ansetzt.

Als Beispiel können wir die systematische Kodifizierung der Volkssprachen Indiens, welche ein wichtiges Anliegen des britischen Kolonialismus bildete, nehmen. Die Pluralität von gesellschaftlicher Kommunikation wurde durch das starre lexikographische, klassifikatorische Prinzip ersetzt und administrativ umsetzbar gemacht. Sprachen wurden als autonome Gebilde betrachtet und entsprechend kodifiziert. Die Sprachen Hindi und Urdu zum Beispiel bilden eine nordindische Sprachgemeinschaft. Die Hindi-Variante wird in der aus dem Sanskrit abgeleiteten Devanagari-Schrift und die Urdu-Variante in der persischen Schrift geschrieben. Wenn man die Devanagari-Schrift und Sanskrit mit „Hindu“ und die persische Schrift und Persisch mit „Moslem“ konnotiert, hat man den Keim eines religiösen Konflikts, der eine plurikulturelle Konstellation zerstört und binäre Strukturen aufbaut.

Im Anschluss an Habermas und die Diskussion über den Öffentlichkeitsbegriff hat Bayly eine nordindische, kosmopolitische „Ökumene“ im frühen achtzehnten und frühen neunzehnten Jahrhundert skizziert, welche selbstverständlich keine Friedensutopie war, die aber religiöse und kastenorientierte Grenzen aufweichte, ohne sie vollkommen zu verwischen. Sprachlich war diese Ökumene inklusiv im schriftlichen und mündlichen Kommunikationszusammenhang. Sie unterstützte die horizontale gesellschaftliche Mobilität. Der Bazar war ihr Austragungsort. Sie war den Puristen suspekt. Sie zerfiel allmählich in binäre Strukturen, die zur gesellschaftlichen und sprachlichen Homogenisierung führten. Mehrere Faktoren waren am Prozess der Herstellung einer überschaubaren Gesellschaft mit „Sprachnationen“ beteiligt. Im britischen Indien begann dies im neunzehnten Jahrhundert, wobei der Konflikt zwischen Urdu und Hindi durch die Aspirationen einer neuen aufstre-

benden Hindu-Mittelschicht (middle class), die Arbeit, Anerkennung und Macht suchte, mitbedingt wurde. Die moslemische Aristokratie hat Urdu als Symbol ihrer eigenen Differenz in Richtung Persisch verfeinert. Die Sanskritisierung von Hindi war das Pendant. Britische Kolonialinteressen und die Druckereien der Missionare gehörten zu dieser Konstellation, in welcher die bedrängte moslemische Oberschicht, die aufstrebenden Hindu-Eliten und eine koloniale Administration aus einem Verflechtungszusammenhang von Sprachpraktiken zwei Sprachlager kreierten, die dann auch zwei Religionsgemeinschaften schaffen und trennen sollten.¹⁰ Der Keim der staatlichen Teilung des indischen Subkontinents lag in der Konstruktion dieser binären Differenz.

III.

Dort wo emotive, symbolische Funktionen der Sprache traditionelle, gesellschaftliche und kommunikative Funktionen verdrängen, gewinnen Homogenisierungsmomente den Vorrang und plurikulturelle Verhältnisse brechen zusammen.

Tagore, der diese Gefahr deutlich gesehen hat, warnte während der indischen Freiheitsbewegung im zwanzigsten Jahrhundert vor dem „communal bias“ in der Entwicklung von Hindi als Lingua Franca in Indien. Wenn Hindi die Nationalsprache eines freien Indiens werden sollte, so sollte sie „the double current of Sanskrit and Persian literatures that have been working side by side for the last many centuries“ wirklich repräsentieren und Fremdwörter mutig einbürgern.¹¹

Tagores Hinweis auf den Doppelstrom der indischen Geschichte ist bereits ein früher Hinweis auf die Perspektive von „shared histories“ in Indien. Geschichte, als Verflechtungszusammenhang betrachtet, bildet einen wesentlichen Aspekt des kulturtheoretisch wichtigen Palimpsest-Gedankens, welcher Kulturen als historisches Resultat von vielen Schichtungen begreift. Dieser Gedanke, der für Europa von Victor Hugo und für Indien von Jawaharlal Nehru verwendet wurde, bildet ein Gegenmodell zu allen eindimensionalen Kulturvorstellungen.¹² Die kulturelle Brisanz des Palimpsests liegt allerdings in der Gültigkeit seiner Ganzheit und nicht in irgendeiner Schicht, zu der man durch einen Akt der Reinigung oder Wegrädierung vorstößt. Diese Schichtungen sind selbst Resultate des historischen Wandels. Dieses Bild negiert sowohl den Authentizitätsdiskurs als auch die Homogenisierungsthese. Bei

der Schichtung kommt es nämlich auf das Multiple an. Dies kehrt sich ins Gegenteil, wenn die progressive Schichtung als zunehmender Verlust an Authentizität aufgefasst wird. Das so genannte wirkliche Indien, wenn man es wirklich will, wäre nach Nehru nicht in der Urschicht, sondern in der Ganzheit und Gleichzeitigkeit des mehrschichtigen Prozesses zu finden, und dies ist ein Gedanke, der durchaus mit Ernst Blochs philosophischer These von der „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ in Europa verglichen werden kann.

Mantos Erzählung kommentiert die Geschichtserfahrung, die uns lehrt, dass mehrsprachige, plurikulturelle, multinationale Staatsformationen im nationalstaatlichen Zeitalter nicht selbstverständlich sind. Normalität und Naturwüchsigkeit beansprucht ein politisches Ordnungsgefüge, das die Kongruenz von bestimmten Merkmalen wie Sprache, Geschichtsmythos, Religion aufweist. Diese bilden dann die Elemente für einen Prozess der Homogenisierung und Grenzziehung, wodurch die „Anderen“ stigmatisiert werden können. Die Verteidigung der übergreifenden Idee eines multinationalen Staates, die Heterogenität erlaubt und fördert, muss freilich das Grundproblem im zentraleuropäischen und indischen Beispiel mitbedenken, welches in der Schwierigkeit lag, aus einem feudalen Obrigkeitsstaat eine moderne Demokratie zu gestalten.¹³

Anmerkungen

- 1 Ludwig WITTGENSTEIN, Zettel, hg. von G.E.M. Anscombe und G.H. von Wright, Oxford 1967, S. 98. (Nr. 556). Sa'adat Hasan MANTO, Toba Tek Singh, in: Balraj MENRA, Sharad DUTT (Hg.), Dastavez 2, Delhi 1993 (Devanagiri Fassung), S. 192–198.
- 2 Ebenda, S. 198 (Übersetzung des Verfassers).
- 3 Vgl. die Beiträge in: Ghislaine Glasson DESCHAUMES, Rada IVEKOVIC (Hg.), *Divided Countries, Separated Cities. The Modern Legacy of Partition*, New Delhi 2003; RAVIKANT, Tarun K. SAINT (Hg.), *Translating Partition*, New Delhi 2001; Mushirul HASAN (Hg.), *Inventing Boundaries*, New Delhi 2000.
- 4 Vgl. Michel FOUCAULT, *In Verteidigung der Gesellschaft. Vorlesungen am College de France (1975–76)*. Aus dem Französischen von Michaela Ort, Frankfurt a.M. 1999, S. 61–73.
- 5 W. H. Audens Gedicht *Partition* hat die Hast festgehalten, womit der britische Beamte Sir Cyril Radcliffe das Schicksal von Millionen ohne eine gesicherte Informationsgrundlage entscheiden musste. Vgl. Sunil KHILNANI, *The Idea of India*, London 1997, S. 200. Vgl. dazu auch: Anil BHATTI, Aspekte der

- Grenzziehung; postkolonial, in: Horst TURK [u.a.] (Hg.), Kulturelle Grenzziehungen im Spiegel der Literaturen. Nationalismus, Regionalismus, Fundamentalismus, Göttingen 1998.
- 6 Vgl. Hugo von HOFMANNSTHAL, Die Österreichische Idee, in: Hugo von HOFMANNSTHAL, Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden. Reden und Aufsätze II, 1914–1924, Frankfurt a.M. 1977, S. 456.
 - 7 Jürgen TRABANT, Mithridates im Paradies. Kleine Geschichte des Sprachdenkens, München 2003, S. 21.
 - 8 Vgl. dazu: Bernhard COHN, The Command of Language and the Language of Command, in: Ranajit GUHA, Subaltern Studies IV, Delhi 1985, S. 276–329.
 - 9 Moritz CSÁKY, Ideologie der Operette und Wiener Moderne, Wien–Köln–Weimar 1996, S. 249–263, hier S. 254; vgl. auch: Moritz CSÁKY, Ambivalenz des kulturellen Erbes: Zentraleuropa. Moderne und/oder postmoderne Befindlichkeit, in: Moritz CSÁKY, Klaus ZEYRINGER (Hg.), Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachkodierung des historischen Gedächtnisses. Paradigma: Österreich, Innsbruck 2000, S. 31–34.
 - 10 C. A. BAYLY, Empire and Information. Intelligence gathering and social communication in India, 1780–1870, Cambridge 1996, S. 298; Alok RAI, Hindi Nationalism, Delhi 2001; Tariq RAHMAN, Language and Politics in Pakistan, Karachi 1997.
 - 11 Rabindranath TAGORE, Message to the All India Hindi Literature Conference, Madras, March 26th 1937, in: Sisir Kumar DAS (Hg.), The English writings of Rabindranath Tagore 3, New Delhi 1996, S. 737.
 - 12 Jawaharlal NEHRU, The Discovery of India, New Delhi 1997 (1946), S. 59; Victor HUGO, Betrachtungen zur Geschichte (1827), in: Europa. Analysen und Visionen der Romantiker, hg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt a.M. 1982, S. 442; vgl. Anil BHATTI, Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung, in: Johannes FEICHTINGER, Ursula PRUTSCH, Moritz CSÁKY (Hg.), Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck u.a. 2003, S. 55–68.
 - 13 Vgl. Peter STACHEL, Übernationales Gesamtstaatsbewußtsein in der Habsburgmonarchie. Zwei Fallbeispiele, in: www.kakanien.at.

Das Neue bei Mach, Freud und Kelsen. Zur Aufkündigung der Legitimationsfunktion in den Wissenschaften in Wien und Zentraleuropa um 1900

Johannes Feichtinger (Wien)

In seiner Schrift *Das postmoderne Wissen* zeigte Jean-François Lyotard im Jahr 1979 auf, dass sich mancher Intellektuelle in Wien um 1900 schon mit dem abgefunden hatte, was der französische Vordenker unter der *condition post-moderne*¹ verstand: Zwar verblieb aufgrund des Verlusts der „Zentralwerte“² noch Trauerarbeit zu leisten, dem, der aber weiter blickte, bot sich in der neuen Perspektivenvielfalt auch eine Chance. Mit der Überwindung der „großen Erzählungen“ (*grands récits*) zeichnete sich mithin auch die Aufkündigung einer Legitimierungsfunktion in den Wissenschaften ab. Ludwig Wittgenstein, der große Philosoph österreichischer Herkunft, sollte sich in seinem Spätwerk auf diese „Delegitimierung“ beziehen. Sie bereitete einer wichtigen Strömung der Postmodernität den Weg: „Die Wissenschaft spielt ihr eigenes Spiel, sie kann die anderen Sprachspiele nicht legitimieren. Zum Beispiel entgeht ihr das der Präskription.“³

Die Aufkündigung der Legitimierungsfunktion war integraler Teil einer markanten Schwerpunktverschiebung in den Wissenschaften, mit der eine neue antimetaphysische Auffassung, die das erkennende Subjekt aufwertete, in Österreich in scharfe Konkurrenz trat zu der monolithischen, auf normativen, wertabsolutistischen und metaphysischen Vorstellungen beruhenden und auf „Wahrheiten-an-sich“ abzielenden objektivistischen Wissenschaftsauffassung des 19. Jahrhunderts (*logischer Objektivismus*).

Darauf, dass dieser heuristische Wandel auf mannigfaltige wissenschaftsimmanente Ursachen (Positivismus, empirische Beweisführung, Historisierung) zurückzuführen ist, wurde schon anderswo verwiesen.⁴ In diesem Essay wird die Annahme überprüft, dass sich die Überwindung des Absolutheitsanspruchs als Referenzpunkt wissenschaftlicher Letztbegründung in den Theoriebildungen auch außerwissenschaftlicher, das heißt politischer, sozialer und kultureller Ursachen verdankt. Die Analyse bezieht sich im Folgenden auf die „Pluralitäten“⁵, die vor allem in den Metropolen (Wien, Budapest, Prag)

jener politisch, ökonomisch, soziokulturell und kommunikativ verschachtelten Region, die Moritz Csáky als Zentraleuropa bezeichnet,⁶ zum Vorschein traten. Die hier vorhandene Kulturenvielfalt mag dafür ausschlaggebend gewesen sein, dass Wahrheiten bald nicht mehr als zeit-, orts- und subjektunabhängige objektive Tatbestände aufgefasst wurden. Mit dem Schwinden der Vorstellung einer naturrechtlich mit Gott oder der Vernunft begründbaren „Wahrheit“ öffnete sich der Blick für mehrerlei: Augenfällig wurde der begrenzte Horizont des erkennenden Subjekts sowie die kulturelle Gebundenheit und Perspektivität des Wahrheitsfindungsprozesses. Schließlich wurde auch der Deckmantel angeblicher Wertfreiheit der Wissenschaft gelüftet. Sichtbar wurde der Anteil der Wissenschaften an der sich durch die destruktive Kraft der Nationalidee verschärfenden Dichotomisierung der Kulturen. Auf den neuen Wahrheitsbegriff nahm zuletzt auch Kristóf Nyíri in seinem Essay *Österreich und das Entstehen der Postmoderne* Bezug: „Der Wahrheit entschlüpft die absolute Geltung, die Beziehung des einzelnen zur Welt wird relativiert, das Ich büßt, in Ermangelung eines kohärenten geistigen Umfeldes, seine innere Einheit ein.“⁷

Die neuen Sichtweisen fanden durch Ernst Mach, Sigmund Freud und Hans Kelsen bereicherten Ausdruck. Sie enthüllten in ihren Theoriebildungen raffiniert den Machtzweck, der Teilen der modernen Wissenschaft aufgegeben gewesen und über die begriffliche Konstruktion von Wesensverschiedenheiten erfüllt worden war. Im Anschluss an die Erörterung der Wirkmechanismen der Pluralitäten wird ein Schlaglicht auf diese außergewöhnlichen Größen der österreichischen Wissenschaft geworfen. Mit der Abwendung vom wissenschaftlichen Substanzbegriff wirkten sie maßgeblich an der Zerstörung einer ideologieverhafteten und tief in Scheinprobleme verstrickten Wissenschaftsauffassung mit, um der Wissenschaft durch die Aufkündigung der Legitimierungsfunktion demokratische Verantwortung aufzuerlegen.

Die „Pluralitäten“ als Motor zur Verabschiedung des Substanzbegriffes

Das sozialanthropologische Konzept der (*self*-)authentication zeigt, dass das kulturelle Abgrenzungsbedürfnis umso größer wird, je weniger sich Kulturen voneinander unterscheiden.⁸ Da Abgrenzungen zugleich aber auch umso schwieriger werden, laufen Kultursysteme Gefahr, Differenzen überzubetonen. Verfügen solche Systeme aber über keine Techniken der Überbrückung, so versehen sich Kulturen im Zuge von Unterscheidungen zunehmend mit

dem Schein der Authentizität. Mit der Selbstaufwertung durch Abwertung des Anderen werden ausverhandelbare Differenzen zu schroffen, wertbeladenen und wesenhaften Gegensätzen überhöht. Die Vorstellung einer Substanthaftigkeit, durch die sich Kulturen eindeutig voneinander abgrenzen und im Verhältnis zueinander bewerten lassen, kann aber in Kulturen, die einander nahe stehen, zu tiefen und unüberbrückbaren Spaltungen führen. Sigmund Freud spricht vom „Narzißmus der kleinen Differenzen“, ⁹ wenn er aufzeigt, dass das „Gemeinschaftsgefühl der Massen“ zu seiner Ergänzung „die Feindseligkeit gegen eine außenstehende Minderzahl“ brauche, die schließlich Opfer von Unterdrückungen werden würde. Das zeigt sich augenfällig in Zentraleuropa.

Das „*entweder-oder*“ gab im österreichisch-ungarischen Vielvölkerstaat lange Zeit nicht das ideale kulturelle Identifikationsmodell ab, ¹⁰ mit dem Auftauchen der nationalen Sinnstiftungsvariante wurde aber in diesem „entgrenzten Kommunikationsraum“ ¹¹, der von Mehr- und Vielfachidentitäten geprägt war, das Bedürfnis nach scharfer Abgrenzung respektive der Anspruch auf Ausschließlichkeit umso größer. ¹² Da sich die moderne Nation mit dem Schein des Authentischen versah, verschärfte sich zusehends das, was man als Hermeneutik der Dichotomie bezeichnen könnte. Diese versicherte sich des „Eigenen“ durch die Vertiefung der Kluft zum Anderen. Sie trat sonach an die Stelle der kulturellen Differenzen, die zuvor kommunikativ überbrückt worden waren. Mehr- und Vielsprachigkeit erschienen bald so unnatürlich wie die Artikulation von Mehrfachidentitäten. Diese Prozesse beschränkten sich nicht auf Zentraleuropa. ¹³ Da der Vielvölkerstaat, dessen kulturelle Konfiguration als „hybrid“ bezeichnet werden darf, ethnisch durchmischt war, rief das angestrebte Ideal nationaler Authentizität unweigerlich Macht- und Herrschaftsansprüche hervor. Davon berichtete schon der ungarische Staatsmann József von Eötvös zur Mitte des 19. Jahrhunderts: „Die Grundlage aller nationalen Bestrebungen ist das Gefühl höherer Begabung, ihr Zweck ist Herrschaft.“ ¹⁴ In Österreich-Ungarn hatten sich die Spannungen nicht nur aufgrund sozialer und ökonomischer Unterschiede (Metropole und Peripherie) verschärft, Unheil stiftete vor allem die Imagination einer national-kulturellen Wesenhaftigkeit. Der Anspruch auf Zugehörigkeit zu *einer* überlegenen Nation vertiefte hier nicht nur die kulturellen Klüfte, er wurde bald auch zum schlagenden Argument, um einer *anderen* Nationalität das eigene Narrativ aufzudrängen.

Die Wissenschaften hatten maßgeblich Anteil an der Konstruktion nationaler Authentizität sowie der Erzeugung und Wahrung asymmetrischer Macht-

verhältnisse. Der Sprachkritiker Fritz Mauthner (1849–1923) machte darauf aufmerksam, dass Begriffe wie „Kraft“, „Materie“, Atom“ in der Physik; in der Religion „Gott“; in der Sphäre des Politischen „Rasse“, „Volk“, „Kultur“; in der Philosophie „Objekt“, „Absolutes“ und schließlich „Substanz“ im Besonderen außerwissenschaftliche Machtzwecke erfüllen konnten.¹⁵ Mauthner erblickte in dem „Wortaberglauben“, für den die Religion, die Metaphysik, aber auch die Psychologie anfällig wären, eine allgemeine „geistige Schwäche“ des Menschen. Sie erleichterte ihm zwar das Leben, sie würde aber auch zu seiner Unterdrückung genutzt.¹⁶ So erkannte auch der Sprachkritiker in der irreführenden Vergegenständlichung (Reifikation) des Abstrakten, durch die begriffliche „Gespenster“ erzeugt würden, die Ursache jeglicher Missstände, Ungerechtigkeiten und Verwirrungen. Hier zeigt sich, dass im Besonderen der Substanzbegriff, der in den Wissenschaften disziplinenübergreifend Verwendung fand, den nationalen Herrschaftszweck stützte. Um diesem Übel Abhilfe zu schaffen, ergriffen Wissenschaftler, die eine Sensibilität hinsichtlich dieser Problematik entwickelt hatten, in Wien um 1900 die Initiative: Sie versuchten jene von Mauthner angeführten „Gespenster“ durch Säuberung der wissenschaftlichen Grundbegriffe von „Hypostasierungen“ zu vertreiben. Zweifelsohne nahmen sie die Zerstörung der Substanzbegriffe (Ich, Kollektivseele, Staat) der Wissenschaft willen in Angriff. Zielvorgabe waren die Säkularisierung (Positivierung) der Wissenschaften sowie die Verabschiedung des dominanten objektivistischen Wissenschaftsverständnisses. Historisch zeugt davon die Abkehr vom Außergeschichtlichen, von unumstößlichen, zeitübergreifenden, normativen Vorgaben (was im Werk des Kunsthistorikers Alois Riegl und bei anderen manifest wird). Die Zurückweisung der Substanzbegriffe war aber nur der Auftakt, das Ziel war wohl weitreichender, zeigte sie doch auch einen Weg zur Überwindung der auf Machtasymmetrien, Herrschaft und Unterdrückung abzielenden Spaltung der Kulturen auf. Mit diesem Vorhaben liefen Mach, Freud und Kelsen zwar Gefahr, kulturellen Sinn zu opfern, dennoch scheuten sie nicht davor zurück, durch reflektierende Theoriebildung die durch begriffliche Hypostasierungen verschärften Gegensätze aufzubrechen.

Den Stellenwert des erkennenden Subjekts aufwertend, verwarfen die Genannten die in der österreichischen Philosophie tief verwurzelte Vorstellung, dass es „Wahrheiten-an-sich“ gäbe, als überholt. Im Objektbereich löste Ernst Mach das als Substanz begriffene Ich zugunsten seiner Elemente auf. Sigmund Freud nahm in seiner Analyse sozialer Tatsachen von Substanzbegriffen jedweder Art (Gott, Gesellschaft, Staat) Abschied, um anschließend auch die mystisch-metaphysische Annahme einer Kollektivseele zu verwerfen. Hans Kelsen zerstörte schließlich die substanzhafte Verdoppelung von Staat und juristischer Ordnung. Sie waren für ihn ein und dasselbe Ordnungsprinzip.

Ernst Mach (1838–1916), der Vorkämpfer für die neue empirisch-positivistische Wissenschaftsauffassung, verwarf Substanzbegriffe wie Raum und Zeit als überflüssig, weil metaphysisch. Grundbegriffe der Physik (Atom, Elektron, Quant) begriff er vielmehr als Abstraktionen mit Hilfsfunktion. Er definierte das Ich (aber auch Gegenstände) als eine Verknüpfung von Sinneswahrnehmungen, die sich nur „zur vorläufigen Orientierung und für bestimmte praktische Zwecke“¹⁷ als einheitlich darstellten. Sonach widersprach er auch entschieden der Vorstellung von einer Wesensverschiedenheit von Ich und Außenwelt, Erscheinung und Gegenstand, Psychischem und Physischem. Durch die Auflösung der Ich-Substanz und den Verzicht auf die Ich-Zentrierung vermeinte er, „eine freiere und verklärte Lebensverfassung“ zu gewinnen, „welche Missachtung des fremden Ich und Überschätzung des eigenen ausschließt.“¹⁸ Diese Auffassung des Ich zerstörte das Bild „des Nietzscheschen frechen ‚Übermenschen‘, welches die Mitmenschen nicht dulden können, und hoffentlich nicht dulden werden.“¹⁹

Wollte man das Ich als eine *reale* Einheit ansehen, so käme man wohl nicht aus dem Dilemma heraus, entweder eine Welt von unerkennbaren Wesen demselben gegenüberzustellen [...], oder die ganze Welt, die Ich anderer Menschen eingeschlossen, nur als in unserm Ich enthalten anzusehen [...]. Fasst man aber ein Ich nur als eine *praktische* Einheit auf für eine vorläufig orientierende Betrachtung, als eine *stärker* zusammenhängende Gruppe von Elementen, welche mit andern Gruppen dieser Art *schwächer* zusammenhängt, so treten Fragen dieser Art gar nicht auf, und die Forschung hat freie Bahn.²⁰

Sigmund Freud (1856–1939) sah das Ich in einem Wechselspiel verfangen zwischen Über-Ich, das kritisch über jenes wacht, und dem Unbewussten (Es), in dem sich auch das verborgene Reich der Verdrängungen ausbreitete. So-

nach war es ihm vorbehalten, die Vorstellung eines autonomen Ich in die Welt des Scheins zu verbannen. Zugleich räumte er den verschiedenen, dem Ich zugrunde liegenden Elementen gleichen Stellenwert ein, hatte doch die hypertrophe Hervorkehrung oder Verdrängung eines der Elemente für ihn unweigerlich Störungen zufolge. Stand zunächst das Verhältnis zwischen den bewussten und unbewussten Teilen der individuellen Psyche im Zentrum seiner Analysen, so schärfte er um 1910 auch seinen Blick für die Wirkkräfte der sozialen Außenwelt: Das Unbewusste vermochte sich davor nicht zu verschließen, die individuelle Charakterentwicklung spielte sich zwischen inneren Trieben und äußerem Druck ab. Soziale und nicht-soziale („narzisstische“ oder „autistische“) Akte waren Freud zufolge aber allein individualpsychologisch zu erfassen. Individualpsychologie und Sozialpsychologie gaben zwei Seiten ein- und derselben Medaille ab. In seiner schmalen Schrift *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) zeigte er, dass das Unbewusste sozial bestimmt sei, die Seelen aber vereinzelt auftreten würden. Sigmund Freud zufolge gäbe es keine „Kollektivseele“, so dass auch die Massenpsychologie als Individualpsychologie zu betreiben sei. Von diesem Standpunkt wich er nicht ab, und er entwickelte seine Thesen ausgehend von einem anderen Begriff des Sozialen, als er in die noch junge Soziologie eingeführt worden war. Diese hatte die sozialen Tatsachen als ein überindividuelles, dinghaftes, seelisch-körperliches Wesen begriffen. Die Tatsache, dass sich Menschen in Isolation anders verhielten als in Verbindung miteinander, jede Seele aber in einen Körper eingfasst war, hatte die Vorstellung eines von den individuellen Körpern verschiedenen „Kollektivkörpers“, einer neuen Substanz, einer „Massen- oder Kollektivseele“ hervorgerufen, die den Raum zwischen den Einzelnen auffüllt und alle Einzelnen erfasst.²¹

Die Vorreiter der Soziologie hatten hierfür die Grundlagen geliefert: Gustave Le Bon zufolge war die Masse als „ein provisorisches Wesen“ zu begreifen, „das aus heterogenen Elementen besteht, die für einen Augenblick sich miteinander verbunden haben.“ Die Masse hatte für ihn „ein neues Wesen mit ganz anderen Eigenschaften“²² verkörpert als jenen, welche die für ihr Zustandekommen verantwortlichen einzelnen Zellen aufwiesen. Die „Völkerpsychologie“, der erste Versuch einer Sozialpsychologie, hatte vermeintlich psychische Phänomene erkannt, „welche gar nicht den Menschen als Einzelnen betreffen, nicht von ihm als solchem ausgehen.“²³ Da durch die Individualpsychologie unerreichbar, hatte sie diese unter dem besonderen Begriff des „Volksgeistes“ zusammengefasst.²⁴ Schließlich hatte auch Émile Durkheim, einer der Klassiker unter den Soziologen, die sozialen Tatsachen als unab-

hängig von individuellen Seelenvorgängen aufgefasst.²⁵ In den *Regeln der soziologischen Methode* (1895), seinem methodischen Manifest, hatte er sie als etwas „Objektives“ definiert, d.h. dem Individuum äußerlich, vor ihm und auf ihn sozialen Druck ausübend.²⁶ Der „Dingcharakter“²⁷ der sozialen Tatsache hatte sich für ihn am deutlichsten im Begriff der „Gesellschaft“ gezeigt, die er als Wirklichkeit *sui generis* begriff. Mit dieser Auffassung hatte Durkheim in jenen Chor eingestimmt, welcher sich für die letztlich unbegründbare Annahme überindividueller Seelenhaftigkeit, einer „Kollektivseele“, aussprach. Das Verdienst Sigmund Freuds bestand sonach darin, die noch um 1900 verbreitete Vorstellung von einem substanzhaften, gottgleichen Sozialen verworfen zu haben, um ausgehend vom Standpunkt der Individualpsychologie die Massenpsychologie auf die Stufe einer psychoanalytischen Sozialpsychologie zu heben.

Mach und Freud hatten durch die Überwindung der Vorstellung substanzhafter Verdoppelungen, der zufolge es substanzhafte „Kollektivkörper“ gab, die verschieden waren von den Sinnesempfindungen (Mach) respektive den individuellen Körpern (Freud), jene Vorarbeit geleistet, auf die sich Hans Kelsen (1881–1973) berufen konnte. Dieser sollte das Verhältnis von Staat und Recht auf der Grundlage der normativen Theorie neu definieren, um den System-Dualismus zu überwinden. Der von Kelsen hervorgebrachte kritische Positivismus, der Naturrecht und Metaphysik, letztlich aber die Verpolitisierung der Wissenschaft bekämpfte, wirkte nachdrücklich auf die Staatsrechtslehre. Mit seiner Staatslehre, die den Staat allein als eine spezifisch logisch-juristische (d.h. normative) Ordnung auffasste, schuf er ein neues Staatsverständnis. Die herrschende Staatsrechtslehre, die durch Georg Jellinek größte Wirkmächtigkeit erfahren hatte und den Staat als wesensverschieden von der juristischen Ordnung begriff, wurde in ihren Grundfesten erschüttert, als Hans Kelsen den Nachweis führte, dass der Staat als ein „nach Art einer raumfüllenden, seelisch-körperlichen Substanz existierendes Kollektivsubjekt als ‚Träger‘ irgendwelcher Gewalten“ nicht existierte, „und nicht existieren kann.“²⁸ Da der Wiener Jurist den Staat als ein Etwas enthüllte, das weder ein souveräner sozialer Verband, der kraft seiner „ursprünglichen Herrschermacht“ einen Willen zu äußern vermochte, noch ein „natürlicher Organismus“ (Jellinek), sondern nichts anderes als eine rechtliche Zwangsordnung sei, zerstörte er das irreführende „Bild“, das den Staat als methodisch unzulässige, hypostasierte Substanz zeigte: Da sich die traditionelle Staatslehre die juristische Ordnung mit dem „anschaulichen Bilde“ einer menschlichen Person vorzustellen versucht habe, „als deren Qualität ein ‚Wille‘ angenommen wird“²⁹,

sei sie dem verhängnisvollen Irrtum aufgesessen, diese Vereinfachung zum Zweck der Veranschaulichung als die Sache selbst zu begreifen. Das Bild eines staatlichen „Makroanthropos“ wirkte dem „Ikonoklasten“³⁰ Kelsen zufolge aber verhängnisvoll, weil es jenen in die Hände spielte, die den metarechtlichen Staatsbegriff zu Machtzwecken missbrauchten.³¹ Er entlarvte die dem „System-Dualismus“ verpflichtete Staatsvorstellung als ein Werkzeug der Machthaber zur Aufrichtung einer außerrechtlichen Machtreserve. Mit der radikalen Zurückweisung der staatlichen „Souveränitätsvorstellung“, die sich auf den vermeintlichen Organismus bezog,³² und der Zurückweisung von politisch aufladbaren Begriffen wie „Volk“, „Nation“ und „Klasse“, die die Tendenz besaßen, einer die Summe der Individuen transzendierenden, in Machtverhältnisse verfangenen Substanzialisierung Vorschub zu leisten, vernichtete er rücksichtslos „eine der wirksamsten Legitimitäts-Ideologien“³³ seiner Zeit: „In diesem Sinne wird es dann ebenso eine Staatslehre ohne Staat geben [...], wie es heute [...] eine Psychologie, das ist eine Seelenlehre ohne Seele und eine Physik [...] ohne Kraft, gibt.“³⁴

Der Ort, an dem das Ich relativiert wurde, um der „Mißachtung des fremden Ich“ vorzukehren, die kollektivkörperhafte Ausprägung des Sozialen verworfen und eine „Staatslehre ohne Staat“, d.h. ein Staatsbegriff, der sich jedweder Legitimationsfunktion verweigerte, entwickelt wurde, war Wien. Sonach ist Lyotard beizupflichten, dem zufolge sich in dieser Stadt zur Jahrhundertwende eine intellektuelle Elite ausgebildet hatte, die „ohne Zweifel das Bewußtsein wie die theoretische und künstlerische Verantwortung der Delegitimierung soweit wie möglich ausgedehnt“ habe. Wittgenstein habe schließlich für eine völlig andere Art der Legitimierung verantwortlich gezeichnet, die sich nicht mehr auf die „verlorene Erzählung“ der Vergangenheit stützte, sondern auf die Vielfalt begrenzter, aber verschiedenartiger menschlicher Sprech-, Handlungs- und Lebensformen.³⁵ Der große österreichische Philosoph hatte prominente Impulsgeber: Mach, Freud und Kelsen entwickelten ihre Theorien nicht im „luftleeren Raum“, sie waren in Wien mit den „Pluralitäten“ konfrontiert. Darauf hat Moritz Csáky nachdrücklich verwiesen.

Anmerkungen

- 1 Jean-François LYOTARD, Das postmoderne Wissen. Ein Bericht, Wien 1999 (Edition Passagen 7) [Original: La condition postmoderne, Paris 1979].
- 2 Vgl. Hermann BROCH, Hofmannsthal und seine Zeit. Eine Studie, hg. von Paul Michael Lützeler, Frankfurt a.M. 2001.

- 3 LYOTARD, Das postmoderne Wissen, S. 119.
- 4 Vgl. Johannes FEICHTINGER, Der Wissenschaftswandel in Österreich (1848–1938). Versuch einer kulturwissenschaftlichen Annäherung, in: Markus ARNOLD, Gert DRESSEL (Hg.), Wissenschaftskulturen – Experimentalkulturen – Gelehrtenkulturen, Wien 2004 (Kultur. Wissenschaften 8.2), S. 53–68 und andere Aufsätze dieses Autors.
- 5 Vgl. Moritz CSÁKY u.a., Pluralitäten, Heterogenitäten, Differenzen. Zentraleuropas Paradigmen für die Moderne, in: Moritz CSÁKY, Astrid KURY, Ulrich TRAGATSCHNIG (Hg.), Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne, Innsbruck u.a. 2004, S. 13–43.
- 6 Vgl. Moritz CSÁKY, Mitteleuropa/Zentraleuropa. Ein komplexes kulturelles System, in: Österreichische Musikzeitschrift 1–2 (2005), S. 9–16, hier S. 10–12.
- 7 Kristóf NYÍRI, Vernetztes Wissen. Philosophie im Zeitalter des Internets, Wien 2004, S. 19.
- 8 Ich verdanke Johann HEISS (ÖAW, Sozialanthropologie) den Hinweis auf das Konzept der (*self*-)authentication. Dieses wird näher ausgeführt von Birgit SCHAEBLER, Civilizing Others. Global Modernity and the Local Boundaries (French/German, Ottoman, and Arab) of Savagery, in: Birgit SCHAEBLER, Leif STENBERG (Hg.), Globalization and the Muslim World. Culture, Religion and Modernity, New York 2004, S. 3–29.
- 9 Sigmund FREUD, Das Unbehagen in der Kultur (Original 1930), in: DERS., Gesammelte Werke XIV. Nachdruck der Ausgabe von London 1942, hg. von Anna Freud und anderen, Frankfurt a.M. 1999, S. 419–506, hier S. 474.
- 10 Musil schreibt, dass „Kakanien [...] von einem in großen historischen Erfahrungen erworbenen Mißtrauen gegen alles Entweder-Oder beseelt“ gewesen sei: „Sein Regierungsgrundsatz war das Sowohl-als-auch oder noch lieber mit weisester Mäßigung das Weder-Noch.“ Robert MUSIL, Der Mann ohne Eigenschaften, in: DERS., Gesammelte Werke 4, hg. von Adolf Frisé, Reinbek b. Hamburg 1981, S. 1445. Vgl. auch Alice BOLTERAUER, ‚Kakanien‘ – oder was eine mitteleuropäische Landschaft sein könnte. Anmerkungen zu Robert Musil, in: <http://www.kakanien.ac.at>.
- 11 Moritz CSÁKY, Kultur, Kommunikation und Identität in der Moderne, in: Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 1 (2005), S. 102–116.
- 12 Vgl. Johannes FEICHTINGER, Identitätskonstruktionen in der zentraleuropäischen Moderne aus kulturwissenschaftlicher Perspektive, in: Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch 1 (2005), S. 117–128, hier S. 120–123.
- 13 Vgl. Anil BHATTI, Kulturelle Vielfalt und Homogenisierung, in: Johannes FEICHTINGER, Ursula PRUTSCH, Moritz CSÁKY (Hg.), Habsburg post-colonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck u.a. 2003 (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 2), S. 55–68. DERS., Aspekte gesellschaftlicher Diversität und Homogenisierung im postkolonialen Kontext. Anmerkungen aus Indien, in: Wolfgang MÜLLER-FUNK, Birgit WAGNER (Hg.), Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext, Wien 2005 (Kulturwissenschaften 8.4), S. 31–47.

- 14 Joseph von EÖTVÖS, Über die Gleichberechtigung der Nationalitäten in Oesterreich, Wien 1851, S. 17.
- 15 Fritz MAUTHNER, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 3: Zur Grammatik und Logik. 3., um Zusätze vermehrte Auflage, Leipzig 1923, S. 327.
- 16 MAUTHNER, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1, S. 155–175, hier S. 159.
- 17 Ernst MACH, Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen. Nachdruck der 9. Auflage (Jena 1922) mit einem Vorwort von Gereon Wolters, Darmstadt 1991, S. 10f., S. 23.
- 18 Ebenda, S. 20.
- 19 Ebenda.
- 20 Ebenda, S. 23.
- 21 Vgl. Hans KELSEN, Der Begriff des Staats und die Sozialpsychologie. Mit besonderer Berücksichtigung von Freuds Theorie der Masse, in: Imago 8 (1922), S. 97–141, hier S. 125f.
- 22 Gustave LE BON, Die Psychologie der Massen. Autorisierte Übersetzung nach der 12. Auflage von Dr. Rudolf Eisler, Leipzig 1908, S. 12. (Original: Psychologie des foules, Paris 1895).
- 23 Vgl. M. LAZARUS, H. STEINTHAL, Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie als Einladung zu einer Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, in: Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft 1 (1860), S. 1–73.
- 24 Die Völkerpsychologie schränkte jedoch ein, dass der Volksgeist nur „in den Einzelnen lebt und kein vom Einzel-Geiste abgesondertes Dasein hat.“ Die individuelle Psychologie sei daher die Grundlage der Völkerpsychologie. Vgl. ebenda, S. 10f.
- 25 Vgl. KELSEN, Der Begriff des Staats und die Sozialpsychologie, S. 125f.
- 26 Vgl. Emile DURKHEIM, Die Regeln der soziologischen Methode, Neuwied u.a. 1961. (Original: Les règles de la méthode sociologique, Paris 1895).
- 27 KELSEN, Der Begriff des Staats und die Sozialpsychologie, S. 129. Vgl. auch Hans KELSEN, Der soziologische und der juristische Staatsbegriff. Kritische Untersuchung des Verhältnisses von Staat und Recht, Tübingen 1922, S. 33f.
- 28 Hans KELSEN, Der Staat als Integration. Eine prinzipielle Auseinandersetzung, Wien 1930, S. 4.
- 29 Vgl. KELSEN, Der soziologische und der juristische Staatsbegriff, S. 205.
- 30 Vgl. Alexander SOMEK, Staatenloses Recht: Kelsens Konzeption und ihre Grenzen, in: Archiv für Rechts- und Sozialphilosophie 91, 1 (2005), S. 61–82.
- 31 Vgl. KELSEN, Der soziologische und der juristische Staatsbegriff, S. 136–140.
- 32 Vgl. Hans KELSEN, Das Problem der Souveränität und die Theorie des Völkerrechts. Beitrag zu einer Reinen Rechtslehre, Tübingen 1920, S. 320.
- 33 Hans KELSEN, Reine Rechtslehre. Einleitung in die rechtswissenschaftliche Problematik, Wien–Leipzig 1934, S. 127.
- 34 KELSEN, Der soziologische und der juristische Staatsbegriff, S. 208.
- 35 Vgl. LYOTARD, Das postmoderne Wissen, S. 121f.

„Alle Philosophie ist ‚Sprachkritik‘“. Eine Randbemerkung zur Philosophie der Moderne

Volker A. Munz (Graz)

1. Einleitung

In einem Beitrag über die Wiener Moderne bemerkt Moritz Csáky:

Die Konzeption einer österreichischen modernen Sprachphilosophie ist natürlich im Zusammenhang analoger gesamteuropäischer Überlegungen zu sehen. Dennoch dürfte die Beschäftigung mit der Sprachphilosophie hier auch aus einer spezifischen Situation zusätzliche Impulse erhalten haben. Die Sprachenpluralität der Region der Habsburger Monarchie [...] hatte hier gleichsam einen erlebten Hintergrund für eine intensivere Beschäftigung mit der Sprache geschaffen.¹

Der philosophische Diskurs dieser Zeit stand zunächst in sehr engem Zusammenhang zu einer Tradition, die vor allem durch das Paradigma der Naturwissenschaften ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und durch den so genannten „linguistic turn“ um die Jahrhundertwende bestimmt war. Natürlich ist eine Skizzierung der philosophischen Debatten um 1900 im Rahmen dieses kurzen Beitrages ganz unmöglich. Dennoch erscheint es mir interessant, zumindest auf ein paar Zusammenhänge und mögliche Verbindungen zwischen einigen herausragenden Repräsentanten dieser Zeit hinzuweisen. Exemplarisch sollen dazu einige wenige Andeutungen über bestimmte, für unseren Zusammenhang relevante sprachkritische Bemerkungen Ernst Machs, Fritz Mauthners und Ludwig Wittgensteins dienen.

Zunächst lässt sich ganz allgemein festhalten, dass der philosophische Diskurs ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts vor allem durch antimetaphysische, insbesondere antikantianische Strömungen gekennzeichnet war. In Annäherung an die Naturwissenschaften bestimmten wissenschaftliche Verfahren und empirische Daten die Methodik und den Gegenstandsbereich. Die Verfahrensweisen waren dabei vor allem durch das Prinzip der „übersichtlichen Darstellung“ des durch die Erfahrung gelieferten Materials gelei-

tet. So bemerkt Mach zu Beginn seines Vorwortes zur vierten Auflage der *Analyse der Empfindungen*: „Die Ansicht, welche sich allmählich Bahn bricht, dass die Wissenschaft sich auf die übersichtliche Darstellung des Tatsächlichen zu beschränken habe, führt folgerichtig zur Ausscheidung aller müßigen, durch die Erfahrung nicht kontrollierbaren Annahmen, vor allem der *metaphysischen* (im *Kantischen* Sinne).“² Diese antimetaphysische Ausrichtung gilt auch für den frühen Wittgenstein, für den unter die „sinnvollen“ Sätze ausschließlich die naturwissenschaftlichen fallen. Bemerkenswert ist darüber hinaus die Tatsache, dass der Begriff der übersichtlichen Darstellung auch in Wittgensteins Philosophie nach 1929 einen ganz zentralen Stellenwert einnahm. Und es scheint daher auch kein Zufall, dass Wittgenstein gerade im Zusammenhang dieses Ausdrucks Mach erwähnt, obwohl zunächst keine unmittelbare Verbindung zu erkennen ist, wenn er bemerkt: „Unserer Grammatik fehlt es vor allem an Übersichtlichkeit. Was Mach ein Gedankenexperiment nennt, ist natürlich gar kein Experiment. Im Grunde ist es eine grammatische Betrachtung.“³ Etwas deutlicher wird Wittgensteins Auffassung über die Methode der übersichtlichen Darstellung in seinen Erläuterungen zu James George Frazers *Golden Bough*, wenn er von der ausschließlichen „Gruppierung“ von *Tatsachenmaterial* in solch einer Darstellung spricht und dabei betont, dass der Begriff der übersichtlichen Darstellung von „grundlegender Bedeutung“ sei und die Art bezeichnet, „wie wir die Dinge sehen.“ Die Parallelen zu Machs „übersichtliche[n] Darstellung des Tatsächlichen“ sind hier offensichtlich.

2. Sprache und Welt

In einem Gespräch mit Yorick Smythies, einem Schüler und engem Freund, antwortete Wittgenstein auf die Frage, welches er für die größten Probleme der Philosophie hielte: „Subject and predicate“.⁴ Überhaupt bildet die Sprache in ihrer Beziehung zur Welt das zentrale Thema in der Philosophie Wittgensteins. Auch wenn sein Verständnis einer Sprachkritik nicht der Mauthners entspricht, finden sich dennoch erstaunliche Parallelen zwischen beiden Denkern, sowohl was die zentralen Fragestellungen betrifft, als auch die damit verbundenen theoretischen Ansätze. Selbst bei Ernst Mach, der ganz auf der Linie des britischen Empirismus liegt, finden sich Bemerkungen zur Frage des Verhältnisses von Begriffen und den sie bezeichnenden Gegenstandskomplexen, die als zentral für die sprachphilosophische Diskus-

sion aufzufassen sind. Im Zusammenhang der ersten Person behauptet Mach etwa, dass das Ich so wenig absolut beständig sei wie unser Körper und die Gegenstände der Außenwelt.⁵ Somit bilden die durch Substanzbegriffe bezeichneten, mehr oder minder konstanten Konfigurationen nur unterschiedliche Komplexe unmittelbar gegebener, flüchtiger Qualitäten. Seine berühmte These von der „Unrettbarkeit des Ichs“ zeigt also, dass auch der Ausdruck „Ich“ kein substantieller Ausdruck ist. An einer Stelle seiner *Leitgedanken* bemerkt Mach dann ganz entsprechend, dass es vor allem Georg Christoph Lichtenberg war, dessen Aphorismus über das „Ich denke“ und „Es denkt“⁶ einen starken Eindruck auf ihn gemacht hätten⁷; Bemerkungen Lichtenbergs, die wiederum ganz wesentlich die Sprachphilosophie Wittgensteins ab 1929 prägten und die er sogar in seinen Vorlesungen zu Beginn der dreißiger Jahre im Zusammenhang des Personalpronomens „Ich“ zitierte.⁸ Gleiches gilt für Mauthner, der ebenfalls Lichtenberg zu den Vorläufern seiner sprachkritischen Ideen zählt.

Dass Wittgenstein mit den Schriften Machs vertraut war, ist unbestritten. Interessant sind dabei vor allem bestimmte Auffassungen Machs, die im Zusammenhang mit der *Methode* des Philosophierens stehen, wie etwa der Begriff der übersichtlichen Darstellung zeigt. Ein Vergleich mit der Mach'schen Elementenlehre erscheint mir am interessantesten in Zusammenhang mit der von Wittgenstein 1929 für einige Monate vertretenen Auffassung einer phänomenologischen Sprache und der damit verbundenen Forderung einer logischen Analyse der uns augenblicklich gegebenen Phänomene. Hier nennt Wittgenstein Mach auch als ein Beispiel der Verwechslung physikalischer und phänomenologischer Sprache, indem er auf die berühmte Skizze des Mach'schen Gesichtsfeldes in der *Analyse der Empfindungen* verweist.⁹ Bekanntlich spielte die Unterscheidung zwischen Physischem und Psychischen in Machs Elementenlehre gerade keine Rolle. Wir können hier zumindest festhalten, dass Mach bereits in der *Mechanik* von 1883 betont, dass die Natur sich aus den durch die Sinne gegebenen Elementen zusammensetzt.¹⁰ Komplexe, die nun mit einer bestimmten Stabilität auftreten, greifen wir heraus und benennen sie mit Bezeichnungen wie „Ding“, „Körper“, „Ich“ etc. Allerdings ist kein Gegenstand unveränderlich, wir sehen nur ständig von kleineren Veränderungen ab. Der Dingbegriff ist demnach nur eine *Abstraktion* für konkrete Elementenkomplexe. Dass wir solche Empfindungsbündel durch ein Wort, durch ein Symbol bezeichnen, geschieht nach Mach nur deshalb, weil wir ein Bedürfnis haben, alle zusammengehörigen Eindrücke auf einmal wachzurufen. Auch in seinen berühmten „Antimetaphysischen Vorbemer-

kungen“ konstatiert Mach, dass Dinge, Körper, der eigene Leib und das Ich nichts anderes als verschiedene Zusammenhänge von Elementen bzw. Empfindungen seien. Die Subsummierung entsprechender Komplexe unter einen Namen dient nach Mach nur rein *praktischen* Zwecken.¹¹ Im Rahmen wissenschaftlicher Untersuchungen sind solche vermeintlichen Substanzbegriffe allerdings als unzureichend zu verwerfen.

Ganz anders verhält es sich beim frühen Wittgenstein, der in Anlehnung an Frege und Russell eine streng referentielle Semantik vertritt. Die Bedeutung eines Namens ist nichts anderes, als der Gegenstand, den er bezeichnet: „Der Name bedeutet den Gegenstand [...].“¹² Dabei bilden die Gegenstände die Substanz der Welt und Sachverhalte setzen sich aus ihnen zusammen. Nach Wiederaufnahme seiner philosophischen Tätigkeit 1929 räumte Wittgenstein allerdings schwere Irrtümer seiner *Tractatus*-Philosophie ein. Die dort noch vertretene strikt referentielle Bedeutungstheorie wurde nun allmählich ersetzt durch die spätere Auffassung, dass die Bedeutung eines Ausdrucks vielmehr sein Gebrauch in der Sprache sei. Die Verbindung zwischen Sprache und Welt war nun also nicht mehr gewährleistet durch den Bezug zwischen einem Gegenstand und seinem Namen, sondern durch Wittgensteins berühmte Metapher des Sprachspiels und seiner Einbettung in eine bestimmte Lebensform. Und das erlaubt uns einen Anknüpfungspunkt an Mauthners sprachkritische Ansätze.

Anhand zahlreicher Bemerkungen lassen sich auch eindeutige Parallelen zwischen Mauthner und Wittgenstein nachweisen. Dies gilt etwa für die berühmte Leitermetapher aus 6.54 des *Tractatus*, welche sich bei Mauthner sowohl im ersten als auch im dritten Band seiner *Beiträge zu einer Kritik der Sprache* findet, für die Gleichsetzung von Sprache und Denken, oder aber im Kontext der für Wittgensteins Spätphilosophie so zentralen Begriffe der Regel, des Spiels, der Familie oder des Gebrauchs als bedeutungskonstitutiv für die Sprache, Ausdrücke, die sich bereits alle bei Mauthner finden: Wenn Wittgenstein beispielsweise am Ende des Traktats davon spricht, dass man seine Sätze nur dann versteht, wenn man „durch sie – auf ihnen – über sie hinausgestiegen ist“ oder mit anderen Worten, dass man die „Leiter“ wegwerfen muss, nachdem man auf ihr hinaufgestiegen ist, betont Mauthner ganz entsprechend: „Will ich emporklimmen in der Sprachkritik, die das wichtigste Geschäft in der denkenden Menschheit ist, so muß ich die Sprache hinter mir und vor mir und in mir vernichten von Schritt zu Schritt, so muß ich jede Sprosse der Leiter zertrümmern, indem ich sie betrete.“¹³ Und Wittgensteins berühmte, inzwischen zur Theorie erhobene Bemerkung „Die Be-

deutung eines Wortes ist sein Gebrauch in der Sprache“¹⁴ sowie die Analogie der Sprache zu einem Spiel, „daß wir nämlich in der Philosophie den Gebrauch der Wörter oft mit Spielen, Kalkülen nach festen Regeln vergleichen“¹⁵, erinnern stark an Mauthners Bemerkung: „Die Sprache [...] ist gar nichts anderes als ihr Gebrauch. Sprache ist Sprachgebrauch“¹⁶ und an den Abschnitt „Sprache eine Spielregel“, in welchem es unter anderem heißt: „Die Sprache ist nur ein Scheinwert, wie eine Spielregel.“¹⁷ Die Identifizierung von Sprechen und Denken hingegen ist eine Gemeinsamkeit beider Philosophen, die sich in Wittgensteins Frühwerk findet, wie etwa die Tagebuchbemerkung vom September 1916 belegt: „Jetzt wird klar, warum ich dachte, Denken und Sprechen wäre dasselbe. Das Denken nämlich ist eine Art Sprache“,¹⁸ ein Satz, der durchaus auch Mauthner zugeschrieben werden könnte, der im neunten Abschnitt „Denken und Sprechen“ des ersten Bandes seiner *Beiträge* mehrmals die Identität beider Vorgänge betont.¹⁹ Dass der frühe Wittgenstein Mauthners Sprachkritik ablehnte, ist aus verschiedenen Gründen ganz offensichtlich und hängt vor allem auch mit Wittgensteins ursprünglicher Auffassung von Denken beziehungsweise Sprechen zusammen, die ihn dazu verleitet hatte anzunehmen, „daß, wer einen Satz ausspricht und ihn meint, oder versteht, damit einen Kalkül betreibt nach bestimmten Regeln“²⁰, eine Auffassung die Mauthners Psychologismus und seiner empiristischen Bestimmung von Logik gänzlich widersprach. Widmet Mauthner den ganzen ersten Band seiner *Beiträge* der Sprache und Psychologie, betont der frühe Wittgenstein mehrmals, dass ihn die Psychologie nichts angehe. Stand die *logische* Analyse unserer Umgangssprache im Zentrum des *Tractatus*, verstand Mauthner seine Sprachkritik als zentrale Aufgabe der Erkenntnistheorie, innerhalb welcher er sich selbst als erkenntnistheoretischen Nominalisten in der Nachfolge Humes bezeichnete. Und da weite Teile der Wirklichkeit durch den Menschen aufgrund seiner beschränkten Sinnesapparatur gar nicht erfassbar sind, kann die Sprache auch kein Abbild dieser Wirklichkeit darstellen. Somit ist auch die Annahme einer strukturellen Identität zwischen Sprache und Welt und die damit verbundene Abbildtheorie hinfällig. Mauthners These der drei Weltbilder, das adjektivische, verbale und substantivistische, steht also vielmehr den philosophischen Grundannahmen seines Lehrers Mach aus der Prager Studienzeit nahe, auch wenn Mauthner damit primär kognitive Grundfunktionen des menschlichen Geistes bezeichnet²¹ und Mach an mehreren Stellen betont, dass sein neutraler Monismus keineswegs psychologisch aufzufassen sei. Die adjektivische Welt entspricht allerdings ganz Machs Elementenlehre. Sie ist das ursprünglichs-

te aller drei Weltbilder, besteht nur aus einzelnen ungeordneten gegenwärtigen Empfindungen. Vermeintliche Substanzen wie ein Apfel setzen sich lediglich aus Qualitäten wie „rot“, „rund“, „süß“ etc. zusammen.²² Mauthners Nominalismus verbietet somit ebenfalls die Annahme von entsprechenden Träger-substanzen, die durch einen substantivistischen Ausdruck bezeichnet werden – für Mauthner ist eine solche Auffassung reiner „Wortaberglaube“.²³

3. Wissenschaft und Lebenswelt

Die bisherigen Überlegungen sollten zumindest darauf aufmerksam machen, dass, ungeachtet gravierender methodischer und inhaltlicher Unterschiede, die Sprache oder besser Sprachkritik den philosophischen Diskurs um die Jahrhundertwende dominierte. Trotz einer enormen Spannweite von psychologischen bis hin zu logischen Analysen der Sprache verdeutlichen alle Positionen die Schwächen und Schwierigkeiten im Verstehen menschlicher Kommunikation, sei es, dass die Umgangssprache die eigentliche, fundamentale logische Form der Sprache verhüllt, sei es, dass bestimmte Wortverwendungen die Annahme ihnen entsprechender, durch sie bezeichneter Gegenstände bzw. Universalien impliziert, sei es, dass sich begriffliche Zusammenfassungen wie „Ich“, „Körper“ etc. außerhalb ihrer pragmatischen Verwendung in erkenntnistheoretischen Kontexten als irreführend oder gar unhaltbar erweisen.

Die Frage, inwieweit die spezifische Auseinandersetzung mit der Sprache auch mit der Zentraleuropa eigentümlichen Multiethnizität und damit einhergehenden lingualen Heterogenität verknüpft ist, lässt sich natürlich nicht eindeutig beantworten. Allerdings belegt eine Bemerkung Mauthners sehr eindrucksvoll, dass sich die Annahme eines solchen Zusammenhangs in einigen Fällen durchaus vertreten lässt. So schreibt Mauthner in seinen *Erinnerungen*, dass gerade seine jüdische und slawische Herkunft ihn zur Sprachforschung „gedrängt“ hätte: „Jawohl, mein Sprachgewissen, meine Sprachkritik wurden verschärft dadurch, dass ich nicht nur Deutsch, sondern auch Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen meiner ‚Vorfahren‘ zu betrachten [...] hatte. Jawohl, ein Sprachphilosoph konnte unter solchen psychologischen Einflüssen heranwachsen.“²⁴ Und dass die Wissenschaft in engem Zusammenhang zur Welt unserer natürlichen Einstellung steht, lässt sich sicher auch für Mach behaupten, wenn er zum Beispiel betont, Gedanken seien „Äußerungen des organischen Lebens [...]“.²⁵ In seiner Autobiographie un-

terstreicht er dann nochmals seine Auffassung von Wissenschaft „als Teil einer allgemeinen Lebens- und Entwicklungserscheinung“²⁶ und im Zusammenhang eines metaphysikfreien Standpunktes, der nach Rudolf Haller ebenfalls für die österreichische Philosophie charakteristisch ist, bemerkt Mach in seinen *Leitgedanken* interessanterweise, dass er diese Position „als Produkt der allgemeinen Kulturentwicklung“ betrachte.²⁷ Auch Rudolf Carnap stellt einen sehr interessanten Bezug zwischen Wissenschaft und Lebenswelt her und das immerhin im Vorwort zu *Der logische Aufbau der Welt*:

Wir spüren eine innere Verwandtschaft der Haltung, die unserer philosophischen Arbeit zugrunde liegt, mit der geistigen Haltung, die sich gegenwärtig auf ganz anderen Lebensgebieten auswirkt; wir spüren diese Haltung in Strömungen der Kunst, besonders der Architektur, und in den Bewegungen, die sich um eine sinnvolle Gestaltung des menschlichen Lebens bemühen: des persönlichen und gemeinschaftlichen Lebens, der Erziehung, der äußeren Ordnungen im Großen. Hier überall spüren wir dieselbe Grundhaltung, denselben Stil des Denkens und Schaffens.²⁸

Natürlich spielte der Bezug zur Lebenswelt auch in Wittgensteins Philosophie immer eine wesentliche Rolle, die wohl besonders deutlich in seiner Konzeption des Sprachspiels und der mit ihm korrelierten Lebensform zum Ausdruck kommt. Auch in seiner Frühphilosophie ist die Welt als Gesamtheit der Tatsachen immerhin von fundamentaler Bedeutung, auch wenn es sich beim *Tractatus* um eine logisch-philosophische Abhandlung handelt.

Die Annahme, dass die kritische Auseinandersetzung mit der Sprache „hier auch aus der spezifischen Situation zusätzliche Impulse erhalten hat“, lässt sich also durchaus vertreten. Noch deutlicher erscheint mir diese These im Rahmen der Rezeptionsgeschichte der Machschen *Analyse der Empfindungen*, insbesondere bei den Autoren des *Jungen Wien*, die zentrale sprachkritische Ansätze Machs übernehmen und auch in Zusammenhang bestimmter individueller Wahrnehmungen ihrer Lebenswelt um 1900 stellen, ein Forschungsfeld, dem auch bereits in anderen Beiträgen, insbesondere in den Arbeiten des Spezialforschungsbereiches *Moderne - Wien und Zentraleuropa um 1900*, genauer nachgegangen wurde.

Anmerkungen

- 1 Moritz CSÁKY, Die Wiener Moderne. Ein Beitrag zu einer Theorie der Moderne in Zentraleuropa, in: Rudolf HALLER (Hg.), Nach Kakanien, Wien-Köln-Weimar 1996, S. 59–102, hier S. 97.

- 2 Ernst MACH, Die Analyse der Empfindungen und das Verhältnis des Psychischen zum Physischen, Nachdruck der 9. Auflage, Darmstadt 1991, S. XXX; vgl. auch Friedrich STADLER, Ernst Mach. Zu Leben, Werk und Wirkung, in: Rudolf HALLER, Friedrich STADLER (Hg.), Ernst Mach. Werk und Wirkung, Wien 1988, S. 11–63, hier S. 24.
- 3 Ludwig WITTGENSTEIN, Philosophische Bemerkungen. Werkausgabe 2, Frankfurt a.M. ⁴1991, S. 52.
- 4 Volker A. MUNZ, Satz und Sinn. Bemerkungen zur Sprachkonzeption Wittgensteins, Amsterdam–New York 2005 (Studien zur österreichischen Philosophie 39), S. 11.
- 5 Vgl. MACH, Analyse, S. 3.
- 6 Vgl. Georg Christoph LICHTENBERG, Schriften und Briefe 1: Sudelbücher, Fragmente, Fabeln, Verse, hg. von Franz H. Mautner, Frankfurt a.M. ²1992, S. 592.
- 7 Vgl. Ernst MACH, Die Leitgedanken meiner naturwissenschaftlichen Erkenntnislehre und ihre Aufnahme durch die Zeitgenossen, in: Scientia. Rivista di Scienza 7, Anno IV (1910), N. XIV, 2, S. 12, Anm. 1.
- 8 Vgl. Alice AMBROSE (Hg.), Wittgenstein's Lectures Cambridge 1932–1935, Totowa/NJ 1979, S. 21f.
- 9 Vgl. WITTGENSTEIN, Philosophische Bemerkungen, S. 267 und MACH, Analyse, S. 15.
- 10 Ernst MACH, Die Mechanik in ihrer Entwicklung historisch und kritisch dargestellt, Darmstadt 1973, S. 458.
- 11 Vgl. DERS., Analyse, S. 18.
- 12 WITTGENSTEIN, Tractatus Logico-Philosophicus. Werkausgabe 1, Frankfurt a.M. ⁵1989, 3.203.
- 13 Fritz MAUTHNER, Beiträge zu einer Kritik der Sprache 1: Zur Sprache und Psychologie, Frankfurt a.M. 1982, S. 2.
- 14 Ludwig WITTGENSTEIN, Philosophische Untersuchungen. Werkausgabe 1, § 43.
- 15 DERS., Philosophische Untersuchungen, § 81.
- 16 MAUTHNER, Beiträge, S. 24.
- 17 DERS., Beiträge, S. 25.
- 18 WITTGENSTEIN, Tagebücher 1914–1916. Werkausgabe 1, S. 177.
- 19 MAUTHNER, Beiträge, S. 176–232, insbesondere S. 177f. und 231f.
- 20 WITTGENSTEIN, Philosophische Untersuchungen, § 81.
- 21 Vgl. Andrea FRUHWIRTH, Hildegard KERNMAYER, Volker A. MUNZ, Carlos WATZKA, Sinnes-Wandel? Die Moderne und die Krise der Wahrnehmung, in: Moritz CSÁKY, Astrid KURY, Ulrich TRAGATSNIG (Hg.), Kultur, Identität, Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne, Innsbruck u.a. 2004, S. 101–128, hier S. 120.
- 22 Vgl. FRUHWIRTH u.a., Sinnes-Wandel?, S. 120.
- 23 Vgl. MAUTHNER, Beiträge, S. 155–175, Kapitel „Wortaberglaube“.
- 24 DERS., Erinnerungen, München 1918, S. 32f. und S. 51; vgl. auch CSÁKY, Wiener Moderne, S. 99.
- 25 Ernst MACH, Die Prinzipien der Wärmelehre. Historisch-kritisch entwickelt,

- Leipzig 1896, S. 382; vgl. auch Rudolf HALLER, Grundzüge der Machschen Philosophie, in: HALLER, STADLER (Hg.), Ernst Mach, S. 64–86, hier S. 68.
- 26 Vgl. John. T. BLACKMORE, Three Autobiographical Manuscripts by Ernst Mach, in: *Annals of Science* 35 (1978), S. 415.
- 27 MACH, *Leitgedanken*, S. 12, Anm. 1.
- 28 Rudolf CARNAP, *Der logische Aufbau der Welt*, Berlin 1928, S. Vf.

„Would you be ready to join a new movement
in anthropology, the ‚Unbelievers‘?“
Zu den Briefen von Siegfried F. Nadel
an Meyer Fortes

Bernd Weiler (Friedrichshafen)

Einleitung: Malinowski und sein Lemberger „Mandarin“ Siegfried F. Nadel

Nach der Veröffentlichung seiner Studie *Argonauts of the Western Pacific* (1922), die auf seinen während des Ersten Weltkrieges durchgeführten Feldforschungen auf den Trobriand-Inseln (1915–1918) beruhte, wurde der aus dem alt-österreichischen Krakau stammende Bronislaw Malinowski (1884–1942) im Jahr 1924 als Dozent und einige Jahre später als Professor für Sozialanthropologie an die renommierte *London School of Economics* (LSE) berufen. Aufgrund seiner außerordentlichen wissenschaftlichen Leistungen, seiner charismatischen Persönlichkeit und seines wissenschaftsorganisatorischen Geschicks avancierte Malinowski, der Sohn eines namhaften polnischen Sprachforschers und Dialektologen, zum einflussreichsten britischen Sozialanthropologen der Zwischenkriegszeit.¹

Großzügige Forschungsmittel insbesondere der *Rockefeller Foundation* ermöglichten es Malinowski Anfang der 1930er Jahre, eine Reihe begabter Nachwuchswissenschaftler an die LSE beziehungsweise das damit eng zusammenarbeitende *International Institute of African Languages and Cultures* zu holen.² Zu diesem aus den unterschiedlichen Teilen des British Commonwealth zusammengewürfelten Kreis von Schülern, die Malinowski in seinem berühmten Seminar um sich scharte und die maßgeblich zur Verbreitung seiner funktionalistischen Lehre – selbst wenn sie diese kritisierten – beitrugen, gehörte neben Meyer Fortes, Godfrey und Monica (Hunter) Wilson, Hilda (Beemer) Kuper, Kalervo Oberg, Gunter Wagner und Sjoerd Hofstra auch der aus einer jüdischen Lemberger Familie stammende Siegfried F. Nadel (1903–1956).³

Wie die meisten „Schüler“ von Malinowski war auch Nadel, dessen Name heute vor allem mit seinen Arbeiten über die Nupe im nördlichen Nigeria, über die Nuba im Sudan sowie mit seinen beiden theoretischen Werken

The Foundations of Social Anthropology (1951) und *The Theory of Social Structure* (1957) verbunden wird, auf Umwegen zur universitär noch schwach verankerten Ethnologie gekommen. Nach seinem Studium der Musikwissenschaften (bei Robert Lach und Guido Adler, Josef Strzygowski), Psychologie (bei Karl Bühler) und Philosophie (bei Moritz Schlick) in Wien hatte sich Nadel vorrangig mit musikethnologischen und musikpsychologischen Studien befasst.⁴ Nach einigen Jahren als Dirigent, Leiter einer Operntournee, Mitarbeiter am Wiener Phonogramm-Archiv und Publizist – erwähnenswert sind in diesem Zusammenhang seine Berichte über „exotische“ Musik für *Radio Wien* – war er nach Berlin gegangen, wo er eine Monographie über den italienischen Komponisten Ferruccio Busoni verfasste und mit dem gebürtigen Wiener Erich M. von Hornbostel und Curt Sachs am Berliner Phonogramm-Archiv zusammenarbeitete. In die gleiche Zeit fällt seine Auseinandersetzung mit der Berliner Gestaltpsychologie und sein Studium der Afrikanistik bei Dietrich Westermann. Nach einem gescheiterten Habilitationsversuch an der Wiener Universität kam Nadel im Jahr 1932 als Rockefeller-Stipendiat an die LSE, um sich bei Charles G. Seligman und insbesondere in den Seminaren von Bronislaw Malinowski auf seine Feldforschungen unter den Nupe im nördlichen Nigeria vorzubereiten.

Gemeinsam mit dem ausgebildeten Psychologen Meyer Fortes, „a first-generation South African of East European Jewish parentage“, und dem Niederländer Sjoerd Hofstra zählte Nadel zu den älteren Teilnehmern des Seminars, die von Malinowski halb scherzhaft, halb ironisch als seine „Mandarine“ bezeichnet wurden.⁵ Alle drei arbeiteten zudem über die Ethnographie Westafrikas. Zu Weihnachten 1933, nach einjähriger Vorbereitung an der LSE, schifften sich Nadel und Meyer Fortes an Bord des Dampfers *Adda* nach Afrika ein. Ziel der Reise von Nadel waren Forschungen bei den Nupe im Norden von Nigeria, Ziel von Fortes Studien unter den Tallensi im nördlichen Ghana.⁶ Während ihrer Forschungsaufenthalte blieben die beiden befreundeten Rockefeller-Stipendiaten in brieflichem Kontakt. Im Folgenden sollen einige, für die Geschichte der britischen Sozialanthropologie interessante Auszüge aus diesen bislang unveröffentlichten Briefen von Nadel mit kurzen Kommentaren wiedergegeben werden.

Auszüge aus den Briefen von Siegfried F. Nadel an Meyer Fortes⁷

Gleich im ersten Brief vom Februar 1934 berichtet Nadel von der Einsamkeit des Feldforschers – „the worst thing here“ – und von den unerwarteten Schwierigkeiten, mit denen er sich bei seiner ethnologischen Untersuchung der Nupe konfrontiert sah. Selbst über die einfachsten Dinge wie Toiletten, Boote und Pferde konnten einem die vor Ort ansässigen Europäer kaum irgendwelche genauen Auskünfte erteilen, „you can imagine how it is about more complicated questions.“⁸

Surprises are not lacking in the scientific sphere either. One great surprise was Nupe language, which is 10 times more complicated than [sic!] in the book I used & which I have more or less to rewrite entirely in order to use it. Also the idea of settling down in one village (as a paradigm=village) is futile. First of all there are no paradigm=villages of ½ million population & 15.000 sq. miles. Then it is no use settling down in one perhaps unimportant place (for the native) in an area where everybody is always moving, – either tracking, or wandering about, or moving from one place to another. The control of these movements, which are of essential importance in Nupe=culture, put me, in fact, for a quite new & unexpected sociological problem, still far from satisfactory solution.⁹

Einen zentralen Bestandteil der Briefe von Nadel an Fortes bildet die Kritik an dem Werk und der Person Malinowskis. „1000 miles away from Houghton Street, our correspondence is still overshadowed by the mighty spirit (ghost) of B.M.“¹⁰ Seine Auseinandersetzung mit der Kultur der knapp eine halbe Million Menschen umfassenden, sich über ein großes Territorium ausdehnenden und Staaten bildenden Nupe, die seit Jahrhunderten durch islamische Einflüsse geprägt worden war und über deren jüngere Geschichte schriftliche Dokumente arabischer Gelehrter vorlagen, ließ Nadel die Grenzen der von Malinowski in den Seminaren am Beispiel seiner eigenen Forschungen auf den Trobriand-Inseln vermittelten Methode der *participant observation* und der weitgehend ahistorischen Ausrichtung seiner funktionalistischen Theorie erkennen. Ferner kritisierte Nadel die oberflächlichen Generalisierungen und die „Trobriand-Fixierung“ von Malinowski sowie die Tatsache, dass dieser sich nur unzureichend, obgleich er die Wichtigkeit des Themas programmatisch betont hatte, mit dem Problem des Kulturwandels auseinandergesetzt hatte.¹¹ Ein längerer Auszug aus einem Brief von Nadel soll diese Kritikpunkte verdeutlichen:

[...] I became afraid I would never get to know the “true” face of the people, I would never penetrate into their life full of magic, their primitive soul, their entire savage nobleness which seemed so marvellously manifest in our classes with the famous explorers of the South Seas. [...] I noticed the same things as you did: there is no obvious “primitivity”; the agricultural work, for example, is done without any bywork of magic or ritual; dances, wedding festivals, even burials, are hardly different, in their essence, from what we are doing. And still more: some of the standard symbols of classical anthropology simply don't [sic!] exist in the country: e.g. initiation, exogamy! But nevertheless, the people lives, and apparently lives comfortably and in full order.

And another thing. The life of this people here is full of facts which have, I am not ashamed to say so, *no* function at all. And, above all, Culture Contact is not a thing that could be studied apart from some mysterious “original”, unmodified, life. Not a single fact in their life that would not bear, in one way or the other, the marks of contact! And whoever would attempt to tackle Nupe culture while disregarding History, would do the work of Sisyphus. You can't ignore history, neither as background for the present state of affairs, nor as the only realm of facts that gives to the natives themselves an explanation for what they are doing now, a sanction and explanation at the same time.

The culture that I have found here is breaking into pieces before my eyes. It is not white contact alone, and not Islam alone, that caused that. There is something in it which I can't grasp, – I would call it “exhaustion” of a race, “a dying culture”, if I were not afraid you would call me metaphysic. By some sort of devilish providence, Islam and white civilization have managed to find the weakest spots in this tumbling culture, and work for its rapid collapse. Culture Contact is, I am afraid, not a theme for afternoon teas, or rather afternoon Seminars, with Miss Hunter and Co.

This situation in Nupe country put me right in the beginning before a difficult choice: where should I start my work, where should I settle down? It was impossible to leave out Bida, the centre of Nupe culture, even for the famous “first blush-approach”. And it was equally impossible to ignore the smaller bush-places. According to their situation, near or far from the ancient road of the islamic conquest, inside or outside the area of devastation through centuries of slave-raiding, and finally, according to the degree of their economic and political dependence on Bida-town, they offer the picture of varying stages and degrees of disintegration, detribalization, or preservation of old customs, respectively. To understand Nupe culture I was compelled to make a sort of representative choice among these places, and to work in each of them in turn. I had, so-to-speak, to get the broken pieces of this culture from everywhere, and to put them together to a new and, let us hope, correct picture. So far my method seems very satisfactory. I could in fact find explanations for culture facts which were simply unintelligible at the place where I first saw them, at a different place, in different environment. You can imagine how I had to alter and to adapt my whole method of approach. What can one do indeed with methods worked out on lonely islands in the Pacific, vis-à-vis problems of this kind.

One wisdom I gained already, and I wonder what your opinion is. After my experience here with informants, with the reliability of informations [sic!], with

the whole treacherous apparatus of collecting data, I began to doubt nearly all works and descriptions of anthropologists, at least as far as my own area is concerned. I am impregnated with suspicion against everything, and everybody, in anthropology, not excluding the sanctuary of anthropology, – you know what I mean. Now what is your opinion? Would you be ready to join a new movement in anthropology, the “Unbelievers“?¹²

Immer wieder kommt Nadel in seinen Briefen auf die Seminare von Malinowski an der LSE zu sprechen. Diese waren für die Geschichte der britischen Sozialanthropologie von zentraler Bedeutung, sollten doch fast alle professionell ausgebildeten Anthropologen des britischen Commonwealth diese Seminare frequentieren und mit den von Malinowski vertretenen Thesen in Berührung kommen.¹³ Ein chinesischer Seminarist schildert Malinowski – nach Bericht von Raymond Firth – wie folgt: „Malinowski is like an Oriental teacher – he is a father to his pupils. He has us to his home; he gets us to run messages for him; sometimes we even cook for him. And we like to do these things for him.“¹⁴ Eine andere Seminarteilnehmerin, Hilda Kuper, berichtet über die in dem akademischen Patriarchat herrschenden Beziehungen zwischen Malinowski und seinen „Mandarin“ folgendes:

Fortes, Nadel, and Hofstra, who all came with Ph.D.'s from other disciplines, were mature and confident. They sat close together, and Malinowski [...] treated them abominably. He provoked and insulted them; it was at times quite extraordinary, but it was stimulating, and he did it deliberately. He was a master swordsman, and could make his thrusts dangerously sharp.¹⁵

Wiederholt ist auch in den Nadelschen Briefen die an Verbitterung grenzende und sich mitunter in Sarkasmus niederschlagende Unzufriedenheit über die Art und Weise spürbar, wie Malinowski seine Seminare abhielt und wie er seine „Mandarine“ behandelte. In einem Brief vom März 1935 schreibt der nach London zurückgekehrte Nadel an seinen noch in Afrika weilenden Freund Fortes:

If you imagine, however, that coming back to London, is unequivocal with triumph and complete victory, I am afraid you will be disappointed. The I. I. of A. L. & C. is as stubborn, and as narrow-minded as always, and good old B. M. as lovely and altruistic as in his best days. [...] The seminar is idiotic. What we believed to have settled once for ever, [...] is still nicely alive and still forms the subject for endless discussions. It is sometimes so bad that I cant [sic!] help remembering poor Hofstra, when he was determined to run away, and quit to being treated like a [sic!] elementary-school-pupil. Miss Putnam asked me the other day: are you expected to go to school again? Yes, I am – we are ...

Still, there is some amusement in the seminar. B. M. behaves as if he had discovered, nay, invented, East Africa. I can always silence him, so far, by referring to the difference between the East and the West. But those poor fellows who work in East Africa will find that B. M. has investigated everything himself, &, naturally, much better & much more completely, than they ever could. [...] Aren't we better people, we Westafricans!? Now, I dont [sic!] want to paint your return to civilization too dark. There are light patches. Above all: B. M. goes to America next month, so you will just miss him.¹⁶

Schlussbemerkungen

Jede Geschichtsschreibung aus nationalem Blickwinkel stößt, wie Moritz Csáky insbesondere in Bezug auf Zentraleuropa immer wieder betonte, unweigerlich an ihre Grenzen. Immer gilt es zu bedenken, dass geistige Strömungen und Ideen Gebiete miteinander verbinden können, die durch nationale Grenzziehungen voneinander getrennt sind, getrennt waren oder erst getrennt werden. Was für die Geschichte im Allgemeinen gilt, gilt für die Wissenschaftsgeschichte im Besonderen. Der Einfluss, den die beiden gebürtigen Galizier und in Zentraleuropa akademisch sozialisierten Denker Malinowski und Nadel auf die britische Sozialanthropologie ausüben konnten, mag als kleines Beispiel hierfür dienen. Dass diese beiden Denker jedoch durchaus unterschiedliche, ja – wie aufgezeigt – widersprüchliche Anschauungen vertraten, wird denjenigen nicht verwundern, der um das komplexe kreative Milieu Kakaniens Bescheid weiß.

Anmerkungen

- 1 Adam Kuper datiert die Vorherrschaft der Malinowskischen Lehre von etwa 1924 bis 1938, dem Jahr, als Malinowski in die Vereinigten Staaten ging. In den 1940er Jahren stand die britische Sozialanthropologie im Zeichen der maßgeblich von Durkheim inspirierten Ideen von Alfred R. Radcliffe-Brown (1881–1955). Vgl. Adam KUPER, *Anthropology and Anthropologists: The Modern British School*, London–New York ²1983, S. 69–72. Zur britischen Sozialanthropologie siehe ferner: George W. STOCKING, *After Tylor: British Social Anthropology, 1888–1951*, London 1999; DERS. (Hg.), *Functionalism Historicized: Essays on British Social Anthropology*, Madison, Wisconsin 1984 (History of Anthropology 2); Werner PETERMANN, *Die Geschichte der Ethnologie*, Wuppertal 2004, S. 882–944. Zu Bronislaw Malinowski vgl. Roy ELLEN u.a. (Hg.), *Malinowski Between Two Worlds: The Polish Roots of an Anthropological Tradition*, Cambridge u.a. 1990 [1988]; Ernest GELLNER, *Language*

- and Solitude: Wittgenstein, Malinowski and the Habsburg Dilemma, Cambridge 1998; George W. STOCKING (Hg.), Malinowski, Rivers, Benedict and Others: Essays on Culture and Personality, Madison, Wisc. 1986 (History of Anthropology 4).
- 2 Das *International African Institute* war auch mit der Zielsetzung gegründet worden, angewandte ethnologische Forschung zu betreiben und die Kluft zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und kolonialer Verwaltungspraxis zu überwinden. Vgl. hierzu den programmatischen Beitrag in der ersten Nummer der vom Institut herausgegebenen Zeitschrift von Frederick Dealtry LUGARD, The International Institute of African Languages and Cultures, in: *Africa: Journal of the International African Institute* 1 (Jan. 1928), S. 1–12. Zur Bedeutung der *Rockefeller-Foundation* für die Ethnologie der Zwischenkriegszeit siehe: Donald FISHER, Rockefeller Philanthropy and the Rise of Social Anthropology, in: *Anthropology Today* 2 (Feb. 1986), S. 5–8.
 - 3 Zu diesem Kreis der Rockefeller-Stipendiaten kamen noch einige ältere Malinowski-Schüler hinzu, die, zumindest zeitweise, sein Seminar besuchten und mitunter auch leiteten. Zu nennen wären hier etwa: Edward E. Evans-Pritchard, Raymond Firth, Lucy Mair und Audrey Richards. Vgl. Meyer FORTES, An Anthropologist's Apprenticeship, in: *Annual Review of Anthropology* 7 (1978), S. 1–30, hier S. 5; Hilda KUPER, Function, History, Biography: Reflections on Fifty Years in the British Anthropological Tradition, in: STOCKING, *Functionalism Historicized*, S. 192–213, hier S. 197; Adam KUPER, Anthropology and Anthropologists, S. 69–71. Zu Person und Werk von Siegfried Nadel vgl. die Monographie von Jana SALAT, *Reasoning as Enterprise: The Anthropology of S. F. Nadel*. Translated by Gudrun Quatember, Göttingen 1983; ferner: Raymond FIRTH, Siegfried Frederick Nadel, 1903–1956, in: *American Anthropologist* 59 (1957), S. 117–124; Meyer FORTES, Siegfried Frederick Nadel, 1903–1956. A Memoir, in: Siegfried F. NADEL, *Theory of Social Structure*, London 1962 (Erstausgabe: 1957), S. IX–XVI; Daryll FORDE, Obituary: Siegfried Frederick Stephen Nadel, in: *Africa: Journal of the International African Institute* 26 (Apr. 1956), S. 105–106; Morris FREILICH, Nadel, S. F., in: David L. SILLS (Hg.), *International Encyclopedia of the Social Sciences* 11, New York 1972 [Reprint Edition, Orig. publ. 1968], S. 1–3; Peter PROBST, Siegfried Ferdinand (Frederick) Nadel (* 24.4.1903; † 14.1.1956 Canberra): The Foundations of Social Anthropology [engl.: Die Grundlagen der Sozialanthropologie], Erstausgabe: London/Glencoe 1951, in: Christian F. FEEST, Karl-Heinz KOHL (Hg.), *Hauptwerke der Ethnologie*, Stuttgart 2001, S. 337–341.
 - 4 Vgl. etwa Siegfried F. NADEL, Die Hauptprobleme der neueren Musikpsychologie, in: Beethoven-Zentenarfeier, Wien, 26. bis 31. März 1927, Internationaler Musikhistorischer Kongress, Wien 1927, S. 307–311; Siegfried F. NADEL, Theodore BAKER, The Origins of Music, in: *The Music Quarterly* 16 (Oct. 1930), S. 531–546; Siegfried F. NADEL, Marimba-Musik, 62. Mitteilung der Phonogrammarchivs-Kommission, Vorgelegt in der Sitzung am 21. Jänner 1930, Akademie der Wissenschaften in Wien, Phil.-hist. Kl. Sitzungsberichte 212, Band 3, Abhandlung, Wien–Leipzig 1931.

- 5 FORTES, *An Anthropologist's Apprenticeship*, S. 3.
- 6 Zu den Ergebnissen dieser Forschungen siehe Siegfried F. NADEL, *A Black Byzantium*, Oxford 1942; DERS., *Nupe Religion*, London 1954; Meyer FORTES, *The Dynamics of Clanship among the Tallensi*, London 1945; DERS., *The Web of Kinship among the Tallensi*, London 1949.
- 7 Die Briefe von Siegfried F. Nadel an Meyer Fortes befinden sich in den Beständen des *Department of Manuscript and University Archives* der *Cambridge University Library*. Mein Dank gilt der Belegschaft des Archivs für die freundliche Unterstützung während meines Aufenthalts. Die etwa 20 Briefe von Siegfried F. Nadel an Meyer Fortes erstrecken sich über den Zeitraum von 1934 bis 1950. In der Sammlung enthalten sind auch einige Briefe von Lisbeth (Betty) Nadel an das Ehepaar Sonia und Meyer Fortes.
- 8 Brief von Siegfried F. Nadel an Meyer Fortes, 14.2.1934, Cambridge University Library, Department of Manuscript and University Archives, FORTES/ADD 8405/1/49/1.
- 9 Ebenda.
- 10 Brief von Siegfried Nadel an Meyer Fortes, 22.5.1934, Cambridge University Library, Department of Manuscript and University Archives, FORTES/ADD 8405/1/49/2.
- 11 In einem von seinen Schülern verfassten Werk über Malinowski schrieb Nadel: „[I]t never really occurred to him that the transition from the particular to the universal constituted a problem. Throughout his work he aimed at combining the two viewpoints, as he would claim harmoniously, as we might be tempted to say, a little naïvely. Putting it somewhat crudely, Malinowski's thought moved on two levels only – on the level of the particular society, the Trobriands, where he did his fundamental and exemplary field research; and on the level of primitive man and society at large, and indeed of Man and Society at large. [...] His generalizations jump straight from the Trobrianders to Humanity, as undoubtedly he saw the Trobrianders as a particularly instructive species of Humanity.“ Siegfried F. NADEL, *Malinowski on Magic and Religion*, in: Raymond FIRTH (Hg.), *Man and Culture: An Evaluation of the Work of Bronislaw Malinowski*, London 1963 [1957], S. 189–208.
- 12 Brief von Siegfried Nadel an Meyer Fortes, 22.5.1934, Cambridge University Library, Department of Manuscript and University Archives, FORTES/ADD 8405/1/49/2.
- 13 Vgl. hierzu: Adam KUPER, *Anthropology and Anthropologists*, S. 69–71. Siehe auch: Raymond FIRTH, *Introduction: Malinowski as Scientist and as Man*, in: DERS. (Hg.), *Man and Culture*, S. 1–14.
- 14 Zit. n. FIRTH, *Introduction*, S. 9.
- 15 Vgl. Hilda KUPER, *Function, History, Biography*, S. 198.
- 16 Brief von Siegfried Nadel an Meyer Fortes, 5.3.1935, Cambridge University Library, Department of Manuscript and University Archives, FORTES/ADD 8405/1/49/6.

Zentraleuropäische Polyphonie – oder: Überlegungen zu einer transkulturellen Literaturwissenschaft

Helga Mitterbauer (Graz–Zagreb)

Die Beschäftigung mit der zentraleuropäischen Moderne bleibt nicht ohne Auswirkungen auf die Betrachtung dessen, was wir „österreichische“ Literatur nennen. Entsprechend der nationalphilologischen Grundlage der Literaturwissenschaften (die im Zuge des Nation-building im 19. Jahrhundert ihren Aufschwung erlebt und zugleich eine wesentliche Konsekrationsinstanz in diesem Prozess gebildet hatten) wird ganz selbstverständlich deutschsprachige Literatur gedacht, wenn von der österreichischen die Rede ist. Ausgegrenzt werden dabei sowohl die innere Polyphonie als auch die transnationale Vernetztheit von Kultur, die auch in Zeiten repressiver Diktatur (etwa im Nationalsozialismus) nicht völlig abgeschottet werden können.

In der gegenwärtigen Forschungslandschaft bildet die Literatur des zentraleuropäischen Raums ein Feld, auf dem Germanistik, Slawistik, Hungarologie und Romanistik die Demarkationslinien klar abgesteckt haben; zu Überschreitungen kommt es selten und wenn, dann beinahe ausschließlich in bilateral ausgerichteten Studien. Milan Kundera beklagt seit Jahren die „universitäre Aufteilung der Welt zwischen Germanistik und Slawistik“ als „Jalta der Universitäten“, und er betont den vielsprachigen Kontext Zentraleuropas mit dessen zentrifugalen, separatistischen Tendenzen: „Mitteleuropa ist polyzentral, es zeigt sich aus der Perspektive Warschaus anders als aus der Perspektive Wiens, aus der Perspektive Budapests, aus der Perspektive Ljubljanas.“¹

Die Einbeziehung der zentraleuropäischen Dimension in die Analyse von Literatur weist weit über den engeren sozio-kulturellen, geographisch-politischen österreichischen Raum hinaus und kann außerdem an Konzepte anknüpfen, die vor dem nachhaltigen Siegeszug der nationalistischen Denkfigur durchaus anerkannt waren, etwa Goethes Begriff der Weltliteratur, der neben den europäischen Literaturen auch die chinesische und persische einschließt.² Ein solch komplexer Forschungsansatz lässt sich nach der Wissensexplosion im 19. und 20. Jahrhundert freilich nur mehr innerhalb plurilate-

raler und interdisziplinärer Kooperationen von Wissenschaftlern verwirklichen. Ebenso ist er angewiesen auf eine dynamisch-prozessuale Auffassung von Kultur, wie sie rezent in den Postcolonial Studies diskutiert wird.³

Kultur kann nicht mehr im Sinne Herders als Homogenisierung nach innen und Abgrenzung nach außen betrachtet werden, denn zeitgenössische Kulturen sind längst anders gestaltet, als die geisteswissenschaftlichen Kulturbegriffe dies suggerieren:⁴ Sie sind hoch komplex, intern differenziert und extern vernetzt. Ansätze aus den Postcolonial Studies werden diesem Umstand gerecht, indem sie Kultur nicht mehr als dauerhaft fixierbare Entität fassen, weder als einheitliches, noch als abgrenzbares Konzept, sondern als dynamischen Prozess, bei dem es ständig zu Überschneidungen und Vermischungen kommt. Homi K. Bhabhas poststrukturalistisch argumentierendes Hybriditätskonzept ordnet den Begriff der Kultur ebenso wie jenen der Nation einer „imaginären Gesellschaft“ zu, betrachtet sie als fiktionales Konstrukt mit realen Auswirkungen. Kulturelle Formationen sind in sich differenziert und eingebunden in eine globale „Zirkulation von Menschen, Dingen, Zeichen und Informationen“.⁵ Bhabha zufolge sind Kulturen „niemals in sich einheitlich“, ebenso wenig „einfach dualistisch in ihrer Beziehung des Selbst zum Anderen“, ⁶ womit es ihm gelingt, mittels der Vorstellung der *différance* (Jacques Derrida) zweipolige Alteritätsvorstellungen zu überwinden und statt dessen das „Gewebe von Gleichheiten und Differenzen, das sich der Aufspaltung in starre binäre Gegensätze entzieht“, ⁷ ins Blickfeld zu rücken. Diese in sich differenten Kulturen überlagern einander und interagieren ständig miteinander in einer diskursiven Kontaktzone, die Bhabha als „Third Space“ bezeichnet. Hier werden Bedeutungen, Zeichen, Symbole in andere Kontexte verschoben und dabei transformiert, wobei es zu „Gleichgewichtsstörungen“, zu Irritationen kommt, mit denen Bhabha das kreativ-produktive Potenzial des Dritten Raums verbindet, weil dadurch „machtvolle[...], kulturelle[...] Veränderungen“ ausgelöst werden.⁸ Indem er vorschlägt, „sich die Grenze der Kultur als ein Problem der Äußerung kultureller Differenz zu denken“, verlagert er die Grenzziehung zwischen Kulturen in den diskursiv-konstruktivistischen Bereich.⁹

Dem vor allem im angloamerikanischen Raum breit diskutierten Konzept der Hybridität steht in den frankophonen Kulturwissenschaften jenes des *Métissage* gegenüber, das stärker soziologisch ausgerichtet ist. Laurier Turgeon definiert *Métissage* als Prozess der kulturellen Vermengung, bei der die Multiplizierung der Kontakte, des Austauschs, der Vermischung favorisiert werden. Der Terminus gilt als Metapher für die postmoderne Welt mit ihren

multi-ethnischen und multikulturellen Metropolen und deren inhärenten Netzen des Informationsaustauschs.¹⁰ Die Vermischung, bei der Jean-Loup Amselle zufolge die Teile nicht mehr auseinander gehalten werden können,¹¹ spielte sich sowohl auf transnationaler, als auch auf nationaler und individueller Ebene ab, und zwar durch eine Verschiebung in Richtung multiethnisch und multikulturell gewordener Metropolen, in der De-Platzierung von Bevölkerungsteilen innerhalb von Nationalstaaten sowie durch Mischehen und Adoptionen; dieser Prozess bringe neue Formen der Kommunikation mit sich, die einem Netz glichen, aber ebenso ethnische und religiöse Konflikte wie das Bewusstsein der Differenz in sich bergen.¹² Métissage wird einerseits als ideologischer Diskurs gegen den Rassismus, für Toleranz, für eine multiethnische Gesellschaft und auch für Mischformen in Musik oder Malerei aufgefasst,¹³ andererseits als logische Konsequenz des wissenschaftlichen Denkens im 20. und 21. Jahrhundert (Alexis Nouss). Vermischung gilt als substantiell für die meisten Gesellschaften, als Grundlage der Kultur, als ein Prozess der gegenseitigen Befruchtung der Kulturen.¹⁴ Die Ansicht, Migrationen und Völkerwanderungen bildeten zu allen Zeiten multikulturelle Gesellschaften, wird auch in den Cultural Studies vertreten, etwa von Stuart Hall, der allerdings einräumt, der Globalisierungsprozess habe sich seit den 1970er Jahren intensiviert und angetrieben durch Informationstechnologien neue Formen angenommen, wodurch es zu einer „Raum-Zeit-Verdichtung“ (Harvey) gekommen sei.¹⁵

Ebenso wenig wie die Erscheinung neu ist, darf dieser Prozess als glücklicher Zwischenort missverstanden werden, vielmehr ist er als Prozess der Konfrontation und des Dialogs aufzufassen.¹⁶ Allerdings wird sowohl im Konzept der Hybridität als auch jenem des Métissage diesem Raum der Konfrontation kreatives Potenzial zugeschrieben, was an den Avantgarden um 1900 deutlich wird, die sich in Metropolen herausgebildet haben und zu einem hohen Anteil von Immigranten aus peripheren Regionen getragen wurden.¹⁷ Dies trifft auch auf Wien um 1900 zu, wo ein Großteil der *Jung Wiener* Autoren entweder selbst aus anderen Gebieten der Monarchie oder aus einer Immigrantenfamilie stammte. Im Randbereich dieser literaturwissenschaftlich längst kanonisierten Gruppe bewegte sich eine Reihe von Schriftstellern mit Mehrfachidentitäten, von denen der in Galizien geborene Thaddäus Rittner herausragt, der seine Werke sowohl deutsch als auch polnisch schrieb und publizierte. Aber auch einer der bedeutendsten Vertreter der slowenischen Literatur des Fin de Siècle, Ivan Cankar, zählt zu jenen zweisprachig schreibenden Autoren, die genuiner Bestandteil des literarischen Lebens im Wien um 1900 waren.¹⁸

Oft verwoben mit dem Konzept des *Métissage*, allerdings erheblich prononcierter politisch, erscheint jenes der Kreolität, das von den Autoren der Antillen entwickelt wurde. Édouard Glissant spricht von völlig unvorhersehbaren Resultanten, die aus dem „Aufeinandertreffen mehrerer Kulturen“¹⁹ entstehen und die sich aus dem an Derrida angelehnten „Denken *der Spur*“ („*pensée de la trace*“) ergeben, das alle Menschen miteinander in Beziehung setze.²⁰ Darüber hinaus greift er die von Gilles Deleuze und Félix Guattari fruchtbar gemachte Metapher des Rhizoms auf, wonach Identität nicht aus „der einen Wurzel“, sondern aus vielen Beziehungen bestehe; dies habe nichts mit Entwurzelung zu tun, sondern damit, die Umgebung nicht zu usurpieren.²¹

Einen Schritt weiter führt Ulf Hannerz' Konzept der Weltkultur, die er als zunehmende wechselseitige Verbundenheit verschiedener lokaler Kulturen definiert, als eine Entwicklung von Kulturen ohne eindeutige Verankerung in einem bestimmten Territorium.²² Hannerz zufolge bilden sich im Rahmen dieser transnationalen Kultur der Intellektuellen, die in den Kulturen anderer ebenso zu Hause sind wie in ihrer eigenen, Weltstädte heraus, die basierend auf der westlichen Expansion und der Industrialisierung Orte der heterogenen kulturellen Transformation sind. Diese Weltstädte seien die Kontrollzentren der globalen Wirtschaft, von denen eine Vielfalt von Vorstellungen und kulturellen Formen ausstrahle, einerseits Plätze für sich, zugleich aber Knoten in Netzwerken. Ihre kulturelle Organisation involviere sowohl lokale als auch translokale Bezüge. Wesentliches Merkmal einer Weltstadt sei eine hohe Präsenz an Spezialisten, die einerseits genug wissen, um neue Kultur zu produzieren und damit wiederum „the best and the brightest“ von außerhalb anziehen.²³

Hannerz Überlegungen wären um die durch die elektronischen Massenmedien bedingten Veränderungen von Raum und Lokalität zu ergänzen, zumal virtuelle Räume vor allem im vergangenen Jahrzehnt eine Bedeutung erlangt haben, die denen der physischen Welt nicht nachsteht.²⁴ Eine transkulturelle Literaturwissenschaft,²⁵ die auf den Zeitraum der Modernisierung vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart anwendbar sein soll, erfordert folglich die Berücksichtigung dieser technologischen Rahmenbedingungen in ihrer historischen Entwicklung: Arjun Appadurai zufolge bilden „electronic mediation and mass migration“ die Eckpfeiler des gegenwärtigen „Global Village“.²⁶ Die von ihm bezogen auf die globale Ökonomie entwickelten Dimensionen kultureller Flüsse (ethnoscape, mediascape, technoscape, financerscape, ideoscape)²⁷ können der Analyse von Literatur insofern dienlich sein, als sie deren ökonomisch-technisch-soziale Rahmenbedingungen erhellen.

Technologie spielt mehrfach in die Literatur hinein: Die Herausbildung eines literarischen Markts und die sukzessive Ablösung vom Mäzenatentum war erst durch die Innovation der Drucktechniken möglich. Ende des 19. Jahrhunderts erleichterten technische Entwicklungen einerseits die persönliche Mobilität von Schriftstellern, andererseits die unmittelbare Lektüre wichtiger Avantgarde-Zeitschriften, die in den Cafés der europäischen Metropolen auflagen und in sich ein engmaschiges Verweisnetz bildeten.²⁸ Neben den technischen und medialen Grundlagen wirken Politik, Ökonomie und transnationale Menschenflüsse auf die Literatur ein. Politik fördert oder behindert mittels direkter und indirekter Zensurmaßnahmen die literarische Produktion entscheidend; in den vergangenen zwei Jahrhunderten haben sich einerseits Literaturpreise und Stipendien, andererseits Zensurgesetze und -einrichtungen als wirkmächtige Steuerungsmaßnahmen erwiesen. Ökonomie wiederum spielt insofern eine Rolle für die Produktion und Distribution von Literatur, als Schriftsteller einerseits Verlage und Theater brauchen, um ihre Werke veröffentlichen zu können, andererseits ein kaufkräftiges Publikum, das die „Ware“ Literatur konsumiert.

Diese Rahmenbedingungen überschneiden, beeinflussen und widersprechen einander immer wieder, wie sich etwa am Beispiel der *Jung Wiener* zeigt: Jeder der Autoren war neben seiner Eigenständigkeit Teil dieser Gruppe, ordnete sich in diese ein, musste sich zugleich aber auch distinguieren, um eine Position innerhalb und außerhalb der Gruppe zu erreichen. Zugleich war es notwendig, sich gegenüber etablierten Strömungen in Wien (z.B. Realismus oder Unterhaltungstheater) ebenso abzugrenzen wie gegenüber dem Berliner Naturalismus. Dies gelang durch die Anknüpfung an internationale Avantgarden (Symbolismus, Décadence, Ästhetizismus), wobei vor allem Paris und London eine bedeutende Rolle spielten. Besonders deutlich wird dies im Bemühen Hermann Bahrs, Texte in französischen Zeitschriften, bei Pariser Bühnen wie dem Théâtre libre unterzubringen oder sie ins Französische übersetzen zu lassen,²⁹ denn in Paris zu reüssieren, hob den Stellenwert in Wien beträchtlich. Hofmannsthal wiederum beschäftigte sich nicht zuletzt, um sich gegenüber Stefan George zu distinguieren, mit der englischen Literatur, wovon mehrere Essays zeugen.³⁰ Neben dieser Orientierung an den Avantgardeströmungen der Zeit stand die Gruppe auch in Interaktion mit Autoren aus den Kronländern, die in die Residenzstadt eingewandert sind beziehungsweise sich dort zu Studienzwecken aufhielten. Es kommt nicht von ungefähr, dass das Zentralorgan der Zagreber Moderne *Mladost* in Wien gegründet wurde³¹ oder zahlreiche Beiträge über die aktuellen Strömungen

der tschechischen, ungarischen, polnischen, ruthenischen Literaturen in der von Bahr mitherausgegebenen Wochenzeitung *Die Zeit* zu finden sind.³² Auf ökonomischer Ebene waren die Wiener Autoren wiederum auf Verlage, Theater, Zeitschriften in Berlin, München, Leipzig angewiesen, denn in diesen Städten bildete sich um 1900 der entsprechende Markt heraus, womit sich die Ebene der Wirtschaft mit jener der Politik überschneidet, weil sich in Wien aufgrund der politisch-gesellschaftlichen Situation die Theater erst mit Verspätung der Avantgarde öffneten und sich das Verlagswesen nicht entsprechend entwickeln konnte. Gründe dafür liegen einerseits in der in der österreichisch-ungarischen Monarchie ungleich strengeren Zensur, andererseits im Nichtbeitreten zur Berner Konvention.³³ Was schließlich die technische und die mediale Ebene betrifft, kam es gerade wegen der Entwicklung der Verkehrs- und Kommunikationstechnologie um 1900 zu dieser Intensität des Informationsaustauschs: Es war im Vergleich zu früheren Zeiten um ein Vielfaches leichter geworden zu reisen oder den Brief- und Telefonkontakt mit jemandem in einer anderen Metropole zu unterhalten.

Allein die nur kurz angedeutete literarische Situation um 1900 macht deutlich, dass die literaturwissenschaftliche Analyse auf vielen Ebenen ansetzen muss: Sie muss die regionalen Bezüge ebenso in ihre Überlegungen einbeziehen wie die globalen Verflechtungen, es müssen Mikro- und Makrostudien in unterschiedlichen Schnitten durchgeführt und miteinander verbunden werden. Zusätzlich sind die sozio-ökonomischen Rahmenbedingungen, die auf die ästhetische Produktion einwirken, zu berücksichtigen. Erst damit wird die Literaturwissenschaft einer Forderung Milan Kunderas besser gerecht werden können, nämlich den ästhetischen Wert eines literarischen Werkes „in einem *weiten Kontext*“ zu begreifen.³⁴

Anmerkungen

- 1 Milan KUNDERA, Einleitung zu einer Anthologie oder Über drei Kontexte, in: *Die Prager Moderne. Erzählungen, Gedichte, Manifeste*, hg. und mit einem Nachwort versehen von Kvitoslav Chvatík, Frankfurt a.M. 1991, S. 18 und 20.
- 2 Vgl. Johann Wolfgang von GOETHE, *Goethes Werke*, Hamburger Ausgabe in 14 Bänden, 12, Hamburg 1953, insbes. das Kapitel „Goethes wichtigste Äußerungen über ‚Weltliteratur‘“, S. 361–364.
- 3 Die folgenden Ausführungen sind ein überarbeiteter Auszug aus: Helga MITTERBAUER, *Verflochten und Vernetzt. Methoden und Möglichkeiten einer Transkulturellen Literaturwissenschaft*, in: *Moderne. Kulturwissenschaftliches Jahrbuch* 1 (2005), S. 15–29.

- 4 Vgl. Wolfgang WELSCH, Transkulturalität. Zur veränderten Verfassung heutiger Kulturen, in: Irmela SCHNEIDER, Christian W. THOMSEN (Hg.), Hybridkultur. Medien, Netze, Künste, Köln 1997, S. 67–90, Zitate auf S. 67 und 71.
- 5 Elisabeth BRONFEN, Benjamin MARIUS, Therese STEFFEN, Hybride Kulturen. Beiträge zur anglo-amerikanischen Multikulturalismusdebatte, Tübingen 2003, S. 17–18.
- 6 Homi K. BHABHA, Die Verortung der Kultur, übersetzt von Michael Schiffmann und Jürgen Freudl, Tübingen 2000, S. 54.
- 7 Stuart HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation. Ausgewählte Schriften 4, hg. von Juha Koivisto und Andreas Merckens, Hamburg 2004, S. 196.
- 8 BHABHA, Verortung der Kultur, S. 58.
- 9 Ebenda, S. 52–53. Vgl. auch: Nestor CANCLINI, Culturas híbridadas. Estrategias para entrar y salir de la modernidad, Mexico 1990. Zur Kritik am Hybriditätskonzept siehe: Jan Nederveen PIETERSE, Hybridität, na und?, aus dem Englischen von Barbara Gabel-Cunningham, in: Lars ALLOLIO-NÄCKE, Britta KALSCHEUER, Arne MANZESCHKE (Hg.), Differenzen anders denken. Bausteine zu einer Kulturtheorie der Transdifferenz, Frankfurt a.M. 2005, S. 396–430.
- 10 Laurier TURGEON, Les mots pour dire les métissages: jeux et enjeux d'un lexique, in: Revue germanique internationale (Paris) 21 (2004), S. 53–69.
- 11 Jean-Loup AMSELLE, Logiques métisse. Anthropologie de l'identité en Afrique et ailleurs, Paris 1990, S. 248.
- 12 Laurier TURGEON, Anne-Hélène KERBIRIOU, Métissages, de glissements en transferts de sens, in: Laurier TURGEON (Hg.), Regards croisés sur le métissage, Saint-Nicolas (Québec) 2002, S. 6.
- 13 Alexis NOUSS, Deux pas de danse pour aider à penser le métissage, in: Ebenda, S. 95–111, hier S. 96.
- 14 Vgl. Serge GRUZINSKI, La pensée métisse, Paris 1999, S. 12; Jean-Loup AMSELLE, Métissage, branchement et triangulation des cultures, in: Revue germanique internationale (Paris) 21 (2004), S. 48.
- 15 Vgl. HALL, Ideologie, Identität, Repräsentation, S. 191–194. Vgl. auch David HARVEY, The Condition of Postmodernity. An Enquiry into the Origins of Cultural Change, Oxford 1989.
- 16 Vgl. TURGEON, Les mots pour dire les métissages, S. 53–69. TURGEON, Kerbiriou, Métissages, S. 1. François LAPLANTINE, Alexis NOUSS, Le Métissage, Paris 1997, S. 10.
- 17 Vgl. Ulf HANNERZ, Transnational Connections. Culture, people, places, London–New York 1996, S. 136.
- 18 Vgl. dazu Stefan SIMONEK, Distanzierte Nähe. Die slawische Moderne der Donaumonarchie und die Wiener Moderne, Bern u.a. 2002 (Wechselwirkungen 5).
- 19 Édouard GLISSANT, Traktat über die Welt. Aus dem Französischen übersetzt von Beate Thill, Heidelberg 1999, S. 33. (Édouard GLISSANT, Traité du Tout-Monde. Poétique IV, Paris 1997, S. 37.)
- 20 Vgl. GLISSANT, Traité du Tout-Monde, S. 18. [Hervorhebung in der Vorlage].
- 21 Ebenda, S. 21; vgl. auch GLISSANT, Traktat über die Welt, S. 18.

- 22 Vgl. HANNERZ, *Transnational Connections*, S. 102.
- 23 Vgl. ebenda, S. 136.
- 24 Vgl. dazu etwa Joshua MEYROWITZ, *No Sense of Place: The Impact of Electronic Media on Social Behavior*, New York 1985.
- 25 Der Terminus „transkulturell“ wird in Anlehnung an die aktuelle Trans- und Interdisziplinaritätsdebatte verwendet, die überblicksmäßig zusammengefasst ist in: Johannes FEICHTINGER, Helga MITTERBAUER, Katharina SCHERKE, Interdisziplinarität – Transdisziplinarität. Zu Theorie und Praxis in den Geistes- und Sozialwissenschaften, in: *Newsletter Moderne* 7, 2 (2004), S. 11–16. Der Terminus der Transkulturalität will somit einen methodologisch-theoretischen Ansatz umschreiben, der in seine Analyse die Erkenntnisse anderer Disziplinen in die eigene einbezieht, die Perspektive über die Ränder der eigenen „Kultur“ hinaus erweitert.
- 26 Arjun APPADURAI, *Modernity at Large. Cultural Dimensions of Globalization*, Minneapolis–London 2000, S. 4 bzw. 16. Vgl. auch Marshall MCLUHAN, B. R. POWERS, *The Global Village: Transformations in World, Life and Media in the 21st Century*, New York 1989.
- 27 Vgl. APPADURAI, *Modernity at Large*, zusammenfassend auf S. 33–37.
- 28 Die namhaften Kulturzeitschriften führten Rubriken wie „Revue des Revues“, informierten über Neuinszenierungen an den Theatern, brachten Rezensionen über Neuerscheinungen, wobei vor allem die große Bandbreite frappiert: So wies zum Beispiel die Wochenzeitung *Die Zeit* (Wien, 1894–1904) regelmäßig auf den Inhalt von Zeitschriften aus europäischen, amerikanischen und sogar asiatischen Metropolen hin.
- 29 Vgl. Norbert BACHLEITNER, Eine soziologische Theorie des literarischen Transfers. Erläutert am Beispiel Hermann Bahrs, in: Helga MITTERBAUER, Katharina SCHERKE (Hg.), *Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart*, Wien 2005 (Studien zur Moderne 22), S. 147–156. Kurt IFKOVITS, Aus der Werkstatt der Kulturvermittler. Zu den Briefen Henri Alberts an Hermann Bahr, in: András F. BALOGH, Helga MITTERBAUER (Hg.), *Der Brief in der österreichischen und ungarischen Literatur*, Budapest 2005, S. 153–162.
- 30 Vgl. Sylvie ARLAUD, Hugo von Hofmannsthal et la modernité viennoise racontée aux lecteurs du *Dial*, in: Rolf WINTERMEYER, Karl ZIEGER (Hg.), *Les „Jeunes Viennois“ ont pris e l'âge. Les œuvres tardives des auteurs du groupe „Jung Wien“ et de leurs contemporains autrichiens, Valenciennes 2004* (Recherches Valenciennes 16), S. 53–64; Hugo von HOFMANNSTHAL, *Englisches Leben* (1891); Algernon Charles Swinburne (1892); Walter Pater (1894); Lafcadio Hearn (1904); Zu ‚Lafcadio Hearn‘. Anekdote, in: H.v.H., *Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden* 8: *Reden und Aufsätze I* (1891–1913), hg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch, Frankfurt a.M. 1979, S. 127–138; 143–148; 194–197; 331–336.
- 31 Vgl. Damir BARBARIĆ, Michael BENEDIKT (Hg.), *Ambivalenz des Fin de siècle*. Wien – Zagreb, Wien u.a. 1998 (Buchreihe des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa).

32 Vgl. *Die Zeit* (Wien), 1894–1904.

33 Vgl. Peter SPRENGEL, Gregor STREIM, *Berliner und Wiener Moderne. Vermittlungen und Abgrenzungen in Literatur, Theater, Publizistik*, Wien–Köln–Weimar 1998 (*Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur* 45), S. 31.

34 KUNDERA, *Einleitung zu einer Anthologie*, S. 9.

Über „Nachbarn“ und „Fremde“. Der „Prozeß der Zivilisation“ und sein Scheitern in einem Roman von Aharon Appelfeld

Andrei Corbea-Hoisie (Jassy)

Die etymologischen Lexika der deutschen Sprache verweisen in ihren Herleitungen des Wortes „Nachbar“ auf die Zusammensetzung zweier Einträge, nämlich „nahe“ und „Bauer“, die bereits im Mittelalter den eigentlichen semantischen Kern jenes Wortes konstituiert hätten: In der dörflichen Gemeinde waren ja „Nachbarn“ diejenigen, deren Grundstücke unmittelbar aneinander grenzten, oder, in einem erweiterten Sinne, die Bewohner eines durch die Kategorie des Nahen oder des Nahestehenden einheitlich bestimmten Raumes. Sie waren also „Hiesige“¹ und teilten in der primordial-geschlossenen Welt des Ländlichen eine Identität, die auch durch den kollektiven symbolischen Rahmen „großer Traditionen“² geprägt war. Obwohl jenes Hiesigsein als solches nicht zuletzt eine soziale und historische Konstruktion war und ist, erschien sie des Öfteren im Gewande eines scheinbar „natürlichen“ Zustands verschleiert, als eine ein für allemal gegebene und geordnete Konfiguration von „Grenzen und Stereotypen“³, die sich im Laufe der Jahrhunderte durchaus stabil gezeigt hat und die Grundlage einer beinahe autarken Solidargemeinschaft darstellte, die einen ständigen Widerpart gegen den politisch-kulturellen Druck verschiedener Zentren mit universalistischem Anspruch (kirchlicher oder säkularer Art)⁴ bildete. Anthropologisch-soziologische Modelle der neuzeitlichen Entstehung von umfangreicheren gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Identitäten betonen gerade die Bedeutung der durch den Vorgang eines elementaren Austausches erfolgten gegenseitigen Anerkennung der Individuen innerhalb solcher ursprünglicher Zellen gemeinschaftlichen Lebens; Karl W. Deutsch zum Beispiel, der in dieser Art auf die Kommunikation als wesentliches soziales Bindeglied hinwies, sprach von tradierten und immer wieder erlernten Verhaltensmustern der gesellschaftlichen Bedürfnisse und Zielvorstellungen, die dazu dienten, die Individuen zusammenzuhalten und sie von anderen zu unterscheiden⁵.

Im Laufe des gigantischen, die Jahrhunderte durchziehenden Wandels von Menschen, Gütern und Ideen, durch einen kontinuierlichen, ökonomisch und machtpolitisch bestimmten Konkurrenzkampf angefacht und unterhalten, den Norbert Elias unter den Begriff des „Zivilisationsprozesses“ fasste, wurde die Geschlossenheit und Abgeschlossenheit solcher Gemeinschaften allerdings ständig herausgefordert, denn das aufbauende und gestaltende „Kommen und Gehen“⁶ machte die immer komplexeren Verflechtungserscheinungen, d.h. „die wechselseitige Angewiesenheit oder Abhängigkeit auf- und voneinander von Menschen“⁷ unvermeidlich. Die Welt der „Hiesigen“ wurde also gezwungen, von der Andersheit Kenntnis zu nehmen – in erster Instanz durch die Präsenz der von Karl Deutsch so genannten „newcomers“, die, wenn sie sich auch um schnellste „Assimilierung“ bemühten, doch noch lange nicht hoffen durften, in Bezug auf die vorher erwähnten „patterns“ oder Muster anders denn als Außenseiter⁸ wahrgenommen zu werden. In seinem berühmten „Exkurs über den Fremden“ hat Georg Simmel mit Nachdruck zwischen dem Wandernden, der „heute kommt und morgen geht“, und demjenigen, „der heute kommt und morgen bleibt“ unterschieden; dieser letzte sorgt für Unzufriedenheit bei den „Hiesigen“, weil er als Fremder zu bleiben trachtet, wobei freilich geargwöhnt wird, dass er „die Gelöstheit des Kommens und Gehens nicht ganz überwunden hat“⁹, mit der Folge, dass sein Anderssein als etwas Verhängnisvolles und für die Umwelt Bedrohliches empfunden wird. Sein allmähliches „Nachbar“-Werden ändert noch nichts an seinem Außenseitertum, nämlich dass er in den Umkreis der „Hiesigen“, dem er nicht „von Vornherein“ angehört, „Qualitäten“ hineinträgt, „die aus ihm [dem Umkreis] nicht stammen und nicht stammen können“; sein „Fremdsein“ und das „Fremdsein“ überhaupt bedeutet, laut Simmel, „daß der Ferne nah ist“. Mit anderen Worten: Unter den Nachbarn gibt es einige, „von denen es heißt: Sie sind nicht wie ‚wir‘! [...] Sie sind Hiesige, aber gehorchen nicht den Stereotypen, die die Hiesigen von sich selbst entwickeln und pflegen“¹⁰.

Die Moderne hat ja durch ihre Mobilität jene vorige Ausnahmesituation zur Regel gemacht: Die Nachbarschaften wechselten in beschleunigtem Tempo, der „Prozeß der Zivilisation“ führte dazu, dass „die Menschen des Abendlandes [...] in weiten Teilen der Erde eine Veränderung der menschlichen Beziehungen und Funktionen zu ihrem eigenen Standard hin [erzeugen und erzwingen]“¹¹; die Agenten des bürgerlichen Habitus mit seinem Hang zur individualistischen Anonymität hatten die primordial-peripheren Gemeinschaften durchdrungen und auf diese Weise dazu beigetragen, die Distanz

zwischen Individuen dadurch zu egalisieren, so dass es entweder „keine Fremden mehr“ gibt, oder „alle [...] Fremde [sind]“¹². Diese vermeintliche Rationalisierung der Gesellschaft, deren Nivellierungswerk zwar Norbert Elias optimistisch stimmen mochte – als er feststellte, dass durch die Bildung der Gewaltmonopole des modernen Staates wie auch dank der fortschreitenden Differenzierung der sozialen Funktionen „befriedete Räume“ entstehen, „die von Gewalttaten normalerweise frei sind“¹³ –, wird andererseits zumindest nach dem drastischen, von Horkheimer und Adorno formulierten Urteil über die barbarische Kehrseite der aufgeklärten Moderne¹⁴ mit einem kritischen Blick gerade dort bedacht, wo es sich um die konkrete Handhabung dieser Ratio in Bezug auf diejenigen handelte, die aus bestimmten Gründen in das Konzept der identitätsstiftenden Gleichmachung weniger passten.¹⁵

Es wurde in der Soziologie verschiedentlich und sattsam nachgewiesen, dass nicht nur die von der modernen Gesellschaft angewandten Kriterien bei der – von der Vertreibung und Vernichtung europäischer Juden im 20. Jahrhundert paroxistisch verdeutlichten – individuellen oder kollektiven Ausgrenzung von „Nachbarn“ aufgrund einer angeblichen „Fremdheit“ „relativ“ und „ambivalent“ im Verhältnis zu den verschiedensten Perspektiven ist, (wobei das „Ethnische“ ebenfalls ein „politisch-bürokratisches Konstrukt“ und keine „ursprüngliche Variable“ ist)¹⁶ sondern auch, dass die gelegentliche „Irritation“ gegenüber „Fremden“, die sich zu wiederholten dramatischen Gewaltausbrüchen entwickeln kann, von „Fremdstereotypen“, die sich dann bei gewissen Gelegenheiten in „Feindbilder“ verwandeln dürften, latent gepflegt wird¹⁷. Gewisser Dissens herrscht demgegenüber nur in der Bestimmung der Mechanismen, die innerhalb der modernen „Zivilisation“ die „soziale Konstruktion der Fremdheit“ bis zur Reversibilität der Barbarei steuern. Zygmunt Bauman z. B. bemerkt, indem er die Elias'sche Dichotomie zwischen dem „kontrollierten Raum“ der „Zivilität“ und der „Barbarei“, wo die Gewalt „diffus, verstreut, regellos und daher unvorhersehbar und lähmend“¹⁸ sei, kritisch betrachtet, „daß die Barbaren [...] als ein Instrument der Stratifizierung und der Reproduktion kultureller Hegemonie“ der modernen Eliten schon immer dienten, wobei diese sich das Recht vorbehalten hätten, zu entscheiden, „wer der Barbar [oder der Fremde! u. A.] ist“¹⁹; in deren Nicht-Angepasstsein an die etablierten Kategorien glaubten sie eine Provokation gegen den oft so genannten „natürlichen“ Charakter²⁰ ihrer Herrschaft zu entdecken. Dagegen meint etwa Shmuel Noah Eisenstadt, der die Besonderheit der europäischen Zivilisation darin sah, dass in der fortgesetzten „Konfrontation zwischen Zentrum und Peripherie [...] jederzeit ein Sieg der Peri-

perie über das Zentrum denkbar, ja möglich war, ein Sieg in dem Sinne, daß die Peripherie sich vom Zentrum emanzipierte oder sogar das Zentrum [...] überlagerte“²¹, dass die modernen Zentren sich bei ihrer Konstruktion vom autarken Geiste der peripher-„primordialen“ Gemeinschaften durch die Übernahme eines Protestpotenzials (sozialistischer oder nationalistischer Prägung) anstecken ließen, das „gegen die institutionellen Realitäten der modernen Zivilisation in deren eigenen Symbolik“ rebelliert²², indem es unter anderem die „totale Exklusion einiger Teile der Bevölkerung“ erzwingt, „welche zuvor mit denjenigen, die nun die Exklusion betreiben, einen gemeinsamen Rahmen gebildet hatten, die nun aber als vollkommen anders definiert und von jeglicher Kategorie des Menschlichen ausgeschlossen werden“²³.

Bernhard Giesen erläutert diesen Vorgang, indem er auf das Phänomen hinweist, worin umgekehrt die in den universalistischen Zentren entstandene selbstkritische Moderne den vermeintlich „unentfremdeten Wilden“ entdeckt und in ihn, umgekehrt, ein paradiesisch-naturhaftes „Erlösungsversprechen“ projiziert; diese Art „Inklusion des Wilden“, die die „romantische Transzendenz“ als „Signum der kulturellen Moderne“ vollführte, ging so weit, daß „nicht mehr das Zentrum, sondern die Peripherie [...] Identität und Authentizität [verspricht]“ und „das scheinbar Unvernünftige und Verrückte [...] als tiefere Wahrheit [erscheint]“, mit der noch jetzt in Europa besonders wahrnehmbaren Folge des Versagens der modernen Ordnung durch den „Rückfall in die persönliche Willkür über Leben und Tod“²⁴.

*

Der aus der Bukowina stammende israelische Autor Aharon Appelfeld, der während des Zweiten Weltkriegs die Judenverfolgung am eigenen Leib erlitt, inszeniert in seinem Roman *Caterina*, der auf Hebräisch 1989 erschienen ist²⁵, einen Erzählrahmen, in dem eben die gescheiterte „Vermittlung“ zwischen „Nachbarn“ und „Fremdheiten“ im Mittelpunkt der Handlung steht. Die geschichtlich bestimmte Nachbarschaft, die nach dem Anschluss des nord-moldauischen Landstrichs an Österreich 1775 durch die allmähliche Ansiedlung deutscher und jüdischer Familien in den rumänisch und slawisch besiedelten Dörfern und Märkten der Provinz entstanden war, kann natürlich in den Termini beschrieben werden, die von Elias oder Eisenstadt bis zu denen, die die Habsburger Expansion in Ost- und Südosteuropa aus der Perspektive der „postcolonial studies“ interpretieren²⁶, angewandt wurden: Der „Pro-

zeß der Zivilisation“ brachte eine von einem „universalistisch“ angelegten „Zentrum“ gesteuerte, kolonisierende (im sozialen und nationalen Sinne) Oberschicht und eine an die noch „primordialen“ Werte der Peripherie gebundene, zu kolonisierende Unterschicht zusammen, was gleichzeitig Kollision und eine zu einem „weiten Interdependenzgeflecht“ führende „Durchdringungs- und Mischungsbewegung“ bedeutete. Allerdings wurden die neuen und „fremden“ Nachbarn, von denen die Juden, meist als Händler tätig und vom Bodenbesitz lange Zeit ausgeschlossen, nach Georg Simmel „den spezifischen Charakter der Beweglichkeit“ des Fremden verkörperten, – „denn der schlechthin Bewegliche kommt gelegentlich mit jedem einzelnen Element in Berührung, ist aber mit keinem einzelnen durch die verwandtschaftlichen, lokalen, beruflichen Fixiertheiten organisch verbunden“²⁷ – schon sehr früh zum bevorzugten Feindbild des nationalistischen „Protests“²⁸; der Höhepunkt dieses immer wachsenden Hasses bildete die vom rumänischen Staat im Bündnis mit Nazi-Deutschland systematisch betriebene Vertreibung und Vernichtung der Bukowiner Juden während des Zweiten Weltkriegs²⁹.

In Appelfelds Roman erscheint die in einem abgelegenen bukowinischen Dorf geborene ruthenische Bäuerin Caterina als Kind jener primordial-patriarchalen Peripherie, die noch im innigen Einvernehmen mit der Natur – als Teil von ihr – lebt. Für die menschliche Seele, die den vertrauten Raum als eine Dimension der Ewigkeit kennen lernt, bedeutet das Dasein eine zyklische Wiederholung von Geburt, Paarung und Tod, in deren Ritualen die ursprünglichen Überlebenstrieb reproduziert werden; nicht zufällig beherrschen die Menschen an diesem scheinbar paradiesischen Orte, dessen Luft nach Gras und Wasser duftet, eine geheime Sprache, die sie mit den Tieren verbindet – die allgemein waltende Stille, die gelegentlich von wildem Geheul unterbrochen wird, verbirgt ein latentes Sieden, wo stürmische Leidenschaft sich mit roher List und unerbittlicher Grausamkeit mischt und wo der Glaube, dessen universalistische Botschaft dennoch unfassbar bleibt, sich an diese natürliche Sittlichkeit anpassen musste.

Der Rhythmus dieser Existenz außerhalb der Geschichte wird eines Tages durch eine Begegnung unterbrochen, die für die Gemeinschaft der „Hiesigen“ die unmittelbare Entdeckung des „Fremden“ darstellen wird: Schwarz gekleidete Juden erscheinen plötzlich auf einem Fußpfad durch den Wald, mit Koffern voll buntgefärbter Waren, die den Hauch von einer anderen Welt mit sich bringen. Diese Juden kommen und bleiben, von jetzt an werden sie einen Bestandteil dieser Gemeinschaft bilden: „Der geschlossene Wirtschaftskreis“, so Simmel, „wird nun auch dem Händler eine Existenz gewähren;

denn allein der Handel ermöglicht unbegrenzte Kombinationen, in ihm findet die Intelligenz noch immer Erweiterungen und Neuerschließungen, die dem Urproduzenten mit seiner geringeren Beweglichkeit [...] schwer gelingen“³⁰. Das Dorf blickt auf die Juden mit Neugier, aber auch mit gewisser Abscheu; man betrachtet sie in ihrer absoluten Andersheit in Sprache und Sitten, im äußeren Aussehen, in ihrer Furcht vor dem Tod, die ihren Sinn für die Geschichte ausmacht, als Boten einer von Ferne gestifteten säkularen Ordnung, die mit ihrer gefährlich-reizenden Buntheit die Grundlagen der primordialen Gemeinschaft bedroht. „Die Bauern schätzen sie, haben vor ihnen Angst, und wenn ihr Neid zu groß wird, bringen sie sie um“.

Caterina fällt zunächst dieser unerwartet eingebrochenen Zivilisation zum Opfer: Sie wird von ihren Versuchungen in die Sünde gerissen und unter die Versager, an den Rand des sozialen Gefüges getrieben. In ihrer Not nimmt sie trotz einiger Abneigung das Angebot einer Jüdin an, in ihrem Haus zu arbeiten. Es geschieht in diesem Augenblick etwas Schicksalhafter: Caterina – wie vielleicht auch Rezzoris Cassandra – beginnt, sich die Fremdheit nolens volens anzueignen. Der Prozess ist nicht unvermittelt, denn sie geht „zu den Juden“ mit allen üblichen Vorurteilen der Ihrigen, die sich die Andersheit der ungeliebten Nachbarn unter dem vordergründig feindlichen Emblem des Zaubenhaften und Teuflischen vorgestellt hatten. Die Jüdin, die sie von der Straße holt und ihr auch weiterhin vertraut, nachdem Caterina ein uneheliches Kind zur Welt gebracht hat, erscheint ihr dagegen im Rückblick als Engel, der sie nicht nur vom körperlichen Verfall gerettet hatte, sondern ihr den überraschenden Zugang zu einer Welt eröffnete, wo man das Wunder des menschlichen Lebens richtig zu schätzen weiß – gerade wegen der ständigen Gefahr, der die „Fremden“ ständig seitens ihrer „Nachbarn“ ausgesetzt waren. Die wichtigste Erfahrung Caterinas in den jüdischen Häusern, in denen sie – anders als Cassandra, die dem „Fremden“ als krankhafte Einbildung des „Herrentums“ begegnet – von einer Außenseiterin zu einer Teilhaberin der „Zivilisation“ wird, ist diejenige, die am prägnantesten von der Elias’schen Diktion festgehalten wurde: „Die Verwandlung der gesellschaftlichen Fremdwänge in Selbstwänge, in eine automatische, zur selbstverständlichen Gewohnheit gewordene Triebregulierung und Affektzurückhaltung“³¹. Die Rationalität, mit der Caterina die ihr bekannt gewordenen Juden identifiziert, imponiert ihr weniger als Ausdruck von technologischem Fortschritt, denn in erster Linie als Mittel zur Überwindung der Instinkte und Leidenschaften, zur Befreiung der menschlichen Natur von einer ununterschiedenen sozusagen urtierischen Komponente und nicht zuletzt zur „Entzaube-

rung“ eines den Willen zur Selbstüberwindung lähmenden Mythos. Es wird ihr eines Tages offenbar, dass das Buch, das ja im Mittelpunkt des jüdischen Alltags steht, die menschliche Blendung, die Leute ihrer Art zum „Raubtier“-Wesen verurteilte, heilen könne, und dazu beiträgt, die tiefen Hintergründe der Dinge zu sehen und auch die ruhige Gewissheit der Erlösung zu gewinnen, mit der man dem bitteren Schicksal des „Fremden“ entgegentreten kann. Damit lernt Caterina auch eine nicht minder leidenschaftliche Art der Liebe kennen, die den Menschen „verwurzelt“ und schützt – eine Liebe, die sie fast ausschließlich diesen „Fremden“ schenken wird: der Jüdin Rosa und ihrem Mann, deren Kinder sie nach Ermordung der Eltern durch aufgebrachte Bauern aufziehen möchte, der jüdischen Klavierspielerin Henny, dem Juden Sami. Ihr gemeinsames Kind will sie wohlbegründet „fremd“ von den „Hiesigen“ wissen.

Diese „Zivilisation“ bringt jedoch noch nicht die erhoffte Erlösung. Die hohen Mauern, die die Menschen umgeben, werden ihnen keine Flucht vor dem vorgegebenen Schicksal erlauben: Man wird Caterina nicht gewähren, Rosas Kinder zu behalten, denn, so deren Tante, „es ist verboten, zu vergessen, dass ihr Juden seid“; die sich von ihrer Gemeinde losgesagt habenden Juden, wie die Klavierspielerin Henny oder ihr Lebensgefährte werden in tiefer Verzweiflung enden, und auch das „jüdische“ Kind Caterinas wird von einem hasserfüllten Bauern grausam hingemordet. Caterina selbst, die den Kindes-Mörder ihrerseits im Affekt getötet hat, wird zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Hinter den Gefängnismauern hört sie daraufhin das von der Freude der „hiesigen“ Gefangenen begleitete Geräusch der Eisenbahnzüge, der (symbolischen) Erzeugnisse der Zivilisation, in denen die Juden barbarisch in den Tod deportiert werden. Das verhängnisvolle Bündnis zwischen höchster Technologie und peripherisch bestimmtem Ressentiment hat die „Fremdheit“ aus der Welt ausgerottet, in der nun wieder die erschreckende, primordiale Stille herrscht. Die „fremden Nachbarn“ dürfen forthin – und für wie lange? – nur noch in der Erinnerung Caterinas leben.

Anmerkungen

- 1 Ulrich BECK, Wie Nachbarn Juden werden. Zur politischen Rekonstruktion des Fremden in der reflexiven Moderne, in: Max MILLER, Hans-Georg SOEFFNER (Hg.), Modernität und Barbarei, Frankfurt a.M. 1996, S. 318-344.
- 2 Shmuel Noah EISENSTADT, Die Konstruktion nationaler Identitäten in vergleichender Perspektive, in: Bernhard GIESEN (Hg.), Nationale und kulturel-

- le Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit, Frankfurt a.M. 1991, S. 23
- 3 BECK, Wie Nachbarn Juden werden, S. 324.
 - 4 EISENSTADT, Die Konstruktion nationaler Identitäten, S. 23.
 - 5 Karl W. DEUTSCH, Nationalism and Social Communication. An Inquiry into the Foundation of Nationality, Cambridge(Mass.)-London 1978, S. 37-38; vgl. auch Otto DANN, Der moderne Nationalismus als Problem historischer Entwicklungsforschung, in: DERS. (Hg.), Nationalismus und sozialer Wandel, Hamburg 1978, S. 12-22, hier S. 18.
 - 6 Norbert ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation, Frankfurt a.M. 1980, Bd. 2, S. 324.
 - 7 Ebenda, S. 326.
 - 8 DEUTSCH, Nationalism and social Communication, S. 127.
 - 9 Georg SIMMEL, Exkurs über den Fremden, in: DERS., Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung (Gesamtausgabe, hg. von Otthein Rammstedt, Bd. 2) Frankfurt a.M. 1992, S. 764-771, hier 764f.
 - 10 BECK, Wie Nachbarn Juden werden, S. 323.
 - 11 ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation, S. 358.
 - 12 BECK, Wie Nachbarn Juden werden, S. 323.
 - 13 ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation, S. 330.
 - 14 Vgl. Max HORKHEIMER, Theodor W. ADORNO, Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente, Frankfurt a.M. 1969.
 - 15 Eine denkwürdige Ausstellung im Sigmund-Freud-Museum in Wien befasste sich mit den Nachbarn des Analytikers, die ab März 1938 bis 1942 aus dem Haus in der Berggasse 19 allmählich verschwanden – wie auch er selbst übrigens (vgl. Freuds verschwundene Nachbarn, hg. von Lydia Marinelli, Wien 2003). Bis zu dem Augenblick, als der Anschluss Österreichs an das Dritte Reich erfolgte, lebten in jenem gutbürgerlichen Wiener Mietshaus Leute, deren Nachbarschaft ja auf einem gewissen ökonomisch-sozialen Status beruhte; ihre durch „Besitz und Bildung“ definierte Bürgerlichkeit garantierte allen seitens aller – jenseits von Konfession oder politischer Gesinnung – einen „zivilisierten“ Umgang mit der individualistischen „Fremdheit“ eines jeden. Plötzlich aber wurde aus weniger als der Hälfte der Nachbarn „Juden“, Leute, die, vermeintlich „dem deutschen Wesen fremd“ (vgl. Hazel ROSENSTRAUCH, Aus Nachbarn wurden Juden, Berlin 1988, S. 31) verurteilt waren, sich einer Sonderbehandlung unterziehen zu lassen; ihr Schicksal – Enteignung und Entzug der bürgerlichen Rechte, Emigration, Deportation, Tod in den Gaskammern –, vollzog sich tatsächlich jener (wahnhaften) Konstruktion entsprechend.
 - 16 Sighart NECKEL nach BECK, Wie Nachbarn Juden werden, S. 339.
 - 17 Ebenda.
 - 18 Zygmunt BAUMAN, Gewalt – modern und postmodern, in: MILLER, SOEFFNER (Hg.), Modernität und Barbarei, S. 36-68, hier S. 41f.
 - 19 Ebenda, S. 43f.
 - 20 Zygmunt BAUMAN nach BECK, Wie Nachbarn Juden werden, S. 326.
 - 21 EISENSTADT, Die Konstruktion nationaler Identitäten, S. 31.

- 22 Ebenda, S. 34.
- 23 Shmuel Noah EISENSTADT, Barbarei und Moderne, in: MILLER, SOEFFNER (Hg.), Modernität und Barbarei, S. 96–118, hier S. 96.
- 24 Bernhard GIESEN, Die Struktur des Barbarischen, in: MILLER, SOEFFNER (Hg.), Modernität und Barbarei, S. 118–130, hier S. 120f.
- 25 Da es noch keine deutsche Übersetzung des Romans gibt, zitieren wir nach der von Rodica AMEL unterzeichneten rumänischen Übersetzung (Aharon APPELFELD, Caterina, București 2002).
- 26 Johannes FEICHTINGER, Ursula PRUTSCH, Moritz CSÁKY (Hg.), Habsburg postcolonial, Innsbruck–Wien–München–Bozen 2003.
- 27 SIMMEL, Exkurs über den Fremden, S. 766.
- 28 Vgl. die Tiraden des rumänischen Nationaldichters Mihai Eminescu, der die Verhältnisse in der Bukowina der 70er Jahre des 19. Jahrhunderts, wo „Herr über diesen Boden die galizischen Juden und die Schwaben aus Bayern geworden“ seien, laut beklagte: „Was haben die Juden aus der Bukowina gemacht? Einen Sumpf allerkorruptester Elemente, einen Sammelplatz derer, die nirgendwo sonst im Babylonischen Reich leben konnten. [...] Und das heißt im Wiener Pressejargon, ‚die Zivilisation in den Orient zu tragen‘“ (Mihai EMINESCU, Opere, hg. von Petru Creția, Bd. 9, București 1980, S. 430f.).
- 29 Vgl. u.a. Randolph L. BRAHAM (ed.), The Tragedy of Romanian Jewry, New York 1994; Mariana HAUSLEITNER, Brigitte MIHOK, Juliane WETZEL (Hg.), Rumänien und der Holocaust. Zu den Massenverbrechen in Transnistrien 1941–1944, Berlin 2001.
- 30 SIMMEL, Exkurs über den Fremden, S. 766.
- 31 ELIAS, Über den Prozeß der Zivilisation, S. 354.

Vom Menschengeschlecht zur „Menschlichen Nation“. Ferenc Verseghys vorromantischer Nationsbegriff

Endre Hárs (Szeged)

Die nationalen Selbst- und Fremdbilder des ostmitteleuropäischen Raums sind durch historische Narrative geprägt, die scheinbar überholt, durch Epochen- und Paradigmenwechsel abgelöst, jedoch bis in die Gegenwart wirksam sind. Eine besondere Rolle spielen dabei die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstandenen geschichts- und kulturphilosophischen sowie nationalgeschichtlichen Entwürfe. Ihre Produktion und Konjunktur hat grundlegende Denkmuster in die Welt gesetzt, aber auch seltsame Interferenzen hervorgebracht, die aufschlussreiche - und wiederum bis in die Gegenwart wirksame - Deutungsangebote enthalten. Auch in der im Folgenden aufzugreifenden ungarischen Episode aus der Geschichte der modernen nationalen Identitätsbildungen kommen derartige Sinnbildungseffekte zum Vorschein. Sie veranschaulichen, in welchen überraschenden Konstellationen europäische Denkmuster Ende des 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts in der deplazierenden Perspektive der ungarischen Intellektuellen erscheinen konnten.

Für die Stimmungslage der nationalen Kanonbildung in Ungarn ist um 1800 nichts charakteristischer als die ‚traurige‘ Signifikanz, die die Ungarn betreffenden Formulierungen in Herders *Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit* erlangt haben. In den fertig gestellten Bänden seines Werkes gedenkt Herder den Ungarn nämlich in einem Kapitel, in dem die „verdrängten, oder unterjochten und ausgerotteten Völker[n]“¹ Europas berührt werden, und stellt sogar fest, dass die Ungarn, die ja „unter Slawen, Deutschen, Wlachen und andern Völkern“ lebend „de[n] geringeren Teil der Landeseinwohner“ ausmachen, „nach Jahrhunderten [...] vielleicht“² auch ihrer Sprache verlustig gegangen sein werden.³ Diese Sätze haben sich in der zeitgenössischen Rezeption dank bereits vorhandener Angsttopoi sowie im Schatten der ohnehin schmerzhaften habsburgischen Kultur- und Sprachpolitik der 1780er und 90er Jahre rasch verselbständigt. Sie sind als ‚Diktum‘

Herders ihres Kontextes ungeachtet zu Auslösern heftigster Abwehrreaktionen und zu Bildspendern nationaler Untergangsvisionen geworden. Die Wortführer der im Übergang zum modernen Nationsbegriff befindlichen ungarischen Intelligenz weigerten sich, derlei ‚Visionen‘ von einem Philosophen hinzunehmen, der durch die Präsentierung literarischer und ideologischer Argumentationsmuster zum nationalen Selbstaufbau wesentlich beigetragen hat. Die Frontfigur der ebenso grundlegenden wie beunruhigenden „intellektuelle[n] Praxis [...] des Vergleichs“⁴ auf kultureller bzw. nationaler Ebene hat sich historische Urteilsbildungen erlaubt, die nicht allen sich neu bildenden Nationalidentitäten das Recht zur (zeitlichen sowie räumlichen) Existenz zuzugestehen schienen. Gleichwohl führte auch diese Irritation zur Nationswerdung - nur eben auf Grundlage eines literarischen und konzeptuellen Widerstands, dessen im Zeichen der Gefährdung stehende, vor allem den ungarischen Romantikern zu verdankende Produkte den entstehenden Kanon der Nationalliteratur grundsätzlich und mit heutiger Geltung geprägt haben.

Im Vorfeld der romantischen Kanonbildung, dazu verurteilt, durch deren tragisches Narrativ verdrängt zu werden, lassen sich nun aber auch anders angelegte Versuche der nationalen Selbstprofilierung wahrnehmen. Zu diesen gehört das Lebenswerk Ferenc Verseghys (1757–1822), dessen konträre Begrifflichkeiten sowohl für die Untersuchung symbolischer Einschreibungsprozesse als auch vor dem Kenntnisstand der heutigen Herder-Forschung von Interesse sind. Seiner ‚Arbeit an der Nation‘ sind die folgenden kurzen Ausführungen gewidmet.

Der aus bürgerlichen Verhältnissen stammende Verseghy hat die Priesterlaufbahn eingeschlagen und gehörte – bis zu den Kirchenreformen Josephs II. – dem Paulanerorden an. 1794 beteiligte er sich an der so genannten Martinovics-Verschörung, an der Geheimbewegung demokratische Reformen bzw. Unabhängigkeit anstrebender Adliger und Intellektueller, deren Enthüllung und blutige Zerschlagung auch Verseghy zehn Jahre Gefängnisstrafe einbrachte. Nach seiner Freilassung im Jahre 1803 war er als Hauslehrer bzw. literarisch und wissenschaftlich tätig. Aus seinem gattungsreichen – Gedichte, Lieder, ein Versepos, Romane, Übersetzungen, Grammatiken, linguistische und geschichtsphilosophische Traktate umfassenden – Lebenswerk verdienen im vorliegenden Zusammenhang drei Werke besondere Aufmerksamkeit. Verseghy hat 1790 mit der Veröffentlichung seiner Übersetzung von Claude François Xavier Millots *Éléments d'histoire générale* (1772–73) begonnen. Das unter dem Titel *A világnak közönséges története*⁵ erscheinende Pro-

jekt musste trotz anhaltenden Erfolgs nach dem zweiten Band abgebrochen werden. Grund dafür war, dass Verseghy Millots ohnehin Voltaire popularisierendes Geschichtswerk nicht nur kommentierte,⁶ sondern mit kompilierten Abhandlungen aus Voltaires verbotenem *Essai sur les mœurs et l'esprit des nations* (1741–69) ergänzte, was zu einem kirchlichen Strafverfahren und zensorischem Verbot geführt hat.⁷ Das in der Millot-Übersetzung dokumentierte Interesse für „philosophische Weltgeschichten“⁸ hat knapp zwanzig Jahre später in Verseghys *Az Emberi Nemzetnek Története*⁹ neues Profil erhalten. Diesmal orientierte er sich an anderen Autoren, vorwiegend an Isaak Iselins *Über die Geschichte der Menschheit* (1764) und Herders *Ideen*, deren kompilatorische Zusammenführung ein ebenso widerspruchsvolles wie spannendes Gesamtkonzept ergeben hat.¹⁰ Eine wesentliche Tendenz stellt dabei das Geltenlassen naturgeschichtlich-(kultur)anthropologischer Fragestellungen neben bzw. vor den politisch-zivilisatorischen dar. Eindeutiger ist Herders Einfluss in Verseghys Lehrgedichten und in seinen linguistischen Traktaten zurückverfolgbar. Von letzteren wird im Folgenden seine späte, im Kontext der Spracherneuerungsdebatten entstandene Preisschrift, *A' Filozofának Talpigazságira épített Felelet*¹¹ herangezogen, deren Bezugnahmen auf Herders Abhandlung *Über den Ursprung der Sprache* unverkennbar sind.

In den Lektürekonventionen der Nationalphilologie, die sich gerade um 1800 zu etablieren beginnt und mit der Zeit die Lizenz erwirbt, Werke und Autoren dem vorherrschenden Nationalkanon gemäß zu beurteilen,¹² ist Verseghy das Schicksal zuteil geworden, auf dem zu den Klassikern führenden Weg den Status des ‚noch nicht ganz ausgereiften‘ Vorgängers einzunehmen. Dabei haben gerade seine Herder-Anleihen Bedenken hervorgerufen. Es wird ihm vorgehalten, Herders sprachphilosophischen Ansatz bzw. Kultur- und Nationsbegriff von einem instrumentalistischen aufklärerischen Sprach- und Literaturverständnis her gelesen zu haben.¹³ Verseghy hätte diesem Urteil zufolge Herders *Über den Ursprung der Sprache* vom abschließenden, die Überlieferungsgemeinschaft der Nationen betreffenden Abschnitt bzw. von den *Ideen* her gelesen und dadurch Herders Prinzip der sprachlichen, kulturellen und nationalen Diversifikation entschärft.¹⁴ Seine Anleihen bei Iselin – die in der Forschung bisher unerkannt geblieben sind – könnten diesen Vorwurf noch mehr untermauern. Die dem entgegen zu haltende These lautet, dass man gerade im konzeptuellen ‚Rücklauf‘ zu aufklärerischem Gedankengut, in der Zusammenführung der divergierenden National- und Kulturbegriffe Voltaires bzw. Millots, Herders und Iselins das Unikat von Verseghys Werk erblicken kann. In diesem lässt sich im Einzelnen

beobachten, wie sich an den übersetzerischen bzw. kompilatorischen Schnittstellen der Stellenwert einzelner Elemente verändert, der Transfer importierter Denkpositionen – teilweise ungewollt bzw. eventuellen Fehllektüren zufolge – seine Wirkung entfaltet.

Die Widmungen der drei Bände von Verseghys *Az Emberi Nemzetnek Története* – gerichtet an adlige Sponsoren als Protagonisten eines „gelehrten Patriotentums“¹⁵ – signalisieren gleich zu Beginn die Absicht der Anerziehung bzw. Regeneration einer Nation, deren Begriff durch die im Titel angeführte „Menschliche Nation“, die auf den *genre humaine* der Aufklärer zurückgeht, und mit Geschlecht, *genus*, natürlicher Abstammung viel zu tun hat, ebenso konterkariert wie aufrechterhalten – semantisch erweitert wird. Vom Konzept her sind *Az Emberi Nemzetnek Története* eine im Zeichen der Lebensaltermetaphorik stehende Kulturgeschichte. Sie sind in der – für Verseghys Generation maßgebenden – doppelten Absicht geschrieben (übersetzt bzw. kompiliert), einerseits Kenntnisse zu vermitteln, die Nation in ihrer eigenen Sprache auf den Wissensstand kultivierter Nationen zu erheben und sie andererseits vor der Kontrastfolie der Geschichte der Nationen bzw. der Humanität als höherem Wert der Selbsterkenntnis zuzuführen. Dieses dramatische Konkurrenzverhältnis zwischen Stoff und intendiertem Publikum schlägt sich auch in der Handhabung der Herderschen bzw. Iselinschen Vorlage nieder. Das erste Buch von Iselins *Geschichte der Menschheit* – die „Psychologische Betrachtung des Menschen“, die für deren Konzept grundlegend ist – wird bei Verseghy ganz weggelassen und durch Herders Darstellung der Menschwerdung im Kontext der Naturgeschichte aus dem zweiten und dritten Buch der *Ideen* ersetzt. Darüber hinaus wird Iselins Eurozentrismus durch Wiedergabe von Herders Beschreibung der klimabedingten Verteilung der Völker auf der Erde aus dem sechsten Buch der *Ideen*, weiters durch zwei jeweils überproportional lange Abschnitte über China und Indien sowie dadurch gekappt, dass mit Ende des dritten Bandes von *Az Emberi Nemzetnek Története* – sofern diesen keine Fortsetzung zugeordnet war – Iselins Übergang zu den gesitteten Nationen ganz wegfällt.

Mag sich in diesen ‚Korrekturen‘ Iselins durch Herder (und Voltaire) ein gesteigertes Interesse für kulturelle Differenzen offenbaren, so bleibt die sich von Iselin herleitende Differenzierung zwischen dem naturhaften und dem wilden Zustand der Nationen ein weiterhin auffälliges, wenngleich unverlegtes Strukturmoment des Gesamttextes. Der „Stand der Wildheit“¹⁶ stellt die von „Übel[n] und unangenehme[n] Empfindungen“ (G I/130) begleitete und zu überwindende pubertäre Phase der Völkergeschichte dar. Gleich-

wohl sei es nicht allen Nationen gewährt, in die nächste Entwicklungsphase überzugehen (G I/233). In der Folge Iselins spaltet sich die Menschheit auch bei Versegghy in zwei „Konfessionen“ (G I/131), deren Differenz durch die Vorhandenheit oder Nichtvorhandenheit von Moral und Kultur definiert ist. Denn Wilde können sich – Versegghy zitiert Iselin fast wortgetreu – „unmittelbar durch einen Sprung nicht mit einer milden Lebensart befreunden. Es braucht eine gewisse Uebung bis man fähig wird auch die schönsten Sachen schön zu finden.“ (G I/238)¹⁷ Stets bleibt folglich die Frage aktuell, „in wie weit wir mit unserm Zustande zufrieden seyn sollen und ob wir denselben durch Zurückgehen oder durch den Fortgang verbessern können.“ (G I/133)¹⁸ Durch dieses „Wir“, Signal gemeinsamer Zugehörigkeit von Autor und Leser, werden Zielpublikum und -gemeinschaft kontextwidrig und vielbesagend in die historische Darstellung eingebunden. Die Differenz zu Iselin besteht dabei darin, dass diese Überlegungen in Versegghys Perspektive nicht auf dem Höhepunkt der allgemein-menschlichen Kulturentwicklung, sondern gewissermaßen vom Rande, vom Nachholbedarf kulturell zurückgebliebener Nationen aus formuliert werden. Der „Stand der Wildheit“ wird nicht lediglich der Vergangenheit der Völker oder entfernten Orten der Erde überwiesen, sondern zur aktuell (und jederzeit) wiederholbaren Prüfung, gewissermaßen zum Anderen der Nation erhoben. Der Übergangscharakter der nationalen Entwicklung gibt sich letztendlich als liminale Erfahrungsbedingung von Nationalität zu erkennen.

Dieses modellhafte Aufeinanderprojizieren von Kulturgeschichte und Nationalgegenwart kann als symptomatisch für Versegghys Interessenlage betrachtet werden. Weitere Belege dafür sind in seinen Sprachschriften zu finden, in denen die nationale Signifikanz des wilden Zustandes weiter erhöht, aber auch weiter modifiziert wird. Der für diese Schriften charakteristischen Argumentationslogik zufolge wird die Jugend der Nationen und ihrer Sprachen im Mannesalter zwar überschritten, jedoch nie überwunden. Das „Jünglingsalter“ (A 78) erhält ihren Charakter als Schwellenerfahrung der Nationalität selbst im und fürs Mannesalter aufrecht. So auch in der oben genannten Sprachschrift Versegghys. Davon ausgehend, daß es in Verbindung mit den Nationen auch Nationalsprachen und im Einzelnen sprachliche Nationalismen gibt, verbindet er die Kindheit der Sprachen mit ihrer Entstehung in nationaler Isolation, ihr Mannesalter mit dem Eintritt ihrer Rigidität den Einwirkungen und Veränderungen gegenüber, und führt die dazwischliegende Jugend wiederum als Epoche eines keineswegs nur freundlichen Austausches zwischen den Nationen und ihren Sprachen an.¹⁹ Das Jüng-

lingsalter dient der teilweise schmerzhaften Vermengung miteinander und hat doch die teleologische Bestimmung, „aus den unzähligen Gruppierungen und Völkern langsam ein Ganzes, nämlich die Menschliche Nation entstehen zu lassen, der die einzelnen Nationen als Glieder angehören“ (A 48). Die jugendliche Vermischung der Sprachen – konkreter etwa der Transfer von Lehnwörtern – Sorge dafür, dass die ihr Mannesalter erreichten Nationen bzw. Nationalsprachen nicht mehr in völliger nationaler Isolation aufgehen, sondern – ohne ihr Eigenes aufgeben zu müssen (A 57) – einander zugänglich bleiben. Denn „[m]it Europäischen Speisen, Getränken, Gewändern, Gewohnheiten, Gesetzen, Religionslehren, den unzähligen Gegenständen der menschlichen Kultur, und meist mit deren Namen lebt der Engländer, der Franzose, der Italiener, und der Deutsche gleichermaßen, ohne dass diese Völker deswegen in ihrer angestammten Nationalität Mangel leiden würden“ (A 67).

Wer sich deshalb dem Prozess bzw. den historischen Folgen des schmerzhaften Austausches im Jünglingsalter der Sprachen aus „falsch verstandener Nationalität“ (A 52) verschließt, bleibt, so Versegghy, in der menschlichen Kultur zurück, und verliert mit dieser Zugehörigkeit letzten Endes auch die eigene Identität. Was sich in der Jugend, im wilden Zustand der Nationen abspielt, ist die Begegnung mit ihrem Anderen (in Gestalt der anderen), und als solche konstitutiv für sie. Ohne sie bleibt die Nation selbst im Mannesalter unmündig. Der kulturelle Agonismus geht als unteilbarer Ursprung jeder identifikatorischen Abgrenzung voraus. Was Versegghy als Bedingung der Humanität für die ins Mannesalter gekommenen Nationen mit ihrer sprachlich-kulturellen Identität auf der einen Seite und menschlich-kultureller Fremdzugehörigkeit auf der anderen Seite postuliert, ist nichts anderes als das Herdersche Prinzip der „Wechselindividuation“²⁰; ein die Differenzen ebenso bewahrendes wie überschreitendes „Nichtaufgehen im Anderen“²¹, in dessen Folge die Menschliche Nation als ein durchaus dynamisches und historisches Gebilde Konturen gewinnt.

Versegghys Insistieren auf den Anspruch der philosophischen Weltgeschichten, (die) ‚Menschheit‘ im Singular, als „Ganzes“, als „Menschliche Nation“ erscheinen zu lassen, ist kein Rückfall in aufklärerisch-rationalistischen Utopismus. Man kann vielmehr sagen, dass es ein gleichsam „nacionalisiertes“²², im Dienste des ungarischen *nation building* angeeignetes Aufklärungskonzept bietet, und umgekehrt, dass es die Herdersche „Naturgeschichte des Menschen“²³ im Geschmack der Zivilisationsgeschichte (und der *volonté générale*) nur verlängert. Versegghy verortet (die) ‚Menschheit‘ als Ganzes zwar im

hypotetischen Ausgang der Menschheitsgeschichte, hält jedoch dabei die Vorstellung der Historizität nationaler Identität, des Werdens bzw. Gewordenseins kulturell-nationaler Vielheit in der Einheit gleichermaßen – man könnte sagen bewusst – aufrecht. Was ihn dadurch vor der kommenden Gründungsgeneration des ungarischen Nationalkanons auszeichnet, ist, dass er die Konstitutivität des Seins der Nation unter *ihrsgleichen* durchgängig oder mehr als die Nachfolger im Auge behält. In seinen Schriften ist, wenn auch nicht immer an zentraler Stelle und keineswegs explizit, der Wille eines Weltbürgers zur Nation vernehmbar.

Dass es Verseghys Lebenswerk in der Folge der Rezeptionsgeschichte doch anders ergangen ist, dass sich derlei konzeptuelle Mischlösungen als für die Kanonbildung ungeeignet erwiesen haben, ist wiederum Geschichte. Gleichwohl ist es immer wieder sinnvoll, gar erst zu Zeiten gesteigerter Vorliebe für Drittbegrifflichkeiten, ihrerzeit merkwürdiger, ‚geschichteter‘ Alternativen zu gedenken.

Anmerkungen

- 1 Johann Gottfried HERDER, Werke, hg. von Wolfgang Pross, III/1, München–Wien 2002, S. 634.
- 2 Ebenda, S. 633.
- 3 Zu Herders Quellen vgl. Béla PUKÁNSZKY, Herder intelme a magyarsághoz [Herders Mahnung an die Ungarn], in: Egyetemes Philologiai Közlöny 45 (1921), S. 35–39, 83–90; Dezső DÜMMERTH, Herder jóslata és forrásai [Herders Prophezeiung und deren Quellen], in: Filológiai Közlöny 9 (1963), S. 181–183.
- 4 Dirk BAECKER, Gesellschaft als Kultur, in: DERS., Wozu Kultur?, Berlin ²2001, S. 44–57, hier S. 47.
- 5 [Ferenc VERSEGHY], A világnak közönséges története, írta frantzia nyelven abbás Millót úr a’ Lugdunumi Akadémiának Tagja [Allgemeine Geschichten der Welt, verfasst auf Französisch vom Herrn Abbé Millot, Mitglied der Akademie Lyon], Pest-Buda 1790 (Bd. I), 1791 (Bd. II) – Übersetzungen aus dem Ungarischen, soweit nicht aus den deutschsprachigen Vorlagen Verseghys zitiert, vom Verf.
- 6 Olga PENKE, Filozofikus világtörténetek és történetfilozófiák. A francia és a magyar felvilágosodás [Philosophische Weltgeschichten und Geschichtsphilosophien. Die französische und die ungarische Aufklärung], Budapest 2000, hier S. 200.
- 7 Ebenda, S. 202–206; Elemér CSÁSZÁR, Verseghy Ferenc élete és művei [Ferenc Verseghys Leben und Werk], Budapest 1903, S. 86.
- 8 PENKE, Filozofikus világtörténetek [Philosophische Weltgeschichten].

- 9 [Ferenc VERSEGHY], Az Emberi Nemzetnek Történetei, melyeket a' Magyar Nemességnek hasznos mulatságára öszveszedett egy Emberszerető Hazafi [Geschichten der Menschlichen Nation, gesammelt von einem Menschenfreundlichen Patrioten zur Kurzweil des Ungarischen Adels], Buda 1810 (Bde. I–II), 1811 (Bd. III) – Im Folgenden zitiert unter der Sigle: G.
- 10 Zum Herder-Bezug vgl. József SZAUDER, Verseghy és Herder [Verseghy und Herder], in: *Filológiai Közlöny* 4 (1958), S. 701–713.
- 11 Ferenc VERSEGHY, A' Filozofiának Talpigazságira épített Felelet a' Nemzeti Muzéum' nevében a' Magyar Nyelv iránt tett, 's az 1818. esztendőben [...] a' Hazai Tudósításokba iktatott Kérdésekre [...] [Auf den Grundwahrheiten der Philosophie errichtete Antwort auf die Fragen, die im Jahre 1818 in den *Heimatberichten* im Namen des Nationalmuseums über die Ungarische Sprache gestellt wurden], Buda 1818 – Im Folgenden zitiert unter der Sigle: A.
- 12 Vgl. Péter DÁVIDHÁZI, Egy nemzeti tudomány születése. Toldy Ferenc és a magyar irodalomtörténet [Die Geburt einer Nationalwissenschaft. Ferenc Toldy und die ungarische Literaturgeschichtsschreibung], Budapest 2004, hier S. 31–55.
- 13 Pál S. VARGA, A nemzeti költészet csarnokai. A nemzeti irodalom fogalmi rendszerei a 19. századi magyar irodalomtörténeti gondolkodásban [Die Ehrenhallen der Nationalpoesie. Die Begriffssysteme der Nationalliteratur im ungarischen literaturhistorischen Denken des 19. Jahrhunderts], Budapest 2005, hier S. 301–313; Lajos CSETRI, Verseghy nyelvfilozófiája [Verseghys Sprachphilosophie], in: *In memoriam Verseghy Ferenc. Emlékkönyv a Szolnokon 1972. december 14–15-én tartott ülészak anyagából*, Szolnok 1973, S. 23–32.
- 14 S. VARGA, A nemzeti költészet csarnokai [Die Ehrenhallen der Nationalpoesie], S. 302; Vgl. Johann Gottfried HERDER, *Werke*, hg. von Wolfgang Pross, II, München–Wien 1987, S. 353.
- 15 Attila DEBRECZENI, „Tudós hazafiság“. Egy beszédmod a XVIII. század végének magyar irodalmában [„Gelehrtes Patriotentum“. Ein gebräuchlicher Begriff in der ungarischen Literatur Ende des 18. Jahrhunderts], in: *Irodalomtörténet* 35 (2004) H. 4, S. 487–489.
- 16 [Isaak ISELIN], *Ueber die Geschichte der Menschheit*, Frankfurt–Leipzig 1764, Bd. I, Drittes Buch: „Von dem Stande der Wildheit“.
- 17 Ebenda, S. 241.
- 18 Ebenda, Zweites Buch, S. 162.
- 19 Vgl. HERDER, *Werke* II, S. 341.
- 20 Horst TURK, Am Ort des Anderen. Natur und Geschichte in Herders Nationenkonzept, in: Gesa v. ESSEN, Horst TURK (Hg.), *Unerledigte Geschichten. Der literarische Umgang mit Nationalität und Internationalität*, Göttingen 2000, S. 415–498, hier S. 465.
- 21 Ebenda, S. 457.
- 22 HERDER, *Werke* II, S. 351.
- 23 HERDER, *Werke* III/1, S. 309.

Von der verlorenen Hoffnung bis zur Ironie – Das südöstliche Zentraleuropa des Hans Bergel und Franz Hodjak

András F. Balogh (Budapest)

In der Fachliteratur herrscht Einstimmigkeit darüber, dass unsere Zeit eine Epochenschwelle bedeutet, denn neue gesellschaftliche Strukturen entstehen, die modernen Staaten der Nationen werden von supranationalen Kulturen überschrieben, die feudal-agrarischen Strukturen des 19. Jahrhunderts, die im südöstlichen Mitteleuropa bis zum Ende des 20. Jahrhunderts und mancherorts auch bis heute weiterleben, werden indirekt – mit der Hilfe einer Zwischenetappe der pseudobürgerlichen Entwicklung – oder sogar direkt von der Informationsgesellschaft abgelöst. Diese Entwicklung, bzw. das Zusammenwachsen Europas durch die vom Mauerfall katalysierte Osterweiterung, wirkt auf die Kultur zurück, die ihrerseits durch die Aktivitäten und die Protesthaltung vieler Künstler, Literaten und Wissenschaftler diesen Prozess mitgestaltet hat. „*Spätestens* [Hervorhebung A.F.B.] seit dem Zerfall der kommunistischen Systeme in Europa öffnete sich der Raum für neue historische Perspektiven und Fragestellungen, die mehr als 50 Jahre durch ideologische und auch militärische Barrieren verstellt waren“¹, meint der Historiker und Kulturpolitiker Michael Naumann und damit weist er mutatis mutandis darauf hin, dass unsere Vergangenheit, die erlebte Geschichte und die erfahrene Welt durch neue Ansichten, durch neue Zugangsweisen erfasst werden können und sollen, damit sich durch die neu gewonnenen Kenntnisse über die Vergangenheit weitere Dimensionen der Zukunft eröffnen.

Die Herannäherung an die Vergangenheit als Grundlage der Zukunft wird am meisterhaftesten von der Literatur geleistet, denn diese schafft einen persönlichen Zugang zur Welt und durch erlebte Bilder, durch konstruierte Sprache und durch neu geschaffene Mythen baut sie Welten auf, die dem Leser Vergangenheit und Zukunft gleichzeitig näher bringen. In diesem Prozess der gleichzeitigen Erschließung der Vergangenheit und der Zukunft kommt der Erinnerungsproblematik eine entscheidende Rolle zu, denn durch

sie wird das Bewusstsein der Schuld des vergangenen Jahrhunderts (Shoah, Völkermord, Vertreibungen, Nationalismen, Nichtachtung der Menschenwürde) aufrecht erhalten und sogar gestärkt. Die Methoden und die Formen der Erinnerung – ob diese kollektiv oder persönlich, problembewusst, reflektierend oder bloß naturhaft und der Nostalgie unterliegend gestaltet werden – bilden eine reiche Palette, die dem „Gedächtnis der Beklagten und dem Gedächtnis der Kläger“² Hilfe zur Vergegenwärtigung, leider aber auch zum Vergessen bieten kann. Gerade deshalb gehört die Erforschung der Erinnerungsproblematik zur Grundlagenarbeit der Germanistik.

Dieser weltweite Prozess macht vor den Türen Südosteuropas nicht Halt: Auch in diesem Landstrich sind zwei unterschiedliche Tendenzen zu beobachten. Einerseits kam der Erinnerung als Literatur schaffendem Faktor eine erhöhte Bedeutung zu, ganz natürlich haben sich fast alle Schriftsteller problembeladenen Themen aus der Vergangenheit zugewandt, wobei diese Themen für die Neuschaffung Europas von entscheidendem Belang sind; andererseits lässt sich in der Literaturwissenschaft die Bestrebung beobachten, dass die Gedächtniskultur und die Erinnerungsmethoden gründlich und methodisch erforscht werden und dass die Reflexion auf die Erinnerung zum Kulturtext wird.

Der vorliegende Aufsatz versucht die zwei Richtungen miteinander zu verkoppeln und aus der Perspektive der Literaturwissenschaft Schlaglichter auf zwei Autoren zu werfen, die die Schizophrenie des 20. Jahrhunderts als erlebte Erinnerungswelt beschreiben, indem die Erinnerung zum identitätsbildenden Faktor wird. Die zwei Autoren sind Hans Bergel und Franz Hodjak: Ihr Habitus, ihr schriftstellerisches Auftreten und Engagement, ihre Formsprache und Bilderwelt verfügen kaum über gemeinsame Züge, alle beide zeigen aber einen Willen zur Erinnerung an die Diktaturen des 20. Jahrhunderts. Die Terrorherrschaft wird von beiden unterschiedlich dargestellt, die Motivationen der Autoren divergieren ebenfalls, gemeinsam ist ihnen aber die Tendenz, die Erinnerung als konstituierenden Bestandteil der Gegenwart aufzufassen.

Hans Bergels (geb. 1925), Schreibtalent und dichterische Kraft, ist dem Lesepublikum seit Jahrzehnten bekannt, seine schriftstellerische Leistung wurde von der Kritik anerkannt, vor allem sein autobiographisch anmutender Roman *Tanz in Ketten* (1976) fand wegen der Kritik an der kommunistischen Schreckensherrschaft der 1950er Jahre Anerkennung. Die Essays von Bergel (ein Dutzend Buchtitel) kreisen alle um Zentraleuropa, Südosteuropa und den Balkanraum und sie suchen Identität, Würde und die Hypostase der

Menschlichkeit in einem Raum, in dem Terror, Multikulturalität und Kulturbewusstsein jeden Tag fassbar sind. Diese Weltsicht wurde von Bergel in seinem neuen Roman *Wenn die Adler kommen*³ überholt, denn er stellt einen Versuch dar, aus der Schublade der gewöhnlichen Südosteuropa-Literatur auszubrechen. Der Roman baut eine mythologische Welt des naturnahen wilden Lebens in den Bergen auf, der Text wächst sogar zu einem modernen Epos der Karpaten, das rumänischen Schafhirten, Wanderzigeunern, Banditen unterschiedlichster Couleur, siebenbürgisch-sächsischen Kleinbürgern und Intellektuellen, Bergbewohnern, ungarischen Dienstmädchen, Mördern und Rettern, Priestern und Mönchen jeglicher Religion, letztendlich einer nach dem Zweiten Weltkrieg endgültig verlorengegangenen Welt ein würdiges Denkmal setzt.

Das Buch erzählt durch eine autobiographisch gefärbte Handlung die Kindheit von Peter Hennerth aus Rosenau im Burzenland.⁴ Entworfen wird eine aus Kinderaugen paradiesische Welt, die besonders von den Ausflügen in das märchenhafte Malaeschter Gletschertal geprägt worden ist. Das Kind reift, es vernimmt immer mehr von der Umwelt; die mit dem Hardt-Großvater unternommenen Waldwanderungen weiten zuerst seinen Blick, später wird er aber auch mit den Konflikten seiner Eltern und Großeltern konfrontiert, mit dem Mordversuch an seinem Vater, mit dem politischen Protest seiner Tante gegen den Nationalsozialismus, mit dem Fluchtversuch Hermann Oberths nach Moskau, um dort Kriegsgeräte zu bauen, und zuletzt mit der heranrückenden Kriegsgefahr. Je mehr die Handlung voranschreitet, desto gewaltiger wird der Fluss des Romans und die Geschichte nimmt epische Breite an. Der Rahmen der Kindheitsgeschichte wird zwar förmlich bewahrt, aber die gesellschaftlichen und moralischen Probleme gehen über die Welt von Peter weit hinaus und nehmen europäische bzw. allgemein menschliche Dimensionen an. Nach der antiken Tradition der Epen spricht auch Bergel über große menschliche Leidenschaften, die in dieser Ecke der Welt unverhüllt als sonst wo und in ihrem vollen Ausmaß zum Ausdruck gebracht werden; er erzählt über Hass und Liebe, über Rache und selbstzerstörerische Opferbereitschaft, sei es für die Nachbarn oder sogar für die ganze Menschheit. Die Figuren dieses Epos sind naturverbundene Gestalten, die keine gesellschaftlichen und staatlichen Gesetze kennen und scheuen: sie gehorchen nur der Schönheit der Landschaft, dem rufenden Wort der Berge und Täler und – nicht zuletzt! – einer tiefen menschlichen Weisheit und Ausgeglichenheit. Man hat den Eindruck, dass das Herz des Schriftstellers in diesem Roman zuerst den Bergbewohnern, den Hirten, Jägern, Holzfäl-

lern gehört und dass die Minderheitensituation der Siebenbürger Deutschen, aus der eigentlich die ganze Geschichte von Peter Hennerth entwachsen ist, eigentlich nur die zweite Stelle einnimmt. Auch in der Symbolik des Romans, die wesentlich zum epischen Charakter beiträgt, bedient sich der Verfasser vieler mythischer und biblischer Motive, die uns in dieses archaische Lebensgefühl zurückversetzen: die sieben wuchtigen Goliathsöhne eines Däumlingsvaters konstituieren das Bindeglied zur zeitlosen Naturwelt der Karpaten, ihr gewaltsamer Tod am Ende des Romans signalisiert den Abschluss einer Lebensperiode des heranwachsenden Jünglings, des Protagonisten. Ebenso deutet die biblische Vision des Fegefeuers oder des *Muspilli* – einige Motive von Bergel reichen bis in die althochdeutsche Literatur zurück – im Traum des schlafenden Kindes in der Mitte des Romans das konkrete Ende der Geschichte in einer Weise voraus, wie es im Nibelungenlied oder in anderen mittelalterlichen Schicksalsepen steht. Selbst der Titel des Romans ist eine Furcht erregende Prophezeiung: „Wenn die Adler kommen, gefriert dir das Blut im Herzen“ (S. 393), sagt Gordan, der Hirte und weist damit auf die Adler, die die Leichen seiner Brüder angriffen. Und am Ende des Romans kommen die deutschen Soldaten, die ebenfalls einen Adler auf ihren Uniformen trugen.

Dieses Symbol schafft den Übergang in die „moderne“ Welt des Schreckens und der Unmenschlichkeit. Denn Bergel bleibt bei der Schilderung der zeitlosen Naturwelt nicht stehen, die Personen des Romans nehmen zu den politischen Fragen der Zwischenkriegszeit Stellung und zwar in sehr unterschiedener Weise, mit voller Überzeugung und mit großem Mut. Der Nationalsozialismus, die Judenverfolgung, die Hitlergrüße, die nationalistische Minderheitenpolitik des jungen rumänischen Staates, die immer stärker drohende Kriegsgefahr seitens Stalins und Hitlers, die Illusion der kommunistischen Revolution werden hellseherisch vom Vater, vom Großvater oder von anderen Personen getadelt, sie kämpfen sogar mit den bescheidenen Mitteln, die sie als Bürger zur Verfügung hatten, gegen diese Auswüchse der Menschheit. Dies gerät zur eigentlich schwachen Stelle des Romans, auch wenn diese Aussagen von einer tiefen Humanität geleitet werden: Es ist viel zu viel Engagement da, es werden viel zu viele bedeutende, lebensentscheidende Momente im Roman geschildert, die Weltgeschichte wird zu unmittelbar in das private Leben der Personen eingebunden, womit eine ununterbrochene Kette von Ereignissen herausragender Bedeutung entsteht, die den Eindruck vermittelt, als ob diese Menschen nie einen normalen Alltag gehabt hätten, als ob sie ständig in den schwersten Kämpfen hätten

stehen müssen. Zwar muss die Literatur nicht den Alltag vermitteln, jedoch wirkt eine solche Überdosis von Ereignissen in diesem in den Grundzügen mimetischen Roman entfremdend. Die ständige Hochspannung des Textes bringt noch die Gefahr mit sich, dass wenig Raum für die Differenzierung und Konturierung der einzelnen Personen bleibt, und so fallen sie alle ziemlich gleichförmige politische Urteile, die manchmal den Eindruck erwecken, als ob sie nicht genügend verfremdet worden wären und direkt vom Schriftsteller kämen und nicht von den Personen des Romans.

Diese Schwächen des Romans werden aber von der elementaren Kraft seiner Sprache konterkariert: Bergel versteht auf besondere Weise, die Leser mit seinen weit geöffneten Gedanken zu packen und durch verblüffende, aber auch immer treffende Assoziationen mitzureißen. Mit großer Erudition verknüpft der Autor die siebenbürgischen Ereignisse mit ähnlichen aus aller Welt, hemmungslos fliegen seine Gedanken zwischen Kronstadt, Wien, Paris und Athen, er kann gleichzeitig erhabene Themen und gruselige behandeln, wie zum Beispiel die Geschichte des Banditen Gogo Bubu, der nach seiner Enthauptung fünfzig Schritte machen wollte, und – unterstützt von seinem Henker sowie begleitet von einer schreienden Menschenmenge – erst nach dem dreiundfünfzigsten niedersank.

Was vermag aber dieses bunte Bild über die Karpaten auszusagen? Dieser erste Band einer geplanten Trilogie entwirft eine poetische Vision über eine Region Südosteuropas, beschreibt eine grandiose Welt des friedlichen Miteinanders vieler Völkerschaften. Wer das Ziel verfolgt, durch Literatur einen Landstrich besser kennen zu lernen, bekommt vom – sonst mimetischen – Autor Bergel eine mythische Welt aufgetischt. Großartige Menschen und ihre tiefen Gefühle, ihre Verbundenheit mit Natur, Volk und humanistischen Idealen bevölkern diese Welt, die als eine verlorene, durch den Zweiten Weltkrieg und durch ihre Sünden als total zerschlagene Ideallandschaft dargestellt wird. Der Text wird zu einem Fluchtversuch aus der Realität des 20. Jahrhunderts, er sucht diesem historischen Raum die Möglichkeit einer *schönen, gerechten und menschlichen Vergangenheit* zuzusprechen.

Bergel, sein Protagonist und der Erzähler fließen ineinander und identifizieren sich mit dem selbst geschaffenen mythischen Raum. Dieser Raum wird von einem anderen bedeutenden Autor der nächsten Schriftstellergeneration, von *Franz Hodjak* (geb. 1944) zersetzt/dekonstruiert/entmythisiert und ironisiert.

Den Tenor des Romans *Grenzsteine*⁵ könnte man mit einem Zitat vom Ende des Textes am besten wiedergeben: „Es gab viele Arten von Zynismus, die

er überaus mochte. Zum Beispiel den Zynismus als Abwehrreaktion gegen Zersetzung.“ (S. 168) Dieser Zynismus charakterisiert den Protagonisten des Romans Harald Frank, der eigentlich einen Antihelden ohne feste Werte, ohne Ziele, ohne Identität und ohne Zukunftsbild darstellt. Horribile dictu kann man auf Grund von textimmanenten Hinweisen behaupten, dass Harald Frank auch ein alter ego des Schriftstellers ist, genauso wie der Protagonist von Bergel. Nur die Umstände sind andere, denn Harald Frank wehrt sich nur gegen die dargestellten Missstände der Gesellschaft, möchte keine Vergangenheit und Idealwelt aufbauen. Harald Frank/Franz Hodjak lobt und kritisiert seine Umgebung nicht, er gibt jedem recht und lässt sich so mit den Wellen treiben, wodurch er eigentlich die schärfste Kritik, die überhaupt möglich ist, übt. Diese Zweideutigkeit baut eine Nicht-Identität und macht den Autor zu einem postmodernen Schreibenden.

Harald Franks Geschichte ist nicht alltäglich, obwohl der Anfang ganz normal zu sein scheint: Er möchte einfach nur ins Ausland reisen. Dafür braucht er aber ein Visum von der botschaftlichen Behörde, so begibt er sich in die Hauptstadt, wo eine unglaubliche Menschenmenge das genannte Gebäude umdrängt. Er reiht sich in die Schlange ein, wartet mehrere Tage lang, wohnt inzwischen im Zeltlager vor der Behörde, kriegt dennoch keine gültigen Antragsformulare – er lebt also den Alltag der Reiselustigen, als die Ereignisse plötzlich angekurbelt werden. Die Zeltbewohner und botschaftlichen Schlangesteher verlieren die Geduld und rufen ihren Freistaat in der Hoffnung aus, mit einer eigenen Politik schneller in den Besitz der Visa zu kommen. Sie führen sogar ihre eigene Währung, die zeltische Pitzule, ein. Harald Frank wird zum Präsidenten berufen, aber seine Amtszeit dauert nicht lange, weil die Armee eingreift und den Freistaat auflöst. So muss er fliehen: In eine – durch Bestechung gekaufte – Soldatenuniform verkleidet, gelingt sein Flucht als Freistaatler, er wird aber als desertierter und besoffener Soldat festgehalten. Im Garnisonsarrest lernt er die dummen Diener der Staatsmacht kennen, die alle die unmöglichsten Geschichten über den Freistaat und über Franks Taten erzählen, die gar nicht stimmen können, weil er im Gefängnis sitzt und sein Unwesen nicht in Freiheit treibt. Nach seiner *deus ex machina*-Befreiung wagt er dann den großen Schritt: Im Zug verkleidet er sich wieder, jetzt aber als Frau, um unbemerkt ins Ausland zu kommen. Die Grenze kann er aber nicht passieren, er wird zurückgewiesen. Auf dem Heimweg verfehlt er die Richtung und kommt über Feldwege in Ungarn an, wo er einschläft und von einer zukunftslosen Zeit zu träumen beginnt.

Franz Hodjaks Roman wandert den Grat zwischen Realität und phantasievollen, von Humor platzenden Einfällen. Er schöpft sein primäres Material aus Rumänien: Jedem sind die unendlichen Schlangen vor den westlichen Konsularbehörden bekannt; auch jeder ausländische Leser hat von den mit Eisenstangen bewaffneten Bergbauarbeitern gehört; die beschriebenen Volksfiguren, Politiker, Militärs sind allen Lesern aus dem Alltag und aus den Zeitungen vertraut. Hodjak möchte seinen Roman gar nicht an irgendeinen beliebigen Ort verlegen, sondern bindet durch konkrete Namen (manchmal dann mit halbgroben rumänischen Flüchen) den Text strengstens an Rumänien, um dann diese Alltagsmotive in das Phantastische zu heben: Sein ganzer Roman ist eine große Übertreibung, wo auch die unmöglichsten (und in ihrer Unmöglichkeit die lächerlichsten) Dinge passieren können. Die botschaftliche Behörde verlangt eine eigene Leibgarde von jedem Touristen und auch eine Einladung (egal von wem, auch vom Herzog Karl August oder vom Vesuv); nur im Arrest, in dem Harald Frank übrigens sein eigener Hüter ist, kann er wirklich Urlaub machen und am Ende wollen ihm die Grenzbeamten, die eigentlich für die Einhaltung der Gesetze sorgen sollten, zum Schmuggeln überreden.

Die unmöglichsten Geschichten und das bunte Spiel der Grenzsteine ergibt zuletzt keine Gesellschaftskritik: Hodjak weiß genau, dass es viel zu viel zu kritisieren gäbe, so lacht er lieber über alles. Sein Lachen ist aber bitter: Der Held des Romans bekennt offen, dass er keine Identität mehr hat; er weiß auch nicht genau, warum er reisen will; er hat keine Stellung zu seiner Nation, zur rumänendeutschen Minderheit, weder positiv noch negativ. Harald Frank ist aber kein primitiver Mensch, ab und zu wird verraten, dass er eigentlich ein Intellektueller ist, der sich gegen die Dummheit und Unmenschlichkeit wehrt: durch Humor und durch Zynismus.

Die zwei Welten von Bergel und Hodjak ergänzen einander und sie schließen einander wieder aus. Bergel ist bemüht, der Region eine Identität zu geben, die durch Mehrsprachigkeit, Naturliebe, harte körperliche Arbeit und ewige Werte sowie Menschlichkeit ausgezeichnet ist. Liebe, Tod, Treue, Verrat und Hoffnung bilden weiterhin den einen Pol dieser Identität, die durch Erinnerungselemente aus der Kindheit konstituiert werden; andererseits bauen die Verluste durch Krieg, Terrorherrschaft und Menschenmord den anderen Pol auf und diese Verluste hindern – in der Darstellung von Bergel – die Selbstständigkeit des Raumes. Obwohl der Roman den Holocaust, den kommunistischen Terror und den Kalten Krieg nicht direkt thematisiert, sind die Motive und die vorgestellte Idealwelt durch diese Fo-

lie zu lesen: Ohne diese hätte dieser Landstrich eine bessere, eine mythologische Welt aufbauen können. Hodjak dagegen spielt nicht mehr mit diesem aufklärerischen Gedankengut, seine Erinnerung reicht – absichtlich – nur in die 1970er und 80er zurück und ohne jegliche Hoffnung auf eine bessere Welt ironisiert er sämtliche Erscheinungen der Region. Der Paratext seines Romans ist das Text-Gefüge des real existierenden Sozialismus und seiner Folgen. Bergel baut etwas Pseudo-metaphysisches auf, das von Hodjak demontiert wird. So erscheint der historische Raum in den Texten der beiden Schriftsteller als eine Region der Suche, die ihre vermeintliche Identität nicht ausleben kann, aber ständig nach ihr sucht. Die Negation erscheint als Grundfaktor des Ichs, die Hoffnung wird immer wieder aufgegeben, wodurch die Ambivalenz im Zugang zu dieser Region wieder sichtbar wird.⁶

Anmerkungen

- 1 Michael NAUMANN, Europa und seine Kultur, in: Europäische Geschichtskultur im 21. Jahrhundert, hg. von der Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland, Bonn 1999 (Zeit-Fragen), S. 12.
- 2 Dan DINER, Der Krieg der Erinnerungen und die Ordnung der Welt, Berlin 1991.
- 3 Hans BERGEL, Wenn die Adler kommen, München 1996.
- 4 Das ist das Gebiet um Kronstadt/Braşov in Rumänien.
- 5 Franz HODJAK, Grenzsteine, Frankfurt a.M. 1995.
- 6 Siehe Moritz CSÁKY, Klaus ZEYRINGER, Ambivalenz des kulturellen Erbes. Vielfachkodierung des historischen Gedächtnisses, Innsbruck 2000.

Malwida von Meysenbug und Österreich

Jacques Le Rider (Paris)

Obwohl Malwida von Meysenbug (1816–1903)¹ meiner Kenntnis nach nie nach Österreich gekommen ist, waren ihre Beziehungen zu Wien vielfältig, und die politische Rolle der Habsburgischen Monarchie in Europa wird in ihren Werken und Briefen oft thematisiert.

Malwidas Vater Louis Carl Rivalier von Meysenbug (1779–1847), Minister des hessischen Kurfürsten in Kassel, war 1834 durch Kaiser Franz in den österreichischen Freiherrenstand erhoben worden. Dies war der verdiente Lohn eines eifrigen Anhängers Österreichs in der damals akut gewordenen Auseinandersetzung zwischen Habsburg und Preußen. Das Bild Carl Rivalier von Meysenbugs in Heinrich von Treitschkes *Deutscher Geschichte im Neunzehnten Jahrhundert* ist entsprechend negativ.² Ein Bruder Malwida von Meysenbugs, Otto Rivalier von Meysenbug (1806–1886), setzte die pro-habsburgische Politik seines Vaters fort: Er konvertierte zum Katholizismus und wurde Geheimer Rat und Unterstaatssekretär in der Wiener Staatskanzlei. Diese hochgestellte Position erlaubte ihm, in der Ära Beust, neben Leopold von Hofmann, Ludwig von Biegeleben, Max von Gagern und Roger von Aldenburg die anti-preußische Politik aktiv mitzumachen, die jene Zeitspanne zwischen Königgrätz und Sedan kennzeichnet.³ Seine erkonservative und klerikale Tendenz wird in zwei Huldigungsbriefen an Louis Veuillot sichtbar, die man in der Manuskriptabteilung der Bibliothèque Nationale de France finden kann.⁴ In den Memoiren Bernhard von Bülow wird Otto von Meysenbug als typischer Vertreter der anti-preußischen Stimmung in der Ära Beust erwähnt.⁵ Malwida von Meysenbug selbst vertrat die entgegengesetzte Position einer glühenden Demokratin. Für sie blieb bis zuletzt Österreich die verhasste Macht der politischen Reaktion und des kulturellen Obskurantismus. In den *Memoiren einer Idealistin* erzählt sie, wie für sie und viele ihrer Zeitgenossen die Nachricht von der Erschießung Robert Blums in Wien am 9. November 1848 wie ein Donnerschlag kam:

Das erste Opfer der wüthenden Reaction war also gefallen. Danach konnte man sich nur auf die traurigsten Dinge gefaßt machen. Die Reaction mußte sich schon sehr stark fühlen, da sie es gewagt hatte, den geliebten Volksmann, einen der besten Charaktere, eine der praktischsten Intelligenzen der ganzen revolutionären Partei, zu tödten.⁶

Während einer Reise nach Ostende im Juni 1849 lernte sie Therese Pulszky, die Frau Ferencz Aurel Pulszkys (1814–1897), kennen, die sich auf der Flucht aus Ungarn nach England befand. „Die junge Dame schien freudig überrascht, als ich meine Sympathien für Ungarn kundgab und sagte, wie sehr ich wünschte, daß der österreichische Despotismus unterliegen möge.“⁷ Einige Jahre später sollte Malwida von Meysenbug Therese Pulszky im Londoner Exil wieder sehen, ihren Mann und den Kreis um Lajos Kossuth kennenlernen. In ihren Memoiren schreibt Malwida: „Therese Pulszky (*sic*) war neben Johanna Kinkel die bedeutendste Frau der Emigration.“⁸

Nicht ohne kritische Ironie beschreibt Malwida den theatralischen Stil Kossuths:

Er nahm im Kreise der ungarischen Emigration damals noch fast die Stelle eines Herrschers ein, und man umgab ihn mit einer Art von Hofceremoniell. Das erste Mal, als ich einer Einladung zu einer Abendgesellschaft bei Pulszkys folgte, fand ich einen zahlreichen Kreis, der zum größten Theil aus Ungarn bestand. Plötzlich, nachdem Alles versammelt war, erscholl der Ruf: ‚The governor‘, worauf sich die Gesellschaft alsbald zu beiden Seiten des Zimmers aufstellte. Nun öffnete sich die Thüre, und herein schritt Kossuth mit einer gewissen Feierlichkeit.⁹

Eine Bilanz ihrer Einstellungen zur europäischen Lage zog Malwida von Meysenbug am 18. Februar 1858 im Aufsatz „La Germania“, den Giuseppe Mazzinis Zeitschrift *L'Italia del Popolo*¹⁰ bestellt hatte. In diesem Artikel meint sie, die politische Lage sei augenblicklich in Deutschland noch schlimmer als vor 1848. Das sei auch in Österreich der Fall, wo das Konkordat die Repression aller geistigen und universitären Regungen außer den katholischen zur Folge gehabt habe.

1859 wird Malwida von Meysenbug in eine merkwürdige Polemik um Alexander Herzen verstrickt.

Es kränkte ihn [Herzen], als Kinkel plötzlich und unbegreiflicherweise im neu gegründeten deutschen Journal einen Artikel aufnahm, in welchem Herzen beschuldigt wurde, von Wien als von der künftigen Hauptstadt eines Slavenreichs gesprochen zu haben. [...] Ich hatte zunächst durch meine, meist auf Grund Herzen'scher Autorität hin geschriebenen Artikel diesen thörichten Angriff hervorgerufen.¹¹

Herzen hatte in der von Gottfried Kinkel herausgegebenen Zeitschrift *Hermann. Deutsches Wochenblatt in London*, Nr. 2 vom 15. Januar 1859 (S. 13–14) und Nr. 3, vom 22. Januar 1859 (S. 22–23), den Aufsatz „Alexander Herzen über seine Tendenzen als Schriftsteller und Journalist“ veröffentlicht. Nach dem zweiten Teil dieses Aufsatzes hatte Gottfried Kinkel ein „Nachwort des Herausgebers zu vorstehendem Artikel“ hinzufügen, in dem er sich gegen den Vorwurf verteidigte, einen prominenten Vertreter des Panslawismus und Feind der deutschen Nation in eine deutsche Zeitung aufgenommen zu haben. Dieser vorwurfsvolle Leserbrief, den Kinkel ausführlich zitierte, meinte, daß Herzen sich in einem anderen Zeitungsartikel zur Behauptung verstiegen hätte, Wien könnte zur Hauptstadt eines großen Slawenreiches werden: „Vienne pourrait devenir la capitale d’un grand empire slave.“

In der folgenden Nummer des *Hermann* (Nr. 4 vom 29. Januar 1859, S. 29) wehrte sich Alexander Herzen gegen solche Anschuldigungen. Er habe nie angedeutet, dass Wien zur Hauptstadt eines künftigen Slawenreiches werden könnte. Als Gegenbeweis zitierte Herzen eine Stelle aus seiner französischsprachigen Publikation *La Russie et le vieux monde, Lettres à W. Linton*:

Ce n’est pas Vienne, la ville rococo, ni Varsovie, la catholique, ni Moscou, la ville exclusivement russe, qui peuvent prétendre au rôle de capitale des États-Unis slaves. C’est Constantinople, la Rome de l’Église orientale, le centre de gravité de tous les Slaves de confession grecque, situé au milieu d’une population slavo-hellénique. Les peuples latins et germaniques ont continué l’empire d’Occident, les Slaves vont-ils continuer l’empire d’Orient?

1859 machte sich Malwida von Meysenbug während des Kriegs Frankreichs und Piemont-Sardiniens gegen Österreich Sorgen wegen der Neutralität Preußens, die eine Schwächung des ganzen Deutschen Bundes bewirken könnte. Im Gegenteil dazu war Alexander Herzen dezidiert gegen Österreich eingestellt und schrieb am 29. April 1859 wie üblich auf Französisch an Malwida:

Croyez-vous que l’on puisse penser à assujettir l’Allemagne? La guerre est là. Personne ne pense à l’Allemagne. L’Autriche doit disparaître. La France, par une guerre libératrice, doit apprendre à nouveau la liberté ou sombrer dans le despotisme le plus brutal. Cette guerre contre l’Autriche est très populaire en Russie.¹²

Malwida von Meysenbug stand im europäischen Konflikt von 1859 der Position ihres Freundes Ferdinand Gregorovius näher als der Alexander Herzens: Die Sympathie dieser deutschen Altliberalen von 1848 für die italienische Einheit war selektiv. Sie freuten sich über eine Schwächung Österreichs,

empfanden aber ein tiefes Unbehagen angesichts der für Preußen bedrohlichen Vorstöße Napoléons III. in Norditalien.

1866 machte Malwida von Meysenbug aus ihrem Jubelgefühl angesichts der Niederlage Österreichs kein Hehl. Ihr französischer Freund Gabriel Monod warnte sie:

Croyez-vous que Bismarck ne profitera pas de la victoire pour établir en Allemagne un régime identique à celui de la France. Vous dites qu'il fait appel aux idées libérales [...] mais vous ne savez pas qu'aujourd'hui ce n'est plus au nom de l'autorité qu'on tue la liberté, mais au nom de la liberté elle-même.¹³

Malwida von Meysenbug antwortete ihm jedoch am 11. Juli 1866, acht Tage nach der Schlacht von Königgrätz:

Il faut aller avec la Prusse, parce que, dans cette lutte, elle représente le progrès de la lumière tandis que l'Autriche et Diète germanique représentent la réaction et les ténèbres. [...] Le seul parti qui a de la vitalité, qui a une organisation et une force jeune étonnante, c'est la Prusse. C'est elle donc qui doit prendre l'avenir de l'Allemagne en mains. [...] On ne peut pas ne pas admirer la perspicacité, le calme et l'ordre parfait des plans prussiens et leur vigoureuse exécution. [...] Guérissez-vous donc du cauchemar d'une Allemagne unie, conquérante et agressive. Croyez-moi, personne en Allemagne, pas même Bismarck, j'en suis sûre, ne songe à conquérir du territoire français.¹⁴

Am Ende ihres Lebens lernte Malwida von Meysenbug Alexander von Warsberg kennen. Für ihren Roman *Phädra* hatte Malwida aus den Reisebüchern Warsbergs Beschreibungen griechischer Landschaften entlehnt. Seinerseits hatte Warsberg gleich nach Erscheinen des Buchs *Phädra* entdeckt und aufmerksam gelesen.

Alexander von Warsberg (1836–1889) war ein hoher Beamter und Diplomat, der sich einen Namen als Autor von Reisebüchern gemacht hatte, ein Tagebuch schrieb und in verschiedenen Wiener Zeitungen und Zeitschriften, aber auch in der *Augsburger Allgemeinen Zeitung* Beiträge veröffentlichte. 1863 hatte er den Diplomaten und Orientalisten Anton von Prokesch-Osten (1795–1876) kennengelernt, der sein Mentor geworden war. Prokesch-Osten hatte Warsberg auf Reisen in Italien, in Frankreich, in der Schweiz und in der Türkei begleitet (Prokesch-Osten war Botschafter Österreichs in Konstantinopel). Von Konstantinopel aus hatte Warsberg Ägypten, Syrien, Libyen und Griechenland durchreist. 1869 war sein Reisebuch erschienen: *Ein Sommer im Orient* (Wien 1869). 1878–1879 hatte er *Odyssäische Landschaften* (3 Bände, Wien 1878–1879) und 1884 *Homerische Landschaften* veröffentlicht. Zwei Bücher von Alexander

von Warsberg wurden posthum publiziert: Eine Sammlung seiner kunsthistorischen Essays (Wien 1892) und *Eine Wallfahrt nach Dodona* (Graz 1893).

Zwei Jahre ungefähr [seit Mai 1885] hatte die Korrespondenz gedauert, die uns ohne persönliche Bekanntschaft einander schon so nahe gebracht hatte, als ich plötzlich die freudigüberraschende Nachricht bekam, daß Warsberg auf einige Zeit nach Rom komme, um sich einer Kur zu unterziehen. [...] Dieses Leiden war Warsberg nach einer Lungenentzündung, die ihn in Paris befallen hatte, nachgeblieben und war ein Hauptgrund, weshalb er die Stellung als österreichischer Konsul [in Venedig] nachgesucht hatte, weil er von dem milden Klima des herrlichen Phäakenlandes Heilung hoffte. [...] Da kamen nun Stunden freundlichen Zusammenseins, entweder am Tag bei mir, wenn es ihm erlaubt war, auszugehen, oder [...] bei ihm im Hotel, wo er mit zwei ausgezeichneten Freunden wohnte. Bei diesen kleinen geselligen Abenden verhielt sich Warsberg meist schweigend, da ihm viel Sprechen bei seiner Atemnot peinlich war.¹⁵

Nach zwei Monaten zuweilen sogar vermehrter Leiden schloß er mit ihr ab und bereitete sich, in Venedig seine Stellung als General-Konsul anzutreten. Er war dazu ernannt worden, nachdem er eine Reise der Kaiserin von Österreich im Orient geleitet hatte.¹⁶

Ende Mai 1888 besuchte Malwida von Meysenbug ihren Freund Alexander von Warsberg in Venedig. (Sie war auf dem Wege aus Rom nach Versailles zu ihrem gewohnten Sommeraufenthalt bei der Familie von Gabriel Monod und Olga Herzen).

Am Bahnhof empfing mich der gute Freund und führte mich in seiner Gondel zu dem herrlichen Palazzo Pisani am Canal grande, wo seine bisherige venetianische Wohnung im dritten Stock war.¹⁷ [...] Ich wohnte noch dem Umzug in den Palazzo Modena bei, dessen Einrichtung Warsberg persönlich leitete.¹⁸ [...] Leider mußte er nach Österreich und schrieb mir von da ganz bekümmert, daß er im Oktober abermals eine Orientreise der Kaiserin geleiten müsse.¹⁹ [Schließlich bekam er] den Auftrag, der Kaiserin auf Korfu eine Villa zu bauen.²⁰

Im venezianischen Umkreis Alexander von Warsbergs traf Malwida von Meysenbug Herrn von Klaczko,

einen geistvollen Polen, den ich schon aus seinen früheren ausgezeichneten Artikeln in der *Revue des Deux Mondes*, die ich noch mit A. Herzen zusammen gelesen hatte, kannte, und Graf Lanckoronski, den viel jüngeren Freund Warsbergs, den ich schon in dem Winter in Rom hatte kennen und schätzen lernen, der aber leider nur wenige Tage blieb, da er im Begriff war, eine große Reise nach Indien anzutreten.²¹

Karl Graf Lanckoronski-Brzezie (1848–1933) hatte seit 1874 einen Sitz im Herrenhaus und wirkte im ‚Polenklub‘ mit. Er spielte eine wichtige Rolle in der Kunst- und Kulturpolitik der Monarchie (vor allem in den Bereichen Denkmalpflege, Kunstsammlungen und Kunstförderung, Archäologie); seine Freundschaft mit dem Altphilologen und Unterrichtsminister Wilhelm Ritter von Hartel, der einst sein Hauslehrer gewesen war, war in Wien bekannt. Lanckoronski reiste 1875/76 mit Künstlern (u.a. mit Hans Makart und Franz von Lenbach) nach Ägypten; 1888/89 mit dem Aquarellisten Ludwig Hans Fischer über Ceylon nach Indien, China und Japan. „Unterwegs baute er eine Sammlung asiatischer Kunst auf, die er anschließend der Öffentlichkeit vorstellte. Damit trug er seinen Teil zum Japonismus der Jahrhundertwende bei.“²² Als Gegner von Otto Wagners moderner Architektur war Lanckoronski auch ein Kritiker des historistischen Baustils der Ringstraße. Sein eigenes Wiener Palais in der Jacquingasse 13 ließ er im barocken Stil von den Theaterarchitekten Fellner und Hellmer errichten, in dem er seine Kunstsammlungen ausstellte.

Eine letzte Wiener Bekanntschaft Malwida von Meysenbugs verdient hier erwähnt zu werden. Marie Herzfeld²³ (1855–1940) hatte Malwida von Meysenbug Anfang 1893 ihr Buch *Menschen und Bücher. Literarische Studien* (Wien 1893)²⁴ geschickt, und Malwida hatte am 17. März 1893 der Wiener Essayisten, Journalistin und Übersetzerin, die vierzig Jahre jünger als die „Idealistin“ war, geantwortet. Als Kennerin der skandinavischen Literaturen war Marie Herzfeld die Übersetzerin des dänischen Autors Jens Peter Jacobsen,²⁵ Arne Garborgs, Ola Hanssons, Jonas Lies und Knut Hamsuns. Ihr weiterer Kompetenzbereich war die italienische Renaissance: Sie übersetzte Leonardo da Vinci und gab von 1910 bis 1927 die Reihe *Das Zeitalter der Renaissance. Quellentexte zur Geschichte der italienische Renaissance* im Verlag Eugen Diederichs heraus. Diese Intellektuelle, die keine universitäre Ausbildung hatte erwerben können, gewann schon in den 1890er Jahren ein großes Ansehen: Die ersten Briefe des jungen Hugo von Hofmannsthal an Marie Herzfeld bringen die respektvolle Bewunderung des Debütanten zum Ausdruck, der noch unter den Pseudonymen Loris oder Theophil Morren publizierte.²⁶ Marie Herzfeld hatte zum frühen Ruhm des jungen Dichters erheblich beigetragen: Ihr Aufsatz mit dem Titel „Ein junger Dichter und sein Erstlingsstück“ publiziert im Mai 1892²⁷ lobte geradezu überschwänglich Hofmannsthals Einakter in Versen *Gestern*.

Der Briefwechsel von Marie Herzfeld und Malwida von Meysenbug war bis Anfang 1902 lebhaft und regelmäßig.²⁸ Die beiden Frauen hatten einander im

März 1896 in Rom kennen gelernt. Der letzte Brief Malwida von Meysenbugs an Marie Herzfeld, vom 7. Januar 1902, war auch der kürzeste: Malwida beklagte sich über ihre schwer angeschlagene Gesundheit, die sie daran hinderte, länger schreiben zu können. Marie Herzfeld sollte in der *Frankfurter Zeitung* vom 16. Mai 1903 einen warmherzigen Nachruf auf Malwida von Meysenbug veröffentlichen.²⁹

Chronologie der in Wiener und Budapester Zeitschriften und Zeitungen veröffentlichten Aufsätze Malwida von Meysenbugs

- 1881: „Pieve di Cadore“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 30. Dezember 1881, n° 3589, S. 1–3.
- 1882: „Pieve di Cadore (II)“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 4. Jänner 1882, n° 3594, S. 1–3.
 „Pieve di Cadore (III)“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 11. Jänner 1882, n° 3601, S. 1–2.
 „Frauenbildung in Italien“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 11. Mai 1882, n° 3719, S. 1–2.
 „Leopardi und Ranieri“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 25. Juni 1882, n° 3763, S. 1–3.
- 1884: „Römische Kontraste“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 17. Juni 1884.
 „Erinnerungen an Michelet“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 29. Juni 1884, n° 4486, S. 1–3.
 „Feltre“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 3. August 1884, n° 4521, S. 1–3.
 „Die Sommerfrische Minghetti's“, in: *Deutsche Zeitung* Wien, 15. August 1884, n° 4533, S. 1–3.
 „In der Heimat Canovas“, in: *Deutsche Zeitung* Wien.
- 1886: „Marco Minghetti“, in: *Pester Lloyd*, Budapest (Ende 1886 oder Anfang 1887. Minghetti starb am 10.12.1886).
- 1893: „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche“, in: *Neue Freie Presse*, 16./17. Juni 1893, n° 10349, S. 1–4, und n° 10350, S. 1–4.
 „Aus meinem Tagebuch über Nietzsche“, in: *Neue Freie Presse*, 14. Oktober 1893, n° 10469, S. 1–3.
- 1894: „Römische Weihnachten“, in: *Neue Revue. Wiener Literatur-Zeitung*, 5. Jg., n° 4, 10. Jänner 1894, S. 108–111.
 „Erinnerungen an Alexander Herzen (I und II)“, in: *Neue Freie Presse*, 21. und 22. September 1894, n° 10804, S. 1–3, und n° 10805, S. 1–3.
 M. B. Bikelas, „Warum ich Advokat geblieben bin“, in das Griechische übersetzt von Malwida von Meysenbug, in: *Wiener Literatur-Zeitung*, 6 (1894), fasc. 12, S. 7–12.
- 1895: „Das Tagebuch einer Königin“, in: *Im trauten Heim* Wien, 1. und 15. Jänner, 1. und 15. Februar 1895.

- 1896: „Graf Rudolf Hoyos“, in: *Neue Freie Presse*, 20. November 1896, n° 11582, S. 1–2.
- 1899: „Alfred Dreyfus“, in: *Wiener Allgemeine Zeitung*, 23. November 1899, n° 6516, S. 1–2.
- 1900: „Stimmungsbilder aus Rom“, in: *Neue Freie Presse*, 6. Juni 1900, n° 12853, S. 1–3.
 „Der erste Nietzsche“, in: *Neue Freie Presse*, 18. September 1900, n° 12956, S. 1–3; Fortsetzung 1. und 19. September 1900, n° 12957, S. 1–3; Fortsetzung 2. und 21. September 1900, n° 12959, S. 1–3; Fortsetzung 3. und 22. September 1900, n° 12960, S. 1–3; Schluß, 28. September 1900, n° 12966, S. 1–3.

Anmerkungen

- 1 Jacques LE RIDER, *Malwida von Meysenbug. Une Européenne du XIXe siècle*, Paris 2005.
- 2 Heinrich von TREITSCHKE, *Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert*, Dritter Teil: Bis zur März-Revolution, Leipzig ⁹1925, S. 645–649: Obwohl „Freiherr von Meysenbug und andere hohe Beamte zugaben“, dass Kurhessen dem Zollverein beitreten solle, wurde der mitteldeutsche Handelsverein „für das ganze Deutschland verhängnisvoll.“ Vierter Teil: Bis zum Tode König Friedrich Wilhelms III., Leipzig ⁸1923, S. 126–127 und S. 130–140: Nach den Unruhen von 1830–31 „gebärdete sich Kurfürst Wilhelm wie ein Rasender“ [...]. [Im neuen konstitutionellen Ministerium] musste sich „der Vertraute der Reichenbach [der Mätresse Wilhelms], Meysenbug, mit dem unpolitischen Amte des Hausministers abfinden.“ „Während die Minister in Kassel redlich an den neuen organischen Gesetzen arbeiteten, bildete der Kurfürst mit der Gräfin [Reichenbach] und ihrem Meysenbug eine geheimnisvolle absolutistische Gegenregierung.“
- 3 Heinrich LUTZ, *Österreich-Ungarn und die Gründung des Deutschen Reiches. Europäische Entscheidungen 1867–1871*, Frankfurt a.M.–Berlin–Wien 1979, S. 31–32.
- 4 BNF, Cabinet des Manuscrits, Briefe Otto Rivalier von Meysenbugs an Louis Veuillot, aus Wien, 12. Oktober 1856 und 19. März 1862 (Ms N.A.F., 24633, f. 393–394, 632–633).
- 5 Bernhard Fürst von BÜLOW, *Denkwürdigkeiten*, Bd. 4: Jugend- und Diplomatentjahre, Berlin 1931, S. 163–164.
- 6 Malwida von MEYSENBURG, *Memoiren einer Idealistin*, Berlin und Leipzig 1900, Bd. 1, Kap. 17, S. 264.
- 7 Ebenda, Kap. 18, S. 281.
- 8 Ebenda, Bd. 2, Kap. 4, S. 138.
- 9 Ebenda, S. 140.
- 10 Malwida erzählt in ihren Memoiren, dass sie diesen Aufsatz auf Französisch verfasste. Mazzini übersetzte ihn dann ins Italienische.

- 11 Malwida von MEYSENBURG, *Memoiren einer Idealistin*, Bd. 3, Kap. 5, S. 194f.
- 12 Zitiert in Gaby VINANT, *Malwida de Meysenbug (1816–1903). Sa vie – ses amis*, Paris 1932 (Bibliothèque de la Revue de littérature comparée 82); reprint Genf 1976, S. 170.
- 13 Zitiert in ebenda, S. 216.
- 14 Zitiert in ebenda, S. 217f.
- 15 Malwida von MEYSENBURG, *Der Lebensabend einer Idealistin (Memoiren einer Idealistin und ihr Nachtrag: Der Lebensabend*, Neue Ausgabe, Berlin 1917, Bd. 2), S. 420f.
- 16 Ebenda, S. 421.
- 17 Ebenda, S. 423.
- 18 Ebenda, S. 426.
- 19 Ebenda, S. 427.
- 20 Ebenda, S. 429.
- 21 Ebenda, S. 428f.
- 22 Hugo von Hofmannsthal und Karl Graf Lanckoronski. *Briefe und Zeugnisse*, hg. von Konrad Heumann, in: *Hofmannsthal Jahrbuch* 12 (2004), S. 191–242, hier S. 201.
- 23 Ursula RENNERT, Für eine kleine kulturwissenschaftliche Literatur (der Kommentare): Marie Herzfeld, in: *Cultural Turn. Zur Geschichte der Kulturwissenschaften*, hg. von Lutz Musner, Gotthart Wunberg, Christina Lutter, Wien 2001 (Reihe Kultur-Wissenschaft, Bd. 3), S. 111–133.
- 24 Malwida von Meysenbug erhielt und las noch von Marie HERZFELD, *Die skandinavische Literatur und ihre Tendenzen nebst anderen Essays*, Berlin 1898.
- 25 Sie übersetzte insbesondere Niels Lyhne, 1898, für eine mehrbändige Ausgabe der Werke J. P. Jacobsens im Verlag Diederichs. Es war die dritte deutsche Übersetzung dieses Romans nach den Übersetzungen von Borch (Leipzig 1889) und von Mann (Paris–Leipzig 1895).
- 26 Hugo von HOFMANNSTHAL, *Briefe an Marie Herzfeld*, hg. von Horst Weber, Heidelberg 1967. Der erste Brief Hofmannsthals an Marie Herzfeld trägt das Datum 9. März 1892; der letzte das Datum 6. August 1907.
- 27 In: *Allgemeine Theater-Revue für Bühne und Welt*, 1. Jg., Nr. 3, 15. Mai 1892, S. 19–22.
- 28 Karin HOLLMANN, Marie Herzfeld – Eine neuentdeckte Briefpartnerin von Malwida, in: *Jahrbuch der Malwida von Meysenbug-Gesellschaft* 1994, S. 132–134.
- 29 Malwida von MEYSENBURG. *Persönliche Erinnerungen*, in: *Frankfurter Zeitung*, 47. Jg., Nr. 135, 16. Mai 1903.

Lermontovs *Traum* und Puškins *Blutiger Schäl*: Wie russische Gedichte nach Wien gelangten. Zum „Dialog der Kulturen“ im Vormärz

Gertraud Marinelli-König (Wien)

Im *Oesterreichischen Wunderhorn, Taschenbuch der Balladen, Romanzen, Sagen und poetischen Erzählungen*, welches Johann Nepomuk Vogl (1802–1866) bei Ghelen in Wien 1834 herausgab, sei – dem *Grundriß der Geschichte der deutschen Dichtung*¹ nach – auch ein Beitrag von Emanuel Straube enthalten. Hat man ein Exemplar dieses Taschenbuches zufällig in die Hand bekommen,² so stellt man fest, dass Emanuel Straube dort nicht mit einem Originalbeitrag vertreten ist, sondern mit einem Gedicht „nach dem Russischen von Puschkin“. Es handelt sich um die Übertragung des Gedichtes *Černaja šal'*, welches der junge Aleksandr Sergeevič Puškin (1799–1837) in der Zeitschrift *Syn otečestva* [Sohn des Vaterlandes] mit dem Untertitel: *Moldavskaja pesnja* [Moldauisches Lied] 1821 veröffentlicht hatte und das noch heute zu den Ikonen russischer Lyrik zählt, auch weil es in der Vertonung des Komponisten A. N. Vertinskij (1799–1862) ungeheure Popularität erlangte.

Der blutige Schawl

Warum starrst du, o Auge! auf jenen blut'gen Schawl, / Und nähr'st mit Todes-
schmerzen die immer rege Qual? / In erster Jugend Lenze, wo Liebe uns entzückt,
/ Ward durch Fedora's Anmut ich einst zum Gott beglückt; / Ich träumte Gegenlie-
be, ich glaubt' an ihre Treu', / Sie war mein Glück, mein Alles! Ach, aber's ist vorbei!
/ Einst weilt' ich froh bewegt in trauter Freunde Kreis, / Da nahte mir ein Jude,
bedeckt mit Staub und Schweiß; / „O hemme deine Wonne, denn sie umgarnt die
Reue“, / – So flüsterte er leise: „dein Mädchen bricht die Treue.“ – / Ha, wie gerann
mein Leben vor dieser Kunde Wucht, / Gold reicht' ich ihm zum Lohne, indeß mein
Herz ihm flucht. / Der Handschar und ein Slave, bewährt in schlimmen Zeiten, /
Sie durften mich zum Liebchen allein nur hin begleiten. / Und als ich nun ihr
Häuschen, das mir so theure, sah, / Da flirrten mir die Sinne, ich weiß nicht was
geschah. / Ich stürzte in ihr Zimmer, die Wuth in allen Zügen, / In eines Buhlen
Armen sah ich mein Mädchen liegen; / Der Handschar blitzt hernieder auf ihn, der
sie geraubt, / Ein Streich – es liegt im Staube sein schuldbelad'nes Haupt, / Und

wie's am Boden blutig zu meinen Füßen rollt, / Werf' ich auf *sie* das Auge, das mit dem Himmel grollt; / Noch hör' ich ihren Jammer, noch seh' ich ihre Zähren, / Die Rache heischt, die Schuld'ge für immer zu zerstören. / Und wie sie sterbend sinket, reiß' ich vom Haupt den Schawl. / Ihr treulos Blut zu wischen von meinem treuen Stahl. / Zur Donau, als das Dunkel auf ihrem Spiegel ruht', / Trug ich mein todes Liebchen und barg es in der Fluth. / Ich hab' seit jenen Tagen, o Himmel! nichts als Thränen, / Mich nähren ew'ge Schmerzen, ich sterb' in ew'gem Sehnen. / Seit dem starrst du, o Auge! Auf jenen blut'gen Shawl, / Und schürst mit Todesfolter die immer rege Qual!

Der Übersetzer Emanuel Straube (1801–1872), der aus Nikolsburg in Mähren stammte, dort das Piaristengymnasium besuchte und in Wien Jus studierte, hatte im „Manipulationsfache der k. k. vereinigten Hofkanzlei“ die Karriereleiter erklommen. Er war aber auch ein sehr produktiver Schriftsteller, schrieb Romane und veröffentlichte häufig in den Wiener Unterhaltungsblättern. Auch war er im Vormärz Zensor, habe aber, so Constant von Wurzbach, „in der Cohorte der Gedankentödter zu den humansten, einsichtsvollsten und gemäßigten“³ gezählt. Straube war nicht der erste Übersetzer dieses Gedichtes ins Deutsche; in den Leipziger *Blättern für literarische Unterhaltung* war bereits 1830 eine Übersetzung erschienen.⁴

Der schwarze Shawl. Eine moldauische Romanze

Mein Auge schaut stier nach dem schwarzen Shawl, / In erkaltetem Herzen tobt brennender Schmerz. / Als ich jung war und gläubig, ohn' Argwohn ich war, / Da hab' ich heißheftig eine Griechin geliebt. / Das reizendste Mädchen, auch sie war mir hold, / Doch bald kam das Unglück, der finstere Tag. / Bei mir saßen Freunde im gastlichen Kreis, / Da rannt' ein verächtlicher Jude herein: / „Mit dir zechen Freunde im fröhlichen Kreis, / Indeß bricht die Griechin dir Liebe und Treu“. / Ich reichte ihm Gold und fluchte ihm dann, / Rief dennoch den treuen Diener heran. / Wir eilten; ich sprengte auf flüchtigem Roß, / Erbarmen und Liebe erstarben in mir. / Kaum hatt' ich die Schwelle der Griechin erblickt, / Ward dunkel der Blick mir, kaum hielt ich mich noch. / Ich trat in das ferne Gemach hinein, / Da küßt' ein Armenier das treulose Weib. / Nichts sah' ich; das Eisen eklirrt' in der Hand, / Ich traf ihn, noch eh' er vom Kuß sich gewandt. / Den Rumpf ohne Haupt mit den Füßen ich trat / Und starnte das Mädchen erbleichend an. / Ich denk' noch des Flehens – des strömenden Bluts, / Ich würgte die Griechin, ich würgte die Lieb', / Von dem Haupt ihr nahm ich den schwarzen Shawl / Und trocknete schweigend das Blut am Dolch. / Mein Diener warf, als der Abend erschien, / Die Leichen hinab in der Donau Flut. / Von da an küß' ich keine heitre Stirn / Und einsam und traurig vergeht mir die Nacht. / Ich schau' stieren Blicks den schwarzen Shawl, / Im erkaltenden Herzen tobt brennender Schmerz.

Der anonyme Übersetzer in den *Blättern für literarische Unterhaltungen*, der einige Übersetzungsproben aus Anlass des Erscheinens von Puškins zweitem Gedichtband (1829) geben wollte, hält sich enger an das Original.⁵ Emanuel Straube versucht, den lyrischen Klang zu vermitteln. Beide Übersetzer glauben, an manchen Stellen vom Text abweichen zu sollen. Der anonyme Übersetzer suggeriert, der lyrische Held habe die Geliebte, so wie die Liebe auch, „erwürgt“; im Original ist die Tötungsart ausgespart: das Verb *pogibnyt* bedeutet zugrunde gehen, umkommen, sterben. Emanuel Straube (als Zensor?) will keinen „ethnischen Konflikt“ heraufbeschwören und ersetzt Griechin mit Liebchen, und der Armenier wird zum Nebenbuhler. Auch das dem Juden zugeschriebene Adjektiv *prezrennyj* (verachtenswert) wird durch das harmlosere Attribut „mit Staub und Schweiß bedeckt“ ersetzt. Beide Übersetzer beginnen eine poetische Sprache zu entdecken, welche eine Übersetzerin des 21. Jahrhunderts so zu charakterisieren versucht: „Russisch hat eine eigene Temperatur, die des Wechselfiebers. Es ist extrem heiss und extrem kalt, extrem zärtlich und extrem grob. Es verfügt über einen erstaunlichen emotionalen Diapason. Eine Sprache der Philosophie ist es nicht.“⁶

War es Zufall, dass Johann Nepomuk Vogl dieses russische Gedicht in das *Oesterreichische Wunderhorn* aufnahm? Wer war überhaupt Johann Nepomuk Vogl? Wie wird er erinnert? Das *Österreichische Biographische Lexikon* ist noch nicht beim Buchstaben „V“ angekommen; als nächste Instanz bietet sich „der Wurzbach“ als biographische Quelle an. Constant von Wurzbach charakterisiert den 1802 in Wien geborenen und hier 1866 verstorbenen Johann Nepomuk Vogl, dem er 14 Seiten widmet⁷, als „lyrischen und epischen Dichter“. Da es sich um einen Wiener Dichter handelt, ist das *Historische Lexikon Wien*⁸ als Referenzwerk von Belang. Felix Czeike führt Vogl als „Schriftsteller“ und „Beamten des niederösterreichischen Landesausschusses“, der frühzeitig Kunstsinn entwickelt habe und als „gemütvoller Lyriker und Balladendichter der Wiener Spätromantik“ einzustufen sei, an. Auch habe er nach Auflassung des Schmelzer Friedhofes nach dem Ersten Weltkrieg ein Ehrengrab am Zentralfriedhof erhalten. 1894 sei die Umbenennung des ehemaligen Marktplatzes im Währing in *Johann-Nepomuk-Vogl-Platz* erfolgt.⁹

In einer zwei Jahre nach Vogls Tod erschienenen Lebensbeschreibung¹⁰ von August Schmidt, der die Redaktion des von Vogl gegründeten *Oesterreichischen Volkskalenders* (1845–1875) übernommen hatte, wird dessen Bedeutung darin gesehen, „die Ballade in Oesterreich zur Geltung gebracht zu haben, ein Verdienst, das ihm ein bleibendes Denkmal in der vaterländischen Literaturgeschichte sichert.“ In dem Standardwerk *Die österreichische*

*Literatur, ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830–1880)*¹¹ wird Vogl immer nur beiläufig erwähnt, lediglich in dem Abschnitt „Die Trivialliteratur“ wird auf sein Spätwerk verwiesen. 1984 wird allerdings am Institut für Germanistik der Universität Wien über J. N. Vogl eine Hausarbeit vorgelegt.¹² In Walter Killys *Literaturlexikon*¹³ wird Vogl der österreichischen Romantik zugerechnet; sein Verdienst hätte in der „Pflege und Verbreitung der vaterländischen Ballade und der ebenfalls wesentlich auf Hormayrs Literaturpolitik beruhenden Vermittlung slawischer Volksliteratur“ bestanden. Auf *Wikipedia* beginnt der kurze Eintrag über Vogl mit der Bemerkung: „Über sein Leben ist sehr wenig bekannt.“¹⁴ Tatsächlich besitzt die *Österreichische Nationalbibliothek*, dem Katalog von 1501–1929 nach, an die 80 Ausgaben von Vogls Werken. Im Katalog von 1930–1991 ist kein Werk von ihm zu finden, in jenem ab 1992 werden zwei Übersetzungen Voglscher Gedichte in Esperanto aufgelistet und Lieder, darunter eine Vertonung seines Gedichts *Das Erkennen*.¹⁵

Mit dem Werk *Balladen und Romanzen* (1835) hätte der Ruhm Vogls begonnen.¹⁶ 1837 gab er Volksmärchen heraus. Den Stoff zu diesem Band, so im Vorwort, habe der Verfasser den Mitteilungen des Slawoniers Peter Thomashewich zu verdanken. Ihn habe die Originalität dieser aus den Wäldern Slawoniens stammenden Märchen, in welchen Volkspoesie und Volkscharakter unübersehbar seien, fasziniert. Im selben Jahr brachte Vogl die erste Gesamtausgabe der Werke (9 Bändchen) von Ferdinand Raimund (1790–1836) heraus. 1841 übernahm er die Redaktion des *Österreichischen Morgenblattes* (1836–1848). Über dieses Unterhaltungsblatt ließen sich Ankündigungen über sein neues „Projekt“ an die Leserschaft bringen: Er befasse sich mit der Übertragung russischer Märchen, die noch nie in deutscher Sprache erschienen seien.¹⁷ Er habe sie von einem Freund in Moskau zugeschickt bekommen.¹⁸ 1841 erschienen *Die ältesten Volksmärchen der Russen* in Wien bei Pfautsch und Komp.¹⁹ Es war dies, soviel festgestellt werden konnte, das einzige belletristische Werk mit russischer Thematik, welches vor 1848 in Wien in Buchform erschienen ist. In den Unterhaltungsblättern jener Zeit war die russische Kultur jedoch Gegenstand regelmäßiger Berichterstattung.²⁰ Wer war wohl dieser Freund aus Moskau? Eine Fährte legte Johann Nepomuk Vogl im Vorwort zur zweiten Auflage seiner *Klänge und Bilder aus Ungarn* (1839, ²1844, ³1848), einem Werk, mit dem der Dichter „eine Specialität in der Literatur geworden“ sei (August Schmidt). Ausländische Blätter hätten berichtet, dass der russische Dichter Obadowsky die erste Auflage in seine Landessprache übertrage. – Johann Nepomuk Vogls Mutter Anna stammte aus Frauenkirchen am Neusiedlersee. Wurzbach, der dieses biographische

Detail über Vogl in dessen Biographie anführt, schreibt, sie sei das Kind deutscher Eltern gewesen, „daher der ungarische Zug, den Einige in unseres Dichters Zügen entdecken wollten, auf einer Illusion beruhte, denn in seinen Adern floß kein Tropfen magyarischen Blutes.“²¹ Auch August Schmidt beteuert, Vogls Erscheinung habe einen „vom magyarischen Gepräge ganz abweichenden deutlich ausgesprochenen deutschen Charakter.“²² Die Liebe zu Ungarn war jedoch auch für die Zeitgenossen durch die zahlreichen Reisen Vogls in dieses Land – „Ich grüße dich, mein schönes Mutterland!“, heißt es in den *Klängen und Bildern aus Ungarn* – evident.

Wer war Platon Grigor’evič Obodovskij (1805–1864)? Im russischen *Enzyklopädischen Wörterbuch* von F. A. Brockhaus und I. A. Jefron findet sich ein kurzer Eintrag über ihn. Er sei Schriftsteller und Dramatiker gewesen, habe im Außenministerium zeitweilig als Übersetzer gearbeitet und am Ekaterinen-Institut, einer Schulanstalt in St. Petersburg, als Lehrer und Inspektor gewirkt. Im Lexikon *Russkie pisateli 1800–1917* [Russische Schriftsteller 1800–1917, 1999] ist P. G. Obodovskij mit einem umfangreichen Beitrag vertreten.²³

Schon die Wiener Vormärz-Blätter berichten, dass Obodovskij neben Schiller, Holtei, Raupach und Schenk die Stücke *Griseldis* (1837), *Der Adept* (1838) und *Camoens* (1838) von Friedrich Halm (1806–1871), *Johann Herzog von Finnland* (1817) von Johanna v. Weißenthurn (1773–1847) sowie *Die Ahnfrau* (1817) und *Der Traum ein Leben* (1834) von Franz Grillparzer (1791–1872) übersetzt habe.²⁴ *Die Ahnfrau* [Praroditel’nica, 1829] habe die Gunst des russischen Publikums nicht zu erobern vermocht. Einen spektakulären Erfolg habe hingegen das Stück *Belisar* (1829) von Eduard Schenk (1788–1841) in seiner Übersetzung [Velizarij, 1839] errungen.²⁵ Von 1830–1835 studierte Obodovskij in München, Heidelberg, Berlin, Stuttgart und Genf, wo er auch promovierte. Über eine Verbindung zwischen Obodovskij und Vogl ist in den biographischen Texten zu beiden Autoren kein Hinweis enthalten; auch wird die Übersetzung der *Klänge und Bilder aus Ungarn* nicht erwähnt. Möglich, dass noch niemand nach dieser Übersetzung gesucht hat.

Den so gut wie vergessenen Johann Nepomuk Vogl hat das italienische Online-Lexikon *SAPERE.it* im Kapitel „Romantik“ mit einer zeitgemäßen Charakteristik versehen:

Vogl, Johann Nepomuk, scrittore austriaco (Vienna 1802–1866). Fu editore di diverse riviste e almanacchi. La sua produzione comprende quasi tutti i generi letterari, dalle liriche di *Klänge und Bilder aus Ungarn* (1839; Suoni e immagini dell’Ungheria), agli epigrammi di *Neue Gedichte* (1856; Nuove poesie), al Volks-

buch Twardowsky, der polnische Faust (1861; Twardowsky, il Faust polacco), al dramma *Der Generalsbefehl* (1850; *L'ordine del generale*). Tardo romantico, fu anche infaticabile raccoglitore di materiale folcloristico tedesco e slavo ed editore delle opere complete di F. Raimund (1837).²⁶

Das Gedicht *Son* (Der Traum, 1841) von Michail Lermontov (1814–1841) erschien 1846 in deutscher Übersetzung im Wiener Unterhaltungsblatt *Der Humorist* (1837–1855), welches Moritz G. Saphir (1795–1858) herausgab.²⁷

Der Traum

Durchschossen lag in heißer Mittagsstunde / Ich regungslos im Thal von Daghestan;
/ Es rauchte noch die tiefe Todeswunde, / Daraus mein Blut in rothen Tropfen rann.
// Und rings im Kreis, wohin den Blick ich wandte, / Umstarrte mich das nackte
Felsgestein, / D'rauf glühend heiß der Strahl des Mittags brannte; / In tiefer Ohn-
macht nickt' ich schlummernd ein. // Da träumte mir von einem heitern Feste / Im
Heimatland; ich blickte durch die Thür / Des Kerzensaals; es scherzten froh die
Gäste / Und junge Frauen redeten von mir. // Doch theilnahmslos saß Eine still zur
Seite, / Nicht gab dem Scherz sie, gleich den Andern, Raum; / Ihr geistig Auge
schweifte in die Weite / Und schaute zitternd einen düstern Traum. // Ihr däucht':
es läg' in heißer Mittagsstunde / Reglos im öden Thal von Daghestan / Ein wohlbe-
kannter Leichnam, dessen Wunde / Das Blut in rothen Tropfen leis' entrann.

Der Verfasser der – guten – Übersetzung wird nicht genannt. Es handelt sich hierbei um einen Fund²⁸. Die bislang früheste bekannte von zehn Übertragungen dieses Gedichtes wurde erst 1860 in einer Anthologie veröffentlicht.²⁹ Auch dieses Gedicht zählt zu den berühmtesten der russischen Literatur des 19. Jahrhunderts.

Im kulturwissenschaftlichen Diskurs um Russland und „Europa“ wird auf russischer Seite gerne von einem Dialog der Kulturen gesprochen. Jene Netzwerke zu rekonstruieren, welche dazu führten, dass zwei Gedichte, die noch heute zum Kanon russischer Lyrik gezählt werden, sehr früh ihren Weg auf die Seiten eines Wiener poetischen Almanachs und eines Unterhaltungsblattes fanden, ist nur ansatzweise möglich. Für den Beamten und Dichter Johann Nepomuk Vogl, welcher sich den verschiedenen Kulturen des österreichischen Vielvölkerstaates und darüber hinaus auch anderen Kulturen, darunter der russischen, zugewandt hatte, ist im „weltliterarischen Raum“ (Pascale Casanova) ein Platz zu reservieren.

Anmerkungen

- 1 Karl GOEDEKE, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen 12, Dresden 1929, S. 233.
- 2 Ebenda, S. 394–396, Bibliographie der Werke von Emanuel Straube, S. 395, Hinweis auf diese Übersetzung.
- 3 Constant von WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 36, Wien 1879, S. 317–320.
- 4 Vgl. Goedekes Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung 16, bearbeitet von Herbert JACOB, Berlin 1985, S. 917.
- 5 Vgl. Blicke auf die russische Literatur [o.V.], in: Blätter für literarische Unterhaltung 19 (19.1.1830), S. 73–75.
- 6 Ilma RAKUSA, Rand oder Mitte ist nicht die Frage. Vom Übersetzen aus slawischen Sprachen, in: passagen. Pro Helvetia Kulturmagazin 36 (Frühjahr 2004), S. 30–33, Zitat S. 30.
- 7 Constant von WURZBACH, Biographisches Lexikon des Kaiserthums Oesterreich 53, Wien 1885, S. 178–193.
- 8 Felix CZEIKE, Historisches Lexikon Wien 5, Wien 1997, S. 548.
- 9 DERS., Historisches Lexikon Wien 3, Wien 1994, S. 372.
- 10 August SCHMIDT, Johann Nepomuk Vogl als Mensch und Dichter gezeichnet, Wien 1868, S. 36.
- 11 Herbert ZEMAN (Hg.), Die österreichische Literatur, ihr Profil im 19. Jahrhundert (1830–1880), Graz 1982, S. 726–728.
- 12 Elisabeth LUKAS, Johann Nepomuk Vogl. Versuch einer Monographie, Univ. Wien Hausarbeit 1984.
- 13 Walther KILLY u.a. (Hg.), Literaturlexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache 12, München 1992, S. 49f.
- 14 Wikipedia. http://de.wikipedia.org/wiki/Johann_Nepomuk_Vogl [Zugriffsdatum: 28.7.2005].
- 15 Das bekannteste Lied nach einem Text von Vogl ist *Heinrich der Vogler*, vertont von Carl Loewe (op. 56 Nr. 1, 1836).
- 16 SCHMIDT, Johann Nepomuk Vogl, S. 9.
- 17 1831 waren in Leipzig *Russische Volksmärchen* von Anton Dietrich erschienen, die Vogl nicht gekannt haben dürfte. Vgl. Erhard HEXELSCHNEIDER, Die russische Volksdichtung in Deutschland bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, Berlin 1967, S. 153–156.
- 18 Vgl. Neuigkeiten. (J. N. Vogl), in: Oesterreichisches Morgenblatt 53 (2.5.1840), S. 212; Literarisches, ebenda 88 (22.7.1840), S. 352.
- 19 Rezensionen erschienen im Wiener Zuschauer 51 (17.12.1841), S. 1518f. sowie im Stuttgarter Literaturblatt, den Leipziger Blättern für literarische Unterhaltung sowie in: Europa. Chronik der gebildeten Welt. Vgl. HEXELSCHNEIDER, Die russische Volksdichtung in Deutschland, S. 155f.
- 20 Vgl. Gertraud MARINELLI-KÖNIG, Rußland in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805–1848). Ein Beitrag zur Geschichte der österreichisch-russischen Kultur- und Literaturbeziehungen. Wien 1990, Nachträge 1998.

- 21 WURZBACH, Biographisches Lexikon 53, S. 178.
- 22 SCHMIDT, Johann Nepomuk Vogl, S. 11.
- 23 P. A. NIKOLAEV (Hg.), Russkie pisateli 1800–1817, biografičeskij slovar' 4, Moskau 1999, S. 370–372.
- 24 Vgl. MARINELLI-KÖNIG, Rußland, S. 94–96.
- 25 NIKOLAEV (Hg.), Russkie pisateli, S. 371.
- 26 SAPERE.it: Vogl, Johann Nepomuk, <http://www.sapere.it/gr/ArticleViewServletOriginal?odit=GEDEA...> [Zugriffsdatum: 28.7.2005].
- 27 Der Traum. Aus dem Russischen des Lermontow, in: Der Humorist 169 (16.7.1846), S. 682.
- 28 Vgl. Gertraud MARINELLI-KÖNIG (Hg.), Russkaja poezija v nemeckich perevodach domartovskogo perioda / Russische Lyrik in deutschen Übersetzungen aus der Vormärz-Zeit, Moskau 2003. Diese Anthologie enthält die in den Wiener Unterhaltungsblättern aufgefundenen Übersetzungen russischer Gedichte sowie die Originaltexte.
- 29 Ulrike JEKUSCH, Christiane HAUSCHILD, Heike LEUPOLD (Hg.), Anthologien mit russischen Dichtungen, Stuttgart 1998, S. 74.

Schauplatz Text. Textrelationen im zeitgenössischen Theater

Elisabeth Großegger (Wien)

Angesichts des Umbruchs in der deutschsprachigen Theaterszene, der seit kurzem auch auf Wien übergegriffen hat, scheint eine Diskussion über Theater und seine Zukunft geboten. Das Fehlen eines solchen Diskurses monieren die Theaterschaffenden¹ ebenso wie die Feuilletonisten, die Kulturkritiker ihn bislang verweigern.

Das Ausbleiben von Verstörungen, die Gleich-Gültigkeit im Erleben ist zum Kennzeichen des postmodernen Publikums geworden; das Anything Goes ermöglicht weitestgehende Akzeptanz aller gebotenen Theaterkategorien. Der Augenblick zu solcher Auseinandersetzung, wenn er sich auftun könnte, bleibt ungenützt. So meinte ein Rezensent nach der letzten Jelinek-Uraufführung am Akademietheater:

Einen Augenblick glaubte man, jetzt würde dem Bürger vom spitzen Kopf der Hut fliegen, jetzt würde die Bühne gestürmt und alle, vom Stadtrat bis zum Nationalratspräsidenten würden sich dort im dionysischen Rausch wälzen. Jetzt hätte man mit der Diskussion über das Unrecht beginnen müssen, mit der globalen Systemkritik, mit der Zerstörung von Heldenplatz-Mythen oder zumindest mit einer Theater-Debatte – aber, hey Baby!, wir befinden uns im 21. Jahrhundert. Das bißchen Bush-Kritik und Gotteslästerung, das blasse Fleisch der Mimen und die seltenen Schein-Orgasmen regen niemanden mehr auf.²

In der Tradition der totgesagten Aufklärung, die darum länger lebt, begegnen uns die Ansprüche der Bildungsbürger, die im Sinne Friedrich Schillers „Die Bühne als moralische Anstalt“ als Utopie und Ideal einfordern. Allerdings haben sie ihre „Aufklärungs-Lektion“ gelernt. Im „neuzynischen Arrangement mit dem Gegebenen“ (Sloterdijk) sind das Vertrauen in die Macht der Vernunft, in die Mündigkeit des Individuums, der Glaube an die Perfektionierung des Menschengeschlechts, an die Erkennbarkeit der Welt zwar noch in Erinnerung, allerdings unterscheiden sich diese Bildungsbür-

ger, die in der Vergangenheit wurzeln und in die Zukunft blicken, kaum noch von jenen, deren Credo der Augenblick, die einzig gelebte Gegenwart ist. Jene, die geheimen oder offenen Aufklärungsgegner, sprechen in ihrem kulturkritischen Denken vom *Ende der großen Erzählung* und träumen von *herrschaftsfreier Kommunikation*.

Vor dem Hintergrund des Wandels der europäischen Kultur, der grundlegenden Transformation der gesellschaftlichen Kommunikation von der Wiederholung bekannter Inhalte auf Überraschung mit immer neuen Bildern, geriet das Theater als Ort der Auseinandersetzung mit Texten, als Ort, an dem ein Kollektiv als Erfahrungs- und Erlebniseinheit angesprochen werden kann, in die Krise. Text verliert mit dem in der *posttraditionellen* Gesellschaft immer radikaler eintretenden Prestigeverlust von Tradition und Bildung einerseits und der Bilddominanz gegenüber der Sprache andererseits seine zentrale Position im Theater. Text wird zunehmend als Baustelle zur freien Entnahme begriffen.

Literaturtheater

Dem literarischen Werk verpflichtete Regisseure wie z.B. Andrea Breth begreifen den Text als „Sprache des Autors“ und Theater als Ort, der Sprache sichtbar macht. Theater „spricht mit mehreren Sprache, es ist polyphon, [...] es übersetzt Sprache in Körper, in Gesten, in das Unausgesprochene. In [...] einen Blick, aus dem der Augenblick entsteht. Es übersetzt das Kopftheater des Lesens in ein Theater für Körper, es leiht dem Text den Herzschlag des Schauspielers.“³

Gegenüber den neuen Referenzmedien (Kino, TV) mit entsprechender Ästhetik behauptet sich Text-Theater mit dem Anspruch des Wahrnehmungskorrektivs, als Gegenerfahrung, als Gegenentwurf mit Hilfe des durchgängigen Narrativs. Darüber hinaus wird es auch wieder vermehrt als Bildungsstätte mit „Begeisterungsauftrag für das Wissen, das Fragen, für das Fremde“, eben als „moralische Anstalt“ gegen die Beliebigkeit begriffen; Moral wird dabei nicht als erhobener Zeigefinger aufgerufen, sondern als eine Nische begriffen, „das zwischenmenschliche Verhalten einer Gesellschaft zu denken, zu formen. Moral meint, sich einzumischen, einzusetzen, angreifbar zu machen. Moral heißt sich erinnern, das Theater als Gedächtnis zu begreifen für das Verlorene und das Wiederzufindende.“⁴

Betrachtet man Theater-Texte als Speicher der tradierten Erfahrungen einer Gesellschaft, als Überlieferung des kulturellen Erbes an Wissen, so holen Texte die Vergangenheit in eine erweiterte Gegenwart. In ihrer ästhetisierten Sprache stellen Texte ein humanistisches Erfahrungskonzentrat dar. Text ist ein Speicher der Mythen, der kulturellen, der geschichtlichen und sprachlichen Traditionen, die durch Erinnerung neu aktiviert werden. Text kann einen Spiegel vorhalten, persönliche, manchmal auch kollektive Betroffenheit auslösen. Theater-Texte spielen mit den *kulturellen Formungen* sozialer Erinnerung und indizieren so das Normen- und Wertesystem einer Gruppe. Text bietet auch die Basis für die als Wirklichkeit erlebte Täuschung.

Der ungarische Regisseur Árpád Schilling schafft sein Theater fast ausschließlich aus dem überlieferten Text. Es gibt kein Bühnenbild, keine Kostüme. Die Schauspieler verkörpern nicht nur eine Rolle, sondern viele. Sie verwandeln sich von einer Sekunde zur anderen in eine andere Rollengestalt, verändern marginal ihre Stimme, Körperhaltung, ihren Ausdruck; ihr einziges theatralisches Mittel ist – abgesehen von ihrem Körper – der Text. „Nichts soll vom Text und vom Spiel ablenken.“ lautet sein Credo.⁵ Performativ entstehen Räume, imaginiert der Zuschauer den gesprochenen Ort, die erzählte Dekoration, die sprechende Figur.

Im Zentrum: der Text und der Schauspieler war auch das Resumée des Münchner Festivals „Radikal Jung“, das acht Aufführungen junger Regisseure aus dem deutschsprachigen Raum zusammenführte, um die Talente der Jungregisseure und damit die richtungsweisende Entwicklung des Theaters zu untersuchen.⁶ Was dabei stark und nachhaltig überzeugte, war minutiös in exakte Körperhaltungen übersetztes Formgefühl für Sprache: „Es braucht weder Dekoration, noch szenische Mätzchen, um die Wucht des Dramas wirksam werden zu lassen. Man muß nur hinhören; je stiller die Sätzen fallen, umso fürchterlicher treffen sie den Hörer jederzeit ins Mark. Nichts gibt es, was ablenkt, kein Halt, nirgends.“⁷

Das bürgerlich aufgeklärte Theater des 18. Jahrhunderts diente der Selbstvergewisserung, dem Verstehen; es war auf das Wort gegründet. Auf der Bühne schuf man imaginäre Gegenwelten als Utopien, als Basis für Reflexion. Der Text, das Werk bildete die Basis einer Reflexionskultur. Dieses Texttheater ist gegründet auf Wiederholbarkeit. Es ist als Gedächtniskategorie zu begreifen, es konstituiert Gedächtnis.

Demgegenüber stand und steht das der bürgerlichen Dekonstruktion verpflichtete Theater der Performance. Statt Gegenwelten bietet es den Anschein von Realität. Anstelle der Wiederholbarkeit die Einmaligkeit. Mit seiner dis-

tanzierten Haltung zu Vergangenheit und Tradition ist es einer die Zukunft inhalierenden Gegenwart verpflichtet. Durch den Gegenwartsbezug ist es als Erinnerungskategorie zu begreifen, es evoziert Erinnerung, spielt mit subjektiver Erinnerung.

Performance

Den „Anti-Aufklärern“ geht es nicht um Verstehen, sondern um Erleben.⁸ Narrative Texte lehnen sie ab, denn sie zeigen ein Bild der Welt, das der Zuschauer kennt, das ihn – ihrer Meinung nach – nicht aufweckt, sondern sein Interesse abtötet. Traditionellen Vereinbarungen zwischen Publikum und *theater community* (wie das Aufziehen des Vorhangs, das Abdämpfen des Lichtes, die einkehrende Stille) empfinden sie als falsch und brechen sie auf. Den Erwartungen wird mit Überraschungen geantwortet. Sie bieten keine große Erzählung, sondern Fragmente, keine Sicherheiten, sondern den Schein einer Welt, wie er sich im Augenblick darstellen könnte. Sie wollen nicht Antworten geben, sondern Fragen evozieren. Sie konfrontieren ihr Publikum mit Beliebigkeit, mit dem Ready made, mit dem Zufälligen und Gefundenen. Unter dem Einfluss des Konzeptualismus seit den 90er Jahren wird versucht Sparten übergreifend, durch Gattungserweiterung die Wahrnehmungsgewohnheiten des Publikums zu ändern. Zitate sind das meist gebrauchte Instrumentarium: Internettexpte, Bildzitate, Selbstzitate, Musikzitate immer mit dem Ziel der Dekonstruktion einer vermeintlichen Wirklichkeit. Gleichzeitig ist ihre Forderung, um die emotionale Ungleichzeitigkeit zwischen Bühne und Zuschauerraum in der Wahrnehmung aufzuheben.

Den Vertretern des Texttheaters diametral gegenüber, auf der anderen Seite der Möglichkeitsskala, befindet sich das Aktionstheater des Christoph Schlingensief. Schlingensief nannte seine letzten Arbeiten unter minimaler Verwendung von Texten von Elfriede Jelinek *Atta Atta Bambiland* und konfrontierte sein Publikum mit dem *Attaismus*. Eine Aufgabe des *Attaismus*, bekannt aus der Kunsttheorie, wäre „die Gebrauchsfunktion der Gegenstände, die im Museum ausgestellt sind, wirklich als solche in Anspruch zu nehmen.“⁹ Dem kontemplativen Hören, Verstehen und Erkennen wird das Tun, die Handlung gegenübergestellt.

Bei Schlingensief werden Kunstgattungen ebenso wie die Künstlerrolle in Frage gestellt und überschritten. Das gesprochene Wort wird durch akustische Lärmelemente übertönt, der Schauspieler auf der Bühne durch gefilmte

auf die Leinwand projizierte Schauspieler überzeichnet, Interviewfilmausschnitte werden mit Buch-Textzitaten überworfen. Die Illusion einer Wirklichkeit wird außer Kraft gesetzt, um doch immer wieder den Versuch zu unternehmen, mit scheinbaren Extempores Wirklichkeit einzufangen. Unterbrechung, Überlagerung, Zerstückelung des Narrativs sind ästhetische Mittel. Die vielbemühnte political correctness wird politisch unkorrekt dekonstruiert.

Gemeinsam ist allen Performancetheatern der Widerstand gegen die übergeordnete Bedeutung des Textes innerhalb der anderen darstellerischen Kategorien (Darsteller, optische und akustische Kulisse). Eine mögliche Konfusion des Zuschauers wird als Teil der Theater-Erfahrung nicht nur in Kauf genommen, sondern sogar angestrebt. Doppeldeutigkeiten, Fragmentierung sind Mittel im aktiven Prozess des Wahrnehmens, des Schauens, des Hörens. Der Zuschauer soll sich vom passiven Empfänger zum aktiven Teilnehmer entwickeln. Die Produktion des Abends ist ein Angebot, das Ergebnis eines Prozesses, das Unfertige steht in zukünftiger Perspektive unter dem Motto von Gertrude Stein (1874–1946): „The world is under construction.“ Das Theater versteht sich als Medium im Meinungsbildungsprozess. Es wird kein Sinn angeboten, sondern dem einzelnen Zuschauer die ganz persönliche Sinnproduktion übertragen.

Richard Foreman will ganz bewusst eine Gegenerfahrung schaffen in einer Welt, in der alles für uns interpretiert wird. Das größte Kompliment, das er je erhalten hatte, war Michel Foucaults Eingeständnis, eine seiner Aufführungen interessant gefunden, sie allerdings nicht verstanden zu haben: „I find your play very interesting because I could see that there was a rigorous system at work, but I couldn't figure out what it was.“¹⁰

Textperformance

Mit Elfriede Jelinek, der Nobelpreisträgerin für Literatur, hat das zeitgenössische Theater eine, die beiden Sphären: hier Texttheater – dort Performancetheater, überspannendes Phänomen – die Kategorie der Textperformance. Elfriede Jelinek ist anerkannte Autorin des bildungsbürgerlichen Burgtheaters.¹¹ Ihre Arbeit als Literatin entspricht der Vorgangsweise der Performance, auch sie versteht ihre Texte nicht als Kunstobjekt, sondern als Prozess. Zu ihrer Wilde-Bearbeitung *Bunbury* meinte sie, man müsse beginnen, den Text vor ihr zu schützen.¹² Auch sie stellt permanent ihre Rolle als Künstlerin und ihre Kunstgattung in Frage. Grenzüberschreitung ist ihr

kreativer Prozess. Sie übernimmt Ausdrucksformen, Begriffe, Gestaltungsmaterial aus den verschiedensten Bereichen der Kunst und des Lebens. Fernsehen ist ihr Lebenselixier und wird als Teil der Lebensrealität ein- und ausgeatmet. Ihre Texte sind Zitate, assoziative Fragmente, ein Materialangebot an die Theaterpraxis. Im Sinne von Roland Barthes Zeichentheorie, dass „die Sprache faschistisch sei, die zum Sagen zwingt“ arbeitet sie sich an der Sprache ab, schafft Texte, die antidemokratische und herrschaftsbereite Zusammenhänge enthüllen. Auch ihre assoziativen, fragmentierten Textcluster sind nur ansatzweise verständlich und am besten mit Michel Foucault als rigoroses an der Arbeit befindliches System zu begreifen.

„Man kann viel über das Stück und sich selbst herausfinden und doch literaturtreu bleiben.“¹³ meinte Nicholas Steman anlässlich der Inszenierung von Elfriede Jelineks *Babel* und spannte damit einen Bogen zwischen Literaturtheater und Performance.

Jelineks konventionelle Dialoge vermeidendes Verfahren der Textproduktion zeichnet auch andere moderne Autoren aus.¹⁴ Zunehmend werden auch beschreibend reflexive Texte aufgeführt.¹⁵ Gemeinsam ist diesen *postdramatischen* Texten die Abwesenheit einer Spannungsdramaturgie. Hier ist eine Generation am Werk, die sich als „Sampler-Generation“ versteht, der „es um frisches Zusammensetzen geht – weil wirkliche Erneuerung, die gibt es nicht mehr.“¹⁶

Nach der Dekonstruktion die Suche nach Authentizität

Während die politische und ökonomische Kultur eine immer engere Verbindung mit Visualität und Theatralik einzugehen scheint, die als leere Geste vermittelte *performance* wichtiger erscheint als Inhalte, wird vom Theater zunehmend Wirklichkeits-Dokumentation auf Sprachbasis gefordert. Theater scheint manchen „die noch am wenigsten beschädigte Kunst.“¹⁷ Die junge erfolgreiche Roman- und Theater-Autorin Kathrin Röggla arbeitet als akribische Dokumentarin. Sie recherchiert ein Thema, hakt sich durch ihr Interessensfeld und rhythmisiert anschließend den Text, unabhängig von Personenrollen. – Ein Spiel mit der Authentizität des Textes.

Das Künstlerkollektiv *Rimini-Protokoll* arbeitet mit „professionellen Laien“, Menschen, deren Lebenserfahrung aus dem die Inszenierung eingrenzenden Umfeld stammt, Textcollagen, die Dokumentationscharakter haben. In *Deadline*¹⁸ erzählen Menschen, keine Bühnenprofis, traurige und skurrile Geschichten vom Tod. Unter dem Titel *Schwarzenbergplatz* wurde ein Proto-

koll zum Thema Diplomatie erarbeitet.¹⁹ Die Texte transportieren in geradlinig narrativer Form fragmentierte Geschichten von Menschen, deren verbindende Klammer ihre Erfahrungen zum Themenbereich sind. – Ein Spiel mit der Authentizität der Darsteller.

Die im Werte-Vakuum der Autonomie der Kunst entstandenen neuen Kategorien sind weitestgehend einer artifiziellen Dekonstruktion und seit kurzem einer radikalen Authentizität verpflichtet. Mit Rückgriff auf Adornos Etablierung von Authentizität als normative Kategorie für die Bewertung von Kunst suchen Regisseure zunehmend Inszenierungen zu verwirklichen, die völlig „kunstfrei“ aussehen, authentisch bis zum Zweifel des Zuschauers. – Authentizität als Rezeptionserfahrung: „Als wäre aus einer Probe irgendwann eine Premiere geworden; als wären auf der Bühne keine Schauspieler, sondern Menschen.“ So beschreibt ein Rezensent die Aufführung des Textklassikers *Wer hat Angst vor Virginia Woolf?* von Edward Albee am Deutschen Theater in Berlin.²⁰ Die Schauspieler sprechen den Text wie ihren eigenen, spielen um ihr Leben, „mit aller verfügbaren Leidenschaft, in einem beinahe Nichts als Bühnenbild.“ Auf der Bühne entsteht die künstlichste Welt, und trotzdem entsteht für das Publikum ein „kunstfreier“ Eindruck: die Möglichkeit einer Wirklichkeit.

Textrelationen

Im Sinne der Theorie des Performativen²¹ entsteht eine Aufführung (mit oder ohne Text) immer aus der Interaktion aller Teilnehmer, aus der Begegnung von Akteuren und Zuschauern; sie tritt immer im *hic et nunc* in Erscheinung und wird als gegenwärtig erfahren; sie übermittelt nicht andernorts bereits vorgegebene Bedeutungen, sondern bringt die Bedeutungen, die in ihrem Verlauf entstehen, erst hervor; ihr Kennzeichen ist die Ereignishaftigkeit, die einen Modus von Schwellenerfahrung bewirkt.

Performanz am Theater meint die Durchsetzung der Möglichkeit gegenüber der Wirklichkeit. Zwischen dem Bewegungsraum der Akteure und dem Wahrnehmungsmodus, der Perspektive der Zuschauer findet fließend die Aushandlung der Beziehung statt. Performanz am Theater bedeutet die Redefinition des Verhältnisses zwischen Akteur und Zuschauer. Das durch die zirkulierende Energie sich entwickelnde Wirkungspotenzial schafft eine Unzahl von möglichen Bedeutungen. Text partizipiert an der Art der generierten Bedeutung und produzierten Wirkung.

Im Sinne der Raumtheorie²², dass Raum niemals ein Gegenüber ist, sondern durch Prozesse und soziale Beziehungen konstruiert wird, dass Raum sozusagen ein Medium ist, das entsteht, leistet Text einen Konstruktionsbeitrag. Texte sind raumkonstruktiv und -konstitutiv.

Text ist ein theatraler Partner: er kann Räume und Bilder evozieren, Bilder, die nicht gezeigt werden und „in der bloßen Vorstellung umso beklemmender“ wirken.²³ Wodurch es auch passieren kann, dass die Aktionen und auf der Bühne produzierten Bilder die Überzeugungskraft des Textes nicht erreichen. Oder aber dass Bilder in Zeiten ihrer inflationären technischen Reproduzier- und Manipulierbarkeit sich erst durch den Text erschließen lassen. Texte sind aber auch Sprachräume, „ein Raum aus Sprache, aus dem ein Regisseur dann das Stück baut“.²⁴

Immer öfter werden Angebote am Theater nur verständlich, lesbar durch Textkenntnis, Wissen, auch Bilder, die man im Kopf hat, durch Kontexte. Unterschiedliche Kontexte bedingen unterschiedliche Rezeption. Unterschiedliche Kontexte ermöglichen produktive Missverständnisse. Angesichts der homogenisierenden Bildpolitik repräsentieren Text und Kon-Text Raum, Freiraum, Gedankenraum, und angesichts der nationalen Zuordnung von materiellen wie immateriellen Gütern transnationale Begegnungsräume.

Anmerkungen

- 1 So z.B. von Stefanie CARP, der Schauspielregisseurin der Wiener Festwochen 2005, in: Der Standard, 8. März 2005.
- 2 Norbert MAYER, Die Presse, 21. März 2005. Elfriede JELINEK, *Babel* Uraufführung am Burgtheater, Akademietheater 18. März 2005. – Mayer zitiert mit „Dem Bürger fliegt vom spitzen Kopf der Hut“ den Anfang des 1911 vom expressionistischen Lyriker Hans Davidsohn unter dem Pseudonym Jakob von Hoddis verfassten Gedichtes *Weltende*, das für die damaligen Avantgardisten zur identitätsstiftenden Hymne wurde.
- 3 Andrea BRETH, Wohin treibt das Theater?, in: Theater heute 12 (2004), S. 16–19.
- 4 Ebenda.
- 5 Árpád SCHILLING im Interview mit Peter JAROLIN, in: Kurier, 11. März 2005. – Árpád SCHILLING inszenierte mit nur drei Schauspielern des Burgtheaters Shakespeares *Hamlet*³ (12. März 2005 im Casino am Schwarzenbergplatz). Im Rahmen der Wiener Festwochen präsentierte er Tschechows *Möwe* als Gastspiel des Krétakör Színház, Budapest (6.–8. Juni 2005 Vestibül im Burgtheater).
- 6 16.–24. April 2005, Münchner Volkstheater.

- 7 Karl HARB, Im Zentrum: Text und Schauspieler, in: Salzburger Nachrichten, 19. April 2005.
- 8 „Man muß ‚Big in Bombay‘ nicht verstehen, man muß es erleben.“, Die Presse, 8. März 2005.
- 9 Peter WEIBEL, Grundlagen des Attatismus, in: Ausbruch der Kunst. Politik und Verbrechen II. Berlin: Volksbühne am Rosa-Luxemburg-Platz 2003, S. 95–124.
- 10 Interview Richard FOREMAN by Robert HILFERTY, 8. März 2005 (www.ontological.com/rfarchives/rfinterviews/hilferty2005.html).
- 11 In dem gleichen Ausmaß wie die Performancekunst Narrative hereingenommen hat, haben die Staatstheater sich den Errungenschaften der Performance geöffnet.
- 12 „Oskar Wilde, der leider immer mehr zu Jelinek wird, wenn ihn nicht jemand vorher rettet.“ Oskar WILDE, Ernst ist das Leben (Bunbury). Deutsche Fassung von Elfriede JELINEK nach einer Übersetzung von Karin RAUSCH. Programmheft 111, Burgtheater, Wien 2005, S. 6.
- 13 Salzburger Nachrichten, 16. März 2005.
- 14 Zuletzt schufen Peter Handke mit *Untertagblues* oder Albert Ostermaier mit *Nach den Klippen* Theater-Monologe.
- 15 Das Theatercombinat montiert im synchronen Parallelverfahren für ihre Produktion *Où est donc le tableau?* die Texte *Bildbeschreibung* von Heiner Müller sowie *Die Hoffräulein* von Michel Foucault. Auf der Suche nach neuen Raumerfahrungen wohnen den Aufführungen nur drei Beobachter bei, die an zwei fixen Plätzen und in einer begehbaren Position im Raum postiert werden. (29. März–30. April 2005, Nestroysäle, Wien).
- 16 Der Theater-Sampler. Gespräch mit dem Regisseur Schorsch KAMERUN, in: Der Standard, 7. Juni 2005.
- 17 Ebenda.
- 18 *Deadline* wurde 2004 zum Berliner Theatertreffen eingeladen.
- 19 Uraufführung 5. Dezember 2004, Burgtheater im Casino am Schwarzenbergplatz.
- 20 Caro WIESAUER, Die Albträume des einen sind die Erfolge des anderen. Berlin: ‚Neuanfang‘ am Deutschen Theater, in: Kurier, 9. März 2005.
- 21 Erika FISCHER-LICHTE, Wie wir uns aufführen – Reflexionen zum Aufführungsbegriff, in: DIES., Ästhetik des Performativen. Frankfurt a.M. 2004.
- 22 Vgl. Henri LEFÈBVRE, *The Production of Space*, Oxford 1991; Martina LÖW, *Raumsoziologie*, Frankfurt a.M. 2001.
- 23 Wie die Beschreibung einer Enthauptung vor laufender Kamera in *Babel*. – Hilde HAIDER-PREGLER, „... das Unfassbare irgendwie fassen“, in: Wiener Zeitung, 22. März 2005.
- 24 Elfriede JELINEK, Es geht um Medien, Pornographie und Krieg, in: DIES., *Babel*. Programmheft 113, Burgtheater, Wien 2005.

Das Konzept des Performativen in der Kulturtheorie Hermann Bahrs

Lottelis Moser (Wien)/
Helene Zand (Graz)

Seit den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts spricht man von einer performativen Wende, die sowohl von Künstlern als auch von Kunstkritikern und -wissenschaftlern thematisiert wird und alle Bereiche der Kunst, Bildenden Kunst, Literatur und Theater erfasst. Im Vordergrund der künstlerischen Auseinandersetzung steht nun nicht mehr die Erschaffung eines Kunstwerkes, das sowohl vom Künstler als auch vom Rezipienten losgelöst existiert, sondern das Kreative manifestiert sich im künstlerischen Prozess, im *Ereignis*, in das Künstler, Zuschauer und Rezipient miteinbezogen werden. Im Zuge einer *Aufführung* oder *Performance* wird für alle an ihr Beteiligten eine neue Wirklichkeit konstituiert, die nicht nur gedeutet oder verstanden, sondern vor allem *erfahren* wird. Es scheint, dass der Sinn performativer Aktionen die *Wirkung* des künstlerischen Vorganges auf die Teilnehmer ist. Die performativen Handlungen drücken auch keine bestimmten Bedeutungen aus, die diesen Handlungen zugrunde liegen könnten. Ein weiteres Element dieses ästhetischen Systems ist die Dominanz der Körper- und Materialhaftigkeit der künstlerischen Handlung gegenüber ihrer Zeichenhaftigkeit. Der Körper des Künstlers wird zum Material der künstlerischen Handlung und zugleich Instrumentarium einer ästhetischen Wahrnehmung.¹

Ende des 20. Jahrhunderts löst in der Kulturtheorie *Kultur als Performance* die Metatheorie *Kultur als Text* ab. Indem die performativen Züge unterschiedlicher Kulturen mitberücksichtigt und Wirklichkeitskonzepte in die Analyse einbezogen werden, die ausdrücklich auch körperliche Handlungen thematisieren, geht das Verständnis von *Kultur* über die Dekonstruktion von Texten hinaus.² Judith Butler führt den Begriff des *Performativen* in die Kulturtheorie ein und verweist darauf, dass performative Akte körperliche Handlungen sind, die keine bereits gegebene Identität ausdrücken, sondern Identität als ihre Bedeutung zu allererst hervorbringen.³

Hermann Bahr und das Theater

Mit den Inhalten und der Bedeutung des Performativen in der Kultur beschäftigte man sich aber bereits zu Ausgang des 19. Jahrhunderts. Philosophen wie Friedrich Nietzsche und Georg Simmel und Künstler wie Hugo von Hofmannsthal, Richard Wagner und Max Reinhardt nehmen Teile der Performanztheorie vorweg.

Auch der österreichische Schriftsteller, Journalist und Regisseur Hermann Bahr (1863–1934) setzte sich zeitlebens in den unterschiedlichen beruflichen Funktionen mit dem Medium *Theater* auseinander. Bahr beschäftigte sich in den 90er Jahren des 19. Jahrhunderts in Form von Feuilletons mit der Produktion dramatischer Werke und der Rezeption von Theateraufführungen. Anfang des 20. Jahrhunderts wandte er sich der Konzeption eigener Theaterprojekte zu. So versuchten er und Josef Olbrich mit Unterstützung des Großherzogs von Hessen eine Reform des Hessischen Theaters und die Etablierung von „Darmstädter Spielen“ zu erreichen – eine Vorwegnahme der Reinhardtschen Festspielidee für Salzburg. Auch wollte Bahr in Darmstadt eine Schauspielschule gründen. Bahr war außerdem aktiv im Theatergeschehen als Regisseur bei Max Reinhardt in Berlin (1906/07) und 10 Jahre später als Burgtheaterdirektor tätig.⁴

Theatertheoretische Fragen, auf die wir uns im Folgenden beziehen, werden ausführlich in Bahrs Tagebüchern⁵ exzerpiert und reflektiert⁶ und bilden die Grundlage zu seinen Überlegungen über die Bedeutung des *Dramatischen*, *Tragischen* und *Theatralischen*. Diese Diskussionen finden Eingang in zahlreiche Rezensionssammlungen, z.B. *Premieren* (München 1902), *Rezensionen* (Berlin 1903), *Glossen zum Wiener Theater* (Berlin 1907) und in die Dialoge *Dialog vom Tragischen* (Berlin 1904), *Dialog vom Marsyas* (Berlin 1905) und den unveröffentlichten *Dialog vom Laster*⁷. Der Autor kann in diesem Zusammenhang auch als einer der Mitbegründer einer österreichischen Theaterwissenschaft angesehen werden.

Die Bedeutung des Performativen in der Kultur

Bahrs *Dialog vom Tragischen* ist einer seiner Schlüsseltexte zu theaterästhetischen Fragestellungen und kann als Vorwegnahme einer Kulturtheorie, die auf dem Performanzbegriff basiert, angesehen werden. Die Schrift, zunächst als *Dialog vom Schauspieler* konzipiert⁸, wurde 1904 in Bahrs Sammelband

Dialog vom Tragischen bei S. Fischer gedruckt. Bahrs Reflexionen über das *Tragische* sind in Form eines Gespräches zwischen „Meister“, „Grammatiker“, „Jüngling“, „Arzt“ und „Künstler“ eingerichtet.

1. Verwandlung und Identität

Wir alle sind Schauspieler, wir verleugnen und verwandeln uns so dass wir oft selber vor uns erschrecken, und immer heftiger empfinden wir, dass alles Leben Verwandlung ist und dass wir nichts sein, aber alles werden können.⁹

Bahrs Überlegungen zu der Rolle des Schauspielers gehen über eine rein theaterwissenschaftliche Betrachtung hinaus und thematisieren in einer *Theorie der Verwandlung* Fragen der Identität. Bis Ende des 19. Jahrhunderts ging man davon aus, dass die Aufgabe des Schauspielers darin liege, die Rolle in einem Stück zu spielen. Der Körper und die Person des Schauspielers wurden nur als ein Zeichenträger, als Ausdruck und Übermittlung der Bedeutung des Stückes gesehen. In Bahrs *Dialog vom Tragischen* wird die Funktion des Schauspielers wesentlich stärker akzentuiert, sie sollte über eine rein mimetische Darstellung hinausgehen.

Wir brauchen seine [des Schauspielers] Kunst, um an ihr leben zu lernen, wie die Griechen an ihren Statuen das Leben gelernt haben. Seine Kunst der ewigen Verwandlung wird uns die Normen geben nach welchen allein wir über den Menschen gelangen, ins Freie, zur Höhe, wo alles, was an uns geschieht nur ein Spiel der Elemente mit uns ist.¹⁰

In der Performanztheorie hat die Option der *Verwandlung*, nämlich im Zuge von Aufführungen sowohl als Künstler, als auch als Zuschauer „Transformationen zu erfahren – sich zu verwandeln“¹¹ entscheidende Bedeutung. Diese Begabung und Notwendigkeit zur Verwandlung ist bereits Ende des 19. Jahrhunderts ein soziales Phänomen: „Nämlich, seien wir ehrlich: wer in unserer Zeit, der kein Schwindler ist, hat denn noch ‚Gesinnung‘, wer hat ‚Charakter‘, wer bleibt sich denn, wie das bei den Liberalen hieß, wer bleibt sich denn ‚treu‘.“¹² Auch Georg Simmel beschreibt in seiner *Philosophie des Schauspielers*, dass das „Spielen einer Rolle“ zu den „Funktionen“ gehört, „die unser tatsächliches Leben konstituieren“: „Wer Geistlicher oder Offizier, Professor oder Bürochef ist, benimmt sich nach einer Vorzeichnung, die jenseits seines individuellen Lebens gegeben ist. Wir *tun* nicht nur Dinge, zu denen die Kultur und Schicksalsschläge uns äußerlich veranlassen, sondern wir stellen unvermeidlich etwas dar, was wir nicht eigentlich *sind*.“¹³

Im ausgehenden 19. Jahrhundert wird die gegenwärtige Situation als differenziert wahrgenommen und drückt sich in den unterschiedlichen Krisen der Identität aus.¹⁴ Anleitungen zum sozialen Handeln bieten dem Individuum Auswege aus der Orientierungslosigkeit. Bahr sieht die Funktion des Theaters genau darin und betont seine Bedeutung für die Herausbildung von Gemeinschaft, indem er Goethe rezipiert:

„Es kommt darauf an, dass er [der Theaterdichter] die Bahn zu treffen wisse, die der Geschmack und das Interesse des Publikums genommen hat.“ Wie soll das aber heute einer machen, da es gemeinsamen Geschmack, gemeinsame Interessen nicht gibt?

Theater setzt Cultur voraus, eine mächtige Einheit aller Hörer in Wünschen, Gefühlen, Gedanken, Sitten, Hoffnungen. Es setzt ein Publikum voraus. Wir haben Publika. [...] Der Franzose sagt von der Rolle eines Schauspielers: il est dans ses moyens.¹⁵

Die Versöhnung des „Individuums mit der Ganzheit“ wird zur Zeit der Jahrhundertwende in den Gestalten des Mystikers, des Narziss und des Genies gewährleistet.¹⁶ Bahr erweitert diese Reihe um die Gestalt des Schauspielers, der ein isoliertes Ich im *Spiel* wieder in die Gesellschaft einbeziehen kann.¹⁷

2. Embodiment

Für Erika Fischer-Lichte wird Identität als körperliche und soziale Wirklichkeit immer erst durch performative Akte konstituiert. Sie bezieht sich dabei auf Judith Butler, die den Prozess der performativen Erzeugung von Identität als einen Prozess von Verkörperung (embodiment) charakterisiert und vergleicht die Konstitution von Identität mit der Inszenierung eines vorgegebenen Textes.¹⁸ In einer Kulturtheorie, die sich auf das Performative stützt, wird die Bedeutung auf den wirklichen Körper übertragen, d.h. der Fokus wird nun vom Zeichenstatus auf den Materialstatus des Körpers gelegt.¹⁹ Hermann Bahr nimmt die Bedeutung von embodiment vorweg, wenn er schreibt: „[Nur] wer fähig ist, sich durchaus umzubilden, die ihm eingeborene Natur abzulegen und eine andere anzunehmen, eine fremde Person nicht etwa bloß nachzuahmen und vorzutäuschen, sondern sie sich geradezu [...] ,einzuverleiben‘“ verdiene den Namen Schauspieler.²⁰

Bahr rezipiert in seinem *Dialog vom Tragischen* Die Studien der Hysterie von Josef Breuer und Sigmund Freud, Friedrich Nietzsches *Geburt der Tragödie aus dem Geist der Musik* sowie Ernst Machs *Analyse der Empfindungen* und überträgt den Begriff der Hysterie auf seine Kulturtheorie. Die Tragödie befreie den modernen Menschen, der im Laufe der Zivilisation seine Triebe und Affekte verdrängt hat und zum Hysteriker wird, in einem kathartischen Prozess. Der ekstase-

tische Prozess hat kathartische Wirkung auf den Menschen: Im *Dialog vom Tragischen* wird eine Parallele zwischen psychoanalytischem und tragischem Prozess gezogen und der Hypnose- mit dem Katharsisbegriff verbunden.²¹ Bahr führt den therapeutischen Effekt bei der Charakterisierung der Tragödie ins Treffen:

Das heißt: der Mensch tritt aus sich heraus, er schüttelt sich aber, er wird [...] wie die Mänade, die in das Fell des Tigers schlüpft, allmählich auch tierisch zu fühlen beginnt, so kann er, in den Gedanken an einen anderen Menschen eingehüllt, mit Leib und Seele dieser werden.²²

Im *Dialog vom Tragischen* spricht Bahr von der „Tragischen Kur“ und interpretiert diese als *körperliche Aktivität*, „die sozusagen ein tiefes Aufatmen von aller Kultur und Austurnen der müßigen Muskeln, ein Abschießen der unverwendbaren Energieen ist [...]“.²³ Mehr als siebenzig Jahre später spricht Maurice Merleau-Ponty, auf den sich Judith Butler und die Theoretiker einer performativen Kulturtheorie beziehen, in seiner *Idee der Leiblichkeit* von einem zweiseitigen Sein als einem identitätskonstitutiven Element.

Denn man darf die Tatsache der Geburt nicht so analysieren, als ob ein als Werkzeug gedachter Körper [corps-instrument] durch ein als Steuerungsapparat gedachtes Denken [pensée-pilote], das aus anderen Bereichen stammt, begabt oder als ob ein Ding, ‚Körper‘ genannt, sich auf rätselhafte Art ein Selbstbewusstsein zulegen würde. Hier gibt es nicht zwei einander untergeordnete Naturen, sondern ein zweifaches Sein. [...] drücken die Idee einer Leiblichkeit als zweigesichtiges oder zweiseitiges Sein aus: der Leib ist ein Empfundenes und ein ‚Empfindendes‘, er ist gesehen und sieht sich selbst, er wird berührt und berührt sich.²⁴

3. Präsenz, Ekstase und Katharsis

In der Performanztheorie wird für die ästhetische Erfahrung als „das theatralisch Entscheidende das Miterleben der wirklichen Körper und des wirklichen Raumes“²⁵ angesehen.

Die Aktivität des Zuschauers ist nicht nur eine Tätigkeit der Phantasie, der Einbildungskraft begriffen, wie es bei flüchtiger Lektüre den Anschein haben mag, sondern als ein leiblicher Prozeß. Dieser Prozess wird durch die Teilnahme an der Aufführung in Gang gesetzt, und zwar durch die Wahrnehmung, die nicht nur Auge und Ohr, sondern das „Körpergefühl“, der ganze Körper synästhetisch vollziehen.²⁶

Der Präsenzbegriff kann unmittelbar auch mit dem der *Ekstase* verbunden werden. Er diente zu Ausgang des 19. Jahrhunderts als Konzept für die Idee des Gesamtkunstwerks.

Ekstase ist nicht [...] ein höherer Grad der guten Laune, der Erhebung, der schöpferischen Stimmung, heller und wärmer als diese, aber ihr im Wesen gleich. Nein, sie hat nichts mit ihr gemein, sie ist wesentlich anders. Zu ihr gehört ein Gefühl, das die gute Stimmung nicht kennt, das schmerzlich selige Gefühl: nicht mehr derselbe zu sein, sich zu verlassen, aus sich ‚auszutreten‘ (daher ‚Ek-stasis‘), nicht mehr ‚bei sich‘ zu sein und ein anderer zu werden.²⁷

Unter Präsenz versteht man „Gegenwart“ nicht als einen Übergang, sondern etwas, „das in der Zeit entsteht“ und „zum Stillstand gekommen“ ist.²⁸ Bahr beabsichtigte solche Augenblicke, „ekstatische Momente“, im Rahmen eines Gesamtkunstwerkes durch die Darmstädter Künstlerkolonie zu verwirklichen:

Bildung also die Kraft, die uns fähig macht das höchste Gefühl schönster Augenblicke so zu verdichten, dass es die freundliche Gestalt annimmt und in dieser uns, wenn die Augenblicke entschwunden sind, lange noch an sie erinnern kann.²⁹

Ich habe meinen Begriff der Kunst durchgesetzt als der höchsten Äußerung eines sich in einem extatischen Moment zusammenfallenden Lebens.³⁰

Wie bereits erwähnt konstituiert sich in den performativen kulturellen Akten durch die leibliche Präsenz der Teilnehmer *Gemeinschaft*. Auch Ende des 19. Jahrhunderts wird eine Integration des Individuums in Gemeinschaft angestrebt, sei es in den *Freien Bühnen* oder den Sezessionsführungen für Arbeiter und Vorlesungen von Texten der Jung-Wiener Autoren, um drei Beispiele zu nennen.

Bahr legt dem Meister in seinem *Dialog vom Tragischen* Nietzsches Gedanken zum Individuellen in den Mund und verbindet diese mit Machs Auflösung des Ich. In seiner Schrift *Die Entstehung der Tragödie aus dem Geist der Musik* (1872) hatte Nietzsche den Ursprung des tragischen Theaters im Chor der singenden und tanzenden Satyrn behauptet. Er interpretiert das apollinische Prinzip als das Prinzip der Individuation, dem das Dionysische gegenüberstehe, das die Individuation zerstöre und die Individuen in eine ekstatische Gemeinschaft verwandle.³¹ Mit der Thematik des Apollinischen und Dionysischen beschäftigt sich Bahr ausführlich in seinem *Dialog vom Marsyas*, der in seinen Tagebüchern 1904/05 ausgeführt wurde und ein Jahr später publiziert wurde. In der Gemeinschaft von Akteuren und Zuschauern, basierend auf deren leiblicher Ko-Präsenz, verbindet sich das Ästhetische mit dem Sozialen und dem Politischen.³² Bahr ist sich des Situativen dieses Gemeinschaftsaktes bewusst, wenn er im *Dialog vom Tragischen* schreibt:

In solchen Momenten allein erwachen wir gleichsam erst auf, und hier spielt sich unser wahres Leben ab. Aber es gibt keine Erregung, die wir nicht mit derselben

Ermattung bezahlen, der hohen Ekstase folgt immer die gemeine Depression. Das ist die Ökonomie der Kultur, von der wir lernen sollen. [...] Das Spiel ist aus, wenn der Moment erlischt.³³

Conclusio

„Wir leben doch jetzt alle nur von der Routine“, sagte der Meister: „Irgendeinen großen Moment unserer Jugend öffnen wir immer noch nach und indem wir ihn so zu bewahren glauben, verlieren wir ihn, seine Geberde wird uns ja geläufig, aber die Kraft versiegt, uns wieder aufzuschwingen, wieder zu schwärmen, wieder zu rasen, worin allein doch nur das wahre Leben ist. Dies kann uns der Schauspieler lehren. Und darum meine ich in der Tat, dass seine Kunst der Verwandlung, macht sie sich nur erst vom Dichter frei und wird souverän, die tragische der Entleerung ablösen und das neue Geschlecht beherrschen wird, das uns erfüllen soll.“³⁴

In den Schlussworten des *Dialoges vom Tragischen* resümiert Hermann Bahr die Bedeutung des Theatralischen. Er stellt in seinem Text von 1904 Präsenz (Ekstase) als ästhetische Kategorie, die Bedeutung der Verwandlung und des Körpers im performativen Akt als identitätskonstitutive Elemente in den Vordergrund seiner Kulturtheorie. Anhand der Analyse des *Dialoges vom Tragischen* kann gezeigt werden, dass grundlegende Kennzeichen einer performativen Wende schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts von Hermann Bahr „vorgedacht“ wurden. Die im *Dialog* dargelegten Überlegungen zeigen die Bemühungen des Autors um eine Kulturtheorie auf der Basis des Performativen.

Anmerkungen

- 1 Erika FISCHER-LICHTE, *Ästhetik des Performativen*, Frankfurt a.M. 2004, S. 15–37.
- 2 Ebenda, S. 36.
- 3 Judith BUTLER, *Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory*, in: Sue-Ellen CASE (Hg.), *Performing Feminism. Feminist Critical Theory and Theatre*, Baltimore–London 1990, S. 270–282, hier S. 270.
- 4 Ein Überblick über Bahrs theaterpolitisches Engagement zu Beginn des 20. Jahrhunderts findet sich in: Helene ZAND, Lukas MAYERHOFER, Hermann Bahr am Theater, in: Hermann BAHR, *Tagebücher–Skizzenbücher–Notizhefte 3*, hg. von Moritz Csáky, bearb. von Helene Zand, Lukas Mayerhofer, Wien–Köln–Weimar 1997, S. XIII–XV.

- 5 Hermann BAHR, Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte, 5 Bände, hg. von Moritz Csáky, Wien-Köln-Weimar 1994-2003.
- 6 Lottelis MOSER, Das Tagebuch – ein Archiv sozialer Praktiken, phil. Diss. Graz 2002, S. 205.
- 7 Hermann BAHR, Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte 4, hg. von Moritz Csáky, bearb. von Lukas Mayerhofer, Helene Zand, Wien-Köln-Weimar 2000, S. 323-362.
- 8 Hermann BAHR, Dialog vom Tragischen, in: DERS., Dialog vom Tragischen, Berlin 1904.
- 9 BAHR, Dialog vom Tragischen, S. 9-78, hier S. 72.
- 10 Ebenda, S. 73f.
- 11 FISCHER-LICHTE, Ästhetik des Performativen, S. 29.
- 12 BAHR, Dialog vom Tragischen, S. 71.
- 13 Georg SIMMEL, Das individuelle Gesetz. Philosophische Exkurse, Frankfurt a.M. 1987, S. 79.
- 14 Vgl. dazu: Jacques LE RIDER, Das Ende der Illusion. Die Wiener Moderne und die Krisen der Identität, Wien 1990.
- 15 Hermann BAHR, Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte 2, hg. von Moritz Csáky, bearb. von Helene Zand, Lukas Mayerhofer, Lottelis Moser, Wien-Köln-Weimar 1996, S. 114. Über den Zusammenhang zwischen Gesellschaft und der Fragmentierung des Individuums siehe Helene ZAND, Identität und Gedächtnis. Die Ausdifferenzierung von repräsentativen Diskursen in den Tagebüchern Hermann Bahrs, Tübingen-Basel 2003, S. 63.
- 16 LE RIDER, Das Ende der Illusion, S. 61.
- 17 ZAND, Identität und Gedächtnis, S. 65.
- 18 FISCHER-LICHTE, Ästhetik des Performativen, S. 38f.
- 19 Ebenda, S. 52.
- 20 BAHR, Dialog vom Tragischen, S. 70.
- 21 Vgl. ebenda, S. 23-25.
- 22 Ebenda, S. 68.
- 23 Ebenda, S. 25.
- 24 Maurice MERLEAU-PONTY, Vorlesungen I, Berlin-New York 1973, S. 127.
- 25 FISCHER-LICHTE, Ästhetik des Performativen, S. 54.
- 26 Ebenda, S. 54.
- 27 Hermann BAHR, Ekstase, in: BAHR, Dialog vom Tragischen, S. 131-139, hier S. 136.
- 28 Karl Heinz BOHRER, Plötzlichkeit. Zum Augenblick des ästhetischen Scheins, Frankfurt a.M. 1981, S. 181.
- 29 BAHR, Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte 2, S. 471.
- 30 BAHR, Tagebücher-Skizzenbücher-Notizhefte 3, S. 410f.
- 31 FISCHER-LICHTE, Ästhetik des Performativen, S. 94.
- 32 Ebenda, S. 82.
- 33 BAHR, Dialog vom Tragischen, S. 75f.
- 34 Ebenda, S. 77f.

Höfisches Fest als ephemere Gedächtniskunst

Andrea Sommer-Mathis (Rom–Wien)

„Höfisches Fest“ – ein obsoletes Thema für das 21. Jahrhundert oder ein Thema, das auch im wissenschaftlichen Diskurs der Gegenwart von Relevanz ist? Betrachtet man die höfische Festkultur primär unter dem Aspekt der sie fundierenden feudal-absolutistischen Herrschaftsideologie, so mag es in einem von bürgerlich-demokratischen Grundsätzen geprägten Zeitalter akzeptierter politischer und kultureller Prozesse in der Tat verwunderlich erscheinen, diesem zeitlich und ideologisch weit zurückliegenden Phänomen noch, respektive wieder, Aufmerksamkeit zu schenken. Und doch erlebt die Barockkultur gerade in den letzten Jahren eine ungeahnte Konjunktur: Man denke nur an das Schlagwort „Barock lebt“, mit dem das jüngst eröffnete Liechtenstein Museum in Wien erfolgreich seine Sammlungen bewirbt; man denke an die steigende Anzahl von Barockopernaufführungen und Festivals mit alter Musik, die auch ein junges Publikum begeistern; und man denke an die Ausstellung des Jahres 2001 in der Kunsthalle Wien, die unter dem Titel *Eine barocke Party. Augenblicke des Welttheaters in der zeitgenössischen Kunst*¹ die fruchtbare Auseinandersetzung moderner Künstler mit dem Barock präsentierte.

Aber nicht nur in der Kunst- und Kulturszene stößt das Thema erneut auf Interesse, sondern auch im Diskurs verschiedenster Wissenschaftsdisziplinen. Ausgangspunkt der kritischen Auseinandersetzung bildet immer noch Richard Alewyns Standardwerk *Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste*², das bereits zu Ende der 30er Jahre des 20. Jahrhunderts begonnen, aber erst 1959 erstmals publiziert wurde. Wenn auch Alewyns zentrale These vom höfischen Leben als „totalem Fest“ heute überzogen und die *theatrum mundi*-Metapher zur Charakterisierung einer ganzen Epoche allzu beliebig erscheint³, so hat er doch nicht nur ein immer noch faszinierendes Panorama der europäischen Festkultur entworfen, sondern auch erstmals den illusorischen und transitorischen Charakter der höfischen Feste in Worte gefasst:

In den Glassärgen unserer Museen zerfällt die Seide, erblindet das Gold, die die Menschen des Barock für ein paar Stunden ihrer Notdurft enthoben und Göttern gleich gemacht haben. Unsere Bibliotheken und Kupferstichkabinette bewahren kostbare Werke, die sich in allerhöchstem Auftrag bemühen, jede einzelne der flüchtigen Phasen und Figuren höfischer Feste in Beschreibung und Abbildung festzuhalten. Die Verfasser verhehlen sich nicht, wie vergebens ihre Mühe ist. Weder das starre Bild noch das blinde Wort sind vermögend, den Zauber zu vermitteln, den eine Nacht gebär und verschlang.⁴

Im Gefolge von Alewyn befasste sich eine ganze Reihe von Autoren mit dem Thema „Fest“. Man versuchte sich auch an einer Theorie des Festes, zunächst Josef Pieper⁵ und dann die AutorInnen des Sammelbandes *Das Fest*, der 1989 in der Reihe *Poetik und Hermeneutik* erschien⁶, ohne dass es gelungen wäre, eine umfassende Theorie zu entwickeln, denn: „Das Fest ist ein Schwellenphänomen – dies ist auch der Grund dafür, dass es dem Zugriff so leicht entgleitet, denn es wird zugänglich immer nur in seinem Übergang.“⁷ Das ephemere Wesen der Festkultur in seinen unzähligen Facetten einzufangen und damit „Das Flüchtige zu bannen“ hatten sich auch die Kuratoren der Oberösterreichischen Landesausstellung des Jahres 2002⁸ zum Ziel gesetzt und dabei auch einen kleinen Abschnitt dem höfischen Fest gewidmet⁹.

Lässt sich das höfische Fest trotz seiner Flüchtigkeit und Momentgebundenheit mit den Kategorien der modernen Gedächtnisforschung beschreiben? Werner Oechslin ist dies, ohne diesen theoretischen Ansatz explizit in Anspruch zu nehmen, exemplarisch für den Bereich der Festarchitektur gelungen¹⁰. Er konnte an zahlreichen Beispielen die fortlaufende Wiederaneignung barocker Festapparate bis in die Gegenwart nachweisen und zeigen, „[...] dass Geschichte ein bis in die Gegenwart andauernder lebendiger, dynamischer Prozess und als solcher ein ganz wesentlicher Bestandteil der kollektiven Erinnerung ist, ...“¹¹.

Das von Oechslin an den Anfang seiner Betrachtungen gestellte Beispiel von Aldo Rossis „Teatro del Mondo“, das in Gestalt eines schwimmenden Turms aus Holz 1979/80 an verschiedenen Orten in Venedig zu sehen war, erscheint in diesem Zusammenhang besonders signifikant. Die Holzkonstruktion erinnert formal an die beweglichen Aufbauten („macchine“), die in vielen höfischen Festen des Barockzeitalters Verwendung fanden; die tiefere Bedeutungsfunktion des für die Inszenierung ausgewählten Schauplatzes Venedig und seiner inhaltlichen Bezüge ging jedoch erst durch Rossis Kommentare in seiner 1981 veröffentlichten *Scientific Autobiography* hervor. Dort verwies er nicht nur auf die historische Dimension des Erinnerungsortes Venedig, sondern auch auf eigene Kindheitserinnerungen, die dem Besu-

cher des „Teatro del Mondo“ jedoch verborgen bleiben mussten. Der Turm wurde zu einer „architettura della memoria“, in die Erfahrungen und Erinnerungen einfließen, die weit über das temporäre Ereignis der aktuellen Festinszenierung hinauswiesen.

Dies gilt in vielleicht noch stärkerem Maße für das höfische Fest der Frühen Neuzeit, dessen intendierte Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit durch Verschriftlichung und Verbildlichung zumindest partiell aufgehoben werden konnte. Programmschriften und gedruckte oder handschriftliche Festbeschreibungen, die vielfach unabhängig von und nicht selten bereits vor dem festlichen Ereignis entstanden, gaben Aufschluss über Intention und Inhalt der höfischen Inszenierungen und dienten zugleich der Dekodierung der ihnen zugrunde liegenden komplexen allegorischen, mythologischen und rhetorischen Programme. Die den Relationen beigehefteten bzw. in selteneren Fällen auch als Einzelblätter in Umlauf gebrachten Illustrationen hielten im Bild fest, was die höfischen Auftraggeber und Festorganisatoren für erinnerungswürdig hielten¹². Der Gestus der Einmaligkeit öffnete sich diachroner Vervielfältigung. Text und Bild erschlossen die ephemeren Produktionen der höfischen Festkultur als Erinnerungsressourcen für individuelle und kollektive Vergegenwärtigungen. Sie dokumentierten aber nicht bloß die ungeheure Vielfalt von festlichen Repräsentationsformen – von pompösen Einzügen mit Triumphbögen und prächtigen Straßendekorationen, allegorischen Feuerwerken, Turnieren und Rossballetten bis hin zu Opernaufführungen, Tanzveranstaltungen und Maskeraden¹³ –, sondern sie zwangen den Betrachter, sie gleichzeitig neu zu imaginieren und zu erinnern¹⁴.

Die Selbstinszenierung und -stilisierung im höfischen Fest, aber ebenso in dessen idealisierter schriftlicher und ikonographischer Wiedergabe war wesentlicher Bestandteil der Herrschaftspraxis und des Herrscherkultes der Frühen Neuzeit. Das höfische Fest bildete ein konstitutives Element feudaler Lebensführung und diente der Legitimierung und Absicherung fürstlicher Herrschaftsansprüche sowie der Stärkung der Landesidentität über die Person des Fürsten. Als bedeutender konsens- und identitätsstiftender Akt förderte es die Gemeinschaft¹⁵ und Solidarität der Untertanen mit ihrem Landesherren und war eines der wichtigsten und effizientesten Medien der politischen Kommunikation und sozialen Interaktion zwischen Herrschern und Beherrschten¹⁶. Diese Kommunikation erfolgte weniger über verbale Ausdrucksmittel, sondern in erster Linie über non-verbale, visuelle, diskursive und symbolisch verdichtete Formen und Zeichensysteme. Mit Hilfe dieser in der Renaissance entwickelten, im Barockzeitalter voll ausgebildeten

und im 18. Jahrhundert trotz gewandelter gesellschaftlicher Bedingungen immer noch gezielt eingesetzten höfischen Repräsentations-, Demonstrations- und Kommunikationsformen wurde eine kollektive Identität konstruiert, die sämtliche Stände der feudalabsolutistischen Gesellschaft zu integrieren suchte¹⁷. Das höfische Fest als „Konsensritual“ zwischen absolutistischem Herrscher, Aristokratie und Volk kann somit als Teil des „kulturellen Gedächtnisses“ im Sinne von Jan Assmann verstanden werden:

Unter dem Begriff des kulturellen Gedächtnisses fassen wir den jeder Gesellschaft und jeder Epoche eigentümlichen Bestand an Wiedergebrauchs-Texten, -Bildern und -Riten zusammen, in deren ‚Pflege‘ sie ihr Selbstbild stabilisiert und vermittelt, ein kollektiv geteiltes Wissen vorzugsweise (aber nicht ausschließlich) über die Vergangenheit, auf das eine Gruppe ihr Bewußtsein von Einheit und Eigenart stützt.¹⁸

„Kollektiv geteiltes Wissen über die Vergangenheit“, das durch Wiederholung erinnert und vergegenwärtigt wird¹⁹, charakterisiert die höfische Festkultur sowohl inhaltlich als auch formal. Besonders deutlich zeigt sich dies im Rückgriff auf den Referenzraum der Antike²⁰, bei der Wiederbelebung der antiken Triumphidee im Rahmen von festlichen Einzügen mit Ehrenpforten und Triumphwagen, beim Einsatz von Gestalten aus der griechischen oder römischen Mythologie in Theater, Oper und Ballett, bei der Konstruktion von fiktiven Genealogien²¹, die bis in die römische Geschichte (Caesar) oder in die antike Heldensage (Aeneas, Herkules) zurückführen konnte²².

Vorbild für die als „trionfi“²³ bezeichneten allegorischen Aufzüge waren die imperialen Triumphzüge der römischen Antike. Nachdem bereits die mittelalterliche Kirche das antike Triumph-Modell als Bild für die geistigen Siege der *Ecclesia triumphans* aufgegriffen und spiritualisiert hatte, adaptierten es die Fürsten, Künstler und Gelehrten der Renaissance im Sinne der Herrschaftsideologie ihrer Zeit. Die Triumphzüge wurden zunehmend ihres Charakters als Macht- und Siegesdemonstration entkleidet und zur Feier bedeutender politisch-dynastischer Feste in Verbindung mit den „rites de passage“ (Arnold van Genep) des Lebenskreises eingesetzt. Dies konnte die Geburt eines Prinzen sein, eine Fürstenhochzeit, die Huldigung oder Krönung eines Herrschers, aber auch ein Fürstenbegräbnis. Der „trionfo“ vergegenwärtigte nun nicht mehr einen beliebigen militärischen Sieg, sondern reaktualisierte die Geschichte des Herrschers und seiner Dynastie vielfach bis zu ihrem realen oder fiktiven Ursprung hin²⁴.

Während die festlichen Einzüge der „trionfi“ zunehmend allegorisiert und theatralisiert wurden²⁵, blieb die Triumpharchitektur in ihrer formalen Grund-

struktur über Jahrhunderte weitgehend unverändert. Die steinernen Ehrenpforten der Antike wurden in der Renaissance zwar durch Aufbauten aus vergänglichen Materialien ersetzt, doch waren Holz, Stuck, Gips, Karton und Leinwand so kunstvoll bemalt, dass sie den Eindruck von Marmor, Stein oder Edelmetall erweckten. Ihre reiche Dekoration mit antiken Bauelementen wie Obeliskten, Pyramiden oder Portici, die Verwendung von lateinischen Inschriften, Wappen und Ornamenten tat ein Übriges, um den Eindruck von ‚Echtheit‘ und Dauerhaftigkeit zu erwecken. Die dahinter stehende Ideologie war dieselbe wie in der Antike: Durch allegorische und mythologische Darstellungen verwies man auf die ruhmreichen Taten, die der Gefeierte vollbracht hatte, und kennzeichnete die Tugenden, die ihm zu politischen oder militärischen Siegen verholfen hatten. Die visuelle Semantik war auch dem gebildeten Betrachter nicht in jedem Fall unmittelbar zugänglich; das komplexe Symbol- und Zeichensystem musste erst lesbar gemacht werden, um seine Wirkungskraft zu entfalten und kollektive Vorstellungen zu prägen. Diesem Ziel diente nicht zuletzt das Prinzip der Wiederholung, durch das bestimmte Ideen im kulturellen Gedächtnis verfestigt wurden. Dabei wurden nicht nur einzelne Elemente aus dem komplexen Bilderkanon der Festarchitektur imitiert und kopiert, sondern in manchen Fällen wurde sogar der gesamte Aufbau wieder verwendet.

Bei Begräbnisfeierlichkeiten war die Praxis der Wiederverwendung der in den Kirchen aufgerichteten Trauergerüste besonders häufig, waren sie doch – trotz ihrer ephemeren Beschaffenheit – weit weniger anfällig als die Triumphbögen, die im Freien allen Unbilden der Witterung ausgesetzt waren. Die Katafalke oder „Castrum doloris“²⁶ konnten nach den Exequien leicht abmontiert und bei einem neuen Trauerfall wieder aufgebaut werden; man musste sie bloß dem Anlass entsprechend neu adaptieren und dekorieren. Gerade im Bereich der Trauergerüste lässt sich daher eine Kontinuität bestimmter stilistischer Typen über lange Zeiträume hinweg feststellen, die sich im kulturellen Gedächtnis verfestigte und traditionsbildend wirkte²⁷. Dem Gestus der Einmaligkeit, der mit der Casusgebundenheit des höfischen Fests korrespondierte, stellt sich in diesen Fällen die Pragmatik der Wiederholbarkeit entgegen.

Allegorische und mythologische Figuren, Symbole und Embleme, die stets neu variiert und kombiniert wurden, waren die dominanten Stilmittel der ephemeren Festarchitektur, aber auch der übrigen festlichen Spiel- und Repräsentationsformen, die der Kommunikation zwischen Fürsten und Untertanen dienten. Antikisierende Herrscherdarstellungen, Götterallegorien und

Apotheosen tauchten nicht nur in den „trionfi“ auf, sondern ebenso in Opern, Balletten, Reiterspielen und allegorischen Feuerwerken. Durch den Einsatz von Malerei, Skulptur, Architektur, Literatur und Musik, aber auch von Mechanik, Pyrotechnik oder Gartenkunst entstand ein multimediales Gesamtkunstwerk, das sowohl die Sinne als auch den Intellekt ansprach. Wenn es auch nur im Augenblick des performativen Akts der Aufführung zur höchsten und einmaligen Entfaltung kam, so zielte doch der Versuch, das festliche Ereignis in Beschreibungen, Libretti und Kupferstichen festzuhalten und zu konservieren, auf Dauer und Perpetuierung dieses flüchtigen Moments.

Mit den Theater- und Festveranstaltungen schuf sich der Herrscher ein überaus effizientes Medium der Selbstdarstellung und Inszenierung seines eigenen Identitätsentwurfs²⁸. In einem Prozess des kontinuierlichen Ausgleichs von Wiederaneignung der Vergangenheit (antike Modelle) und aktueller Selbstdeutung (aristokratische Tugend- und Wertvorstellungen) entstand hier das Bild einer idealtypischen höfischen Gesellschaft mit seiner auf den Herrscher ausgerichteten Zentralperspektive. Im höfischen Fest erfolgte die sinnlich wahrnehmbare Stilisierung des adelig-höfischen, in all seinen Bereichen durch Zeremoniell und Etikette organisierten und reglementierten Lebens²⁹. Die neuere Ritualforschung³⁰ hat allerdings gezeigt, wie sich im Spannungsverhältnis von Ritualisierung und Verhandelbarkeit des Rituals das komplexe soziale Gefüge immer neu ordnet und bestätigt. Die Inszenierung beschränkte sich nicht nur auf affirmative Praktiken, sondern bot den Spielraum für konkurrierende Strategien der Akteure, in denen ihr symbolisches Kapital erprobt und ihr Status verhandelt wurden³¹. Der performative Akt schärfte die Distinktion nach außen, während er zugleich Innenräume der Identität erzeugte³². Die Gedächtnisressourcen, die barocke Inszenierungskunst zu schaffen wusste, fixierten den performativen Augenblick. Bleibende Folge des Festes waren zudem die Distinktionsgewinne und Statusverschiebungen, die durch die Zirkulation sozialer Energie während der Hoffeste ausgelöst wurden; wer sich erfolgreich inszeniert hatte, war besonders daran interessiert, den großen Augenblick nicht in Vergessenheit geraten zu lassen. Das einmalige, vergängliche Ereignis des höfischen Fests erhielt so die Bedeutung eines ‚Monuments‘, das zum einen den propagandistischen Zwecken politisch-dynastischer Repräsentation, zum anderen der Herstellung bzw. Bestätigung von Gruppenidentität diente.

Können wir in diesem Sinn noch sagen: „Barock lebt“? Interessant wäre ein Vergleich mit der heutigen Event-Kultur und den Formen, in denen hier soziale Distinktion und Gruppenidentität geschaffen werden, Macht reprä-

sentiert wird, und ‚einmalige‘ Momente in neuen Medien aufbewahrt und ständig abrufbar gemacht werden. Auch die in einer vergangenen Gesellschaft entworfenen performativen Modelle und Repräsentationsformen stehen dazu weiter zur Verfügung. Die Untersuchung barocker Feste und Inszenierungen aus ungewohntem Blickwinkel könnte viel zum Verständnis heutiger Performativität und kultureller Erinnerung beitragen.

Anmerkungen

- 1 Sabine FOLIE, Michael GLASMEIER, Eine barocke Party. Augenblicke des Welttheaters in der zeitgenössischen Kunst. Dinos und Jake Chapman, Wim Delvoye, Ulrike Grossarth, Yvonne Rainer, Sam Taylor-Wood, Paul Thek (Ausstellung, Kunsthalle Wien, 12. Juni–16. Sept. 2001), Wien 2001.
- 2 Richard ALEWYN, Karl SÄLZLE, Das große Welttheater. Die Epoche der höfischen Feste in Dokument und Deutung, Reinbek 1959; Neuaufl. Richard ALEWYN, Das große Welttheater – Die Epoche der höfischen Feste, München 1985, ²1989 (Beck'sche Reihe 389).
- 3 Vgl. Wilfried BARNER, Disponible Festlichkeit. Zu Lohensteins *Sophonisbe*, in: Walter HAUG, Rainer WARNING (Hg.), Das Fest, München 1989 (Poetik und Hermeneutik XIV), S. 247–275, hier S. 248.
- 4 ALEWYN, Das große Welttheater, S. 9.
- 5 Josef PIEPER, Zustimmung zur Welt – Eine Theorie des Festes, München 1963.
- 6 Walter HAUG, Rainer WARNING (Hg.), Das Fest, München 1989 (Poetik und Hermeneutik XIV).
- 7 Ebenda, S. XV.
- 8 Eva KREISSL, Andrea SCHEICHL, Karl VOCELKA (Hg.), Feste feiern (Katalog der Oberösterreichischen Landesausstellung, Stift Waldhausen 2002), Linz 2002.
- 9 Andrea SOMMER-MATHIS, „Von denen Divertissements und Lustbarkeiten“. Höfische Feste im Zeitalter des Absolutismus, in: KREISSL, SCHEICHL, VOCELKA (Hg.), Feste feiern, S. 161–168.
- 10 Werner OECHSLIN, Anja BUSCHOW, Festarchitektur. Der Architekt als Inszenierungskünstler, Stuttgart 1984, insbesondere das Kapitel „Festarchitektur – Zur Kontinuität und Aktualität eines Kompetenzbereiches der Architektur“, S. 8–18.
- 11 Moritz CSÁKY, Gedächtnis – Erinnerung – Identität, in: Daniela GRAF, Karl KASER (Hg.), Vision Europa. Vom Nationalstaat zum Europäischen Gemeinwesen, Wien 2004, S. 15–41, hier S. 20; vgl. zum Paradigmenwechsel in der Kulturgeschichte: Michael MAURER, Alte Kulturgeschichte – Neue Kulturgeschichte?, in: Historische Zeitschrift 280 (2005), S. 281–304.
- 12 Vgl. zur Bedeutung von ikonographischen Quellen: Peter BURKE, Augenzeugenschaft. Bilder als historische Quellen, Berlin 2003.

- 13 Ein Versuch ihrer Systematisierung findet sich schon zu Beginn des 18. Jahrhunderts bei: Johann Bernhard von ROHR, Einleitung zur Ceremoniel-Wissenschaft der großen Herren, Berlin 1729, Berlin ²1733 (Faksimile-Ausg. hg. und kommentiert von Monika SCHLECHTE, Weinheim 1990), S. 732–879.
- 14 Vgl. Jürgen STRAUB, Geschichten erzählen, Geschichte bilden. Grundzüge einer narrativen Psychologie historischer Sinnbildung, in: Jürgen STRAUB (Hg.), Erzählung, Identität und historisches Bewußtsein. Die psychologische Konstruktion von Zeit und Geschichte. Erinnerung, Geschichte, Identität I, Frankfurt a.M. 1998 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 1402), S. 81–169, hier S. 85: „Texte, Monumente, Denkmäler, Museen und andere bedeutungsvolle Objekte oder Orte sind solche Objektivationen historischer Sinnbildung, Protokolle von Handlungen also, die mit symbolischen Mitteln historische Wirklichkeit repräsentieren, und das heißt zunächst einmal: durch kreative Akte schaffen und gestalten.“
- 15 Vgl. zur Gemeinschaft von Akteuren und Zuschauern: Erika FISCHER-LICHTE, Ästhetik des Performativen, Frankfurt a.M. 2004 (edition suhrkamp 2373), S. 82–100.
- 16 Vgl. zu diesem kommunikationstheoretischen Ansatz die wichtige Studie von: Axel SCHMITT, Inszenierte Geselligkeit. Methodologische Überlegungen zum Verhältnis von ‚Öffentlichkeit‘ und Kommunikationsstrukturen im höfischen Fest der Frühen Neuzeit, in: Wolfgang ADAM (Hg.), Geselligkeit und Gesellschaft im Barockzeitalter II, Wiesbaden 1997 (Wolfenbütteler Arbeiten zur Barockforschung 28), S. 713–734; vgl. auch Reinhardt BUTZ, Lars-Arne DANNENBERG, Überlegungen zu Theoriebildungen des Hofes, in: Reinhardt BUTZ, Jan HIRSCHBIEGEL, Dietmar WILLOWEIT (Hg.), Hof und Theorie. Annäherungen an ein historisches Phänomen, Köln–Weimar–Wien 2004 (Norm und Struktur 22), S. 1–41, insbesondere S. 18–32.
- 17 Jörg Jochen Berns spricht in diesem Zusammenhang von „sozialpazifizierender Synästhesie des höfischen Festes“; Jörg Jochen BERNs, Die Festkultur der deutschen Höfe zwischen 1580 und 1730. Eine Problemskizze in typologischer Absicht, in: Germanisch-Romanische Monatsschrift N.F. 34 (1984), H. 3, S. 295–311, hier S. 303.
- 18 Jan ASSMANN, Tonio HÖLSCHER (Hg.), Kultur und Gedächtnis, Frankfurt a.M. 1988 (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft 724), S. 15; vgl. zum Begriff des ‚kulturellen Gedächtnisses‘ auch Aleida ASSMANN, Zur Mediengeschichte des kulturellen Gedächtnisses, in: Astrid ERLI, Ansgar NÜNNING (Hg.), Medien des kollektiven Gedächtnisses. Konstruktivität – Historizität – Kulturspezifität, Berlin–New York 2004 (Media and Cultural Memory/Medien und kulturelle Erinnerung 1), S. 45–60, insbesondere S. 45–49.
- 19 Vgl. Jan ASSMANN, Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München ²1997, S. 16ff.
- 20 Vgl. Gerrit WALTHER, Adel und Antike. Zur politischen Bedeutung gelehrter Kultur für die Führungselite der Frühen Neuzeit, in: Historische Zeitschrift 266 (1998), S. 359–385.

- 21 Jan ASSMANN (Das kulturelle Gedächtnis, S. 50) bezeichnet die Genealogie als die „typischste und ursprünglichste Form kultureller Mnemotechnik“, als „eine Form, den Sprung zwischen Gegenwart und Ursprungszeit zu überbrücken und eine gegenwärtige Ordnung, einen gegenwärtigen Anspruch, zu legitimieren, indem er naht- und bruchlos an Ursprüngliches angeschlossen wird“.
- 22 Vgl. Gert MELVILLE, Karl-Siegbert REHBERG (Hg.), Gründungsmythen – Genealogien – Memorialzeichen. Beiträge zur institutionellen Konstruktion von Kontinuität, Köln-Wien 2004.
- 23 Vgl. Werner WEISBACH, Trionfi, Berlin 1919.
- 24 Demnach ist „die Idealform des monarchisch-dynastischen Trionfo [...] die der allegorischen Identifikation eines gegenwärtigen Herrschers mit dem Gründungs-heros einer Herrschaftslinie oder Dynastie“; Jörg Jochen BERNs, Trionfo-Theater am Hof von Braunschweig-Wolfenbüttel, in: Daphnis 10 (1981), H. 4, S. 663–710, hier S. 672.
- 25 Vgl. dazu Jörg Jochen BERNs, Die Herkunft des Automobils aus Himmels-trionfo und Höllenmaschine, Berlin 1996 (Kleine kulturwissenschaftliche Bibliothek 54).
- 26 Liselotte POPELKA, Castrum doloris oder ‚Trauriger Schauplatz‘. Untersuchungen zu Entstehung und Wesen ephemerer Architektur, Wien 1991.
- 27 Vgl. OECHSLIN, BUSCHOW, Festarchitektur, S. 84, 87, 90f.
- 28 Vgl. SCHMITT, Inszenierte Geselligkeit, S. 732.
- 29 Jörg Jochen BERNs, Thomas RAHN (Hg.), Zeremoniell als höfische Ästhetik in Spätmittelalter und Früher Neuzeit, Tübingen 1995 (Frühe Neuzeit 25); zum Bereich Theater insbesondere: Andrea SOMMER-MATHIS, *Theatrum und Ceremoniale*. Rang- und Sitzordnungen bei theatralischen Veranstaltungen am Wiener Kaiserhof im 17. und 18. Jahrhundert, S. 511–533.
- 30 Vgl. Andrea BELLIGER, David J. KRIEGER (Hg.), Ritualtheorien. Ein einführendes Handbuch, Opladen-Wiesbaden 1998; Roy A. RAPPAPORT, Ritual and Religion in the Making of Humanity, Cambridge 1999; Gunter GEBAUER, Christoph WULF, Spiel – Ritual – Geste. Mimetisches Handeln in der sozialen Welt, Reinbek 1998; J. KREINATH, Jan SNOEK, M. STAUSBERG (Hg.), *Theorizing Rituals, Classical Topics, Theoretical Approaches, Analytical Concepts*, Leiden 2004.
- 31 Vgl. Pierre BOURDIEU, La distinction. Critique sociale du jugement, Paris 1979.
- 32 Vgl. Clifford GEERTZ, Negara: The Theatre-State in Nineteenth-Century Bali, Princeton 1980; Victor TURNER, The Anthropology of Performance, New York 1987; Stanley J. TAMBIAH, Eine performative Theorie des Rituals, in: BELLIGER, KRIEGER (Hg.), Ritualtheorien, S. 227–250.

Die Performanz des Grotesken. Zu Franz Schrekers Oper *Die Gezeichneten*

Federico Celestini (Berlin)

Die Dramaturgie der *Gezeichneten*, Franz Schrekers dritter Oper, wird durch eine beachtliche Reihe motivischer Anknüpfungen an die Tradition des Grotesken getragen¹. Die Konzeption des Sujets geht auf das Jahr 1908 zurück, als Schreker den Auftrag erhielt, die Musik für den *Geburtstag der Infantin* zu komponieren. Dies war eine aus Oscar Wildes Märchen *The Birthday of the Infanta* gewonnene Ballettpantomime, welche im Rahmen der von Gustav Klimt und seiner Künstlergruppe veranstalteten *Kunstschau* in Wien aufgeführt wurde und dem jungen Schreker den ersten Erfolg einbrachte. Hier liegt die groteske Wirkung darin, dass ein im Wald aufgefundener Zwerg für die junge Prinzessin am spanischen Hof tanzt, ohne sich seiner hässlichen Gestalt bewusst zu sein. Als die Infantin ihm leichtsinnig eine Rose schenkt, glaubt der Zwerg ernsthaft, dass sie ihn liebe. Sein Herz zerbricht jedoch, als er das Bild des in einem Spiegel erscheinenden Ungeheuers als das eigene erkennt². Die Pantomime hatte unter anderen auch Alexander Zemlinsky beeindruckt, der sich – vermutlich im Frühjahr 1911 – an Schreker mit der Bitte wandte, aus dem Stoff von Oscar Wildes Märchen ein Libretto für eine „Tragödie des hässlichen Mannes“ zu verfassen³. Schreker erfüllte die Aufgabe rasch. Dabei entfernte er sich von der Vorlage Wildes erheblich und war dennoch mit dem Ergebnis so zufrieden, dass er beschloss, selbst die Musik dazu zu komponieren. So entstand zwischen 1913 und 1915 eine seiner erfolgreichsten Opern, *Die Gezeichneten*, während Zemlinsky erst in den Jahren 1920–1921 die Oper *Der Zwerg. Ein tragisches Märchen für Musik in einem Akt* aus einem Libretto von Georg C. Klaren komponieren konnte. Davon zwar unabhängig, jedoch thematisch damit verbunden ist zweifellos die „romantische Oper“ Franz Schmidts, *Notre Dame*, welche 1914 an der Wiener Staatsoper uraufgeführt wurde, denn im nach Victor Hugos Roman *Notre-Dame de Paris* (1831) verfassten Libretto ist der bucklige Glöckner Quasimodo unter den Hauptfiguren vorgesehen⁴.

In Bezug auf das Motiv des missgestalteten Mannes liegt die Verbindung zu Giuseppe Verdis 1851 im venezianischen *La Fenice* uraufgeführter Oper *Rigoletto* recht nahe. Obwohl die zahlreichen Späße, welche sich der Hofnarr im zugrunde liegenden Drama Victor Hugos, *Le Roi s'amuse* (1832), seiner Rolle gemäß erlaubt, in Francesco Maria Piaves Opernlibretto größtenteils ausgelassen werden, wird der Beginn des *Rigoletto* dennoch eindeutig komisch charakterisiert – nicht zuletzt auch durch Anklänge an das Finale des ersten Aktes von Mozarts *Don Giovanni*⁵. In Anlehnung an Hugo, der in der *Préface de Cromwell* (1827) über die Einbeziehung des Grotesken im Drama theoretisiert hatte⁶, wagte also Verdi den Hofnarren Rigoletto zum Protagonisten zu machen. Dabei vollzieht sich jedoch die Verwandlung des Hauptcharakters. In der Tat besteht die Dramaturgie des *Rigoletto* im Umschlag des Buffonesk-grotesken ins Tragische mit dem Fluch des Conte di Monterone (I. Akt, 6. Szene) als peripetalem Punkt des Dramas⁷. Bei aller Verschiedenheit von Situation und Mitteln prägt eine ähnliche Dramaturgie des Umschlages die Pantomime des tanzenden Zwerges, dessen tragischer Tod den Spaß der Infantin verdirbt. In den *Gezeichneten* ist hingegen der dramatische Umschlag verkehrt: Die von vornherein als tragisch charakterisierte Figur Alviano klingt erst am Ende der Oper wirklich grotesk, als er noch glaubt, die sterbende Carlotta ziehe ihn dem schönen Tamare vor. Im sinkenden Glissando, auf dem er seinen Namen singt, sind Tragik und Komik nicht mehr zu trennen.

Car. Mein Lieb - ster?

Alviano. *mf* (vor sie hinstürzend)

Nein, nein, - sieh mich - Al-vi - a - no -

Mehr und mehr steigern in Kraft,

mf espr.

Abb. 1: Franz Schreker, *Die Gezeichneten*, Dritter Aufzug, 20. Szene, Klavierauszug, T. 1267-1269.



Wenige Jahre nachdem sich erstmals das „Phänomen“ Franz Schreker mit der lang ersehnten und erkämpften Uraufführung von *Der ferne Klang* (1912) in der Öffentlichkeit manifestiert hatte, publizierte der Kritiker Paul Bekker 1919 einen Essay über ihn und sein bisheriges Opernwerk, welches die kritische Rezeption des Komponisten tief greifend prägen sollte⁸. An sein früheres Buch über *Das Musikdrama der Gegenwart* (1909) anknüpfend skizzierte Bekker eine historische Perspektive für die musikgeschichtliche Einbettung des Musiktheaters Schrekers und erläuterte die Grundsätze von dessen musikalischer Sprache, die er systematisch auf die dramatische Konzeption bezog. Schrekers kometenhafter Aufstieg lief, zumindest was die wohlwollende Kritik betrifft, die Bahn entlang, die Bekker entworfen hatte⁹. 1924 sprach er in Bezug auf die gerade uraufgeführte *Irrelohe* eindeutig aus, was sich bereits abgezeichnet hatte, nämlich dass das Musiktheater Schrekers in der Zeit der Neuen Sachlichkeit gerade das verkörperte, was die jungen Komponisten verlassen wollten: eine als romantisch empfundene Ästhetik¹⁰. Damit war Schrekers Erfolg auch schon wieder zu Ende.

Nur vier Jahre davor hatte Bekker jedoch in Schreker diejenige „Begabung“ begrüßt, die zum ersten Mal nach dem Tod Wagners dazu fähig sei, die Tragödie „aus dem Geiste der Musik“ zu gebären¹¹. Mit der Beschwörung der vielzitierten Formel Nietzsches wollte Bekker keineswegs billige Wirksamkeit erlangen, sondern das Fundament seiner Schreker-Kritik auf den Punkt bringen: Im Unterschied zu all jenen Komponisten, die in der Nachfolge Wagners versuchten, an vereinzelte Komponenten von dessen Musikdrama anzuknüpfen – sei es Humperdinck mit der Märchen-Oper, Pfitzner mit der Festspiel-Oper, Strauss mit der Literaturoper oder d’Albert mit der Theateroper¹² –, verbinde Schreker mit Wagner die wesentliche Eigenschaft, bei der Konzeption des Musikdramas von einer „musikalischen Vision“ auszugehen. Diese werde auf der Bühne versinnlicht, indem sie eine dramatische Gestalt erhält. Der „tiefe Zusammenhang textlicher und musikalischer Gestaltung“ bei Schreker werde dadurch offensichtlich gemacht, dass „seine dramatischen Grundideen auf klanglicher Symbolik ruhen“¹³. Dies liege seiner ersten Oper, *Der ferne Klang*, zu Grunde, welche auf diese Weise eine Art Programm der gesamten Dramaturgie Schrekers darstelle¹⁴. Bekker zufolge ist also Schrekers Klang-Vorstellung zugleich eine dramatische Vorstellung vom Klang; symbolische Beladung und kompositionstechnische Bestimmung entsprechen einander.

Die Oper *Die Gezeichneten* wurde in Frankfurt am 25. April 1918 uraufgeführt. Bekker schreibt dazu für die *Frankfurter Zeitung* eine Rezension, in der er versucht, das sich in Genua zur Zeit der Renaissance abspielende Drama zu deuten. Dafür sei das „allegorische Maskenspiel im dritten Akt“ bestimmend: „es ist die Tragik des Künstlerschaffens, das wohl anderen den Genuß der Schönheit bringt, selbst aber davon ausgeschlossen bleibt und das Verlangen danach mit vernichtender Enttäuschung büßen muß. Alviano ist dieser Schaffende. Seine Häßlichkeit ist im Grunde nur das Symbol seines Andersseins“¹⁵. Der körperlich missgestaltete Edelmann Alviano Salvago lässt, von Sehnsucht nach Schönheit erfüllt, das Eiland „Elysium“ verwirklichen, „eine märchenhafte Fantasieschöpfung von paradiesischem Zauber“, von der er selbst allerdings fern bleibt, um sie durch seine Hässlichkeit nicht zu beeinträchtigen¹⁶. In der Beschreibung Schrekers unterscheidet sich allerdings das „allegorische Maskenspiel“ von dem von Bekker beschworenen Schönheitsideal: „Von hier ab entwickelt sich ein grotesk großartiger Maskenzug, die Vereinigung der Antike mit der damaligen Zeit – der Renaissance – allegorisch darstellend. Faune blasen dazu auf der Syrinx die Fanfare“¹⁷. Liest man die Regieanweisungen weiter, so wird einsichtig, dass der „grotesk großartig[e] Maskenzug“ Nietzsches Gegenüberstellung von der künstlerischen Schönheit des Apollo und dem erotischen Rausch Dionysos’ auf der Bühne darstellen soll¹⁸. Mittels eines „Bacchantenzugs“, der die allegorische Phantasmagorie brechen soll und daher „wild, zügellos, in krasser Realistik zu inszenieren“ ist¹⁹, erscheinen der Graf Tamare und die schöne, jedoch wegen eines Herzleidens fragile Carlotta in aufgeregten Bewegungen: „Der Graf hat Carlotta erhascht, umfängt sie in toller Leidenschaft; küßt sie; sie wehrt sich, doch gibt sie sich wiederholt, dem süßen Taumeln erliegend, willig seinen Küßen hin, um ihn dann wieder von sich plötzlich zu stoßen“. Dazu erklingt im Orchester das Tamare-Thema, das Schreker auf der Partitur durch den Hinweis „Mit brutaler Leidenschaft“ konnotiert²⁰.

Obwohl Bekker Nietzsches erstes Buch zur Erklärung der Dramaturgie Schrekers bemüht, scheint er die deutliche Anspielung auf die sprichwörtlich gewordene Gegenüberstellung von Dionysischem und Apollinischem im Maskenzug zu verkennen, welche, obwohl bereits zu jener Zeit mehr als abgenutzt, die einseitige Idealisierung des Schönen um eine weitere Komponente bereichert hätte. Noch dazu bringt er merkwürdigerweise in seiner Deutung die im Libretto deutlich festgesetzten Eigenschaften der dramatis personae durcheinander: Alviano ist kein „Schaffender“, sondern vielmehr ein Mäzen, während Carlotta unter den Hauptfiguren die einzige künstlerisch Tati-

ge ist. Bereits dies widerspricht der von Bekker wiederholten Behauptung, Schreker habe sich an der Philosophie Otto Weiningers orientiert²¹: Nicht Schreker, sondern Bekker stellt Weiblichkeit und Kunst als unüberbrückbare Gegensätze dar.

Bekker, der im Panorama der Musikkritik am Beginn des 20. Jahrhunderts zweifellos eine glänzende Gestalt darstellt²², möchte Schreker „moralisieren“. Nachdem er in seiner Rezension – nicht ohne kritische Akzente – die „Zwiespältigkeit“ Alvianos und Carlottas hervorgehoben hat, wendet er sich an „die einzige geradelinig gezeichnete Figur Tamare“, die „gewissermaßen das böse Prinzip“ vertrete²³. Dagegen protestiert Schreker in einem Brief, den er nach der Lektüre der Rezension an Bekker schreibt:

Ihre Einwände gegen das Buch meiner Gezeichneten, die, nebenbei bemerkt, das Gefühl der Freude über Ihre Besprechung in keiner Weise zu trüben vermochten, konnten mich nicht recht überzeugen. Es mag daher kommen: ich sehe die Menschen weder als gut noch böse. Spielball ihrer Leidenschaften, als dessen hehrste mich der Trieb dünkt, müssen sie zwiespältig sein, wie das Wollen der Natur selbst. Was ist überhaupt gut und was ist böse?²⁴.

Damit bereichert sich das Bild der Verweise auf Nietzsche um ein weiteres, gewichtiges Stück.

Bekker berücksichtigte zwar diese Stellungnahme Schrekers bei der Abfassung seiner unmittelbar auf diese Rezension folgenden Studie über den Komponisten und dessen Bühnenwerk, sein Widerstand gegen eine Dramaturgie, die sich „jenseits von Gut und Böse“ platzieren will, manifestiert sich jedoch bezeichnenderweise im Beharren auf Weiningersche Schemata und in deren Zuschreibung auf Schreker. Im Rahmen einer allgemeinen Würdigung der „erotischen Spannung“ im Musiktheater seit Mozart weist Bekker auf die Parallelismen zwischen der Venusgrotte in Wagners *Tannhäuser* und der Liebesgrotte in Schrekers „Elysium“ hin und hebt gleichzeitig auch den wesentlichen Unterschied hervor, nämlich dass Schreker in den *Gezeichneten* den Wagnerschen Gedanken der christlichen Erlösung vollkommen auslöscht. Die dramatische Typisierung bei Schreker aus der Sicht Bekkers folgt im Anschluss daran: „das schöpferische Genie als Repräsentant des Mannes, die liebende Schönheit als Vertreterin des Weibes“. Kurz darauf: „Die Tragik seiner Frauen ist die des Geschlechtswesens, das über alle durch Begabung, Erziehung, intellektuelle Neigung geschaffenen Voraussetzungen hinweg seiner geschlechtlichen Urbestimmung verfällt“²⁵. Wobei die Tragik Carlottas eigentlich darin bestünde, dass sie ein angeborenes Herzleiden zu tragen

hat, was ihr jegliche Regung zur Todesgefahr werden lässt. Dass Carlotta kunstvolle Bilder malt, während sich das „schöpferische Genie“ Alvianos letzten Endes darauf beschränkt, die „märchenhafte Fantasieschöpfung“ des Elysiums zu finanzieren, wird von Bekker erneut unterschlagen²⁶.

In Wagners *Tannhäuser* bedarf die hedonistische Phantasmagorie des Venusberges der christlichen Erlösung durch das Opfer des zur Heiligen erklärten Weibes²⁷. Carlotta entzieht sich in Schrekers *Gezeichneten* dem Schicksal, sich durch einen dem Manne heilbringenden Tod zu opfern, um in einer Art erotischer Verklärung zu sterben, welche Wagner gegenüber geradezu blasphemisch anmutet, weil diese gegen den Willen des männlichen Helden, bei Schreker noch dazu im Krüppel Alviano grotesk verzerrt, zustande kommt²⁸. Über die einzelnen Motive hinaus besteht die umfassende Wirkungsebene des Grotesken in den *Gezeichneten* darin, durch die Subversion der Wagnerschen Erlösungsmetaphysik die platonische Verbindung des Schönen mit dem Guten und Wahren gesprengt zu haben. Dass dies unter wiederholtem Verweis auf den Antiplatoniker *par excellence* Nietzsche geschieht, ist nur verständlich. Der immer wieder der Naivität bezichtigte Schreker scheint vom verstrickten Verhältnis zwischen diesem und Wagner mehr verstanden zu haben, als viele seiner intellektuelleren – von ihm durch den Inquisitor Herzog Adorno zwar unbeabsichtigt, jedoch unwiderstehlich als Vorgezeichnete unter den Gezeichneten präfigurierten – Zeitgenossen dachten. Wie die Deutung Bekkers zeigt, kommt bei der Loslösung aus der Wagnerschen Moral auf das „Weib“ eine heikle Rolle zu.

Anmerkungen

- 1 Über diese Tradition siehe Federico CELESTINI, Die Unordnung der Dinge. Das musikalische Groteske in der Wiener Moderne (1885–1914), Wiesbaden 2006 (Archiv für Musikwissenschaft – Beihefte, 56) [im Erscheinen].
- 2 Ebenda, S. 159–166.
- 3 Franz SCHREKER, Über die Entstehung meiner Opernbücher, in: Musikblätter des Anbruch 2 (1920), S. 547–549, hier S. 548.
- 4 Siehe dazu Siegfried MAUSER, Zu Franz Schmidts „Romantischer Oper Notre Dame“, in: Oper in Wien 1900–1925, hg. von Carmen Ottner, Wien 1991 (Studien zu Franz Schmidt IX), S. 1–7.
- 5 Pierluigi PETROBELLI, Verdi e il „Don Giovanni“. Osservazioni sulla scena iniziale del „Rigoletto“, in: Atti del I congresso internazionale di studi verdiani, Parma 1969, S. 232–246, wiedergedruckt in: DERS., La musica nel teatro. Saggi su Verdi e su altri compositori, Torino 1998, S. 35–47.

- 6 Siehe dazu CELESTINI, Die Unordnung der Dinge, S. 155–159.
- 7 Verdi wollte ursprünglich die Oper *La maledizione* nennen. Ausführlicher zum Grotesken im *Rigoletto* in CELESTINI, Die Unordnung der Dinge, S. 167f.
- 8 Paul BEKKER, Franz Schreker. Studie zur Kritik der modernen Oper, Berlin 1919, hier zit. nach Paul BEKKER/Franz SCHREKER, Briefwechsel: mit sämtlichen Kritiken Bekkers über Schreker, hg. von Christopher Hailey, Aachen 1994, S. 280–313.
- 9 Im Franz Schreker gewidmeten Sonderheft von Musikblätter des Anbruch (1920, Nr. 1–2) wurden einleitend Ausschnitte aus der Studie Bekkers wieder gedruckt. Kurz darauf folgten zwei weitere Monographien, die sich an Bekker anlehnten: Rudolf Stefan HOFFMANN, Franz Schreker, Leipzig–Wien–Zürich 1921; Julius KAPP, Franz Schreker. Der Mann und sein Werk, München 1921 (Zeitgenössische Komponisten 4).
- 10 Paul BEKKER, Franz Schreker „Irrelohe“, in: Musikblätter des Anbruch 6 (1924), S. 131–138. Über die Schreker-Rezeption siehe u.a. Ulrike KIENZLE, Das Trauma hinter dem Traum, Schliengen 1998, S. 32–49 und die dort angeführte Literatur.
- 11 BEKKER, Franz Schreker. Studie zur Kritik der modernen Oper, S. 288; 286. Der Wagner-Vergleich Bekkers verursachte eine anhaltende Kontroverse: „Den Enthusiasten galt Schreker als ein musikalischer Messias, den Feinden als Emporkömmling und Geschöpf einer mächtigen Presse. Bekker selbst war für den einen der Prophet einer neuen Welt, für den anderen der Lakai eines Verlages (bei dem auch Mahler und Schönberg verlegt wurden [Universal Edition]) und Führer einer dunklen jüdisch-internationalen Verschwörung“ (Christopher HAILEY, Vorwort, in: BEKKER/SCHREKER, Briefwechsel, S. 11).
- 12 BEKKER, Franz Schreker. Studie zur Kritik der modernen Oper, S. 282–285.
- 13 Ebenda, S. 289.
- 14 Ebenda, S. 289f.
- 15 Paul BEKKER, Franz Schreker: „Die Gezeichneten“ Uraufführung im Frankfurter Opernhaus am 25. April, in: Frankfurter Zeitung, 62. Jg., Nr. 115, Abendblatt von 26.4.1918, hier zit. nach BEKKER/SCHREKER, Briefwechsel, S. 335; 329.
- 16 Paul BEKKER, Das Vorspiel zu Schrekers „Gezeichneten“. Zur bevorstehenden Uraufführung des Werkes im Frankfurter Opernhaus, in: Frankfurter Zeitung 62 Jg., Nr. 114, 1. Morgenblatt von 25.4.1918, hier zitiert nach BEKKER/SCHREKER, Briefwechsel, S. 329.
- 17 Franz SCHREKER, Die Gezeichneten, Klavierauszug mit Text, UE Wien 1916, S. 269, Regieanweisung am Beginn der 15. Szene des Dritten Aktes.
- 18 Ebenda, S. 269–272.
- 19 Ebenda, S. 272.
- 20 Regie- und Partituranweisung beide in ebenda, S. 273.
- 21 BEKKER, Franz Schreker: „Die Gezeichneten“, S. 336; DERS., Franz Schreker. Studie zur Kritik der modernen Oper, S. 302; 313.
- 22 Zur Musikkritik dieser Zeit siehe u.a. Federico CELESTINI, Der Trivialitätsvorwurf an Gustav Mahler. Eine diskursanalytische Betrachtung (1889–1911), in: Archiv für Musikwissenschaft 62 (2005), S. 165–176, und die dort angeführte Literatur.

- 23 BEKKER, Franz Schreker: „Die Gezeichneten“, S. 336.
- 24 Franz Schreker an Paul Bekker, Brief vom 20. Mai 1918, in: BEKKER/SCHREKER, Briefwechsel, S. 33f. Im darauf antwortenden Brief distanziert sich Bekker von seiner Aussage über Tamare als Verkörperung des „bösen Prinzips“ und führt diese auf die Eile bei der Abfassung der Rezension zurück. Siehe Bekkers Brief an Schreker vom 29.05.1918 in ebenda, S. 36.
- 25 BEKKER, Franz Schreker. Studie zur Kritik der modernen Oper, S. 297f.; 302.
- 26 Ganz der Weiningerschen Linie entlang bewegt sich über fünfzig Jahre später Peter P. Pachl, wenn er anlässlich der Frankfurter Inszenierung der *Gezeichneten* in der Spielzeit 1978–1979 für das Programmheft schreibt: „Doch allein die Angst, die sie in ihrer Kunst kompensiert – sie malt Seelen, gequälte Herzen – ruft das psychosomatische Leiden hervor. Für Carlotta ist die Kunst ein Müsen, das notwendige Surrogat des Orgasmus“. (Peter P. PACHL, Paradigma und Beispiellooses in Schrekers „Gezeichneten“, in: Die Gezeichneten. Oper Frankfurt. Programmheft der Spielzeit 1978/79, hg. von der Direktion Oper Frankfurt, Frankfurt a.M. 1979, S. 186).
- 27 Siehe dazu Wolfgang MARGGRAF, Die heilige Elisabeth bei Richard Wagner und Franz List, in: „... der Welt noch den Tannhäuser schuldig“. Richard Wagner: Tannhäuser und der Sängerkrieg auf der Wartburg, hg. von Irene Erfen in Zusammenarbeit mit der Wartburg-Stiftung Eisenach, Regensburg 1999 (Wartburg-Jahrbuch, Sonderband 1977), S. 74–81, insbesondere S. 74–78.
- 28 Bekker schreibt an Schreker in einem Brief vom 29.05.1918: „Daß Carlotta Tamare erliegt, begreife ich. Was ich nicht begreifen kann, ist, daß ihre Liebe zu Tamare über den Rausch des Augenblicks hinaus anhält und sie Alviano von sich stößt.“ (BEKKER/SCHREKER, Briefwechsel, S. 37).

„Schon bekannt die Lazzo“. Die Textsorte
„Szenar“ als dialektisches Medium kollektiver
Erinnerung und der Prozess der „Zerspielung“.
Fallbeispiel *Passalisco* (Kolin 1760)

Otto G. Schindler (Wien)

Im Juli 1728 richtet der böhmische Aristokrat Franz Anton Reichsgraf von Sporck an seinen Breslauer Korrespondenten ein Schreiben, worin er sich verbittert darüber beklagt, dass seine Freigebigkeit und Gastfreundschaft statt Anerkennung und Zuneigung „nichts als Neid und Missgunst erwecket“. Auf dem Theater, das er in seinem an der ostböhmischen Elbe gelegenen Heilbad Kukul (Kuk) errichtet hatte, sei unlängst – führt Sporck weiter aus – ein Bühnenstück vom „undanckbarn Basilisco“ vorgestellt worden, und das darin exemplifizierte Los des „armen leicht-glaubigen und in der Schuel der verkehrten Welt ganz ungeprüften Hanswurst“ habe haargenau seinem eigenen Schicksal entsprochen. Der Ausgang des Stückes habe aber gezeigt, dass „letzlich die Tugend, Warheit und Aufrichtigkeit das Laster besieget, die Lüge vereitelt und die Falschheit beschämet“. Diese lehrhafte Wirkung des Theaters sei auch der Grund dafür gewesen, dass er zur „Unterweis- und Auspolirung des unwissenden Pöfels die Unkosten auf die Comoedien anwende, und denenselben auch selbst gern beÿwohne“.¹

Dieses Bekenntnis des böhmischen Grafen ist umso bemerkenswerter, als der österreichische Nationalökonom und Theaterreformer Joseph von Sonnenfels 40 Jahre später eine Wiener Fassung des Stückes, die seit 1738 am Theater am Kärntnertor unter dem Titel *Basilisco di Bernagasso oder Undanck ist der Welt ihr Danck* aufgeführt wurde, in seinen *Briefen über die wienerische Schaubühne* jenem „Wust“ von Repertoirestücken zuweist, der einen aufklärten Theaterbesucher schon „von ferne anstinkt“.²

Ob diese diametral entgegengesetzten Beurteilungen des Stückes objektive oder subjektive Ursachen haben, ist schwer zu entscheiden. Wir kennen zwar den Spieltext des Wiener Kärntnertortheaters, der als Bühnenmanuskript in einer Sammelhandschrift der Österreichischen Nationalbibliothek überliefert ist,³ nicht jedoch die Version, die am Sporck'schen Theater in Kukul aufgeführt wurde. Da der Wiener Text eine Szene in der „Narregasse“ enthält,

deren groteske Überzeichnung psychischer und physischer Deformationen dem engagierten Humanisten Sonnenfels (ihm ist bekanntlich auch die Abschaffung der Tortur zu verdanken) als Verhöhnung der Geisteskranken erscheinen musste, ist sein vernichtendes Urteil offensichtlich auf diese Szene zurückzuführen.⁴ Ob sie bereits in Kukul gespielt wurde, ist leider nicht überliefert.

Hingegen wissen wir von einem weiteren, in Böhmen entstandenen *Basilisco*-Text, dass er die inkriminierende Narrenszene mit Sicherheit nicht enthielt. Es handelt sich um das Bühnenmanuskript *Passalisco*, das im Jahr 1760, 32 Jahre nach der Aufführung in Kukul (und drei Jahre nach der bekannten Schlacht gegen die Preußen) in dem rund 100 km elbeabwärts gelegenen mittelböhmischen Kolin verfertigt wurde. Im Unterschied zur Wiener Fassung von 1738, die als ausgeschriebener Bühnentext überliefert ist, handelt es sich bei diesem Text um ein eher flüchtig notiertes Szenar, das der aus Wien gebürtige Schauspieler Carl Richter, damals Mitglied der „Olmützer Schauspielergesellschaft“ des Joseph Franz von Hadwich, am 23. April 1760 niedergeschrieben hat und das sich heute ebenfalls in der Österreichischen Nationalbibliothek befindet.⁵ Diesem Szenar wollen wir im Folgenden unser Augenmerk zuwenden und es dahingehend befragen, welche Informationen es – trotz seines fragmentarischen Charakters – zur Rezeptionsgeschichte des Stückes bereithält.

Ein „Szenar“ (ital. ‚scenario‘, ‚soggetto‘, ‚canovaccio‘) ist eine schriftlich fixierte schematische Inhaltsangabe eines im Regelfall „aus dem Stegreif“ gespielten, also weitgehend improvisierten Bühnenstückes. Es ist meist nach Akten und Szenen gegliedert, verzeichnet die Abfolge der einzelnen Auftritte und Abgänge der *Dramatis personae*, die Handlungsorte und die benötigten Requisiten.⁶ Es sind Szenare hauptsächlich von der *Commedia dell'arte* überliefert, zu deren „maniera“ in erster Linie die Improvisationskunst sowie – diese erst ermöglichend und fördernd – die Verwendung der stehenden Rollentypen, der „Masken“, gehörte.⁷ Auch von ihren französischen und deutschen Ablegern, der *Comédie italienne* und der Stegreifburleske, sind Szenare erhalten.⁸

Die – im Vergleich zu „ausgeschriebenen“ Bühnentexten – naturgemäß sehr eingeschränkte interpretative Eignung eines Szenars wird in der Theater- und Literaturgeschichte immer wieder beklagt. Die zentrale Frage lautet dabei, ob die durch den „Kanevas“-Charakter, also die grobmaschige Struktur der Szenare hinterlassenen „Leerstellen“ durch die Darsteller in freier Improvisation gefüllt werden sollten oder ob damit die individuelle oder kollektive Erinnerungsfähigkeit des Darstellers bzw. des Ensembles aufgerufen wur-

den, diese Leerstellen mit den im individuellen oder kollektiven Gedächtnis gespeicherten Handlungselementen zu besetzen, ob dem Szenar also, um es anders auszudrücken, innerhalb der Aufführungsgeschichte eines Stückes eine „innovative“ oder „konservative“ Rolle zugeordnet war.

Wesentlich dabei ist die Frage nach der genauen Funktion des Textes, der sich uns aufgrund seiner „konzentrierten“ Form auf den ersten Blick als „Szenar“ präsentiert. In der Praxis treten nämlich formal sehr ähnlich strukturierte Texte in unterschiedlichen Funktionen auf. Häufig begegnen z.B. Argumente, Synopsen oder ähnliche Kurzfassungen, die besonders bei fremdsprachigen Texten den Inhalt des Stückes zusammenfassen. Während diese Kurzfassungen aber für das Publikum gedacht sind, ist das Szenar zum Gebrauch durch den Schauspieler bzw. durch das Schauspielerkollektiv, die Truppe, das Ensemble oder deren Leiter bestimmt. Es ist charakteristisch für die unterschiedliche Funktion dieser Texte, dass z.B. bei Kurzfassungen für das Publikum in erster Linie die inhaltliche Seite des Stückes behandelt wird, während Fragen der Darstellung, die performative Komponente der Aufführung, nur zweitrangig sind.

Dass – mit Ausnahme von Bonicellis *La prodigalità d'Arlichino* von 1693 und der Wiener Handschrift von 1738 – die von *Basilisco* erhaltenen Texte durchwegs als Szenare, Rollenhefte, Argumente oder ähnliche Kurzfassungen überliefert sind, ist natürlich für die Interpretation der einzelnen Varianten bzw. ihres intertextuellen Zusammenhangs nicht ohne Folgen geblieben. Dass Domenico Biancolellis *Basilisco* des Pariser Théâtre Italien als Rollenheft konzipiert war, das seine eigene Rolle, den Arlequin, in den Vordergrund rückte, hatte beispielsweise zur Folge, dass wegen der sich daraus ergebenden Fragmentierung und Umgewichtung des tatsächlichen Handlungsverlaufes diese Fassung von der späteren Forschung mit Molières *Tartuffe* in Beziehung gesetzt werden konnte und diese vermeinte Nähe zu dem berühmten Drama der Weltliteratur das italo-französische Forschungsinteresse bis heute bestimmte.⁹

Das tatsächliche Ausmaß der Improvisation, besonders bei dem deutschsprachigen Abkömmling der Commedia dell'arte, der deutschen Stegreifburleske, ist umstritten, zumal mehrere Stücke als ausgeschriebene Texte überliefert sind. Doch wenn 1725 in Prag die Ensemblemitglieder des bekannten Pantalone-Darstellers Johann Leinhaas, eines gebürtigen Venezianers, ihrem Prinzipal vorwerfen, er sei „alß ein Italienischer Comoediant unßerer teutschen Agirungsarth nicht kundig“, ¹⁰ wird dies wohl so ausgelegt werden müssen, dass diese „deutsche Agierungsart“ vornehmlich in der Darstellung eingelernter, fertiger Texte bestanden hat, worin der auf die italienische Spielweise

eingeschworene Leinhaas anscheinend ungeübt war und statt dessen auf einer weitgehend improvisierten und flexiblen adhoc-Darstellung insistierte.

Bei den italienischen Comici dell'arte war das Spiel „all'improvviso“ jedenfalls die vorherrschende Darstellungsform, und es erhielten sich auch zahlreiche Szenare, die meist in umfangreichen Sammelhandschriften („zibaldone“) zusammengefasst und teils als solche, teils als Einzelausgaben vielfach bereits publiziert wurden.¹¹

Die Text- und Aufführungsgeschichte des *Basilisco* ist gleichfalls fast ausschließlich in Form von Szenaren oder anderen „konzentrierten“ bzw. „fragmentierten“ Texten sowie als Aufführungsbelege überliefert. Deren räumliche Erstreckung reicht von Neapel bis London und von Paris bis St. Petersburg, und wir besitzen Zeugnisse in italienischer, französischer, englischer, deutscher und russischer Sprache. Vito Pandolfi hat als erster die erhaltenen Texte zusammengestellt, wobei er allerdings die reiche Bühnentradition, die das Stück gerade im deutschen Sprachraum durchläuft, zur Gänze unerwähnt lässt.¹² Meine 1990 geäußerte Absicht, das Kölner *Basilisco*-Szenar zusammen mit anderen Texten des Stücks zu publizieren,¹³ wurde von Francesco Cotticelli aufgegriffen und mit unserer gemeinsamen *Basilisco*-Edition in die Tat umgesetzt.¹⁴ Zwei weitere indessen bekannt gewordene Texte – darunter die einzige „literarisierte“ gedruckte Version, Giovanni Bonicellis *La prodigalità d'Arlecchino* von 1693 – sind kürzlich gleichfalls in Neuausgaben veröffentlicht worden.¹⁵

Die Kernhandlung von *Basilisco di Bernagasso* ist in allen überlieferten Fassungen im Wesentlichen dieselbe. Als Vorgeschichte dient das viel strapazierte Motiv des auf abenteuerliche Weise getrennten Liebespaares, das sich unverhofft wiederbegegnet und dessen Rache für die vermeinte Untreue des Partners die entscheidenden Handlungsimpulse liefert. Im Zentrum steht ein leichtgläubiger Kaufmann, der in italienischen Texten von Policinella oder Arlecchino, im Französischen von Arlequin, im Deutschen von Hanswurst und in der nächsten Generation dann von Kasperl – also den jeweiligen komischen Protagonisten – dargestellt wird. Er hat die verlassene und sich hinter einem falschen Namen verbergende Innamorata als Haushälterin angestellt und nimmt als nächstes auch einen Bettler, der sich den Respekt einflößenden Namen „Basilisco di Bernagasso“ zugelegt hat, im Französischen auch „Dragon de Moscovie“ (d.i. wohl „Dragoner“, nicht „Drache von Moskowien“) genannt wird, in seine Dienste. Basilisco, hinter dem sich natürlich der vermeintlich hintergangene Innamorato verbirgt, neigt zu gefährlichen Tobsuchtsanfällen, die der Kaufmann dazu ausnützen will, um

einen lästigen Nebenbuhler loszuwerden. Da sich Basilisco in dieser Rolle glänzend bewährt, will ihm der Kaufmann in übertriebener Dankbarkeit sein gesamtes Hab und Gut als Schenkung vermachen. Als der Vertrag unterzeichnet ist, zeigt Basilisco sein wahres Gesicht und setzt seinen Wohltäter mitsamt der Haushälterin mittellos auf die Straße. Nach vergeblichen Versuchen, zwei Notare für seinen Fall zu gewinnen, bemüht sich der Kaufmann gemeinsam mit der Haushälterin, durch allerlei List und Verstellung seine Habe zurückzuerhalten. Doch erst durch den Einsatz zauberischer Mittel kann Basilisco überwältigt werden. Meist sorgen noch weitere Liebespaare, die Alten sowie deren Bediente für zusätzliche Verwirrungen, die in den einzelnen Fassungen die Haupthandlung in vielfältiger Weise und in wechselnder Zusammensetzung durchkreuzen, sich dann aber allesamt im obligaten Hochzeitmachen auflösen.

Über die Aufführungsgeschichte des *Basilisco* im deutschsprachigen Raum habe ich bereits an anderen Stellen berichtet.¹⁶ Seit seiner ersten (noch italienischen) Aufführung vor dem Kaiserhof (1692) erfreute er sich besonders in Wien großer Beliebtheit; als *Kasperl, der Hausherr in der Narrengasse* stand er hier am Vorstadttheater noch im Biedermeier auf dem Spielplan und hat z.B. allein am Theater in der Leopoldstadt bis 1816 78 Vorstellungen erlebt.¹⁷

Obwohl die zur Wiener Aufführung von 1692 erschienenen Drucke für das Publikum gedacht waren und keine eigentlichen „Szenare“ darstellen, sind sie dennoch in die Hände der Theatertruppen gelangt und konnten auf diese Weise als Traditionsträger fungieren. Die „Tirata“ des Stückes, deren Druck sich in der Schlossbibliothek von Radenín unweit von Tabór erhalten hat,¹⁸ besteht aus zwei Teilen, der eigentlichen, als Kettenreim gestalteten „Tirade des Stolperers“ und einem auch als Kinderreim überlieferten „Tiergespräch“. Beide sind in deutscher Sprache abgefasst und – jedenfalls, was das in deutschen Reimen geschriebene „Tiergespräch“ anlangt – inmitten der sonst italienischen Aufführung wohl auch in Deutsch vorgeführt worden. Derartige „Tiraden“ gehörten zu den rhetorischen Glanznummern der Commedia dell’arte. Sie waren in aller Regel dem Dottore zugeteilt und sollten durch ihre mit Wortfülle und Wortgewalt gepaarte Inhaltsleere das Phrasenhafte des gelehrten Fachjargons karikieren. Mit ihren „einfachen Formen“ sowie dem Einsatz von Paronomasie, Wortreihen, Schwellformen oder ähnlichen rhetorischen Figuren repräsentieren diese Tiraden zugleich in exemplarischer Weise die mnemotechnischen Mechanismen der oralen Literatur.¹⁹

Ihrem Druck ist es wohl auch zu danken, dass die Tirade von 1692 in die Wiener *Basilisco*-Fassung von 1738 gelangte oder z.B. im Jahr 1767 am Stadt-

theater von Ulm in einem ganz anderen Stück (dem *Totenreich*, einer weitverbreiteten, auch von der Neuberin gespielten Burleske) verwendet wurde. 1738 in Wien – und dies ist ebenfalls schon bei der Neuberin vorgebildet – findet sich die Tirade aber in einem völlig geänderten szenischen Umfeld: Wird sie in den älteren Versionen durchwegs den Dottori (in unserem Fall den Notaren) in den Mund gelegt, findet sie sich nunmehr den geisteskranken Bewohnern der „Narrengasse“ zugeteilt – an die Stelle des Gelehrten, der als Narr vorgeführt wird, tritt der Narr, der sich als Gelehrter ausgibt. Der blühende Unsinn, den sie dabei verzapfen, ist in beiden Fällen derselbe, nur die Perspektive der einstigen Gelehrtensatire hat sich deutlich verschoben. Das „Tiergespräch“ ist in weiterer Folge u.a. von dem bekannten Wiener Biedermeier-Harfenisten Leopold Bürger oder dem Nestroykomponisten Adolf Müller sen. bearbeitet worden und findet sich noch heute in Liederabenden von Elfriede Ott oder (sogar am Wiener Burgtheater) in Weihnachtsvorstellungen von „Enrico“, einem bekannten Kinder- und Fernseh-Clown.²⁰

Während zu den *Basilisco*-Aufführungen der Wandertruppen in Deutschland nur Theaterzettel erhalten sind,²¹ ist von der „Olmützer Schauspielergesellschaft“ des Joseph Franz von Hadwich das bereits erwähnte Szenar überliefert.²² Da darin lediglich fünf Personen namentlich angeführt werden, dürfte Hadwich in Kolin nur ein kleines Ensemble besessen haben. Neben Hanswurst, der wieder die Rolle des Arlecchino übernimmt und den leichtgläubigen Kaufmann spielt, wird in den ersten Szenen das zentrale Liebespaar vorgeführt: Colombina unter dem „verstellten Namen Sophia“, sowie Cintio, der sich als „Passalisco“ ausgibt. Aus dessen Auftrittsszene (I/7), worin er auf unorthodoxe Weise um Almosen bettelt und die in allen Fassungen mit nur geringfügigen Abweichungen wiederkehrt, wird deren zentrale Szene im Kolinischen Szenar durch ein eigenes Notabene: „NB. hier kombt das mit dem beitel“, angekündigt: Hanswurst gibt dem Bettler, nachdem er ihm immer höhere Summen geboten hatte, schließlich seinen ganzen Geldbeutel, wofür er dann gehörig gescholten („ausgemacht“) wird. Warum, wird nicht näher begründet; wir wissen aus anderen Texten, dass Basilisco behauptet, das viele Geld hätte für einen ausgehungerten Bettler den sicheren Tod bedeutet. Der von soviel weiser Einsicht geblendete Hanswurst nimmt Passalisco in seine Dienste; dessen „Bruder Todtschlag“ verweist auf den als „Hierôme“ hypostasierten Prügel der italo-französischen Texte.

Nur schwer verständlich ist der daran anschließende Vermerk „wegen Siribiri bi“. Aus einer zweiten Verwendung nach der Prügelszene in II/3 („*Passalisco* über Hanß Wurst her, so lange bis er Siribiri bj macht“) ist zu erkennen,

dass es sich um jenes Hilfsmittel handelt, womit Passaliscos Wutausbrüche und seine Verstocktheit zu besänftigen sind. In II/2 finden wir einen weiteren Hinweis: „NB. hier ist die lazo mit kleÿdt ansingen“. Passalisco hat von Hanswurst als Zeichen seiner Standeserhöhung ein „schönes kleÿd“ erhalten, das er, als sich Colombina darüber mokiert, beleidigt zurückgibt. Durch Singen kann er dazu gebracht werden, das Kleid wieder anzuziehen (im französischen *Arlequin prodigue* heißt es, Tienette „chante & danse devant lui“).²³ „Siribiribi“ steht also augenscheinlich für einen Lied-Refrain (man ist versucht, an das bekannte italienische Volkslied zu denken).

Nach der Wiedererkennungs- und Beschimpfungsszene („rabiath Scen“, I/8) findet sich nun jener Hinweis, der die „bewahrende“, „konservative“ Tendenz des Szenars deutlich erkennen lässt (I/9): Hanswurst hört den Tumult und fragt nach der Ursache des Streites. Um die Wahrheit nicht verraten zu müssen, werden verschiedene Arbeitsverweigerungen (kein Wasser holen, kein Holz tragen usw.) als Ursache vorgetäuscht; nach langem Hin und Her erklärt sich der Dienstherr schließlich bereit, die jeweiligen Arbeiten selbst zu verrichten. Die Schlusspointe ist skatologischer Art: Als die Bedienten sich weigern, den Nachtopf zu leeren, macht Hanswurst den Vorschlag, dieses Geschäft zu dritt zu besorgen, vorerst aber abzuwarten, bis dem Topf eine dritte Handhabe zuwächst. Im Szenar findet sich nach einer kurzen Andeutung der Szene das Notabene: „NB. schon bekant die Lazo“, was auf eine weitgehend gefestigte Spieltradition hinweist.

Auch in Passaliscos zentraler Bewährungs- und Prügelszene (II/7) wird mit einer genauen Kenntnis der einschlägigen Lazzi gerechnet. Bereitgestellt wird vom Szenar lediglich die dreimalige Abweisung des gewalttätigen Brautwerbers Leander durch Hanswurst (mit der kryptischen Angabe: „wegen dankbahr, gedultig, Patientia“), sowie die dreimalige Wiederholung dieser Abweisung durch Passalisco, der schließlich „seine Galle steigen lässt“ und Leander mitsamt seinen Bravi „hinaus prügelt“. Erst aus den älteren Texten erfahren wir, dass diese komischen Retardierungseffekte von mehreren, meist wortlosen Aktionen (Tabakschnupfen, Flötespielen usw.) begleitet werden, die dann auch die komische Wirkung ihrer dreimaligen Wiederholung und zusätzlichen Verdoppelung nachvollziehbar machen.

Aufschlussreich und rätselhaft zugleich ist aber der Schluss dieses Aktes: Dass Hanswurst „sich ein Advocaten aufnehmen“ will (II/8), macht einerseits klar, dass unsere Fassung statt der Narrengasse die Szene mit den Dottori aufweist, also der ursprünglichen Spieltradition angehört. Auf der anderen Seite wird durch den Zusatz „NB. hier folgen die intrompomento“ zusätzlich

zu grammatikalischen Problemen, die schon bei der Flexion von „Lazzo“ ins Auge fielen, noch eine semantische Hürde errichtet: Ein „intrompimento“ – obwohl es offensichtlich aus dem Italienischen stammt (‘interrompimento’, die Unterbrechung, z.B. einer Rede)²⁴ – ist in italienischen Bühnentexten bisher noch nirgends begegnet. Dafür taucht der Begriff in deutschen Theater-texten mehrmals als Fachterminus auf, wobei in einem Druck zu der schon erwähnten Ulmer Aufführung von 1767 damit genau jene „Tirade des Stolpe-rers“ gemeint war, die auch bei den Wiener *Basilisco*-Versionen von 1692 und 1738 in Verwendung stand.²⁵

Zusammenfassend lässt sich zu dem Koller Szenar also sagen, dass sein Schrei-ber eindeutig mit der Kenntnis des aus älteren Fassungen geläufigen Hand-lungsverlaufs und einzelner Handlungselemente gerechnet hat, er sich dabei auf das kollektive Gedächtnis der Schauspieler und ihre mnemotechnischen Routinen verließ und das Anliegen seiner Niederschrift somit – auch in ih-ren „Leerstellen“ – ein „konservierendes“ war.

In der Bühnenpraxis erweist sich dieses Verfahren freilich als ein dialekti-sches: Da das „Theatergedächtnis“ auch andere Stücke sowie eine Fülle ein-zelner Motive und Lazzi umfasste, wozu noch der natürliche Wunsch nach Variabilität und Erneuerung trat, hatte dieser Rekurs auf die kollektive Erin-nerung und ihre mnemotechnischen Mechanismen auch einen gegenläufi-gen Effekt zur Folge. Dieser bewirkte, dass im Laufe der Aufführungsgeschichte eines improvisierten Stückes einzelne Figuren und Handlungselemente, ja selbst größere und geschlossene Handlungskomplexe je nach Bedarf eingefügt oder weggelassen und nahezu beliebig untereinander ausgetauscht wurden.

Diese beliebige Austauschbarkeit, das Unspezifische und Ubiquitäre, hat aber auf Dauer das unvermeidliche Problem der allmählichen Erschöpfung – des Repertoires wie auch des (anspruchsvolleren) Publikums – nicht aufhal-ten können. Auf der Repertoire-Seite hat der fortschreitende Prozess der „Zerspielung“ wohl auch zu einer immer stärkeren Trivialisierung geführt. Dass der *Basilisco* zuletzt – und Teile daraus sogar noch heute (auch eine kürzliche Aufführung in Kulus ist dafür ein charakteristisches Beispiel²⁶) – sich im Kindertheater wiederfindet, ist eine Folge dieses Prozesses und geht konform mit jener Entwicklung, die auch andere Elemente des populären Theaters im Zuge seiner Trivialisierung genommen haben: Auch Pulcinella, Hanswurst oder Kasperl, einst die gefeierten Protagonisten des Lachtheaters der Erwachsenen, sind heute in der Hauptsache nur mehr im Kinder- bzw. Puppentheater zu finden.

Anmerkungen

- 1 Heinrich BENEDIKT, Franz Anton Graf von Sporck (1662–1738). Zur Kultur der Barockzeit in Böhmen, Wien 1923, S. 139f.; Francesco COTTICELLI, Otto G. SCHINDLER, Per la storia della Commedia dell'Arte: *Il Basilisco del Bernagasso*, in: Franco Carmelo GRECO (Hg.), I percorsi della scena. Cultura e comunicazione del teatro nell'Europa del Settecento, Neapel 2001, S. 13–342, hier S. 95–99; Otto G. SCHINDLER, „Der Pasalisk de Parnagasso“. Ein Beitrag zur Rezeption der Commedia dell'arte in Böhmen, in: *Miscellanea theatralia*. Sborník Adolfu Scherlovi k osmdesátinám [Miscellanea theatralia. Festschrift für Adolf Scherl zum achtzigsten Geburtstag], ed. Eva ŠORMOVÁ, Michaela KUKLOVÁ, Prag 2005, S. 100–119. – Über Sporck als Theatermäzen vgl. auch Adolf SCHERL, Berufstheater in Prag 1680–1739, Wien 1999 (Theatergeschichte Österreichs 10, 5), S. 244 (Register).
- 2 Joseph von SONNENFELS, Briefe über die wienersische Schaubühne, hg. von Hilde Haider-Pregler, Graz 1988, S. 30.
- 3 Cod. 13.193, fol. 114r–137v. Vgl. Alexander von WEILEN, Geschichte des Wiener Theaterwesens von den ältesten Zeiten bis zu den Anfängen der Hoftheater, Wien 1899, S. 152; COTTICELLI, SCHINDLER, Per la storia, S. 69–84. Textabdruck: Ebenda, S. 236–285; Alfred NOE (Hg.), Spieltexte der Wanderbühne 5, 2, Berlin–New York 1999, S. 1173–1221.
- 4 Über die Genese dieser Narrenszene habe ich ausführlicher an anderen Stellen berichtet: Otto G. SCHINDLER, Hanswurst und „Der gelehrte Stolperer“. Zur Narrenszene des Wiener *Basilisco* von 1738, in: *Maske und Kothurn*, 43, 1–2 (1999), S. 9–27; DERS., Das Reich der Toten, der Lederhändler von Bergamo und der Philosoph in der Narrengasse: Commedia dell'arte bei der Neuberin, in: Bärbel RUDIN, Marion SCHULZ (Hg.), Vernunft und Sinnlichkeit. Beiträge zur Theaterpoche der Neuberin, Reichenbach i.V. 1999, S. 37–95, hier S. 64–76.
- 5 Cod. 13.611; Otto G. SCHINDLER, Theatergeschichte von Baden bei Wien im 18. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung der „Badner Truppe“ und ihres Repertoires 1–2, phil. Diss. Univ. Wien 1971, 1, S. 147–153; 2, S. 164–170 (Text). Textabdruck: COTTICELLI, SCHINDLER, Per la storia, S. 286–293; SCHINDLER, Der Pasalisk, S. 109–113. – Carl Richter (ca. 1735–1811) ist bald nach seiner Koliner Tätigkeit zur „Badner Truppe“ des Johann Schulz übertreten und wirkte hier bzw. an dem von ihr gegründeten Theater in der Leopoldstadt bis zu seinem Tod als Schauspieler. Von ihm ist aus den 1760er Jahren noch ca. ein Dutzend weiterer Szenare überliefert, die wohl größtenteils zur Badner Truppe gehören und alle aus der Sammlung Castelli in die heutige Nationalbibliothek gelangten. Vgl. Otto G. SCHINDLER (Hg.), Stegreifburlesken der Wanderbühne: Szenare der Schulz–Menningerschen Schauspielertruppe, nach Handschriften der Österreichischen Nationalbibliothek, St. Ingbert 1990, passim; COTTICELLI, SCHINDLER, Per la storia, S. 108–111. – Richters Koliner Prinzipal Joseph Franz von Hadwich war Bürger von Olmütz, wo er erstmals 1721 als Marionettenspieler begegnet. In den 1730er Jahren finden

- wir ihn in Schlesien, Sachsen und Böhmen, sodann hauptsächlich in Österreich. 1761 hören wir von ihm das letzte Mal aus Olmütz; ebenda, S. 108f.
- 6 Vgl. Andrea PERRUCCI, *Dell'arte rappresentativa premeditata ed all'improvviso*, hg. von Anton Giulio Bragaglia, Florenz 1961, S. 256–271.
 - 7 Stellvertretend für die reiche Forschungsliteratur zur *Commedia dell'arte* nenne ich hier nur Robert HENKE, *Performance and Literature in the Commedia dell'arte*, Cambridge 2002; als bibliographische Übersicht Thomas F. HECK, *Commedia dell'Arte: A Guide to the Primary and Secondary Literature*, Repr., Lincoln, NE, 2000.
 - 8 Walter HINCK, *Das deutsche Lustspiel des 17. und 18. Jahrhunderts und die italienische Komödie. Commedia dell'arte und Théâtre Italien*, Stuttgart 1965, S. 60–89; Günther HANSEN, *Formen der Commedia dell'Arte in Deutschland*, hg. von Helmut G. Asper, Emsdetten 1984, passim.
 - 9 Stefania SPADA, *Domenico Biancolelli ou l'art d'improviser*, Neapel 1969, S. 24–28, 527–536; Delia GAMBELLI, *Arlecchino a Parigi 3: Lo scenario di Domenico Biancolelli I*, Rom 1997, S. 24–26, 133–144; Claude BOURQUI, *Les sources de Molière*, Paris 1999, S. 254–256.
 - 10 Oscar TEUBER, *Geschichte des Prager Theaters I*, Prag 1883, S. 109f.; Bärbel RUDIN, *Venedig im Norden oder: Harlekin und die Buffonisten*, Reichenbach i.V. 2000, S. 56.
 - 11 HECK, *Commedia dell'Arte*, S. 332–356.
 - 12 Vito PANDOLFI (Hg.), *La Commedia dell'Arte: Storia e testo I–6*, Florenz 1957–61, Nachdr. 1988, 5, S. 298, 347, 369.
 - 13 SCHINDLER (Hg.), *Stegreifburlesken*, S. 20.
 - 14 COTTICELLI, SCHINDLER, *Per la storia*.
 - 15 Francesco COTTICELLI, *La tradizione del Basilisco e La prodigalità di Arlichino di Giovanni Bonicelli*, in: *Maske und Kothurn*, 50, 3 (2004 [2005]), S. 65–135; SCHINDLER, *Der Pasalisk*, S. 108–109 (Wiederabdruck des französischen Szenars von *Arlichino Mercante prodigo, Arlequin Marchand prodigue*).
 - 16 Otto G. SCHINDLER, „Mio compadre Imperatore“: *Comici dell'arte an den Höfen der Habsburger*, in: *Maske und Kothurn*, 38, 2–4 (1997), S. 25–154, hier S. 81–88, 96–99, 103–122; COTTICELLI, SCHINDLER, *Per la storia*, S. 39–134, 141–174, 210–342; Otto G. SCHINDLER, *Commedia dell'arte as Children's Theatre: The Landlord in the Fool's Street*, 1828 at Sopron, in: *kakanien revisited*, 30.07.2003, Fallstudien, <http://www.kakanien.ac.at/beitr/fallstudie/OSchindler1.pdf> [8.7.2005]; DERS., „Der gelehrte Stolperer“ und „Das Tiergespräch“: *Vom Commedia-dell'arte-Lazzo zum Biedermeierlied*, in: *Nestroyana*, 24 (2004), S. 127–133; DERS., *Der Pasalisk*, passim.
 - 17 Franz HADAMOWSKY, *Das Theater in der Wiener Leopoldstadt 1781–1860*, Wien 1934, S. 181; COTTICELLI, SCHINDLER, *Per la storia*, S. 56–84, 92–95, 114–127.
 - 18 Tirata aus der *Comœdie* genannt *Basilisco* di Bernagasso, o.O., o.J. [Wien 1692]. Vgl. Pravoslav KNEIDL, *Teatralia zámecké knihovny z Radenína* [Theatralia aus der Schlossbibliothek zu Radenín], 1–3, Prag 1962–69, Nr. 490; SCHINDLER, *Mio compadre*, S. 96–99, 112–122.
 - 19 Vgl. die Beispiele bei PERRUCCI, *Dell'arte rappresentativa*, S. 198–209; dazu

bes. PANDOLFI, *Commedia dell'arte*, 4, passim. Zur Tirade, insbes. der „Tirade des Stolperers“, vgl. auch A. K. DSHIWELEGOW [Dživelegov], *Commedia dell'Arte, die italienische Volkskomödie*, Berlin 1958, S. 140f.; Giacomo OREGLIA, *The Commedia dell'Arte*, London 1968, S. 87–89; HENKE, *Performance*, S. 34f.

20 Wie oben, Anm. 16.

21 COTTICELLI, SCHINDLER, *Per la storia*, S. 99–108, 327–334.

22 Textabdruck siehe oben, Anm. 5.

23 SCHINDLER, *Der Pasalisk*, S. 109.

24 Salvatore BATTAGLIA, *Grande dizionario della lingua italiana* 8, Turin 1973, S. 267–269.

25 *Interrompiment*, genannt: *Der Stolperer*, o.O. [Ulm?] 1767. Einblattdruck, Stadtbibliothek Ulm, 17382–17387, Bl. 118f.; vgl. SCHINDLER, „Der gelehrte Stolperer“, S. 12.

26 *Theatrum Kuks* 2004, <http://www.theatrum.zde.cz> [7.3.2005]; SCHINDLER, *Der Pasalisk*, S. 100.

Libussa und Brandenburger

Jaroslav Strítecký (Brünn/Brno)

Der Modernisierungsprozess begann im zentraleuropäischen Bereich der Habsburgermonarchie bekanntlich relativ früh von oben verordnet zu wirken, geriet aber durch ungünstige Umstände vorübergehend fast zum Stillstand. Der synchrone Modernisierungsweg hat sich dadurch in einen komplizierteren asynchronen geändert. Bei den Tschechen – nicht unähnlich den Deutschen – nahm dieser Prozess die Gestalt der nationalen „Wiedergeburt“ an, in dem die freie Gesellschaft zuerst als Kultur-, Sprach- und Schicksalsgenossenschaft verstanden wurde.¹

In nicht geringem Ausmaß knüpft Bedřich Smetana (1824–1884) an seine hervorragenden Vorgänger böhmischer Herkunft an²: Alles wollte er modern und auf höchstem Niveau haben! Das Kulturleben in Prag stand im Vormärz im Zeichen der „norddeutschen Romantik“. Eduard Hanslick beschreibt in seinen Memoiren die damalige Prager Opposition gegen Wien.³ Die *Neue Zeitschrift für Musik* gehörte zur Pflichtlektüre der Prager intellektuellen Jugend der Generation von Smetana und Hanslick. Der Unwillen dem Metternich-Régime gegenüber nahm in Prag Gestalt einer ausgeprägt ästhetischen Orientierung an. Auch in Wien wurde jedwedes politisches Diskutieren durch Debatten über die Geschmacksfragen ersetzt, sie betrafen jedoch nicht die Zukunftsmusik, sondern nur Koloratur, mokierte sich Hanslick. Dadurch erklärt sich, warum die Opernprobleme in Prag so ernst genommen wurden. Es ging nicht nur um Wagnerianismus wie sonst wo, es ging nicht nur um die tschechische Nationaloper, wie bei anderen Kulturnationalismen auch, sondern um einen interessanten Schnittpunkt von beiden Phänomenen.

Wagner wurde in Prag nicht nur gespielt, sondern auch fleißig gelesen. Dank dem Sprachutraquismus war dort beides in vollem Umfang möglich. Die Wagnerschen Schriften lieferten auch den damaligen Tschechen ihr argumentatives Rüstzeug. Otakar Hostinský war wie manche seiner deutschen Kollegen der Meinung, dass Richard Wagner durch seine ästhetischen Schrif-

ten zum großen Opernreformer geworden wäre, auch wenn er kein Opernwerk geschaffen hätte⁴. So ist auch in den tschechischen Diskussionen über den Wagnerianismus zwischen der Hörerfahrung mit der Wagnerschen Musik und der durch das Gelesene vermittelten Wagnerkenntnis zu unterscheiden. Aus den Differenzen zwischen beidem ergab sich der eigentliche Inhalt, der im tschechischen Kulturbewusstsein als „Kampf um Smetana“ bekannt geworden ist.

Der Streit betraf bei weitem nicht nur Smetana allein. Die beiden Positionen wurden folgendermaßen abgegrenzt: betraut man mit der Darstellung der tieferen Gefühlsregungen das Orchester, so handelt es sich um den Wagnerianismus, denn sonst bleibe diese edle Aufgabe der Ausdruckskraft der menschlichen Stimme vorbehalten. Die tschechischen Streitparteien der Wagnerdebatte waren sich in der Hochschätzung des gesungenen Wortes als dem Kern der dramatischen Mitteilung einig – bis auf die Tatsache, dass die Antiwagnerianer den *bel canto* bevorzugten, wogegen Hostinský und sein Gefolge auf dem deklamatorischen Prinzip beharrten. Nach den Antiwagnerianern sollten Gefühle durch Gesang zum Ausdruck gebracht werden, nach Hostinský sollte man die Muttersprache nach ihren eigenen Gesetzen singen lernen. Der Philologismus der frühen Phase der Nationalbewegung klingt in der Überzeugung nach, dass der Schlüssel zum nationalen Musikstil in der Sprachdeklamation liege.

Obwohl Hostinský das Gesamtkunstwerk für das Ergebnis des gesetzmäßigen Entwicklungsgangs des Musikdramas hielt und es sogar im Einklang mit dem Standpunkte der Formalästhetik sah⁵, wich er wesentlich von Wagner ab, indem für ihn die Dichtung im modernen Musikdrama Vorrang vor dem Musikalischen behalten sollte. Eine solche Dichotomie kennt Richard Wagner nicht. Friedrich Smetana folgte Wagner nicht durch äußerliche Nachahmung der Musiksprache, sondern in der ernsten Auffassung des Kunstwerkes als Brennpunkt eines Festes, wodurch der Gemeinschaft gewisse Werte demonstriert und diese dadurch gefestigt werde. Nicht also um den Wagnerschen *Ring* allein ging es, sondern beispielsweise auch um die Leipziger Bachrenaissance oder üppige Darbietungen von Berlioz oder Liszt. Der erforderliche Festivalcharakter des Kunstwerkes lag viel mehr in seinen bewusst gewordenen neuen Gesellschaftsfunktionen als in einzelnen Stilmerkmalen. Zu seinen Propheten gehörte Friedrich Nietzsche – und blieb es auch nach seiner Abkehr von Wagner und der Hinwendung zu Bizet. Deshalb kann uns am „Wagnerianer“ Smetana kaum stören, dass er sich in verschiedenen musikdramatischen Fächern versuchte.

Der erste Satz des ersten Opernwerkes von Smetana – *Braniboři v Čechách* [Die Brandenburger in Böhmen] – verlangt, dass die Tschechen endlich zur Waffe greifen, weil die Zustände nicht mehr auszuhalten sind. „Kein Gesindel, Volk sind wir“, reagiert darauf die Menge der Stadtarmen. Kein Wunder: der Librettist Karel Sabina (1813–1877) gehörte zu den Revolutionären, die nach der Mai-Verschwörung des Jahres 1849 zum Tode verurteilt, dann zu Festungskerker begnadigt und während der fünfziger Jahre freigelassen wurden. Nicht nur Ereignisse von 1848/49 klingen hier nach, sondern auch die Ideen von Sabinas Schrift *Der geistige Kommunismus* (verfasst zu Beginn der sechziger Jahre): das Bürgertum solle sich den „geistigen Proletariern“ öffnen und sie durch Bildungstätigkeit veredeln, wodurch die Unabhängigkeit der ganzen Nation herbeigeführt werden könnte.⁶

Sabina stellt sich die Revolution eher naturalistisch vor. Die Stadtarmen rauben und plündern, damit den Fremdlingen nichts mehr übrig bleibt. Berauscht von der Regierungslosigkeit krönen sie ihren Wortführer Jíra zum Bettlerkönig. Ihr Tanzwirbel wird durch ihren Chorgesang a capella unterbrochen: „Unsere Stunde hat geschlagen, die Prager Armen werden nun die Herren sein.“ In weiterer Folge greift das Volk aktiv (zu den Stadtarmen gesellt sich auch das von einem greisen Schöffen geführte Landvolk!) in die Opernereignisse ein. In der Oper führt dies zum glücklichen Schluss. Der gesunde Menschenverstand kann nicht unvernünftig walten: die Brandenburger begeben sich friedlich nach Brandenburg, alle Übrigen nach Prag und Umgebung, nur der Schurke Tausendmark bleibt mit seiner Schande allein.

Wie es sich für eine grand opéra gehört, dominieren im ersten Opernwerk von Smetana Chöre und Massenszenen. Der Befreiungspathos ist eher sozial als national ausgerichtet. Es ist auffallend, dass es nicht nur an musikalischen Historismen mangelt, sondern dass im Widerspruch zum geschichtlichen Sujet der Adel fehlt, obwohl eben der durch den opernhafte manifestierten Landespatriotismus auch aktuell ansprechbar gewesen wäre.

Dies entsprach der Sichtweise der einflussreichsten Wortführer der damaligen Nationalbewegung. In František Palackýs Umkreis entstand zu Beginn der sechziger Jahre die Broschüre *České skizzy* [Tschechische Skizzen], in der man liest, dass es unter den heutigen Tschechen nur mehr völlig unbedeutende Adelige gäbe, dafür jedoch den politisch bedeutenden Stand der Kaufleute, etliches Beamtentum und besonders den selbstständigen Bauernstand. Das tschechische Bürgertum sei zwar zahlreich, jedoch arm. Alle böhmischen Städte mit Ausnahme von Prag und der großen Kurorte seien eigentlich nur ausgedehnte Dörfer. Was die Bildung anbelangt, sei das Bürgertum Deutsch-

lands viel gebildeter als das tschechische, der tschechische Bauernstand übertrug dafür den deutschen bei weitem sowohl durch seine Bildung als auch durch seinen Reichtum.⁷

Der Bauernstand wird in *Prodaná nevěsta* [Die verkaufte Braut] und *Hubička* [Der Kuss] verherrlicht, auch *Tajemství* [Das Geheimnis] spielt in einer Kleinstadt ländlichen Schlages. Die unverhüllte soziale Note der *Brandenburger in Böhmen* klingt in diesen Werken nicht mehr an. Ihre Welt ist die Welt einer ländlichen Idylle. Alle dramatischen Konflikte werden nur deshalb ausgespielt, um letztlich zum Frieden auf dem Dorfplatz hinzuführen. Die Identifizierung des Tschechentums mit diesem Horizont vermochte sogar einen so heroischen Schaffenscharakter wie Smetana zu Kompromissen zu bewegen, die seiner modernen Orientierung zuwider liefen.

Für die Identifizierung des modernen Tschechentums mit der idealisierten Bauernwelt dienten die realen Zustände höchstens als Vorwand zweckgerichteter Projektionen. Alle Identifikatoren⁸, die nationalen insbesondere, pflegte man frei zu erfinden. Das Bier z.B. wurde von tschechischen Patrioten als echt slawisches Getränk glorifiziert, was ja noch am Eingang zum zweiten Akt der *Verkauften Braut* mächtig erklingt. Wenn es auch so rezipiert wurde, so heißt es aber keinesfalls, dass man ernsthaft glaubte, dass fleißiges Biertrinken Germanen in Slawen verwandle. Ähnlich stand die symbolträchtige Dichotomie Eiche – Linde nicht von Anfang an fest. In *Slawas Tochter* vergleicht Ján Kollár (1793–1852) die Stärke Russlands mit der Eiche, erst nachträglich sollte ausschließlich die Linde als echt slawisch angesehen werden. Bei den Identifizierungen durch Unterschied ist auch in der Symbolik an Gegensätze zu denken (Tauben – Adler, Löwe – Eber oder auch Bär, Honig – Eichel, süß – bitter, fleißig – genußsüchtig, feminin – maskulin je nach der Muttersprache⁹).

Die neuzeitliche Gesellschaft der Tschechen, die Nation, war zunächst nur ein Projekt,¹⁰ dessen eigene Ideenwelt noch des Aufbaus bedurfte. Als ein Mittel dazu diente die Übersetzungstätigkeit, wobei unter „Übersetzung“ oft eine Aneignung in einem tieferen als dem heutzutage gängigen Sinne verstanden wurde. In den damaligen Übersetzungen finden sich außer den autogenen Bestandteilen, die auf der buchstäblichen Übersetzung aus einer Sprache in eine andere beruhen, auch alogene Bestandteile, in welchen die Originalvorlage vom Übersetzer umgedeutet oder ergänzt wird¹¹. Es wäre missverständlich, solche Vorgänge im altpositivistischen Geiste schier für plumpe Fälschungen zu halten¹². Das Kausal-Rationale wurde damals oft weitgehend durch Komplementär-Analoges verdrängt.

Mit dem idealisierenden Spielcharakter eines solchen Mythosaufbaus hängt zusammen, dass das tschechische Identifizierungsbild die Züge einer Dorfgemeinschaft annahm. Sachlich genommen handelt es sich mindestens um zwei verschiedene Bilder: um eine ideelle Projektion der Patrioten, der keine Wirklichkeit entsprach – und um das Bild vom Blickpunkt der Reise- und Amtsberichte, welches realistisch war¹³. Beide Bilder waren aber auf ihre Weise richtig! Das Problem bestand nicht im Tschechischen selbst, sondern in seiner Kodifizierung. Millionen von Bewohnern sprachen Tschechisch, jedoch ein „schlechtes“ Tschechisch. Tschechische Patrioten folgten der Sprachkodifizierung von Josef Dobrovský (1753–1829), der die Schriftsprache des 16. Jahrhunderts für die vollkommenste Gestalt des Tschechischen hielt. Von diesem Standpunkt aus galt die inzwischen gesprochene Sprache, besonders die der Barockzeit, für verfallen. Daher der Philologismus der Patriotenbewegung – und das immer wieder vorkommende Jammern über den „Verfall unserer Muttersprache“.

Umso leichter hat das Dorfleben in der Vorstellungswelt der Patrioten die Gestalt und Funktion der naturwüchsigen Zuflucht angenommen, außerhalb derer es kein echtes Tschechentum gäbe. Vorbereitet wurde dies durch ein Gemisch vom Nachklang des naturrechtlichen Empfindens mit dem Sentimentalismus der frühpatriotischen Literatur¹⁴. Manche Patrioten waren ländlicher Herkunft, an wirklichen Bauern fehlte es jedoch in ihrem Umkreis bis auf seltene Ausnahmen völlig. Die mangelnde soziale Basis ihrer Bewegung versuchten sie durch idealisierende Bilder und Mystifizierungen wettzumachen. František Ladislav Čelakovský (1799–1852) und andere Literaten aus dem Jungmann-Gefolge dachten dabei nicht nur an Bauern, sondern auch an Bäuerinnen. Die Dichterin Sophia Landová wurde von Čelakovský schlichtweg frei erfunden. Marie Čácká gab es zwar wirklich, sie war aber keine Bäuerin wie vorgegeben, sondern eine bürgerlich gebildete Pragerin Namens Božislava Svobodová.¹⁵

In der *Libussa* erscheinen die Bauern eindeutig als „Volk“. Freudig singend und Schalmey blasend kehren sie von ihrer Feldarbeit zum Hof von Přemysl zurück und freuen sich schon, am nächsten Morgen ihrer Arbeit wieder nachgehen zu dürfen. Přemysl wird als beliebter Gutsherr vorgestellt, sein Pflug – im Widerspruch zur dynastischen Legende – soll unter der Linde in der Nähe seines Bauernhofes ruhen. Verlegen singt er, wie leid es ihm tue, dass Libussa Fürstin geworden ist; sonst würde er wagen, ihr einen Heiratsantrag zu machen, denn seit ihrer gemeinsamen Schulzeit in Budeč¹⁶ ist er in sie verliebt. Außer der in die Urzeit verlegten Apotheose des österreichi-

schen Schulwesens rettet dieser gefühlvolle Gesang den Přemysl vor der Peinlichkeit, ungefragt, quasi auf Befehl, Libussas Ehemann werden zu müssen. Warum eigentlich tritt Přemysl auf die Bühne – auch auf die Bühne der Geschichte! – nicht, getreu der dynastischen Sage, mit dem Pflug, sondern mit dem Schwert?

Die Antwort liegt auf der Hand: *Libussa* wurde als böhmische Kronoper verfasst, beflügelt durch die tschechischen Hoffnungen nach Anerkennung der Rechte der Böhmisches Krone innerhalb der Habsburger Monarchie¹⁷. In diesem Zusammenhang ist es besonders wichtig, dass Libussa eine von den führenden Männern des Volkes *gewählte* Fürstin ist. In dramatischer Hinsicht bleiben diese Männer belanglos, als Sendboten tapen sie im Dunkeln, sodass sie auf den Schimmel als das intelligenteste Wesen unter ihnen angewiesen sind. Ein wesentliches Element ist dafür ihre Begeisterung für die Vermählung von Libussa und Přemysl. Auch ihr Jubel über die Versöhnung zwischen Přemysl und Chrudoš ist von hohem Wert. Angesichts der erwarteten Krönung Franz Joseph I. zum König von Böhmen sollten die Tschechen einig sein. Deshalb ist die Versöhnung zwischen Chrudoš und Štěpán so wichtig. Beide Brüder – ähnlich wie Alt- und Jungtschechen – streiten um ihre väterliche Erbschaft. Alles sollte aber gut laufen, wenn der frisch gekrönte Monarch die Landesordnung (verkörpert durch Libussa) und die nationale Elite (verkörpert durch Wladykes und Lechen) respektieren würde.

Die Weissagung Libussas soll die Legitimität der Krönung durch den Hinweis auf die historische Kontinuität bekräftigen und zugleich limitieren. Ihrem seherischen Blick schweben nur Břetislav und Jitka, Jaroslav von Sternberk, Eliška und ihr Sohn Karl IV. vor, dann folgen Jan Žižka und Prokop der Große mit seinen Hussiten, Georg von Poděbrady und letztlich nur mehr der Hradschin in feierlicher Beleuchtung. Hier meldet sich die Geschichtsauffassung von František Palacký (1798–1876) zu Wort. Seine Geschichtserzählung hat er mit dem Jahr 1526 abgeschlossen. Für die Sternstunde der böhmischen Geschichte hielt er das Hussitentum, was Bedřich Smetana durch den Hussitenchoral musikalisch bekräftigte. Bei der Wertung dieses Standpunktes ist jedoch Vorsicht geboten: obwohl protestantisch erzogen, interessierte sich Palacký wenig für die religiöse Komponente der Hussitenbewegung und schätzte das Hussitentum nur als Ausdruck der Freiheitsliebe der Tschechen, womit er den modernen tschechischen Nationalismus mit dem Denkhorizont des westeuropäischen und nordamerikanischen Liberalismus verband.¹⁸

Das mythologische Potenzial des Stoffes blieb auf der Strecke, weil zu viel aktualisiert und national umgedeutet wurde. Die romantische Empfindsam-

keit war für seine Ausführung ohnedies längst reif, wie die Absicht Beethovens, eine *Libussa*¹⁹ zu komponieren, das gleichnamige Stück Grillparzers oder auch *Penthesilea* von Kleist bezeugen. Aus dem Widerspruch zwischen der ursprünglich mythischen Achse (Libussa als Verkörperung des lunaren und Přemysl als Verkörperung des solaren Prinzips, das Volk als Sternenhimmel) und den aktuellen Bedeutungsschichten erklärt sich letztlich die Schwierigkeit, das Festwerk überzeugend und glaubhaft zu inszenieren. Durch jede Versinnbildlichung sickern damalige zeitgenössische Einzelheiten, nicht selten mit einem unbeabsichtigt komischen Beigeschmack.

Anmerkungen

- 1 Otto URBAN, Kapitalismus a česká společnost. K otázkám formování české společnosti v 19. století [Kapitalismus und die tschechische Gesellschaft. Zu Fragen der Formierung der tschechischen Gesellschaft im 19. Jahrhundert], Praha 2003.
- 2 Detlef GOJOWY, Musik, in: Ferdinand SEIBT (Hg.), Böhmen im 19. Jahrhundert. Vom Klassizismus zur Moderne, Frankfurt a.M. u.a. 1995, S. 75–86.
- 3 Eduard HANSLICK, Aus meinem Leben, 2 Bde., Berlin 1911; Jaroslav STRÍTECKÝ, Eduard Hanslick und die tschechische Musik, in: Rudolf PEČMAN (Hg.), Colloquium musicologicum: Czech Musik, Brno 1985, S. 85–93; DERS., Kultur der Kritik. Musik im Zwiespalt nationaler Bewußtseinsbildung, in: SEIBT, Böhmen im 19. Jahrhundert, S. 87–97; Petr VÍT, August Wilhelm Ambros und seine Beziehung zur Geschichte der Musik, in: Die Musikforschung 31 (1978), Nr. 1; DERS., Hudba v programu českého národního hnutí doby předbřeznové a po Říjnovém diplomu [Die Musik im Programm der tschechischen Nationalbewegung im Vormärz und nach dem Oktoberdiplom], in: Opus Musicum XVI (1984), S. 195–199; DERS., Estetické myšlení o hudbě. České země 1760–1860 [Ästhetische Gedanken über Musik. Die böhmischen Länder 1760–1860], Praha 1987.
- 4 Marta OTTLOVÁ, Milan POSPÍŠIL, K motivům českého wagnerismu a antiwagnerismu [Zu Motiven des tschechischen Wagnerianismus und Antiwagnerianismus], in: Opus Musicum XVI (1984), S. 200f.
- 5 Otakar HOSTINSKÝ, O hudbě [Über Musik], Praha 1961, S. 25–124.
- 6 Karel SABINA, Duchovný komunismus [Der geistige Kommunismus], in: Jan NOVOTNÝ (Hg.), Čeští utopisté devatenáctého století [Tschechische Utopisten des 19. Jahrhunderts], Praha 1982.
- 7 Otto URBAN, Česká společnost 1848–1918 [Die tschechische Gesellschaft 1848–1918], Praha 1982, S. 157ff. Zum Bauerntum in der tschechischen Nationalbewegung zusammenfassend und eindrucksvoll: Miroslav HROCH, Na prahu národní existence. Touha a skutečnost [An der Schwelle zur nationalen Existenz. Sehnsucht und Wirklichkeit], Praha 1999, S. 255ff.

- 8 Jaroslav STRÍTECKÝ, Identitäten, Identifikationen, Identifikatoren, in: Eva HARTMANN-SCHMIDT (Hg.), Formen des nationalen Bewußtseins im Lichte zeitgenössischer Nationalismustheorien, Bohemia 31 (1990), H. 1, S. 53–66.
- 9 „Eiche“ und „Eichel“ sind im Tschechischen Maskulina. Näheres siehe Vladimír MACURA, Znamení zrodu. České obrození jako kulturní typ [Zeichen der Entstehung. Die tschechische Wiedergeburt als kultureller Typus], Praha 1983, S. 19, 105ff. u.a.
- 10 HROCH, Na prahu národní existence [An der Schwelle zur nationalen Existenz], S. 132ff., bes. S. 169f.
- 11 MACURA, Znamení zrodu [Zeichen der Entstehung], S. 69ff.
- 12 Ebenda, S. 86
- 13 Hroch folgt dem britischem Soziologen Anthony D. Smith, indem er zwischen der „ethnischen Kategorie“ (in unserem Falle die tschechisch-slawische Bevölkerung) und der „ethnischen Gemeinschaft“ (in unserem Falle die frühnationalen Patriotenprojekte) unterscheidet. Siehe HROCH, Na prahu národní existence [An der Schwelle zur nationalen Existenz], S. 59.
- 14 Karel KREJČÍ, Česká literatura a kulturní proudy evropské [Die tschechische Literatur und die kulturellen europäischen Strömungen], Praha 1975, S. 21–99.
- 15 MACURA, Znamení zrodu [Zeichen der Entstehung], S. 128–137.
- 16 „Budeč“ hieß ein gegen Ende der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts pansophisch angebahntes Bildungsprojekt von Karel Slavoj Amerling, welches einigen freimaurerisch mystischen als auch viel späteren Bildungsideen von Rudolf Steiner ähnelte. Die Benennung Budeč bezog sich auf die angeblich vom Fürsten Krok, dem Vater der drei Töchter Kazi, Teta und Libussa, begründete Lehranstalt. Unter dem Einfluss der Manuskriptenfälschungen von Václav Hanka wurde der Stoff aktualisiert und die Existenz von Kroks Budeč für nachgewiesen gehalten, wodurch die Bezeichnung nicht nur zu Amerling, sondern auch zu Smetana und seinem Librettisten gelangte. Siehe MACURA, Znamení zrodu [Zeichen der Entstehung], S. 108ff.
- 17 Nachdem die staatsrechtlichen Hoffnungen der Tschechen enttäuscht worden waren, entschied sich Smetana, seine *Libussa* bei der Eröffnung des tschechischen Nationaltheaters (am 11. Juni 1881 anlässlich des Besuches des Kronprinzen Rudolf in Prag, nochmals bei der Wiedereröffnung am 18. November 1883) uraufführen zu lassen.
- 18 Jaroslav STRÍTECKÝ, Wer zuletzt lacht. Tschechen und Deutsche in den böhmischen Ländern, in: Valeria HEUBERGER, Arnold SUPPAN, Elisabeth VYSLONZIL (Hg.), Das Bild vom Anderen: Identitäten, Mentalitäten und Stereotypen in multiethnischen europäischen Regionen, Frankfurt a.M. 1998, S. 71–77; Jaroslav STRÍTECKÝ, The Czech Question. A Century Later, in: Czech Sociological Review, 3 (1995), H. 1, S. 59–73.
- 19 Rudolf PEČMAN, Beethovens Opernpläne, Brno 1981, S. 79f., S. 128.

Anstelle eines Nachwortes

Die Anfänge des Spezialforschungsbereichs „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz

Helmut Konrad (Graz)

Dieser kurze Beitrag gibt mir Gelegenheit, ein wenig in den alten, schon etwas verstaubten Unterlagen aus der Vorbereitungs- und Gründungszeit des Spezialforschungsbereichs (SFB) „Moderne. Wien und Zentraleuropa um 1900“ zu blättern, ein wissenschaftliches Unterfangen, das weit über ein Jahrzehnt die Kulturwissenschaften an der Universität Graz geprägt hat und wohl als das international wahrgenommenste Großprojekt Österreichs auf diesem Gebiet bezeichnet werden kann. In meiner eigenen Person war ich vor allem in dieser Gründungsphase stark in das Vorhaben eingebunden. Es muss aber außer Frage gestellt werden, dass es ohne Moritz Csáky den SFB nicht gegeben hätte.

Moritz Csáky wurde wenige Monate nach mir an die Karl-Franzens-Universität Graz berufen. Wir kamen beide von außen und mussten unsere Position im neuen Umfeld erst bestimmen. Und uns verband einiges: das Interesse an vergleichbaren geographischen Räumen, an überlappenden Epochengrenzen und ähnlichen Fragestellungen. Während etwa mein Interesse an der nationalen Frage der späten Habsburgermonarchie stark aus der politischen Geschichte und der Ideengeschichte kam, hatte Moritz Csáky einen viel stärker kulturgeschichtlichen Ansatz, der ohne Zweifel sich schon mittelfristig als der modernere darstellte. Aber uns beiden ging es um die Vielfalt, um Identitätsfragen, um Einschließungen und Abgrenzungen in einer Region, die als so genannter „Vielvölkerstaat“ in einer Zeit dynamischer Entwicklungen als modern und als antimodern gleichzeitig bezeichnet werden kann.

Moritz Csáky, der bald eine leitende Funktion im Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung (FWF) innehatte, konnte aus dieser Position die Entwicklung der Forschungslandschaft in Österreich sehr genau beobachten. Er erkannte die Chance, die sich in den frühen neunziger Jahren mit den neu eingerichteten Spezialforschungsbereichen auch für die Geisteswis-

senschaften auftat. Und er sah auch, dass eine Universität wie Graz gerade groß genug war, um die nötige Vielfalt der Fächer in sich zu vereinigen, gleichzeitig aber auch noch überschaubar genug, um innerhalb der Disziplinen stärkere Konkurrenzsituationen zu vermeiden. So entwickelte er die Idee, um die Fragestellung „Wien und Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz einen interdisziplinären SFB zu installieren.

Um die Jahreswende 1991/92 traf sich regelmäßig ein kleiner Kreis von Professoren (ja, es war eine Männerrunde und alle waren Ordinarien), um ein Forschungsfeld zu diskutieren, das genügend gemeinsame Interessen enthielt, aber auch Platz für Kontroversen hatte. Mit im Boot war die Philosophie mit Rudolf Haller, die Musikwissenschaft mit Rudolf Flotzinger, die Kunstgeschichte mit Götz Pochat, bald auch die Germanistik mit Dieter Golt-schnigg, die mit Moritz Csáky und mit mir in fruchtbaren Diskussionen das Feld absteckten. Nie zuvor hatten wohl alle von uns eine so spannende und fordernde Zeit in unserem akademischen Leben durchlaufen.

Das Thema, auf das wir uns verständigten, nannten wir „Moderne“. Wir gaben dem Projekt damals, 1992, den Untertitel „Analyse und Kritik von Mentalitäten und Systemen“. Um uns sammelten sich Teams von jungen, engagierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, jene Generation, die heute habilitiert ist und den akademischen Diskurs bestimmt. Diese Gruppe hat gelernt, Fachgrenzen zu überschreiten, den weiten Blick zu internalisieren und damit auch die genau abgesteckten disziplinären Zuordnungen hinter sich zu lassen.

Es war keine geringe Anstrengung, die unterschiedlichen Fachdisziplinen auch nur in ihrem Verständnis des zentralen Untersuchungsgegenstandes soweit zu bringen, dass zumindest klar war, was aus der Sicht der jeweiligen Fachvertreter unter „Moderne“ zu verstehen war. Da gab es aus den Kunst-disziplinen die Annäherung, Moderne über ästhetische Kriterien zu fassen, während die Zeitgeschichte gesellschaftliche Realitäten und den Modernisie-rungsprozess im Auge hatte. Die Philosophie wollte die Frage in einen histo-rischen Längsschnitt von Moderne versus Antimoderne stellen. Wir verständ-igten uns auf eine praktikable Mittelposition, die unterschiedliche disziplinäre Annäherungen erlauben sollte, gleichzeitig aber auch verdeut-lichte, dass das Fallbeispiel Wien und Zentraleuropa und der Zeitraum das späte 19. und frühe 20. Jahrhundert sein sollte. Und auf dieses hin sollte vom sozialgeschichtlichen Interesse für Urbanisierung bis zum kunsthistorischen Blick auf die Abstraktion ein breiter Bogen der Fragestellungen möglich sein. Moritz Csáky hatte als Kenner des Forschungsförderungsfonds auch

den Blick für das Machbare und für Fragestellungen, die in der scientific community auf ein disziplinübergreifendes Interesse stoßen würden.

Aus formalen Gründen konnte Moritz Csáky nicht als Sprecher des SFB agieren, das wäre mit seiner Funktion im FWF unvereinbar gewesen. Am 25. Februar 1992 ging daher das von Rudolf Haller und mir gezeichnete Schreiben an den Fonds ab, mit dem wir einen Antrag ankündigten. Darin wurde etwas vollmundig als Programm angekündigt:

In die laufende Diskussion um die Errichtung von Spezialforschungsbereichen erlauben sich die Unterzeichner, aufbauend auf eine besonders günstige Ressourcenkonstellation an der Universität Graz und auf eine mögliche Bündelung von Forschungsinteressen von den zentralen Vertretern mehrerer Disziplinen, einen geistes- und kulturwissenschaftlichen Vorschlag einzubringen, der mit dem Sammelbegriff MODERNE etikettiert werden kann.

Ausgangspunkt ist dabei die von den einzelnen Disziplinen unterschiedlich stark empfundene Herausforderung durch die sogenannte „Postmoderne“, mit der allgemein, falls damit überhaupt ein umfassender Epochenbegriff intendiert ist, das Ende des Zeitalters der Moderne signalisiert wird.

In den einzelnen Fachdisziplinen soll vorerst daran gearbeitet werden, dieses Zeitalter der Moderne inhaltlich und zeitlich zu bestimmen, um sodann auf den möglichen Vergleichsebenen die wesentlichen Bausteine zu einem umfassenden Bild zu sammeln und theoretisch zu verarbeiten.

Der Blick, der durch die spezifische Personenkonstellation und deren Bereitschaft zur wissenschaftlichen Kooperation in Graz besonders breit sein kann, geht also von einem aktuellen wissenschaftlichen, aber auch allgemein gesellschaftlichen, politischen und künstlerischen Diskurs der Gegenwart aus in die Vergangenheit zurück und wieder zur gegenwärtigen Zeit- und Wissenschaftslage in neuer Beleuchtung. Die gemeinsame Nahtstelle der verschiedenen Forschungsansätze ist die tatsächliche oder aber auch nur behauptete Bruchlinie zur Postmoderne.

Nach außen hin vertraten den SFB erst Rudolf Haller und ich, dann ich alleine und nach meiner Wahl zum Rektor im Jahr 1993 Rudolf Haller allein. Erst nach einigen Jahren konnte Moritz Csáky auch formal das Ruder in die Hand nehmen und das Schiff durch die Klippen steuern. Fast wären wir schon am ersten Hindernis, der ersten Zwischenevaluierung, zerschellt. Dann aber nahm die „Moderne“ Fahrt auf und entwickelte sich zu einem Vorzeigeprojekt.

Wenn man heute im Schriftverkehr und in den Protokollen aus dem Jahr 1992 blättert, jenem Jahr, in dem der SFB Gestalt annahm, so wird man ganz sentimental angesichts der oft naiven Erwartungshaltungen von damals. Andererseits aber ist ganz bemerkenswert, wie von einigen jener Personen, die uns zu begutachten hatten, einige der Stärken wie auch der Schwachstel-

len ganz genau erkannt wurden. Das kann auch heute noch froh stimmen und den Glauben an die Verlässlichkeit externer Expertise stärken.

Im Protokoll der Vorberatung des SFB Moderne durch den FWF vom 2. November 1992 kann man etwa lesen, dass für diesen SFB aus dem Bereich der Geisteswissenschaften besonders strenge Kriterien zu gelten hätten, da man sich mit dem neuen Instrument der SFBs keinen Flop erlauben dürfte. Von den beteiligten Wissenschaftlern forderte der Fonds,

sich mit ihrem Engagement in einem SFB längerfristig zu binden und den Schwerpunkt ihrer Arbeit auf das Gebiet des SFB zu verlagern: SFB dürfen nicht ‚nebenbei‘ betrieben werden, sondern müssen eine echte, längerfristige Schwerpunktsetzung in der wissenschaftlichen Arbeit der beteiligten Wissenschaftler darstellen und damit eine dauerhafte Profilierung der Forschungsstätte (mit)bewirken.

Von uns haben wohl nicht alle diese Bedingungen leben können. Einige der Projektleiter arbeiteten in breiterer Streuung, ich war auf sechs Jahre im Rektorat gebunden und so nur am Rande integrierbar. Aber das Engagement, die Begeisterung und die Begabung der nächsten Generation konnten diese Defizite wettmachen.

Schon in der Vorberatung wurde der Antrag durch ein internationales Expertenteam begutachtet. Details aus dem Gutachten konnten die Antragsteller offiziell nicht erfahren, aber die Experten hielten, laut dem Protokoll der Vorberatung, fest,

daß die allgemeine Perspektive des konzipierten SFB gut ist; Arbeiten auf diesem Gebiet sind zu begrüßen. Eine gute Rezeption der Forschungsergebnisse nicht nur durch ein Fachpublikum, sondern auch durch eine breitere Öffentlichkeit kann erwartet werden; dies gilt auch im Hinblick auf eine internationale Resonanz.

Das Thema ist ein aktuelles „Zentralthema“, mit guten Möglichkeiten für einen interdisziplinären Ansatz; es begünstigt Kooperationen und ist gut geeignet, im Rahmen eines SFB bearbeitet zu werden.

Die Experten stellen fest, daß der Kreis der am SFB beteiligten Wissenschaftler fachlich gut ausgewiesen und – soweit es offenbar die personellen Möglichkeiten an der KFU [Karl Franzens Universität] in Graz gegenwärtig erlauben – auch gut zusammengesetzt ist: es besteht eine gute Basis für die geplanten Forschungsarbeiten (die Konstellation der Gruppe kann als Glücksfall bezeichnet werden).

Als weitere positive Aspekte werden die bereits bestehenden internationalen Verflechtungen und Kooperationen der beteiligten Wissenschaftler angesehen. Die Integration des konzipierten SFB in Fakultät und Universität ist – soweit von den Experten abzuschätzen – als gut zu bezeichnen.

Allerdings gab es auch Kritikpunkte. Drei Projektteile wurden als sehr vielversprechend bezeichnet, bei den anderen wurde eine stärkere Strukturierung und Einpassung ins Gesamtkonzept eingemahnt.

Mit den oben geäußerten guten Integrationschancen in die Fakultät und in die Universität lagen die Experten allerdings, wie man rückschauend beurteilen kann, definitiv falsch. Es gab vielmehr erkennbar Misstrauen und die Meinung, dass sich hier eine privilegierte Gruppe herausbildet, die die Chancen der anderen Fakultätsmitglieder auf Forschungsförderungsmittel mindere. Und der Traum, dass sich die jungen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bald auf universitären Dienstposten wiederfinden würden, erwies sich als nicht einlösbar. Der SFB war über das gesamte Jahrzehnt innerhalb der Universität weitgehend auf sich allein gestellt, was strukturelle Ursachen hatte. So wurde hohe Expertise angesammelt, die Wechselwirkung mit der Stammuniversität konnte aber nur über die Einbindung in die Lehre erfolgen. Aber auch hier machten die Sparerfordernisse den Handlungsspielraum zunehmend enger.

Anfang Juli 1993 kam vom FWF die Frohbotschaft. Mit 30. Juni ist ein Schreiben des Präsidenten des FWF an mich datiert, das folgende Punkte festhielt:

Ich darf Ihnen in Ihrer Funktion als Sprecher der Initiatoren des konzipierten SFB „Moderne“ mitteilen, daß das überarbeitete Konzept des SFB unter Berücksichtigung der erneuten Stellungnahmen der Experten in der 148. Sitzung des Kuratoriums des FWF am 28. Juni 1993 diskutiert wurde.

Ihre Fachkollegen bewerteten die überarbeitete Fassung des Konzeptes positiv und vertraten einhellig die Meinung, das geplante Forschungsvorhaben könne nun in die Phase der Antragsausarbeitung und der Begutachtung treten.

Das Kuratorium des FWF schloß sich der Meinung der Experten an und empfiehlt, die Ausarbeitung eines SFB-Antrages aufgrund des vorliegenden Konzeptes unter Berücksichtigung der Anregungen der Experten zu erwägen (bitte finden Sie anbei Ausschnitte aus den Stellungnahmen der Experten).

Allerdings weist der FWF nochmals ausdrücklich darauf hin, daß in Graz eine besondere Häufung des SFB-Interesses festzustellen ist. Die im Rahmenmemorandum für SFB festgehaltenen Grundsätze sehen vor, daß bei der Einrichtung von SFB in Österreich Komponenten der fachlichen und regionalen Verteilung berücksichtigt werden müssen – gegebene wissenschaftliche Qualität vorausgesetzt.

Für den Fall, daß mehr positiv begutachtete SFB vorliegen, als eingerichtet werden können, wird der FWF unter Berücksichtigung von Rahmenkriterien (Ausmaß der universitären Absichtserklärungen und des Engagements von Stadt und Land im Hinblick auf die Unterstützung des SFB, Einwerbung von Drittmitteln, Engagement des SFB in internationalen Programmen) eine Reihung in Bezug auf die

Einrichtung vorzunehmen haben. Eine Reihung, die die Universität Graz von sich aus unter ihren SFB vornimmt, hätte in diesem Zusammenhang große Bedeutung.

Allerdings war der Punkt, eventuell gegen den Antrag „mathematische Optimierungen“ nicht aus fachlichen, sondern aus regionalpolitischen Gründen aufgerechnet zu werden, noch ein echter Knackpunkt, der allerdings später, durch die Genehmigung beider Anträge, ein friedvolles Nebeneinander ermöglichte.

Damit war eine entscheidende Hürde genommen. Die Empfehlung, nach dieser erfolgreichen Begutachtung des Konzepts einen ausführlichen Antrag einzureichen, kam praktisch einer halben Genehmigungszusage gleich. Und so war es auch tatsächlich. Der Antrag wurde ausgearbeitet, gestellt und genehmigt. Wir konnten im Spätsommer 1994 mit der Arbeit beginnen.

Fast zwölf Jahre später ist der SFB Moderne Geschichte. Moritz Csáky, Rudolf Flotzinger und Rudolf Haller sind emeritiert, die drei (später vier, da Karl Acham dazustieß) anderen gehören inzwischen auch schon zu den „alten“ Ordinarien des Hauses. Kaum jemand der jüngeren Generation ist fix im universitären Betrieb. Aber einige sind habilitiert, viele haben sich schon einen Namen gemacht und ein paar betreiben soeben einen Antrag für einen neuerlichen SFB. So haben sich einige Erwartungen nicht erfüllt, andere hingegen wurden übertroffen. Die Integration in die Universität ist die Schwachstelle, das Lernen des transdisziplinären Überschreitens der Fachgrenzen und des kollegialen Miteinander trotz unterschiedlicher Ausgangspunkte hat aber Schule gebildet. Und darauf können heute alle Beteiligten, der „Motor“ Moritz Csáky, die Mitsstreiter der ersten Stunde, vor allem aber auch die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter stolz sein.

Gibt es eine Wiener Variante der Kulturwissenschaften?

Gotthart Wunberg (Tübingen)

– so lautet die Frage, zu deren Beantwortung man mich um ein paar Worte gebeten hat.

Sieht man sich die zahllosen Spielarten an, in denen die Kulturwissenschaften sich international seit einiger, schon nach Jahrzehnten zu messender Zeit präsentieren, sind zumindest zwei Dichotomien auszumachen. Man kann nach wie vor erstens grob zwischen einer eher historisch-hermeneutisch und einer stärker sozialwissenschaftlich interessierten Richtung unterscheiden; zweitens aber auch eine primär theoretische und eine sozusagen eher angewandte Richtung ausmachen. Es ist ein Charakteristikum der Wiener Kulturwissenschaften, dass sie sich nicht in dieses Schema bringen lassen, gar in ein daraus resultierendes Entweder/Oder. Beide als jeweils dichotomisch beschreibbaren Ansätze, Interessen und Verfahren werden vielmehr nebeneinander praktiziert, aufeinander bezogen und transdisziplinär betrieben.

Die Frage nach einer spezifischen Variante der Wiener Kulturwissenschaften ist zugleich die nach ihrer Institutionalisierung. Gerade daran lässt sich ablesen, worin – wenn es sie gibt – ihre Besonderheit besteht.

Um das konkreter zu machen, ist es deshalb sinnvoll, einen Blick auf eben die Wiener Institutionen zu werfen, in denen diese Ansätze, Interessen und Verfahren besonders gebündelt erscheinen und in denen sie am stärksten ausgeprägt sind; sowohl ihrem Selbstverständnis als auch ihrer Außenwirkung nach.

Es sind – neben zahlreichen Einzelinitiativen – vor allem zwei Orte, an denen in Wien Kulturwissenschaften in besonderer Weise und in besonderer Intensität betrieben werden: die *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der Österreichischen Akademie der Wissenschaften und das *IFK Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften*. Die Beschreibung dieser beiden Institutionen veranschaulicht auch das Wiener Spezifikum ih-

res (kulturwissenschaftlichen) Gegenstandes und die Art und Weise sich ihm zu nähern.

Geben die beiden dichotomischen Strukturen die internationale Situation der Kulturwissenschaften überhaupt wieder, so indiziert ihre Anwendung auf die beiden genannten Wiener Institutionen gerade die wissenschaftliche Realisierung solcher internationalen Vorgaben im Wiener Kontext. Steht in der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* (KKT) der Österreichischen Akademie der Wissenschaften mit ihrem deutlichen Akzent auf der Gedächtnisforschung ein Bereich im Vordergrund, der eindeutig dem historisch-hermeneutischen Ansatz und Interesse verpflichtet ist, so praktiziert das IFK *Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften* zudem gleichgewichtig zur Gedächtnisforschung genuin sozialwissenschaftliche Ansätze.

Was die Frage einer Prävalenz theoretischer oder angewandter Verfahren betrifft, so praktizieren beide Institutionen in sinnvoller Weise die Kombination aus beidem. Daraus resultiert nicht nur eine immanente Flexibilität, sondern auch ein hohes Maß adäquater Annäherung an den jeweiligen Gegenstand, der sich seinem unterschiedlichen Charakter entsprechend bald einer primär theoretischen, bald einer primär angewandten Vorgehensweise erschließt.

Gemeinsam ist beiden Institutionen kulturwissenschaftlicher Forschung ihre jeweils geradezu bedingungslose Internationalität, die sich insbesondere in der jeweiligen Fellow-, Vortrags- und Tagungspolitik widerspiegelt; aber auch in den explizit international besetzten Gremien, wie dem *Internationalen Wissenschaftlichen Beirat* des IFK und dem *Internationalen Expertenrat* der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte.

Das Corpus der Wiener Kulturwissenschaften – manifest zudem in zahllosen Publikationen – umfasst komparatistisch betriebene Metropolenforschung oder das Konkretmachen der Orte des Gedächtnisses genauso wie die Komplexität der Moderne in Technik, Kunst und Sozialgeschichte oder interdisziplinäre Diskussionsforen, auf denen nicht zuletzt die kulturwissenschaftliche Formulierbarkeit von Einzeldisziplinen erprobt wird.

Wenn alles das ein Spezifikum kulturwissenschaftlicher Forschung darstellt, dann besteht das Besondere der *Wiener* Kulturwissenschaften gerade darin. Es ließe sich aber auch sagen, dass hier nichts als einfach das Selbstverständliche und Normale geschieht und dass just darin vielleicht gar das Besondere liegt. Insofern auch zeigen die Wiener Kulturwissenschaften bei aller Ausdifferenzierung ihrer Thematik eine gewisse Geschlossenheit – namentlich im Verfahren; und insofern auch könnte so mancher davon lernen.

Die geographische Lage Wiens ist nicht ohne Geschichte und deshalb eine dort angesiedelte Kulturwissenschaft aber auch in diesem Verständnis nicht ohne Relevanz und ohne Verpflichtung. Häufig dienen deshalb die aus den Konsequenzen der neuen geopolitischen Lage Österreichs in Mitteleuropa seit 1989 sowie des historischen Gedächtnisses im weitesten Sinne hervorgegangenen neuen Fakten und Problemlagen als Ausgangspunkt. Sie sind Basis für Bestandsaufnahme, Analyse und kulturwissenschaftliche Diagnose; Diagnose nicht zuletzt der eigenen Zeit und der eigenen Gesellschaft.

Das heißt, dass die Wiener Kulturwissenschaften, indem sie sich vom Besonderen zum Allgemeinen bewegen, nur scheinbar ein altes Modell wiederholen. In Wirklichkeit machen sie es gerade produktiv: die konkrete Arbeit der Wiener Kulturwissenschaften zielt auf eine Theorie des Konkreten. Darin liegt ihre Besonderheit und ihr Erfolg

Da der vorliegende Band *Moritz Csáky* zu seinem siebzigsten Geburtstag gewidmet ist, liegt es in der Natur der Sache, sich der gestellten Frage im Hinblick auf ihn, einen der profiliertesten Kulturwissenschaftler Wiens, ja Österreichs überhaupt, zu nähern. Mit anderen Worten: wenn es eine Wiener Variante der Kulturwissenschaften gibt, dann ist diese von seinem Namen nicht zu trennen.

Denn für Österreich verbinden sich Beginn und Institutionalisierung kulturwissenschaftlicher Forschung mit dem Namen von Moritz Csáky in mehr als einer Hinsicht. Er hat zu Beginn der neunziger Jahre in Wien das IFK *Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften* gegründet, hat 1994 den von ihm als Sprecher geleiteten Spezialforschungsbereich *Moderne - Wien und Zentraleuropa um 1900* an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät der Karl-Franzens-Universität Graz ins Leben gerufen und ist Obmann der *Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte* der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Im Übrigen fallen dem, der an Moritz Csáky und die Kulturwissenschaften österreichischer Provenienz denkt, zwei Stichworte ein: *Pluralität* als wissenschaftliches Prinzip und *Beharrlichkeit* zu dessen Durchsetzung. Das erste – die Pluralität – hat er selbst ganz zu Anfang in die Debatte geworfen. Und er hat bis heute – mit Beharrlichkeit eben – auf deren Realisierung bestanden; mit Erfolg.

Wenn für die von ihm teils gegründeten, teils bis heute geführten Institutionen Pluralität in allen ihren Konsequenzen zur obersten wissenschaftlichen Maxime geworden ist, wenn sie das von ihm gelernt haben, dann ist ihnen nur noch die selbe Beharrlichkeit zu wünschen, mit der er sie bis

heute betreibt, leitet und begleitet. – Beharrlichkeit: ein Wort, das man ins neue Deutsch mit *Nachhaltigkeit* übersetzen könnte; Csáky hat (auch) sie geübt, noch bevor der Ausdruck in Mode kam.

Die AutorInnen und HerausgeberInnen

Urs **ALTERMATT**: Studium der Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaften in Bern, Freiburg/Schweiz und Berlin. Seit 1980 Professor für Zeitgeschichte an der Universität Freiburg. Seit März 2003 Rektor der Universität Freiburg. Gastdozenturen in Krakau, Budapest, Sarajevo und Sofia. 2003 Dr. phil. h.c. Neuere Publikationen: Das Fanal von Sarajevo (1996, übersetzt in acht osteuropäische Sprachen); Katholizismus und Antisemitismus (1999).

Aleida **ASSMANN**: Studium der Anglistik und Ägyptologie an den Universitäten Heidelberg und Tübingen. Seit 1993 Professorin für Anglistik und Allgemeine Literaturwissenschaft an der Universität Konstanz. Gastprofessuren an den Universitäten Princeton und Yale. Neuere Publikationen: gem. mit Ute FREVERT, Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit, Stuttgart 1999; Erinnerungsräume: Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 32006.

András F. **BALOGH**: Studium der Hungarologie und Germanistik. 1993 Promotion über die siebenbürgisch-deutsche Literatur an der Eötvös-Loránd-Universität in Budapest (veröff. 1996). Forschungsaufenthalt in München und Eichstätt. Seit 2002 Dozent für ältere deutsche Literatur und für die deutsche Literatur des Karpatenbeckens. Ab 2004 Stiftungsprofessor für deutsche Literatur aus Südosteuropa an der Babes-Bolyai-Universität Cluj/Klausenburg. Edition des Textes „Eine Unterredung“ (2003). Sekretär des Gemischten Komitees für Literatur- und Kulturwissenschaft der Österreichischen und der Ungarischen Akademien der Wissenschaften.

Anil **BHATTI**: Professor am Centre of German Studies, Jawaharlal Nehru University, New Delhi. Studium der Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie an der Ludwig Maximilians-Universität München; Promotion

1971. Gastwissenschaftler und Gastprofessor an den Universitäten Göttingen, Kassel, Graz und Wien; Präsident der Goethe Society of India. Korrespondierendes Kuratoriumsmitglied, Europäisches Forum Alpbach; Jakob- und Wilhelm Grimm-Preis des DAAD 2001. Neuere Publikation: Jewish Exile in India, New Delhi 1999. Aspekte gesellschaftlicher Diversität und Homogenisierung im postkolonialen Kontext. Anmerkungen aus Indien, in: Wolfgang MÜLLER-FUNK, Birgit WAGNER (Hg.), Eigene und andere Fremde. „Postkoloniale“ Konflikte im europäischen Kontext, Wien 2005 (kultur.wissenschaften 8.4), S. 31–47.

Dieter A. **BINDER**: Studium der Geschichte und Germanistik. Lehrt am Institut für Geschichte der Universität Graz und an der Andrassy Universität Budapest. Arbeitsschwerpunkte: Geschlossene Gesellschaften, österreichische Geschichte des 20. Jahrhunderts und Kulturgeschichte.

Barbara **BOISITS**: Studium der Musikwissenschaft und Kunstgeschichte, Promotion im Fach Musikwissenschaft 1991, danach Vertragsassistentin und Lehrbeauftragte am Institut für Aufführungspraxis der Hochschule für Musik und darstellende Kunst Graz, 1994–1999 Mitarbeiterin am Spezialforschungsbereich „Moderne“, seit 1999 Mitarbeiterin der Kommission für Musikforschung an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. 2003/2004 Gastprofessorin am Institut für Analyse, Theorie und Geschichte der Musik an der Universität für Musik und darstellende Kunst Wien. Arbeitsschwerpunkte: Geschichte der Musikwissenschaft, Ästhetik, österreichische Musikgeschichte, kulturwissenschaftliche Aspekte musikhistorischer Forschung.

Emil **BRIX**: Studium der Geschichte und Anglistik in Wien. Leiter der Kulturpolitischen Sektion im österreichischen Bundesministerium für auswärtige Angelegenheiten. Generalsekretär der Österreichischen Forschungsgemeinschaft. Stv. Vorsitzender des Instituts für den Donauraum und Mitteleuropa. Neuere Publikationen: Herausgeber der Reihe Civil Society im Passagen Verlag Wien, Mitherausgeber der dreibändigen Publikation Memoria Austriae (Wien 2003–2005).

Ernst **BRUCKMÜLLER**: Studium der Geschichte und Germanistik in Wien, Univ.-Prof. für Wirtschafts- und Sozialgeschichte an der Universität Wien, seit 2003 korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Leiter des Instituts für Österreichkunde und des Inst. f.

Geschichte des ländlichen Raumes (St. Pölten). Neuere Publikationen: Nation Österreich. Kulturelles Bewußtsein und gesellschaftlich-politische Prozesse, Wien ²1996 (engl. Ausgabe 2003); gem. mit Dieter BINDER: Essay über Österreich. Grundfragen von Identität und Geschichte 1918–2000, Wien–München 2005; (gem. mit Emil BRIX u. Hannes STEKL Hg.) von Memoria Austriae, 3 Bde., Wien 2003–2005.

Federico **CELESTINI**: Studium der Musikwissenschaft, Literaturwissenschaft und Ästhetik in Rom und in Graz. 1999–2005 Mitarbeiter des SFB Moderne (Graz). Seit 2005 Privat-Dozent an der Karl-Franzens-Universität Graz. Fellowships in Oxford (British Academy), in Cleveland und in Berlin (Alexander von Humboldt). 2006 Gastprofessor am Institut für Wertungsforschung der Musikuniversität Graz. Neuere Publikationen: Die Unordnung der Dinge. Das musikalische Groteske in der Wiener Moderne (1885–1914), Wiesbaden 2006.

Andrei **CORBEA-HOISIE**: Studium der Germanistik, der Rumänistik und der Geschichte in Jassy, Bukarest und Konstanz. Seit 1995 o. Prof. für Germanistik an der Universität Jassy, Blaise-Pascal-Forschungsprofessur in Paris. Seit 2005 Botschafter der Republik Rumänien in Österreich. Gastprofessuren an den Universitäten Paris 8, Siegen, Fribourg, Ecole Pratique des Hautes Etudes-Sorbonne. Mitglied der Akademie der Gemeinnützigen Wissenschaften Erfurt, Herder- und Jakob-und-Wilhelm-Grimm-Preisträger. Neuere Publikationen: Czernowitzer Geschichten, Wien–Köln–Weimar 2003; La Bucovine. Eléments d’histoire politique et culturelle, Paris 2004.

Johannes **FEICHTINGER**: Studium der Geschichte, Germanistik und Medienkunde an der Universität Graz. Mitarbeiter der Wiener Ausgabe, Wittgenstein Archive Cambridge, an den FWF-Projekten Die Steiermark unter britischer Besatzung 1945–1955 und Austrian Refugee Scholars sowie am SFB Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900. 1999/2000 Gastprofessor an der Univ. of Arkansas. Seit 2004 Mitarbeiter der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der ÖAW. Neuere Publikationen: Wissenschaft zwischen den Kulturen. Österreichische Hochschullehrer in der Emigration 1933–1945, Frankfurt a.M.–New York 2001; (hg. gem. mit Ursula PRUTSCH und Moritz CSÁKY), Habsburg postcolonial. Machtstrukturen und kollektives Gedächtnis, Innsbruck u.a. 2003; (hg. gem. mit Helga MITTERBAUER), Kulturwissenschaftliches Jahrbuch Moderne, Innsbruck u.a. 1 (2005).

Franz Leander **FILLAFER**: Studium der Geschichte, Politikwissenschaft und Philosophie in Wien und Berlin. Seit 2005 Doctoral Researcher am Max-Planck-Institut für Geschichte, Göttingen, 2005/2006 Junior Fellow am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften (IFK) in Wien. Dissertationsprojekt: „Die österreichische Konstruktion der Aufklärung“. Neuere Publikation: Sprache und Geschichte, in: *Storia della Storiografia. Geschichte der Geschichtsschreibung* 45/1, 2004, S. 28–39.

Andre **GINGRICH**: Studium der Ethnologie, Islamwissenschaften und Soziologie in Wien; Feldforschungsaufenthalte im Jemen, Syrien, Saudi-Arabien und Tibet. Seit 1998 Univ.-Prof. für Kultur- und Sozialanthropologie an der Universität Wien. Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 2000. Wittgenstein-Preis des FWF. Gastprofessuren in Chicago, London, Paris. Neuere Publikationen: (hg. gem. mit Gerd BAUMANN), *Grammars of Identity: A structural approach*, London 2004; (gem. mit F. BARTH, R. PARKIN, S. SILVERMAN), *One Discipline, Four Ways. British, German, French and American Anthropology*, Chicago 2005.

Dietmar **GOLTSCHNIGG**: Univ.-Prof. für Neuere deutsche Sprache und Literatur am Grazer Institut für Germanistik seit 1981. Gastprofessuren in Ljubljana (1980/81), Sofia (1986), Maribor (1998), Pécs (1994, 1999, 2002), Lund und Jyväskylä (2003); Gastvorträge an Universitäten in Europa, den USA, Kanada, Israel, Peru und Japan. Ehrungen und Auszeichnungen: Forschungspreis des Landes Steiermark (1977), Honorarprofessor der Universität Pécs (2003), Mitglied der Internationalen Beiräte der Japanischen Gesellschaft für Germanistik und der Germanisten Rumäniens (2003).

Elisabeth A. **GROSSEGER**: Studium der Theaterwissenschaft und Romanistik (Wien). 1978–1981 Lehr- und Vortragstätigkeit an der University of Miami, USA. Seit 1982 wissenschaftliche Mitarbeiterin der ÖAW (Institut für Publikumsforschung, seit 1998 Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte). Arbeitsschwerpunkte: Theater, Feste, Feiern zur Zeit Maria Theresias 1742–1776. (1987). *Das Burgtheater und sein Publikum. II. Pächter und Publikum* (1989). *Kaiser-Huldigungs-Festzug*. Wien 1908 (1992). *Gluck und d’Afflisio* (1995). Neuere Publikation: *Intangible Cultural Heritage: Theaterlandschaft Repertoiretheater. Repräsentation. Kulturelle Vielfalt. Identität*, in: Moritz CSÁKY, Monika SOMMER (Hg.), *Kulturerbe als soziokulturelle Praxis. (Gedächtnis – Erinnerung – Identität 6)*. Innsbruck–Wien–München 2005, S. 85–96.

Endre **HÁRS**: Studium der Germanistik, Komparatistik und der ungarischen Sprach- und Literaturwissenschaft in Budapest. Univ.-Dozent am Institut für Germanistik der Universität Szeged. Forschungsschwerpunkte: Literaturtheorie und Kulturwissenschaften, Literatur und Anthropologie des 18. Jahrhunderts. Neuere Publikationen: Singularität. Lektüren zu Botho Strauß, Würzburg 2001; Ich – jenseits der Sprache. Literatur, Anthropologie, Kultur. Budapest-Szeged 2004 (auf Ungarisch); Endre HÁRS, Wolfgang MÜLLER-FUNK, Ursula REBER, Clemens RUTHNER (Hg.), Zentren, Peripherien und kollektive Identitäten in Österreich-Ungarn, Tübingen 2006.

Waltraud **HEINDL**: Studium der Geschichte, Kunstgeschichte und Germanistik in Wien. Lehrt Geschichte der Neuzeit an der Universität Wien; von 1969–1991 wissenschaftliche Mitarbeiterin des Österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts; von 1997 bis 2001 Direktorin dieses Instituts. Forschungsschwerpunkte: Publikationen zu Bürokratie- und Beamten-geschichte, Frauen- und Geschlechtergeschichte, derzeit Mythen- und Heldenforschung.

Nicole L. **IMMLER**: Historikerin und Kulturwissenschaftlerin; Mitarbeiterin im Allgemeinen Entschädigungsfonds der Republik Österreich; 2003/04 im Brenner Archiv der Universität Innsbruck; 1999–2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Wittgenstein Archiv Cambridge. Neuere Publikation: Gedächtnisgeschichte. Ein Vergleich von Deutschland und Österreich in Bezug auf Pierre Noras Konzept der lieux de mémoire, in: Ian FOSTER, Juliet WIGMORE (Hg.), Neighbours and Strangers. Literary and Cultural Relations in Germany, Austria and Cultural Europe since 1989, Amsterdam–New York 2004, S. 173–196.

Rudolf **JAWORSKI**: Studium der Geschichte und Germanistik in Tübingen und Wien; 1984 Habilitation. 1986 Dozent am Institut für Osteuropäische Geschichte der Eberhard Karls-Universität Tübingen. Seit 1987 Professor für Osteuropäische Geschichte an der Christian-Albrechts-Universität in Kiel. Arbeitsschwerpunkte: Neuere Geschichte Polens und der böhmischen Länder; Geschichte der deutsch-polnischen und der deutsch-tschechischen Beziehungen; Nationsbildung, Minderheitenfragen und Gedächtniskulturen Ostmitteleuropas im 19. und 20. Jahrhundert.

Hildegard **KERNMAYER**: Studium der Germanistik und Romanistik. Lehrbeauftragte und Projektleiterin am Institut für Germanistik der Universität

Graz; Bücher und Beiträge zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Ästhetik, Alteritätstheorie, feministischen Literaturwissenschaft und Kulturwissenschaft. Neuere Publikation: Judentum im Wiener Feuilleton. Exemplarische Untersuchungen zum literarästhetischen und politischen Diskurs der Moderne, Tübingen 1998.

Helmut **KONRAD**: Studium der Geschichte und Germanistik in Wien. Habilitation an der Universität Linz. Seit 1984 Professor für Allgemeine Zeitgeschichte an der Universität Graz. Dekan der Geisteswissenschaftlichen Fakultät 1987 bis 1989, Rektor 1993 bis 1997. Gastprofessuren in den USA (Cornell), Kanada (Waterloo) und Italien (European University Institute, Firenze). 2000 bis 2005 Präsident des Österreichischen Akkreditierungsrats. Forschungs- und Publikationsschwerpunkte: Arbeitergeschichte, Kulturgeschichte.

Éva **KOVÁCS**: Studium der Ökonomie und Soziologie in Pécs und Budapest. Seit 1986 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Mitteleuropäische Studien (Teleki László Institut, Budapest); seit 1995 Gastprofessorin an der Universität Pécs. Neuere Publikationen: Felemás asszimiláció [The Ambivalence of Assimilation], Lilium Aurum, Somorja-Dunaszerdahely 2004; Mutatkozás. Zsidó Identitás Történetek [Presence – Jewish Life Histories], Múlt és Jövő Kiadó, Budapest 2002.

Jacques **LE RIDER**: Studium an der Ecole normale supérieure (1973–1977), an der Sorbonne (Germanistik) und am Institut d'Etudes politiques de Paris. 1990 bis 1999 Professor am Département d'études germaniques der Universität Paris VIII in Saint-Denis. Seit 1999 Directeur d'études an der Ecole pratique des Hautes Etudes (Lehrstuhl L'Europe et le monde germanique (époque moderne et contemporaine). Neuere Publikationen: Freud, de l'Acropole au Sinaï. Le retour à l'antique des modernes viennois, Paris 2002 [dt. Freud – von der Akropolis zum Sinai. Die Rückwendung zur Antike in der Wiener Moderne, Wien 2004]; Arthur Schnitzler ou La Belle Époque viennoise, Paris–Berlin, 2003; Malwida von Meysenbug (1816–1903). Une Européenne au XIXe siècle, Paris 2005.

Karin **LIEBHART**: Studium der Politikwissenschaft und Ethnologie; Postgraduate Studium am Institut für Höhere Studien und Wissenschaftliche Forschung, Wien; Lektorin an den Instituten für Politikwissenschaft der Uni-

versitäten Wien und Innsbruck; Projektmitarbeiterin am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien, Forschungs- und Arbeitsschwerpunkte: Politische Kulturen und Identitäten, Europäischer Integrations- und Erweiterungsprozess, Politischer Systemvergleich, Politische Mythen/Symbole/Rituale, Politisches Gedächtnis, Gender Studies, Qualitative Forschungsmethoden.

Oto **LUTHAR**: Studium der Geschichte und Soziologie an der Universität Ljubljana und der Freien Universität Berlin. Seit 2004 Ordinarius für Theorie der Geschichtsschreibung an der Universität Maribor. 1999–2000 Gastprofessor an der Yale University, New Haven. Seit 1992 Direktor des Wissenschaftlichen Forschungszentrums der Slowenischen Akademie der Wissenschaft und Künste.

Elena **MANNOVÁ**: Studium der Archivistik und Geschichte in Bratislava, 1976–1987 Archivarin, seit 1988 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Historischen Institut der Slowakischen Akademie der Wissenschaften in Bratislava. Neuere Publikationen: (Hg. gem. mit Moritz CSÁKY), *Collective Identities in Central Europe in Modern Times*, Bratislava 1999; *A Concise History of Slovakia* (Hg.), Bratislava 2000 [Russisch 2003, Slowakisch 2003, Slowenisch 2005].

Gertraud **MARINELLI-KÖNIG**: Studium der Slawistik und der Osteuropäischen Geschichte an der Universität Wien. Stipendienaufenthalte: Staatliche Universität Moskau 1972/73, University of North Carolina in Chapel Hill/USA 1976/77; Verlagslektorin (Hölder-Pichler-Tempsky, Manz) 1978–1980; 1980/81 am Österreichischen Kulturinstitut in Warschau, von 1982–2003 im Auslandsreferat der ÖAW beschäftigt sowie an der Kommission für Literaturwissenschaft. Seit 2004 Mitarbeiterin an der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte.

Helga **MITTERBAUER**: Studium der Germanistik und Kunstgeschichte an der Universität Graz, Lektorin an der Universität Graz, Gastprofessuren in Budapest und Zagreb; langjährige Mitarbeit am Spezialforschungsbereich (SFB) *Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900*. Neuere Publikationen: *Die Netzwerke des Franz Blei. Kulturvermittlung im frühen 20. Jahrhundert*, Tübingen 2003; *Ver-rückte Kulturen. Zur Dynamik kultureller Transfers*. (Hg. gemeinsam mit Federico Celestini), Tübingen 2003; *Übergänge und Verflechtungen. Kulturelle Transfers in Europa*. (Hg. gemeinsam mit

Gregor Kokorz), Bern [u.a.] 2004; Ent-grenzte Räume. Kulturelle Transfers um 1900 und in der Gegenwart (hg. gemeinsam mit Katharina Scherke), Wien 2005.

Lottelis **MOSER**: Studium der Geschichte und Germanistik; 1986–1993 Forschungsassistentin bei Prof. M. Csáky (FWF-Projekt: Herausgabe der Tagebücher Hermann Bahrs) und Lehrtätigkeit an der Karl-Franzens-Universität Graz; seit 1993 Mitarbeiterin der Österreichischen Akademie der Wissenschaften (ÖAW); seit 1996 Leiterin der Verwaltungsstelle für Stipendien & Preise der ÖAW; 2002 Promotion.

Wolfgang **MÜLLER-FUNK**: Germanist und Kulturphilosoph. Studium der Germanistik, Geschichte und Philosophie in München, Habilitation an der Univ. Klagenfurt. Lehrtätigkeit im In- und Ausland. 1999–2002 Professor für German Cultural Studies, Univ. Birmingham. Lehrtätigkeit an der Univ. Wien und der Diplomatischen Akademie. Leiter von diversen kulturwissenschaftlichen Forschungsprojekten. Neuere Publikationen: Die Farbe Blau (2000); (hg. mit Peter PLENER und Clemens RUTHNER), Die Kultur und ihre Narrative (2002); (hg. mit Cornelia KLINGER), Kakanien revisited (2002); Das Jahrhundert der Avantgarden (2004); Niemand zu Hause (2005).

Volker A. **MUNZ**: Studium der Philosophie, Volkswirtschaftslehre und Wirtschafts- und Sozialgeschichte in Mannheim, Swansea, London und Graz. 2001–2005 Mitarbeiter des SFB „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“ (Graz). Seit 2005 Leiter des FWF-Projektes „Ludwig Wittgenstein. The Whewell’s Court Lectures 1937–1947“ am Institut für Geschichte der Universität Graz. Neuere Publikationen: Satz und Sinn. Bemerkungen zur Sprachkonzeption Wittgensteins, Amsterdam–New York 2005; Sprache – Denken – Nation. Kultur- und Geistesgeschichte von Locke bis zur Moderne (gem. mit Katalin NEUMER), Wien 2005.

Andreas **PRIBERSKY**: Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Politikwissenschaft der Universität Wien (seit 2003). Von 1997 bis 2003 Leiter der Abteilung für Sozialwissenschaftliche Forschung am österreichischen Ost- und Südosteuropa Institut (OSI); von 1990 bis 1996 Leiter der Außenstelle Budapest des OSI. Lehrbeauftragter an den Instituten für Politikwissenschaft der Universität Wien, der Universität Innsbruck und der Sommerakademie der Universität Wien. Mitglied des internationalen Beirats der Hungarian

Review for Political Science, Vizepräsident der Central European Political Science Association (CEPSA, 2003–2006). Forschungsschwerpunkte: Mittel- und Osteuropa, EU-Erweiterung, Politische Kultur(en), Symbole und Rituale der Politik.

Lucjan **PUCHALSKI**: Studium der Germanistik an der Universität Wrocław/Breslau. Seit 1985 am Germanistischen Institut der Universität Wrocław. Gastprofessur 1996/1997 der Universität Wien, im Wintersemester 2003/2004 an der Karl-Franzens-Universität Graz. Forschungsschwerpunkte: Deutsche Literatur von der Aufklärung bis zur Gegenwart, Deutsch-polnische Literaturbeziehungen, Österreichische Literatur. Neuere Publikation: Edition der Dramen von Paul Weidmann (Die schöne Wienerin, Die Mütter), Wien 2004, (Edition Praesens TextBibliothek, Bd. 2).

Michael **RÖSSNER**: Studium der Übersetzer Ausbildung, der Romanistik und der Rechtswissenschaften an der Universität Wien. Seit 1991 Universitätsprofessor in München. Korrespondierendes Mitglied der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Obmannstellvertreter der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte. Forschungsschwerpunkte: Renaissance- und Barockliteratur, Literatur der Avantgarde und des frühen 20. Jahrhunderts. Neuere Publikationen: Lateinamerikanische Literaturgeschichte (hg.), Stuttgart 2002; Herausgeber (und Übersetzer) der Werkausgabe von Luigi Pirandello, 16 Bde., Berlin 1997–2001.

Otto G. **SCHINDLER**: 1971 Promotion in Theaterwissenschaft. 1967–2002 Mitglied des Instituts und Leiter der Fachbibliothek für Theaterwissenschaft an der Universität Wien, daneben Mitarbeit an der Theatersammlung der ÖNB; Institut für Publikumsforschung der ÖAW; Research Fellow SUNY; Kommissionsmitglied der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte. Arbeitsschwerpunkt: Vergleichende Theatergeschichte der Frühen Neuzeit. Neuere Publikationen: Commedia dell'arte, Sonderheft Maske und Kothurn (hg.), 50,3; I Gonzaga e l'Impero: Itinerari dello spettacolo (1560–1630), Florenz 2005 (Mitarb.).

Werner **SOLLORS**: Studium der Literaturwissenschaft in Berlin und New York, seit 1983 Professor für Anglistik, Afroamerikanistik und Komparatistik an der Harvard University, Mitglied der American Academy of Arts and Sciences (seit 2001), korrespondierendes Mitglied der Österreichischen

Akademie der Wissenschaften (seit 2005) und der Bayrischen Amerika-Akademie (seit 2000). Neuere Publikationen: *Neither Black nor White yet Both: Thematic Explorations of Interracial Literature*, 1997; *The Multilingual Anthology of American Literature*, (Mithg.), 2000.

Andrea **SOMMER-MATHIS**: Studium der Theaterwissenschaft und Romanistik (Italienisch) an der Universität Wien. 1984–2000 Mitarbeiterin der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte; seit 2000 Leiterin der Verwaltung des Historischen Instituts beim Österreichischen Kulturforum Rom. 1996–2002 Mitglied der core group „Italian opera in Central Europe“. Neuere Publikationen: „Tu felix Austria nube“. Hochzeitsfeste der Habsburger im 18. Jahrhundert, Wien 1994; Margret Dietrich, Zur Humanisierung des Lebens. Theater und Kunst. Ausgewählte Vorträge, Wien 2000 (hg. gem. mit Elisabeth GROSSEGER und Dorothea WEBER); Pietro Metastasio (1698–1782). Uomo universale. Festgabe der ÖAW zum 300. Geburtstag von Pietro Metastasio, Wien 2000 (hg. gem. mit Elisabeth Th. HILSCHER).

Monika **SOMMER-SIEGHART**: Studium der Geschichte und Fächerkombination mit Schwerpunkt Museums- und Ausstellungswesen. 1998–2000 Lehrgang für KuratorInnen am Institut für Kulturwissenschaften Wien. 1999–2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der ÖAW; 2002/03 Junior Fellow am IFK. Lehrbeauftragte an der Universität Klagenfurt und der Webster University Vienna. Seit 2003 Assistentin im Wien Museum. Neuere Publikationen: *Kulturerbe als soziokulturelle Praxis*, Innsbruck–Wien–Bozen 2005 (hg. gem. mit Moritz CSÁKY); *Imaging Vienna. Innensichten, Außensichten, Stadterzählungen*, Wien 2006 (hg. gem. mit Marcus GRÄSER, Ursula PRUTSCH).

Peter **STACHEL**: Studium der Geschichte, Europäischen Ethnologie und Philosophie an der Universität Graz, Promotion 1999, Habilitation für Neuere Geschichte 2005. Mitarbeiter des SFB Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900 in Graz von 1995–2004, seit 1999 Mitarbeiter der Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in Wien. Neuere Publikationen: (gem. mit Moritz CSÁKY), *Speicher der Gedächtnisses. Bibliotheken, Museen, Archive*, 2 Bde. (2000–2001); (gem. mit Moritz CSÁKY) *Die Verortung von Gedächtnis* (2001); *Mythos Heldenplatz* (2002); (gem. mit C. SZABÓ-KNOTIK), *Urbane Kulturen in Zentraleuropa* (2004).

Jaroslav **STRÍTECKÝ**: Professor für Soziologie und Philosophie an der Masaryk Universität Brunn/Brno, Tschechien. Ehemals Forschungsstipendiat des Instituts für Europäische Geschichte in Mainz (1976/68, 1981), Gastprofessuren in Salzburg (1993–95) und Innsbruck (1994–96). Forschungsschwerpunkte: Deutscher Liberalismus und seine Sublimierung in den Geisteswissenschaften, die zentraleuropäische und die russische Formalismusschule in der Literatur- und Musikwissenschaft, kollektive Identitäten; daneben Tätigkeit als Übersetzer.

Werner **SUPPANZ**: Studium der Rechtswissenschaften und der Geschichte an der Universität Graz. 1993–1995 Forschungsprojekt des Wissenschaftsministeriums (BMWFK) zur Geschichts- und Gedächtnispolitik im autoritären „Ständestaat“ und der frühen Zweiten Republik; 1996–2005 Mitarbeiter des Spezialforschungsbereichs (SFB) „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“ an der Universität Graz; Lektor an der Abteilung Zeitgeschichte des Instituts für Geschichte der Universität Graz; Forschungsschwerpunkte: Gedächtnis- und Identitätspolitik, politische Kultur, Kulturtheorie.

Werner **TELESKO**: Studium der Kunstgeschichte an der Universität Wien, 1988–1990 wissenschaftliche Tätigkeit am Österreichischen Historischen Institut in Rom, 1990–1993 Assistent des Kustos in den Kunstsammlungen des Benediktinerstiftes Göttweig (NÖ.), ab 1993 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Kunstgeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, 1993 Promotion, 2000 Habilitation über die Kunstpolitik Napoleons. APART-Stipendiat der ÖAW mit dem Projekt „Österreichische Identitäten im 19. Jahrhundert im Spiegel der bildenden Kunst“ von September 2002 bis August 2005. Seit September 2005 wissenschaftlicher Mitarbeiter der Kommission für Kunstgeschichte der Österreichischen Akademie der Wissenschaften.

Philipp **THER**: Studium der Geschichte, Soziologie und Politikwissenschaft in Regensburg, München, Georgetown und Berlin. 1997 Promotion an der FU Berlin, 1997/98 Kennedy-Fellow in Harvard, 1998–2002 wissenschaftlicher Mitarbeiter am Zentrum für Vergleichende Geschichte Europas in Berlin, seitdem Juniorprofessor an der Europa-Universität in Frankfurt/Oder. Neuere Publikationen: Deutsche und polnische Vertriebene: Gesellschaft und Vertriebenenpolitik in der SBZ/DDR und in Polen 1945–1956, Göttingen 1998; In der Mitte der Gesellschaft. Operntheater in Zentraleuropa 1815–1914, Wien 2006.

Ulrich **TRAGATSCHNIG**: Studium der Kunstgeschichte in Graz. 1997–2003 wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Spezialforschungsbereich „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“. Lehrbeauftragter und freier Kunstkritiker. Neuere Publikation: Sinnbild und Bildsinn. Allegorien in der Kunst um 1900, Berlin 2004.

Eva **TROPPE**: Studium der Geschichte und Romanistik in Graz und Paris. Diplom über Roland Barthes. 2002–2003 Lektorin am Institut für Romanistik in Graz; seit 2003 wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Geschichte in Graz; 2004/05 Junior Fellow am IFK. Neuere Publikation: Das Medium Ansichtskarte und die Genese von Kulturerbe. Eine visuelle Spurenlese am Beispiel der Stadt Graz, in: Moritz CSÁKY, Monika SOMMER (Hg.), Kulturerbe als soziokulturelle Praxis, Innsbruck–Wien–Bozen 2005.

Heidemarie **UHL**: Historikerin und Kulturwissenschaftlerin an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften, Kommission für Kulturwissenschaften und Theatergeschichte (Forschungsprogramm „Orte des Gedächtnisses“). Zuvor Mitarbeiterin der Abteilung Zeitgeschichte der Universität Graz und des Spezialforschungsbereichs „Moderne – Wien und Zentraleuropa um 1900“; 1999/2000 Research Fellow am IFK; 2006 Forschungsaufenthalt am Berliner Kolleg für Vergleichende Geschichte Europas (BKVG). Lehraufträge an den Universitäten Wien und Graz. Veröffentlichungen u.a. zu Memory Studies, Gedächtnis und Identität der Zweiten Republik im internationalen Vergleich.

Bernd **WEILER**: wissenschaftlicher Mitarbeiter am Karl-Mannheim-Lehrstuhl für Kulturwissenschaften, Zeppelin University, Friedrichshafen. Forschungen und Veröffentlichungen zur Theorie und Geschichte der Soziologie und Ethnologie, Wissenssoziologie, Immigrationssoziologie und Wirtschaftssoziologie. Neuere Publikationen: (hg. gem. mit Nico STEHR und Christoph HENNING), The Moralization of the Markets, New Brunswick 2005; DIES. (Hg.), Who Owns Knowledge?, New Brunswick 2006. Derzeit Arbeit an einer Monographie über den Soziologen Ludwig Gumplowicz.

Gotthart **WUNBERG**: Bis 1996 Professor für Neuere Deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Tübingen; 1996 bis 2004 Direktor des IFK (Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften) in Wien. Neuere Publikation: Jahrhundertwende, Studien zur Literatur der Moderne, Tübingen 2001.

Helene **ZAND**: Studium der Geschichte, Philosophie und Soziologie; 1992–2000 Projektmitarbeiterin am SFB „Moderne – Wien und Zentraleuropa“ um 1900, Graz (FWF-Projekt: Herausgabe der Tagebücher Hermann Bahrs), 1999 Promotion; 2000–2005 Assistentin der Geschäftsleitung in Kulturunternehmen; seit 2005 Unternehmensberaterin. Neuere Publikation: Identität und Gedächtnis. Die Ausdifferenzierung von repräsentativen Diskursen in den Tagebüchern Hermann Bahrs, Tübingen–Basel 2003.

Personenregister

- Acham, Karl 442
Adler, Guido 132–139, 318
Adorno, Theodor W. 141, 337, 385
Albee, Edward 385
Aldenburg, Roger von 361
Alewyn, Richard 397–398
Alexander der Große 105
Alfons XIII., König von Spanien 46
Alkibiades 105
Alt, Rudolf von 124, 127
Altenberg, Peter 164
Amerling, Karel Slavoj 434
Amselle, Jean-Loup 327
Anderson, Benedict 47, 159
Appadurai, Arjun 328
Appelfeld, Aharon 335, 338–339
Árpád 47
Assmann, Aleida 26–27, 29
Assmann, Jan 27, 29, 76, 164, 400
Atget, Eugène 173
Ayrenhoff, Cornelius von 252

Baberowski, Jörg 63
Bach, Johann Sebastian 137
Bacon, Francis 45
Baedeker, Karl 217, 219, 221
Bahr, Hermann 329, 389–395

Bartels, Adolf 246
Barthes, Roland 171–172, 174, 177–180,
182–184, 209, 384
Bauer, Otto 119
Bauer, Wolfgang 239
Baule, Bernhard 239
Bauman, Zygmunt 337
Baumkircher, Andreas 196
Bayly, Christopher 293
Beethoven, Ludwig van 116, 134,
136–137, 433
Bekker, Paul 409–413
Benjamin, Walter 19, 48, 169
Bergel, Hans 353–360
Berlin, Isaiah 46
Berlioz, Hector 428
Bernhard, Thomas 85
Beust, Friedrich Ferdinand Graf von
361
Bezecny, Emil 135
Bhabha, Homi 272, 274–275, 326
Biancolelli, Domenico 417
Biegeleben, Ludwig von 361
Bismarck, Otto von 364
Bizet, Georges 428
Bloch, Ernst 295
Blondel de Nesle von Arras 93

- Blum, Robert 361
 Blumenberg, Hans 78–79
 Boas, Franz 285
 Bodi, Leslie 251, 254
 Břetislav 432
 Boltzmann, Ludwig 199
 Bonicelli, Giovanni 417–418
 Borromäus, Karl Kardinal 39
 Borsò, Vittoria 182
 Bourdieu, Pierre 45, 163
 Brassart, Johannes 135
 Bratranek, Franz Thomas 262
 Braudel, Fernand 60
 Breth, Andrea 380
 Breuer, Josef 392
 Broch, Hermann 95
 Brockhaus, Friedrich Arnold 375
 Broszat, Martin 62
 Brunner, José Joaquín 275
 Brutus 107
 Bühler, Karl 318
 Bülow, Bernhard von 361
 Bürger, Leopold 420
 Busoni, Ferruccio 318
 Butler, Judith 389, 392–393

 Čacká, Marie 431
 Caesar 400
 Cankar, Ivan 201, 327
 Carlyle, Thomas 49–50, 109
 Casanova, Pascale 376
 Cäsar, Gaius Julius 105
 Cato 107
 Čelakovský, František Ladislav 431
 Christo (Christo Vladimirov Javacheff) 77
 Chrysander, Friedrich 131
 Churchill, Sir Winston 88

 Cicero 105
 Coriolan 105, 107
 Corneille, Pierre 105
 Cotticelli, Francesco 418
 Cromwell, Oliver 50
 Csáky, Moritz 12–13, 15, 29, 37, 55, 59–61, 63, 65, 69, 81, 90, 101, 199, 202, 249, 257, 269, 272, 279, 287, 293, 298, 304, 307, 322, 437–439, 442, 445–446
 Czeike, Felix 373

 Dahlen von Orlaburg, Franz Ritter 260
 D'Albert, Eugen 409
 Davie, Grace 40
 Deleuze, Gilles 272, 328
 De•man, Jo•e 187
 Demosthenes 105
 Derrida, Jacques 87, 326, 328
 Descartes, René 271
 Deutsch, Karl W. 335–336
 Dietrich, Anton 377
 Diner, Dan 28
 Dobrovský, Josef 431
 Dollfuß, Engelbert 113–114, 120
 Dufay, Guillaume 135
 Dunstable, John 135
 Durkheim, Émile 302–303, 322

 Eberlin, Johann Ernst 133
 Ehrenfels, Alma Johanna Freifrau von 144
 Ehrenfels, Bernhard Freiherr von 144
 Eisenstadt, Shmuel Noah 337–338
 Elias, Norbert 336–338, 340
 Eliška, Přemyslovna 432

Elisabeth, Kaiserin von Österreich
 (Sisi) 93–94, 96–98, 246
 Elizabeth II., Königin von England
 20
 Eminescu, Mihai 343
 Ender, Thomas 127
 Eötvös, József von 299
 Erasmus, von Rotterdam 105
 Ernst Ludwig, Großherzog von
 Hessen-Darmstadt 390
 Esterházy, Paul 139
 Esterházy, Péter 16, 22–23
 Eugen von Savoyen, Prinz 93, 118–119
 Evans, Walker 173
 Evans-Pritchard, Edward E. 323

 Fabiani, Maks 199
 Feichtinger, Johannes 63
 Feldman, Carol 151
 Fellner, Ferdinand 60, 366
 Ferrero-Waldner, Benita 76
 Figdor, Wilhelm 153
 Firth, Raymond 321, 323
 Fischer, Hans R. 244
 Fischer, Joschka 78
 Fischer, Ludwig Hans 366
 Fischer von Erlach, Johann Bernhard
 115, 119
 Fischer, Wilhelm 138
 Fischer-Lichte, Erika 392
 Flotzinger, Rudolf 438, 442
 Foreman, Richard 383
 Fortes, Meyer 317–319, 321, 324
 Fortes, Sonia 324
 Foucault, Michel 383–384, 387
 Francisci, Ján 231
 Frank, Manfred 47
 Franz I., Kaiser von Österreich 106–
 107, 361
 Franz II. (I.), römisch-deutscher
 Kaiser 124, 128
 Franz Joseph I., Kaiser von Österreich
 93–103, 432
 Franz Joseph I., österreichischer Kaiser
 125
 Franz Joseph, Kaiser von Österreich
 282
 Frazer, James George 308
 Frege, Friedrich Ludwig Gottlob 310
 Freud, Sigmund 45, 297–304, 342, 392
 Friedländer, Saul 193
 Friedrich II., Herzog von Österreich
 124
 Friedrich II., König von Preußen 133
 Friedrich III., römisch-deutscher
 Kaiser 196

 Gagern, Friedrich von 195–196, 202
 Gagern, Max von 361
 Galeano, Eduardo 274
 Gallus, Jacobus 135
 Garborg, Arne 366
 Gauermann, Friedrich 125–126
 Gautsch, Paul von 137
 Geiger, Arno 93
 Gellner, Ernest 46
 Genep, Arnold van 400
 George, Stefan 329
 Geramb, Viktor von 237
 Geyer, Michael 38
 Giesen, Bernhard 338
 Glaser, Eduard 281–283, 285–287
 Glissant, Édouard 328
 Goethe, Johann Wolfgang von
 78–79, 225, 252, 325, 392
 Goisern, Hubert von 240

- Goltschnigg, Dieter 438
 Gorbach, Alfons 241
 Gosewinkel, Dieter 62
 Gräf, Anna 141
 Graf, Friedrich Wilhelm 38
 Greenblatt, Stephen 162
 Gregorovius, Ferdinand 363
 Griesser-Pečar, Tamara 189
 Grillparzer, Franz 50–51, 124, 375, 433
 Grogger, Paula 237
 Grün, Anastasius (Anton Graf Auersperg) 128, 200, 261
 Guattari, Félix 272, 328
 Gumplowicz, Ludwik 201
 Gusenbauer, Alfred 75, 78

 Habermas, Jürgen 26, 293
 Hackel, Franz 249
 Hadwich, Joseph Franz von 416, 420, 423
 Hagen, William 62
 Hahn, Eva 63
 Haider, Jörg 240
 Hajnóczy, József 256
 Halbwachs, Maurice 27, 151, 156
 Hall, Stuart 159, 327
 Haller, Rudolf 151, 313, 438–439, 442
 Halm, Friedrich 375
 Hamdani, al-, al-Hasan 283
 Hamsun, Knut 366
 Handke, Peter 387
 Hanisch, Ernst 32, 237
 Hanka, Václav 434
 Hannerz, Ulf 328
 Hanslick, Eduard 133, 137, 427
 Hansson, Ola 366

 Hartel, Wilhelm Ritter von 366
 Harvey, David 327
 Hasch, Carl 128
 Haslinger, Tobias 136
 Hasselriis, Louis 246
 Havel, Václav 85
 Haydn, Joseph 134, 136
 Hayes, Carlton 37
 Heine, Heinrich 243–246
 Hellmer, Hermann 366
 Helmer, Hermann 60
 Herdan, Johannes [Pseud. f. Alma Johanna Koenig] 144
 Herdan, Susanne 144
 Herder, Johann Gottfried 252, 326, 345–348, 350
 Herter, Ernst 246
 Hervieu-Léger, Danièle 40
 Herzen, Alexander 362–363, 365
 Herzen, Olga 365
 Herzfeld, Marie 366–367
 Herzl, Theodor 283
 Heß, Ignaz Mathes von 250
 Hildebrand, Dietrich von 118, 121
 Hildebrandt, Johann Lukas von 115, 119
 Hitler, Adolf 15, 19, 22, 45, 93, 187, 198, 200–201, 284, 356
 Hlaváček, Michal 231
 Hlinka, Andrej 229
 Hobsbawm, Eric 47
 Hochstetter, Ferdinand von 128
 Hoddis, Jakob von (Hans Davidsohn) 386
 Hodjak, Franz 353–354, 357–360
 Hofer, Andreas 110
 Hoffmann, Leopold Aloys 256
 Hofmann, Leopold von 361

- Hofmannsthal, Hugo von 292, 329, 366, 390
Hofstra, Sjoerd 317–318, 321
Hölderlin, Friedrich 48
Höller, Hans 148
Holmes, Oliver Wendell 172
Holtei, Karl von 375
Homer 105
Horkheimer, Max 337
Hormayr, Josef von 374
Hormayr, Joseph Freiherr von 107–112, 259, 260
Hornbostel, Erich von 318
Hostinský, Otakar 427, 428
Hugo, Victor 294, 407, 408
Hume, David 311
Humperdinck, Engelbert 409
- Iselin, Isaak 347, 348, 349
- Jacobsen, Jens Peter 366
Jadot de Ville-Issey, Jean Nicolas 221
Janik, Allan 157
Jaworski, Rudolf 61
Jeanne-Claude (Jeanne-Claude Denat) 77
Jefron, I. A. 375
Jelinek, Elfriede 379, 382–384
Jellinek, Georg 303
Jitka 432
Johann, Erzherzog 127, 173, 237, 239
Joseph II., Kaiser von Österreich 346
Joseph II., römisch-deutscher Kaiser 93, 227, 249, 251–252
Joyce, James 144, 269
Judt, Tony 16, 27
Jungmann, Josef 431
- Kádár, János 205
Kafka, Franz 289
Kafka, Helene 141
Kant, Immanuel 173, 308
Kapfhammer, Franz Maria 238
Kappeler, Andreas 63
Karl der Große 115
Karl, Erzherzog 219–220
Karl I., Kaiser von Österreich 95, 284
Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 432
Karl V., römisch-deutscher Kaiser 106
Karl VI., römisch-deutscher Kaiser 106, 114
Kelsen, Hans 297–298, 300–301, 303–304
Kennedy, Jacqueline 166
Kennedy, John F. 166
Kerr, Alfred 246
Kerschbaumer, Marie-Thérèse 141–144, 147, 148
Killy, Walter 374
Kinkel, Gottfried 363
Kinkel, Johanna 362
Klaczko, Julian von 365
Klaren, Georg C. 407
Kleist, Heinrich 47
Kleist, Heinrich von 433
Klettenhammer, Sieglinde 147
Klimt, Gustav 154, 221, 407
Klopstock, Friedrich Gottlieb 47
Knigge, Volkhard 28
Koenig, Alma Johanna 141, 143–146
Koenig, Karl 144
Kollár, Ján 430
Kolschitzky, Georg Franz 280
Koren, Hanns 239
Korff, Gottfried 161

- Kossuth, Lajos 225, 230, 362
 Kracauer, Siegfried 178–179, 181
 Krainer, Josef, sen. 239
 Kraus, Karl 94–95
 Kreisky, Bruno 282
 Kundera, Milan 325, 330
 Kunke, Stefanie 141
 Kuper, Adam 322
 Kuper, Hilda (Hilda Beemer) 317, 321

 Lach, Robert 318
 Lanckoronski-Brzezic, Karl Graf 366
 Lawrence, Thomas Edward 284
 Le Bon, Gustave 302
 Leinhaas, Johann 417
 Lenau, Nikolaus 261
 Lenbach, Franz von 366
 Lenin, Wladimir Iljitsch 38
 Leonidas 107
 Leopold I., römisch-deutscher Kaiser 114
 Leopold II., römisch-deutscher Kaiser 106
 Leopold III., Markgraf 47
 Lermontov, Michail Jurevič 371, 376
 Lessing, Gotthold Ephraim 252
 Lhotsky, Alphons 196
 Libussa (Libuše) 110
 Lichtenberg, Georg Christoph 309
 Lie, Jonas 366
 Liessmann, Konrad Paul 148
 Liliencron, Rochus von 134
 Linton, William James 363
 Lipsius 105
 Liszt, Franz 428
 Loewe, Carl 377
 Lueger, Erasmus 196

 Lutz, Petra 160
 Lux, Joseph August 116
 Lyotard, Jean-François 13, 26, 87, 297, 304

 Mach, Ernst 297–298, 300–301, 303–304, 307–313, 392, 394
 Magris, Claudio 50, 98
 Mahler, Gustav 413
 Mair, Lucy 323
 Makart, Hans 102, 366
 Malinowski, Bronislaw 285, 317–319, 321–324
 Manto, Sa'adat Hassan 289, 291–292, 295
 Mantuani, Josef 135, 139
 Marchart, Oliver 31
 Maria Theresia, Königin 93, 108
 Mariássy, Adam 225
 Marsch, Emanuel 127
 Martín-Barbero, Jesús 275
 Martinovic, Ignác 256
 Martinovics, Ignác 346
 Marx, Karl 46, 49, 52
 Mauthner, Fritz 300, 307–312
 Mautner, Fritz 275
 Maximilian I., römisch-deutscher Kaiser 93, 108
 May, Karl 216
 Mazzini, Guiseppe 362
 Medgyessy, Péter 78, 79
 Meister Paul, von Leutschau 231, 233
 Merleau-Ponty, Maurice 393
 Metternich, Clemens Wenzel Lothar Graf 427
 Metzger, Franziska 39, 40
 Meysenbug, Louis Carl Rivalier von

- 361
 Meysenbug, Malwida von 361–367
 Meysenbug, Otto Rivalier von 361
 Mignolo, Walter 274
 Millot, Claude François Xavier 346–347
 Molière, Jean-Baptiste 105, 417
 Monn, Georg Matthias 134
 Monod, Gabriel 364–365
 Morrison, Toni 21
 Mozart, Leopold 133
 Mozart, Wolfgang Amadeus 93, 96–97, 116, 134, 136, 408, 411
 Mück, Antonie 141
 Mühlbacher, Engelbert 138
 Müller, Adolf 420
 Müller, David H. 282
 Müller, Heiner 387
 Munsch, Leopold 128
 Muschg, Adolf 15, 23
 Musil, Alois 281, 283–287
 Musil, Robert 50, 85–86, 115, 118, 269–271, 273, 275, 283, 305

 Nadel, Lisbeth 324
 Nadel, Siegfried F. 317–319, 321–324
 Napoleon Bonaparte 220, 221
 Napoleon, Buonaparte 50, 51, 106
 Napoleon I. Bonaparte 79, 124
 Napoléons III., Kaiser von Frankreich 364
 Naumann, Michael 353
 Nehru, Jawaharlal 294, 295
 Neuber, Friederike Karoline 420
 Nietzsche, Friedrich 271, 301, 390, 392, 394, 409–412, 428
 Nipperdey, Thomas 57

 Nora, Pierre 29, 40
 Nouss, Alexis 327
 Nyíri, Kristóf 298

 Oberg, Kalervo 317
 Obermüllner, Adolf 128
 Obodovskij, Platon Grigor’evič 374–375
 Ockhegam, Johannes 135
 Oechslin, Werner 398
 Olbrich, Josef Maria 390
 Orbán, Viktor 78
 Ostermaier, Albert 387
 Ott, Elfriede 420
 Otto I., römisch-deutscher Kaiser 115
 Ottokar I. Přemysl, König von Böhmen 110
 Ottokar I. Přemysl 220
 Ottokar, König von Böhmen 51

 Pachelbel, Johann 133
 Palacký, František 429, 432
 Pandolfi, Vito 418
 Pargfrider, Josef 51
 Paz, Octavio 47
 Pearce, Susan M. 162
 Peisker, Jan 201
 Peithner, Eduard Edler von Lichtenfels 128
 Peter, Friedrich 32
 Petöfi, Sandor 47
 Pezzl, Johann 128, 264
 Pfitzner, Hans 409
 Piave, Francesco Maria 408
 Pichler, Caroline 109, 124
 Pieper, Josef 398
 Plečnik, Jože 199, 200
 Plochl, Anna 237

- Plutarch 105–108, 110–111
 Pochat, Götz 438
 Poděbrady, Georg von 432
 Pokorný, Zoltán 78
 Pomian, Krzysztof 168, 170
 Portisch, Hugo 75
 Prandstetter, Martin Joseph 249
 Prešeren, France 200
 Pregl, Fritz 198
 Prokesch-Osten, Anton von 364
 Prokop, der Große 432
 Puškin, Aleksandr Sergeevič 371, 373
 Pulszky, Ferencz Aurel 362
 Pulszky, Therese 362
 Putnam, Miss 321
- Racine, Jean 105
 Radcliffe, Cyril 295
 Radcliffe-Brown, Alfred R. 322
 Raimund, Ferdinand 374, 376
 Rank, Otto 49
 Raupach, Hermann Friedrich 375
 Redlich, Oswald 119
 Reinhardt, Max 390
 Ressel, Joseph 198
 Reutter, Georg d.J. 134
 Rezzori, Gregor von 340
 Ribičič, Mitja 198
 Richard I., Löwenherz, englischer König 93
 Richards, Audrey 323
 Richter, Carl 416, 423
 Richter, Elise 141
 Richter, Helene 141
 Riegl, Alois 136, 300
 Riemann, Hugo 133, 134, 138
 Rittner, Thaddäus 327
 Röggl, Kathrin 384
- Rosegger, Peter 243–246
 Rossi, Aldo 398
 Roth, Josef 50
 Roth, Joseph 95, 96
 Rudolf I., römisch-deutscher Kaiser 51, 107, 108
 Rudolf, Kronprinz 219
 Rudolf von Habsburg, Kronprinz 434
 Russell, Bertrand 310
 Ruthner, Anton Edler von 128
- Sabina, Karel 429
 Sachau, Eduard 282
 Sachs, Curt 318
 Sachs, Hans 106
 Saddam, Hussein 73
 Said, Edward 279–282, 286
 Sandberger, Adolf 133
 Saphir, Moritz Gottlieb 376
 Schaukal, Wolfgang, von 239
 Schenk, Eduard 375
 Schiller, Friedrich 123, 225, 375
 Schilling, Árpád 381
 Schindler, Emil Jakob 128
 Schlick, Moritz 318
 Schlingensief, Christoph 382
 Schlögel, Karl 69
 Schmidt, August 373–375
 Schmidt, Franz 407
 Schmidt, Wilhelm 285
 Schmitt, Carl 51
 Schönberg, Arnold 413
 Schönerer, Georg von 244
 Schreker, Franz 407–413
 Schreyvogel, Joseph 252
 Schubert, Franz 137
 Schuschnigg, Kurt 113, 114, 120
 Schüssel, Wolfgang 74

- Schweninger, Carl d.Ä. 125
 Seelos, Gottfried 125
 Seipel, Ignaz 113
 Seligman, Charles G. 318
 Shakespeare, William 105, 386
 Sheehan, James 62
 Simmel, Georg 336, 339, 390, 391
 Sittewald, Philander, von 215
 Sixtus, Prinz von Bourbon-Parma 284
 Sjögren, Andreas 155, 158
 Sjögren, Cecilia 155, 156, 158
 Sjögren, Clara 156
 Sloterdijk, Peter 379
 Smetana, Bedřich (Friedrich) 427–430, 432, 434
 Smith, Anthony D. 434
 Smythies, Yorick 308
 Sonnenfels, Joseph von 251, 252, 254, 255, 415, 416
 Sontag, Susan 209
 Sperber, Manes 95
 Spitta, Philipp 134
 Sporck, Franz Anton Reichsgraf von 415
 Stachel, Peter 63
 Stalin, Jossif Wissarionowitsch 38, 356
 Stamitz, Johann 134
 Stefan, Josef 198
 Steigentesch, August Ernst von 252
 Stein, Gertrude 383
 Steiner, Rudolf 434
 Steinfeld, Franz d.J. 126
 Steman, Nicholas 384
 Stepan, Karl Maria 237, 241
 Stephan der Heilige, König von Ungarn 110
 Stephan I. (István) 47
 Šternberk, Jaroslav von 432
 Štíh, Peter 201
 Stonborough, Françoise 158
 Stonborough, Pierre 155–158
 Stonborough, Thomas 156
 Straube, Emanuel 371–373
 Strauss, Johann (Sohn) 96
 Strauß, Martin 77
 Strauss, Richard 409
 Stricker, Toni 240
 Ströhle, Karl-Heinz 77
 Strzygowski, Josef 318
 Štúr, Ľudovít 231, 232
 Svobodová, Boislava 431
 Swoboda, Hannes 75
 Szüsc, Jenő 58
 Tagore, Rabindranath 294
 Talbot, Henry William Fox 172
 Taylor, Charles 37
 Te Heesen, Anke 160
 Tegetthoff, Wilhelm von 282
 Thomaszewich, Peter 374
 Todorova, Maria 280
 Told, Franz Xaver 128
 Trabant, Jürgen 292
 Treitschke, Heinrich von 361
 Trimmel, Franz Joseph 125
 Troebst, Stefan 63
 Trotzki, Leo 45, 46, 51, 52
 Trzeciakowski, Lech 62
 Tschchow, Anton 386
 Turgeon, Laurier 326
 Twardowsky, Johannes 376
 Uhl, Heidemarie 63
 Unowsky, Daniel L. 102

- Valvasor, Johann Weichard Freiherr von 196
 Vasconcelos, José 274
 Verdi, Giuseppe 408
 Vergil 105
 Versegby, Ferenc 256, 345–351
 Vertinskij, Aleksandr Nikolaevič 371
 Veuillot, Louis 361
 Villette, Charles de 108
 Vinci, Leonardo da 366
 Vocolka, Karl 60
 Vogl, Anna 374
 Vogl, Johann Nepomuk 371, 373–377
 Voltaire, François Marie Arouet 347, 348
 Voltaire, François-Marie 108
 Voltaire, François-Marie 108

 Wagenseil, Georg Christoph 134
 Wagner, Gunter 317
 Wagner, Otto 221, 366
 Wagner, Richard 51, 390, 409, 411–413, 427, 428
 Waldheim, Kurt 28, 32, 73, 78
 Waldorf, Günter 239
 Warsberg, Alexander von 364, 365
 Wehler, Hans-Ulrich 57
 Weichlein, Siegfried 38, 39
 Weininger, Otto 411, 414
 Weißenthurn, Johanna von 375
 Weizsäcker, Richard von 28
 Wenzel (Václav), Herzog von Böhmen 47
 Westermann, Dietrich 318
 Wieland, Christoph Martin 252
 Wilde, Oscar 383, 407
 Wildgans, Anton 116, 117, 118
 Wilhelm II., deutscher Kaiser 99
 Wilson, Godfrey 317
 Wilson, Monica (Monica Hunter) 317, 320
 Winkler, Heinrich August 57
 Winterhalter, Franz Xaver 97
 Wittgenstein, Helene 155, 158
 Wittgenstein, Hermine 149–156, 158
 Wittgenstein, Karl 150–151, 155–156
 Wittgenstein, Ludwig 149–151, 154–155, 289, 297, 304, 307–311, 313
 Wittgenstein, Margarete 154–156
 Wittgenstein, Paul 153–154, 157
 Wurzbach, Constant von 259–266, 372–374
 Zemlinsky, Alexander 407
 Zernack, Klaus 56, 58, 62
 Zimmer, Oliver 38
 Zimmermann, Albert 128
 Zita, Kaiserin von Österreich 284
 •i•ka, Jan 432
 Zweig, Stefan 50, 95
 Zwingli, Huldreich 39